Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Länder- und Völkerkunde.

Digitized by Google

Illustrierte
Länder- und Völkerkunde

Populäre Schilderung

aller Länder und Völker der Erde

unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Entdeckungsreisen

von

Nansen, Nordenskjöld, Kane, Mac Clintock, Schlagintweit,
Hedin, Barth, Livingstone, Stanley, Schweinfurth,
Nachtigal, Stuart, Leichardt u. a.

— Herausgegeben —

von

Gustav A. Ritter.

— Mit vielen schwarzen und farbigen Original-Illustrationen. —

Berlin SO.

Verlagsdruckerei Merkur.

· 1904 ·

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

GN
330
R57

Vorwort.

Unſer gegenwärtiges Zeitalter der Elektrizität zwingt den Blick in die Weite. Auch der notgedrungen an der Scholle haftende Menſch fühlt heutzutage das Bedürfnis, etwas von der Welt außerhalb ſeines kleinen Geſichtskreiſes zu erfahren, und die ſo oft verlachte und verſpottete Reiſewut unſerer Tage iſt nichts anderes, als ein Ausfluß des Dranges, viel zu ſehen, viel zu hören, viel kennen zu lernen. Das iſt nun einmal der Zug der Zeit, der jeden in Mitleidenſchaft zieht, er mag wollen oder nicht, und das dem gegenwärtigen Zeitalter ſein beſtimmtes Gepräge aufgedrückt hat.

Heutzutage lieſt jeder ſeine Zeitung, die ihm tagtäglich die Nachrichten von nah und fern zuträgt, auf der einen Seite die banalſten Dinge aus ſeiner nächſten Umgebung, auf der andern die ſeltſamſten Vorkommniſſe bei unſeren Antipoden auf der andern Hälfte der Erdkugel. Und die letzteren Nachrichten fangen mehr und mehr an, jedermann zu intereſſieren, ſeit auch das Deutſche Reich in den Wettbewerb um den Kolonialbeſitz in fremden Erdteilen mit eingetreten iſt. Die Zeiten ſind längſt vorüber, wo der Dichter Goethe ſeinen Kleinbürger ſprechen laſſen konnte: Nichts Beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei, wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinander ſchlagen. Heute iſt die Türkei nicht mehr weit, und die Länder jenſeits des Ozeans ſind es auch nicht mehr, denn man erreicht ſie jetzt in ebenſo vielen Tagen, als man früher Wochen brauchte, um den Weg zurückzulegen. Und dieſe Länder intereſſieren den Leſer jetzt häufig mehr, als die Zuſtände der Heimat, dank der ſchnellen Vermittelung durch den elektriſchen Funken, der die Nachrichten von dorther über Länder und Ozeane trägt.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß dieſer Nachrichtendienſt ſich auf trockene, lakoniſche Meldungen beſchränken und es dem Leſer überlaſſen muß, über

Digitized by Google

den Schauplatz und alles andere sich anderweit zu informieren. Diesem Zwecke nun will unser Buch dienen. Es bringt in übersichtlicher Weise eine Schilderung aller Länder und Völker der Erde und gibt über dieselben jede wünschenswerte Auskunft, nicht in tabellarischer oder statistischer Form, sondern in allgemein verständlicher, klarer Darstellung, die das Lesen zum Vergnügen machen soll. Allerdings mußte in Anbetracht des so ungeheuer umfangreichen Stoffes äußerste Kürze angewendet und die Auswahl sehr sorgfältig getroffen werden, damit kein Land, kein Volk, und wäre es noch so winzig, unberücksichtigt bliebe, und alles, was für Land und Volk charakteristisch erscheint, wurde in kurzer, klarer Form mitgeteilt.

Ein flüchtiger Blick in das Buch zeigt aber auch, daß die fremden Erdteile in dieser Beziehung ausführlicher behandelt worden sind, als Europa. Dies erschien durch den Umstand geboten, daß das Verhältnis derselben zu unserem heimischen Erdteil in der Gegenwart teilweise ein anderes geworden ist, als es noch vor nicht langer Zeit war. Teils sind die Länder durch unablässige neue Forschungen näher bekannt geworden, teils sind zahlreiche Verschiebungen, auch im Besitzwechsel, eingetreten, und das alles mußte berücksichtigt werden, um das Bild so richtig und genau wie möglich zu zeichnen. Vieles davon hat sich sogar erst in jüngster Zeit vollzogen, und es erscheint heute schon veraltet, was noch vor wenigen Jahren darüber veröffentlicht worden ist. Wir weisen nur auf die Ereignisse in China hin, die noch mannigfache Umgestaltungen in Ostasien im Gefolge haben werden; auf die Vergewaltigung der Burenrepubliken in Südafrika; auf den letzten spanisch-amerikanischen Krieg, der den spanischen Kolonialbesitz sowohl in der ostasiatischen Inselwelt wie in Westindien wieder wesentlich verringert und die Ausdehnung der Vereinigten Staaten in demselben Maße vergrößert hat u. s. w.

Daß das Auftreten des Deutschen Reiches als Kolonialmacht und sein Konialbesitz in Afrika und Ozeanien besonders ausführlich behandelt worden ist, wird ja wohl niemand als einen Fehler unseres Buches ansehen. Wir glauben im Gegenteil, daß es vielen willkommen sein wird, einen Einblick in die Verhältnisse unserer Kolonien zu gewinnen und kennen zu lernen, was sie uns sind und welche Bedeutung für unser Vaterland sie in Zukunft noch gewinnen können.

In allem übrigen möge unser Buch für sich selbst sprechen.

G. A. B.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V
Einleitung 1

Europa.

Allgemeines 17
Mitteleuropa 29
Das Deutsche Reich 32
Norddeutschland 35
Süddeutschland 37
Die Volksstämme des Deutschen Reiches 38
Das Kaisertum Österreich-Ungarn 45
Die österreichischen Kronländer 45
Die ungarischen Kronländer 50
Die Schweiz 52
Fürstentum Liechtenstein 55
Nordeuropa 56
Skandinavien 56
Die Einteilung Skandinaviens 62

Digitized by Google

Seite

Das Königreich Dänemark 63
Das Hauptland 63
Die Nebenländer 64
Die Färöer 64
Island 66

Westeuropa 70

Die Britischen Inseln 70
England 70
Schottland 71
Irland 73
Das Königreich der Niederlande 75
Großherzogtum Luxemburg 78
Königreich Belgien 79
Republik Frankreich 82
Fürstentum Monaco 88

Südeuropa 89

Die Pyrenäen-Halbinsel 89
Das Königreich Spanien 90
Das Königreich Portugal 96
Die Republik Andorra 98
Die Apenninen-Halbinsel 99
Das Königreich Italien 99
Die Republik San Marino 106
Die Balkan-Halbinsel 107
Die europäische Türkei 110
Das Königreich Griechenland 113
Das Fürstentum Bulgarien 116
Das Fürstentum Montenegro 117
Das Königreich Serbien 118
Das Königreich Rumänien 119

Osteuropa 122

Das russische Reich 122

Digitized by Google

Seite

Asien.

Allgemeines 129
Das asiatische Rußland 137
Die Kaukasusländer 137
Transkaspien 140
Russisch-Zentralasien 141
Sibirien 143
Die asiatische Türkei 153
Kleinasien 154
Armenien und Kurdistan 156
Mesopotamien und Babylonien 159
Syrien und Palästina 161
Arabien 165
Das türkische Arabien 166
Das unabhängige Arabien 169
Das Hochland von Iran 170
Persien 171
Afghanistan 177
Beludschistan 179
Zentralasien 180
Vorderindien 184
Hinterindien 205
Britisch-Hinterindien 206
Französisch-Hinterindien 210
Königreich Siam 213
Die Ostindische Inselwelt 218
Die großen Sundainseln 221
Die kleinen Sundainseln 227
Die Molukken 228
Die Philippinen 229
Das Kaiserreich Japan 230
Das Kaiserreich China 241
Deutsch-Asien 253

Digitized by Google

Seite

Afrika.

Allgemeines 257
Das Klima 264
Die Pflanzenwelt 267
Die Tierwelt 270
Bevölkerung 277
Forschungsgeschichte 296

Die Negerreiche 308
Das Lundareich 308
Das Barotse-Mambunda-Reich 311
Die Zulu- und Kaffern-Staaten 313
Die Betschuanastaaten 315
Die Staaten Uganda, Unjoro und die Nachbarreiche 316
Aschanti und Dahomey 318
Die Negerrepublik Liberia 320

Die muhamedanischen Staaten 320
Das Reich der Fulbe 321
Die Staaten des mittleren und östlichen Sudan 323
Das Reich des Mahdi 326
Das Sultanat Sansibar 330
Marokko 332

Die christlichen Staaten Afrikas 340
Abessinien 340
Madagaskar 346
Die früheren Burenrepubliken 248

Die türkischen Besitzungen 357
Ägypten 357
Tripolis und Barka 365

Die europäischen Kolonien 369
Die englischen Kolonien 369
Die portugiesischen Kolonien 376
Die spanischen Kolonien 380
Die italienischen Kolonien 382
Die französischen Kolonien 383

Seite

Die deutschen Kolonien 390
Deutsch-Ostafrika 391
Deutsch-Südwestafrika 395
Kamerun 399
Togo 402
Der Kongostaat 405

Nordamerika.

Allgemeines über Amerika 409
Entdeckungs- und Forschungsgeschichte 415
Politische Geschichte 421
Die Urbevölkerung Amerikas 426
Britisch-Amerika, Alaska, Grönland, Neufundland und die Bermudas-Inseln 432
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika 444
Mexiko 471
Zentralamerika 480
Costarica 483
Nicaragua 484
Honduras 485
San Salvador 487
Guatemala 487
Westindien 488
Die großen Antillen 489
Die Republiken Haiti und Dominika 494
Die kleinen Antillen 495
Das soziale Leben in den Vereinigten Staaten 499

Südamerika.

Brasilien 501
Guayana 509
Venezuela 513
Columbien 517
Ecuador 522
Peru 525

Digitized by Google

Seite

Bolivia 530
Chile 532
Paraguay 538
Uruguay 539
Argentinien 541
Die europäischen Kolonien 550
Die englischen Kolonien 550
Die französischen und niederländischen Kolonien 554
Die dänischen Kolonien 554

Australien und Ozeanien.

Entdeckungsgeschichte 557
Das Festland Australien 576
Melanesien 587
Neuguinea und Deutsch-Melanesien 588
Kaiser-Wilhelms-Land 591
Bismarck-Archipel 594
Die deutschen Salomon-Inseln 595
Englisch-Melanesien 596
Französisch-Melanesien 599
Polynesien 600
Englisch-Polynesien 600
Deutsch-Polynesien (Samoa) 606
Amerikanisch-Polynesien 609
Französisch-Polynesien 612
Mikronesien 614
Deutsch-Mikronesien 615
Die einsamen Inseln 623

Die Polarländer.

Rings um den Nordpol 625
Die Nordpolarfahrten 634
Die Nordpolarländer 662
Die Südpolarländer 672

Digitized by Google

Einleitung.

Und sie bewegt sich doch! — Die Erde nämlich, von der man im Altertum annahm, daß sie der Mittelpunkt des Weltalls sei und daß sich um sie Sonne, Mond und das ganze Himmelsgewölbe mit seinen Myriaden von Sternen herumdrehe. So schien es ja offenbar der Augenschein zu lehren, bei Tage gab die Sonne, bei Nacht gaben Mond und Sterne den handgreiflichen Beweis für diese Annahme. Wenn auch einige altgriechische Weisen schon eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt dieser Erscheinung hatten, so verstummten sie doch vor dem größten Gelehrten des Altertums, dem Astronomen, Mathematiker und Geographen Claudius Ptolemäus, welcher im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Alexandrien lebte. Die augenscheinliche Drehung des Weltalls um die stillstehende Erde war das Fundament des von ihm aufgestellten Weltsystems, und diese Lehre hat dann anderthalb Jahrtausende als feststehende Tatsache gegolten, an der niemand zu rütteln wagte.

Erst im sechzehnten Jahrhundert gelangte die Wahrheit von der wirklichen Bewegung der Himmelskörper zum Durchbruch. Das war das große Werk des Astronomen Nikolaus Kopernikus (geb. 1473, gest. 1543), und wenn er auch die Wahrheit noch nicht in ihrem vollen Umfange erkannte, so war er es doch, der die Schranken niederriß, welche so viele Jahrhunderte hindurch die Erkenntnis der das Weltall beherrschenden Gesetze verhinderten. Und doch mußte auch dieser Vater der Astronomie, wie Kopernikus mit Fug und Recht genannt wird, in der Vorrede zu seinem Werke bekennen, daß seine neuen Ansichten manchen Widerspruch, ja vielleicht Spott erfahren würden, da er es wage, eine neue Lehre aufzustellen, die der bisher angenommenen widerspreche und mit gewissen Stellen der Bibel nicht im Einklang zu stehen scheine. Und selbst diese Vorrede schien dem Herausgeber des Werkes, welches erst gerade an dem Todestage des großen Astronomen im Druck beendet wurde, zu viel gewagt, denn sie wurde unterdrückt und dafür eine andere untergeschoben, in der zwar der Scharfsinn und die fleißigen Beobachtungen des

Autors anerkannt wurden, die neue Lehre selbst aber nur als eine neue Hypothese (zweifelhafte Annahme) dargestellt wird, durch die man die Wahrheit nicht erfahre, welche allein die göttliche Offenbarung geben könne; aber sie führe doch auf eine Berechnung, welche den Beobachtungen besser als die bisherigen Methoden entspreche.

Wenn die neue Lehre nun auch von manchen Seiten mit Begeisterung aufgenommen wurde, so war der Widerstand, den sie auf andern Seiten fand, auch nicht unbedeutend. Ja, fast noch hundert Jahre später wurde der italienische Astronom Galileo Galilei (geb. 1564, gest. 1642) gezwungen, die Lehre des Kopernikus, die er zu der seinigen gemacht hatte und durch Wort und Schrift verteidigte, vor einem geistlichen Gericht feierlich abzuschwören. „Und sie bewegt sich doch!" soll er trotzdem gesagt haben, nachdem man ihn entlassen.

Die stetig fortschreitenden Verbesserungen des astronomischen Fernrohrs, welches von dem Astronomen Joh. Kepler (geb. 1571, gest. 1630) erfunden und schon i. J. 1617 von dem Pater Schreiner in Ingolstadt ausgeführt worden war, brachten indessen immer neue Beweise für die Wahrheit der Kopernikanischen Lehre vom Weltsystem, und heutzutage weiß jedes Kind, daß unsere Erde nur ein Pünktchen im Weltall ist, daß sie nur einer der Planeten ist, die sich um die Sonne bewegen, und die unzählbaren Millionen von flimmernden Sternen nur wieder Weltkörper sind wie unsere Sonne, die ihre Stellung zueinander für das bloße Auge unverändert beibehalten und deshalb Fixsterne, d. h. feststehende Sterne genannt werden, zum Unterschiede von den mit ruhigem Lichte leuchtenden und ihren Platz zu den andern Sternen stetig verändernden Wandelsternen oder Planeten.

Nichts anderes als ein Fixstern ist die Sonne, und die Erde einer der Planeten, die um dieselbe kreisen, eine Bewegung, welche die Erde innerhalb eines Jahres vollendet, während sie sich auch um ihre eigene Achse dreht, eine Drehung, die in vierundzwanzig Stunden vollzogen wird. Nicht ganz genau vierundzwanzig Stunden, sondern eine Kleinigkeit weniger, so daß dies in vier Jahren ungefähr einen Tag ausmacht, der dann in den Monat Februar eingeschaltet wird. Jedes vierte Jahr nennen wir daher ein Schaltjahr. Damit ist die Differenz zwar noch nicht ganz ausgeglichen, aber sie ist so klein, daß es genügt, wenn im Zeitraum von vierhundert Jahren der Schalttag dreimal ausfällt, was immer mit dem Ablauf eines Jahrhunderts geschieht, wie es in den Jahren 1700, 1800 und 1900 der Fall war, während das Jahr 2000 wieder ein Schaltjahr sein muß.

Töricht würde derjenige genannt werden, der alle diese längst als Tatsachen bekannten Dinge bezweifeln oder gar daran rütteln wollte, daß die Erde eine Kugel sei. Dies behauptete sogar schon im vierten Jahrhundert v. Chr. der griechische Philosoph Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen. Er schon wußte, daß die Mondfinsternis durch den Schatten der vorüberziehenden Erde entsteht, und da dieser Schatten stets rund ist, so kann er nur von einer Kugel herrühren. Dergleichen Erkenntnis erleuchteter Geister wird jedoch nur ganz allmählich Eigentum der Menge. Das um sich schauende Auge übersieht ja nur einen so geringfügigen Teil der ganzen Erdoberfläche, daß er ihm stets nur wie eine kreisrunde Scheibe erscheint, der Beschauer mag seinen Standpunkt

wählen, so hoch er will. Man hat ausgerechnet, daß die Aussichtsweite noch von einer Höhe bei 3000 m nach jeder Richtung hin nur eine Wenigkeit über 200 km beträgt, und was will das sagen bei einer Kugel, deren Umfang (am Äquator) über 40 000 km mißt. Kein Wunder also, daß durch den Augenschein niemand von einer kugelförmigen Rundung etwas bemerken kann. Erst als die Schiffahrt sich so weit entwickelt hatte, daß die Seefahrer sich nicht mehr ängstlich an die Küsten zu halten brauchten, sondern ins offene Meer hinaussteuern konnten, dessen Oberfläche erst recht eine flache Spiegelscheibe zu sein scheint, bemerkten sie, daß die Gegenstände an der Küste, ein Turm z. B., immer tiefer ins Meer zu versinken schienen, bis endlich nur noch die Spitze hervorragte und auch diese endlich gänzlich verschwand, was nur dadurch erklärt werden kann, daß sich die Rundung der Kugel allmählich davorgeschoben hat. Umgekehrt tauchen vor den Augen auf einem dem Lande zusteuernden Schiffe zuerst die Spitzen der Gegenstände auf, die sich immer mehr erheben, bis sie bei der Annäherung endlich vollständig sichtbar geworden sind; das Schiff hat eben die Rundung überwunden und befindet sich mit der Küste auf der scheinbar ebenen gleichen Aussichtsweite.

Die Erde ist also eine Kugel, aber nicht eine vollkommene Kugel, denn sie ist an den beiden entgegengesetzten Enden, die wir Pole nennen, abgeplattet. Diese beiden Punkte, der eine im äußersten Norden, der andere im äußersten Süden gelegen, daher Nord- und Südpol genannt, denke man sich durch eine gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt der Erde geht, miteinander verbunden, dann hat man die Achse, um welche sich die Erde um sich selbst dreht. Diese Erdachse ist, von einem Pol zum andern, auf 12712,2 km berechnet worden. Denkt man sich ferner rings um die Erde einen Kreis gelegt und zwar in gleicher Entfernung von beiden Polen, so hat man den Äquator oder Gleicher, so genannt, weil dieser Kreis die Kugel in zwei gleiche Hälften teilt, eine nördliche und südliche Halbkugel. Eine gerade Linie, welche man von einem Punkte dieses Kreises ebenfalls durch den Mittelpunkt der Erde bis zum gegenüber liegenden Punkte gezogen denkt, die also auch die Erdachse senkrecht durchschneidet, ergiebt einen Durchmesser der Erdkugel, welcher auf 12754,8 km berechnet worden ist. Das ergiebt im Verhältnis zu dem Achsendurchmesser einen Unterschied von 42,6 km, für jeden der beiden Pole also eine Verkürzung der Achse, d. h. eine Abplattung der Erdkugel um 21,3 km.

Wie der Äquator, welcher den größten, auf 40070,4 km berechneten Umfang der Erde darstellt und diese in eine nördliche und südliche Halbkugel scheidet, so ergiebt ein anderer Kreis, welcher durch beide Pole geht und den Äquator also senkrecht durchschneidet, eine östliche und westliche Halbkugel. Diese Kreise sind von großer Wichtigkeit, denn sie bilden die Grundlage des sogenannten Gradnetzes, welches man auf den Abbildungen der Erde (Globus, Landkarten) über dessen auf 509 950 714 qkm berechnete Oberfläche gezogen hat, um sich darauf orientieren zu können. Schon seit dem Altertum nämlich teilen die Mathematiker den Kreis in 360 gleiche Teile, die sogenannten Grade, und das hat man für derartige Berechnungen beibehalten. So hat man nun auch den Äquator in 360, gleichweit voneinander entfernte Abschnitte geteilt und durch jeden der Teilungspunkte eine senkrecht hindurchgehende Kreislinie gezogen, über den Nord- und

Südpol hinweg, also 360 Halbkreise oder 180 ganze Kreise, die sämtlich in den beiden Polen zusammenlaufen. Ebenso hat man dann parallel mit dem Äquator von Pol zu Pol 180 Kreise gezogen, die deshalb auch Parallelkreise genannt werden, während die ersteren, von Pol zu Pol laufenden Kreise oder vielmehr Halbkreise Meridiane oder Mittagskreise heißen. Diese sich schneidenden zweimal 180 Kreise ergeben nun für die ganze Erdoberfläche ein Netz, in dessen Maschen der Platz jedes Punktes der Erde leicht aufgefunden werden kann, indem man einfach die Parallelkreise und Meridiane zählt. Für die Parallel- oder Breitenkreise gilt der Äquator als 0, und von hier wird sowohl nach dem Nordpol wie nach dem Südpol je bis 90 gezählt. Die Meridiane, Mittags- oder Längenkreise zählt man nur als Halbkreise, nämlich von 0 bis 180 und dann wieder rückwärts bis 0; die aufwärts laufenden Ziffern nennt man östliche Länge (ö. L.), die rückwärts laufenden westliche Länge (w. L.). Da die Maschen dieses Netzes noch immer ziemlich bedeutende Räume umschließen, so hat man die Grade noch wieder in 60 Minuten und die Minute in 60 Sekunden geteilt, durch welche bis ins kleinste gehende Teilung die Lage jedes Punktes auf der Erdoberfläche genau bestimmt werden kann. Das ist beispielsweise für den Seefahrer eine unumgängliche Notwendigkeit. Mit Hilfe einiger Instrumente vermag er zu bestimmen, unter welchem Breiten- und Längenkreise er sich mitten auf dem Ozean befindet; er legt diesen Punkt auf der Karte fest und sieht nun, wie er zu steuern hat, um einen bestimmten Punkt an irgend einer Küste zu erreichen.

Die Zählung der Breitenkreise ist unveränderlich, da der Äquator als der Kreis 0 gilt. Die Längenkreise dagegen werden verschieden gezählt. Lange Zeit hindurch nahm man allgemein denjenigen Meridian als 0 an, welcher die Erde so teilt, daß die östliche Halbkugel die größte Land-, die westliche die größte Wassermasse umfaßte. Das war der Meridian, welcher durch die kleine Insel Ferro an der Westküste von Nordafrika geht, und von ihm aus zählte man aufwärts nach Osten bis 180° ö. L. v. F., d. h. bis 180 Grad östlicher Länge von Ferro, und nach Westen hin ebenso bis 180° w. L. v. F. Die deutschen Geographen zählen zum großen Teil heute noch so, die Engländer aber nehmen den Meridian als 0 an, der durch die Sternwarte von Greenwich bei London geht, und die Franzosen den von Paris. Wie man leicht sieht, bleibt sich die Sache gleich, ob man so oder so zählt, nur muß bei der Angabe von der Lage eines Ortes auf der Erde angegeben werden, welcher Meridian als 0 angenommen worden ist, was durch die Buchstaben F. (Ferro), P. (Paris) oder G. (Greenwich) bezeichnet wird.

Auf den Landkarten sind aber auch noch einige andere Kreise verzeichnet, die mit dem Gradnetz nichts zu tun haben. Es sind dies die Wendekreise und die Polarkreise. Die Beobachtungen, welche sich mit der Bewegung der Erde um die Sonne beschäftigen, haben ergeben, daß die Erde auf der Ebene, in welcher ihre Bahn läuft, nicht senkrecht steht, sondern in einer geneigten Richtung. Stände sie senkrecht, so würde die Sonne auch stetig mit dem Äquator gleichstehen; so aber weicht sie im Laufe des Jahres einmal nach Norden vom Äquator ab, bis sie mit ihm einen Winkel von 23 Grad und 27 Minuten (23° 27′) bildet, kehrt dann zurück und weicht nun ebenso weit nach Süden ab. Diese

beiden äußersten Punkte der Sonnenabweichung ergeben die beiden Wendekreise, die auch nach den Sternbildern, in denen die Sonne steht, wenn sie sich wendet, benannt werden und zwar der nördliche der Wendekreis des Krebses und der südliche der des Steinbocks. Diese beiden Kreise gehen durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche, über denen die Sonne einmal im Jahre scheitelrecht (im Zenit) steht. Sie bezeichnen die nördliche und südliche Grenze der heißen Zone. Vom Äquator nördlich und südlich je 66° 30′ entfernt laufen der nördliche und der südliche Polarkreis um die Erde, welche die zwischen ihnen und den Polen liegende nördliche und südliche kalte Zone abgrenzen. Die Zwischenräume zwischen den Polar- und Wendekreisen umfassen die nördliche und die südliche gemäßigte Zone.

Die Oberfläche der Erde besteht aus Land und Wasser. Letzteres ist der weitaus überwiegende Bestandteil, denn es nimmt nahezu drei Viertel des ganzen Raumes ein, genauer 73,4 Proz. Wasser gegen 26,6 Proz. Festland. Auch dies ist erst eine Erkenntnis der neuen Zeit, seitdem die Schiffe den Ozean nach allen Richtungen hin durchpflügen. Die alten Völker wußten nichts davon, da sie sich nicht weit von den Küsten entfernen durften, wenn sie den Rückweg finden wollten. Man weiß ja, mit welchen Schwierigkeiten selbst noch Christoph Columbus zu kämpfen hatte, um Freunde für seinen Plan zu gewinnen, kühn in den Ozean hinein zu steuern, an dessen entgegengesetzten Küsten er wieder Land zu finden erwarten durfte. Den jetzigen weiten Horizont verdankt man eigentlich erst dem kühnen Weltumsegler James Cook.

Gewöhnlich unterscheidet man fünf selbständige Meeresräume: das nördliche und das südliche Eismeer, den Großen, Atlantischen und Indischen Ozean. Betrachtet man die Karte, so sieht man indessen, daß das nördliche Eismeer umschlossen ist und nur einen breiteren Zugang zwischen Europa und Amerika, sowie einen ganz schmalen zwischen Asien und Amerika hat. Ferner sieht man, daß das südliche Eismeer keinerlei Grenzen gegen die andern Ozeane hat, sondern nur eine Verlängerung derselben darstellt, daß sie alle drei im südlichen Eismeer zusammenfließen. Man kann daher in Wahrheit nur von drei Ozeanen als selbständigen Meeresräumen sprechen. Diesen gegenüber unterscheidet man noch unselbständige Meeresräume oder Mittelmeere, die zwischen Festlandsmassen eingelagert sind und nur einen oder auch mehrere Zugänge haben, wie z. B. das Mittelländische Meer, der sogenannte Mexikanische Golf u. a.; auch das nördliche Eismeer würde hierher zu rechnen sein. Daneben sind die Randmeere zu unterscheiden, die in den Rand der Kontinente breit eingelagert sind, wie z. B. die Nordsee. Erwähnt sei endlich noch, daß kleinere Eingriffe des Meeres in das Land, je nach ihrer Größe und Beschaffenheit als Meerbusen, Golf, Bai, Bucht, Fjord bezeichnet werden; die schmale Verbindung zweier Meere nennt man Meerenge, Straße, Kanal, Sund.

Vielen Menschen gilt das Meer als stillstehende Wasserfläche, die nur unter dem Einfluß des Windes zur Wellenbewegung veranlaßt wird. Keineswegs aber ist das Meer ein stillstehendes Wasser, denn außer der genannten, durch den Wind veranlaßten Bewegung kennen alle Küstenbewohner das regelmäßige Fallen und Steigen des Meerwassers, das als Ebbe und Flut, auch die Gezeiten genannt, auf ihre Tätigkeit vielfachen

Einfluß ausübt. Diese regelmäßige, in etwa sechs Stunden wiederkehrende Schwellung zieht westwärts, also der Achsendrehung der Erde entgegengesetzt, um die ganze Erde und wird natürlich nur an den Küsten wahrnehmbar. Sie zeigt sich sehr verschieden; in der sogen. Springflut steigt sie bis zu 16 m, in manchen Meeren ist sie so unbedeutend, daß sie kaum wahrgenommen werden kann, wie z. B. bei der Ostsee, wo sie bei Swinemünde nur 18 mm Höhe erreicht. Als den Grund dieser Erscheinung hat man die Anziehungskraft des Mondes auf die bewegliche Wasserfläche erkannt.

Außerdem aber gibt es im Meere auch noch mächtige, meist viele Kilometer breite fortdauernde Strömungen, die, je nachdem sie aus der heißen oder kalten Zone kommen, warmes oder kaltes Wasser führen. So zieht ein breiter Meeresstrom an der Westküste Afrikas von Süden herauf, wendet sich zu beiden Seiten des Äquators als Äquatorialstrom westwärts nach Amerika hinüber, tritt hier zwischen Südamerika und Westindien in den Golf von Mexiko ein, den er mit großem Bogen durchzieht und zwischen Westindien und Nordamerika wieder verläßt, um nun mit seinem warmen Wasser in nordöstlicher Richtung den Atlantischen Ozean zum zweitenmal zu kreuzen und sich schließlich im nördlichen Eismeere zu verlieren. Ein Arm dieses Golfstroms, wie er nun heißt, erreicht die Küsten des nördlichen Norwegens, die infolgedessen einer durchschnittlich höheren Temperatur sich erfreuen, als sie ihrer hohen nördlichen Lage nach sonst haben könnten. Mannigfach sind solche Meeresströmungen auch in andern Meeren. Ihre hohe Bedeutung für die Schiffahrt liegt auf der Hand.

Wichtiger als das Meer ist für den Zweck, den das vorliegende Buch verfolgt, das feste Land. Für gewöhnlich teilt man dasselbe ebenfalls in fünf Erdteile oder Kontinente: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Wenn man indessen in Betracht zieht, daß nicht die Masse allein, sondern auch die Beschaffenheit eines Länderkomplexes, sowie die Art seiner Lebewesen den Unterschied als Kontinente ergeben, so ist jene Einteilung doch nicht ganz zutreffend. So hat das Festland von Australien, Neuholland, mit den darum her gelagerten Inseln eine ganz andere Beschaffenheit, eine andere Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, als man auf den weit über den Großen Ozean verstreuten australischen Inseln findet, und man ist völlig im Rechte, hier zwei gesonderte Erdteile zu unterscheiden: Australien und Ozeanien. Auch Nord- und Südamerika sind in jeder Beziehung grundverschieden und können recht wohl als zwei gesonderte Erdteile betrachtet werden, um so mehr, als die Geologen nachgewiesen haben, daß der beide Hälften verbindende Gebirgsrücken von Zentralamerika jüngeren Ursprungs ist und die beiden Hälften vordem getrennt gewesen sind. Auch die eisstarrenden Massen, welche die beiden Pole umlagern, sowohl den Nordpol, die arktische Zone, wie den Südpol, die antarktische Zone, sind mit Recht auszuscheiden und gesondert zu betrachten. Wenn man will, kann man sogar Europa nur als einen Anhang von Asien ansehen, mit dem es in Bezug auf seine Beschaffenheit vielfach übereinstimmt. Das ist denn auch bisweilen wirklich geschehen, und man hat diesen Gesamterdteil dann Eurasien genannt.

Wer annehmen wollte, daß das Festland deshalb so heißt, weil es als fester Körper unveränderlich ist, im Gegensatz zum veränderlichen Wasser, der würde einen Irrtum

begehen. Die Sache verhält sich nahezu umgekehrt. Fortwährende Veränderungen bemerken wir eigentlich nur am festen Lande, während die Fläche des Meeres sich unveränderlich erhält, so daß man als einzig zuverlässige Grundlage aller Höhenberechnungen den unveränderlichen Meeresspiegel angenommer hat. Man sagt z. B. der Montblanc ist 4810 m ü. M., d. h. der Gipfel des Montblanc liegt 4810 m über dem Meeresspiegel. Wenn wir nun auch absehen von den Einflüssen der Verwitterung und von der auflösenden Kraft des Wassers, die ganze Bergpartien zum Einstürzen bringen und dadurch die Landschaft umgestalten können; wenn wir absehen von den fortwährenden Landvergrößerungen, welche große Flüsse wie die Donau, der Mississippi u. a. an ihren Mündungen durch Anschwemmung erzeugen; wenn wir auch andere teilweise Veränderungen, wie die durch Erdbeben, Vulkanausbrüche und andere elementare Erscheinungen hervorgerufenen, nicht in Betracht ziehen wollen, — so steht doch fest, daß ganze Partien der Erdoberfläche sich unablässig erheben, andere sich ebenso unablässig senken, was allerdings immer erst nach langen Zeiträumen meßbar wird.

So gehören, um nur ein naheliegendes Beispiel anzuführen, die niederländischen und friesischen Küsten der Nordsee einem Senkungskreise an. Vielfach sind sie gegen die See nur noch durch hohe künstliche Deiche geschützt. Wenn man die Karte betrachtet, so sieht man eine lange Kette von Inseln, welche vom westlichen Holland her das Festland gleichlaufend begleiten, bis nach Holstein hin. Zweifellos haben alle diese Inseln einst mit dem Lande zusammengehangen, sie sind nur die Gipfel ehemaliger höher gelegener Landesteile, um die herum nun das Meer seine Herrschaft unwiderruflich geltend gemacht hat. Wann das geschehen ist? Wahrscheinlich schon lange vor dem Beginn der Geschichte des Menschengeschlechts. Nur von einigen solcher gewaltsamen Eingriffe des Meeres weiß die Geschichte zu erzählen, wie von dem Meerbusen des Dollart auf der Grenze zwischen den Niederlanden und unserer Provinz Hannover, in den der Emsfluß mündet. Er entstand infolge einer furchtbaren Eisflut in der Christnacht des Jahres 1277, und zehn Jahre später durchbrach das Meer noch einmal die Deiche und überflutete das ganze dahinter liegende niedrigere Land, mit welchem an fünfzig Ortschaften ein Raub des Meeres wurden. Auch die Zuidersee in Holland war noch zur Zeit der Römer ein ringsum geschlossener Binnensee, der dann durch einen Einbruch des Meeres mit der Nordsee verbunden wurde.

Ähnlich so haben wir uns die Bildung des Erdkörpers überhaupt zu denken: ganz allmählich ist dieselbe vor sich gegangen, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch ungeheure Katastrophen, sogenannte Erdrevolutionen, die bei der allmählichen Gestaltung der Erdrinde gewaltsam, aber wesentlich mitgewirkt haben. Näher darauf einzugehen, erlaubt allerdings der Zweck unseres Buches nicht, indessen muß doch in großen Zügen soviel davon mitgeteilt werden, als zum allgemeinen Verständnis nötig erscheint.

Im Uranfange hat man sich den Raum des ganzen Welt- oder Sonnensystems von einer sich um sich selbst drehenden dunstförmigen Masse ausgefüllt zu denken. Nach den unumstößlichen physikalischen Gesetzen ist die Bewegung einer sich um ihre Achse schwingenden Dunstmasse im Mittelpunkt am stärksten, sie verlangsamt sich mehr und

mehr nach dem Umfange zu, so daß die äußersten Partien schließlich der Bewegung nicht mehr folgen können, sich von der Hauptmasse lostrennen und sich nun für sich selbst wieder zu einem eigenen Dunstkörper zusammenballen, der in derselben Weise sich um sich selbst dreht, infolge der Anziehungskraft aber auch den Hauptkörper nicht verlassen kann, sondern ihm in größerer oder geringerer Entfernung folgen muß, nun also eine doppelte Bewegung hat: um sich selbst rotierend und den Hauptkörper umkreisend. Dieser Vorgang wiederholte sich natürlich in unmeßbaren Zeiträumen, so lange, bis infolge der fortwährenden Wärmeausstrahlung der Zentralkörper so weit verdichtet war, daß er selbst aus dem dunstförmigen in den flüssigen und festen Zustand übergegangen war. Dieser Zentralkörper ist die Sonne, die von ihr losgelösten Körper sind die Planeten, welche nun ihrerseits in kleinerem Maßstabe denselben Prozeß der Abkühlung durchzumachen hatten, so daß in derselben Weise die um sie kreisenden Trabanten oder Monde entstanden.

Es versteht sich von selbst, daß alle die Stoffe, aus denen der Erdkörper besteht, von Uranfang an in dem Urnebel in gasförmigem Zustande vorhanden sein mußten, aus dem sie infolge der fortwährenden Wärmeausstrahlung allmählich in den tropfbar flüssigen und endlich in den festen Zustand übergingen, so wie sich aus dem Dampf infolge der Abkühlung Wasser und aus diesem bei zunehmender Kälte endlich Eis bildet. Undenkbar muß der Hitzegrad gewesen sein, der jenen gasförmigen Urzustand sämtlicher Stoffe ermöglichte. Wenn wir uns nun vorstellen, daß die Abkühlung des Erdgasballs selbstverständlich an dessen Oberfläche vor sich gehen mußte und von der sich bildenden Rinde immer tiefer griff, so liegt es nahe, daß diese Rinde oftmals wieder von den fortglühenden Massen des Innern durchbrochen wurden, daß sich diese über die durch Niederschlag gebildete Rinde ergossen und nun wieder ihrerseits erkalteten. Solche gewaltsamen Katastrophen haben angesichts der ungeheuren elementaren Kräfte, die da in Wirkung traten, sicherlich stattgefunden und sich zweifellos auch wiederholt, bis in die Zeit hinein, wo die Erdkruste bereits in einen Zustand gelangt war, daß sich Lebewesen auf ihr bilden konnten. Die Wissenschaft, welche sich mit dieser Entstehungsgeschichte unserer Erde beschäftigt, heißt Geologie, und die Geologen haben nach den Bestandteilen der Massen, aus welchen die Erdfeste zusammengesetzt ist, sowie nach den Einschlüssen von Tier- und Pflanzenwesen, die man darin findet, festzustellen vermocht, welche von diesen Bildungsperioden der Erde die älteren, welche die jüngeren sind, und wie sie aufeinander folgten. Auf Grund dieser Forschungen hat sich eine ziemlich genaue Entwickelung unseres Erdballs ergeben, eine Geschichte, die allerdings nicht nach Jahreszahlen berechnet werden kann, in der nur aufeinander folgende große Entwickelungsperioden festgestellt werden können, von denen jede vielleicht Hunderttausende von Jahren umfaßt. In jeder dieser Perioden hat die Erde eine andere Gestalt gehabt, waren Land und Wasser ganz anders verteilt, als wir es heute kennen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Erdkörper von Uranfang an in ganz ähnlicher Weise sich gebildet hat, wie wir es heute noch vor sich gehen sehen, wo die gleichmäßig wirkenden geologischen Veränderungen nur bisweilen gewaltsame Eingriffe

durch Vulkanausbrüche, Erdbeben und andere elementare Ereignisse erfahren. Das liegt schon in dem Namen ausgedrückt, den die Geologen den beiden Hauptgruppen der Gesteine gegeben haben: einerseits geschichtete oder Sedimentgesteine, die sich unter Mithilfe des Wassers gebildet und von diesem schichtenweise abgelagert worden sind, auch neptunische Bildungen genannt; anderseits plutonische oder Eruptivgesteine, welche in feuerflüssigem Zustande aus dem Innern der Erde hervordrangen, die Sedimente durchbrachen und dann an der Oberfläche der Erde erstarrten.

Die Sedimente sind insofern die wichtigsten, als sie teils in Abdrücken, teils in Versteinerungen Reste der lebenden Wesen einschließen, welche bei ihrer Entstehung die damalige Erde bevölkerten. Und diese Zeugen ergeben eine Stufenleiter der Fortbildung von den unvollkommensten Wesen zu den vollkommneren, wodurch wiederum die Zeitfolge der Schichtungen ermittelt werden konnte. Als die ältesten der Sedimente müssen diejenigen angesehen werden, die wie Gneis, Glimmerschiefer, Marmor u. a. keine Einschlüsse führen, die also zu einer Zeit entstanden sind, wo noch keine organischen Wesen auf der Erde leben konnten, und so geht es stufenweise fort bis zu den abenteuerlichsten Gestalten und Größen vorweltlicher Geschöpfe, die unser Staunen erregen, zu deren Existenz in der Jetztwelt aber alle Bedingungen fehlen. Je näher der Jetztwelt, dem Alluvium, desto ähnlicher werden die Gestalten den jetzt lebenden, wie es recht anschaulich die Tierreste der dem Alluvium vorausgegangenen Diluvialperiode zeigen, welche in ihrem Übergange mit einer ungeheuren Eiszeit verbunden gewesen ist, deren Ursachen noch unerforscht sind. Daß sie aber stattgefunden hat, daß ungeheure Gletscher, die in kleinerem Maßstabe nur noch in den höchsten Alpen und im hohen Norden zu finden sind, einmal fast ganz Europa bedeckten, von Skandinavien bis nach Mitteldeutschland herunter reichten, beweisen die zahllosen sogenannten erratischen Blöcke, welche über einen großen Teil der Erde verstreut sind und deren Beschaffenheit bezeugt, daß sie nur aus nordischen Gebirgen stammen können. Sie können nur durch gewaltige Eisströme fortgeführt worden sein, wie ähnliches ja heute noch von den Alpengletschern geschieht; die Eismassen schmolzen schließlich ab, und die von ihnen getragenen Steinmassen, oft Blöcke von gewaltiger Größe, sanken auf den Grund des Wassers, der jetzt festes Land bildet. Daß die feuerflüssig gewesenen Eruptivgesteine, wie Granit, Porphyr, Syenit u. a., welche einen großen Teil unserer Hochgebirge bilden, keine Reste organischer Wesen enthalten können, ist selbstverständlich. Diese gewaltigen Katastrophen vernichteten alles bis auf die letzte Spur. Ein winziges Abbild davon geben die Vulkanausbrüche der Jetztzeit, analoge Katastrophen von lokaler Natur.

Daß die Bildungsperioden der Erde langsam und gleichmäßig ineinander übergegangen sind, geht vornehmlich daraus hervor, daß die in den oberen Schichten einer älteren Bildung angetroffenen Versteinerungen auch noch in den unteren Schichten der nächstfolgenden Bildung gefunden werden, und während dann jene stufenweise abnehmen, werden diese immer zahlreicher, bis neue hinzutreten. Daß ungeheure Zeiträume dazu erforderlich gewesen sein müssen, liegt auf der Hand. Pfaff hat aus astronomischen und geologischen Gründen und Tatsachen berechnet, daß die mittlere Dauer einer Erdperiode

auf 1 100 000 Jahre berechnet werden müsse. „Das scheint eine enorme Dauer zu sein", fügt Bon. Platz hinzu, „aber wenn wir bedenken, daß in Wales hundertundfünfzig, durch mehrere Fuß dicke Lehmschichten abgesonderte Steinkohlenflötze übereinander liegen, deren jedes einen (vorweltlichen) Urwald vertritt, welcher wachsen, in das Meer geraten und auf dessen Boden mit Schlamm bedeckt werden mußte; wenn wir bedenken, daß die nach mehreren Perioden der Steinkohle folgende Kreide, deren Schichten oft tausend Fuß mächtig sind, ihren Ursprung so kleinen mikroskopischen Tieren verdankt, daß Millionen davon auf einer Messerspitze Platz finden, so können wir uns einen Begriff machen von der Zeitdauer, welche die Bildung dieser und anderer Schichten in Anspruch nahm."

Der Annahme, daß große Veränderungen und Umgestaltungen unseres Erdkörpers durch ganz allmählich wirkende Kräfte, ebenso sehr durch die Macht des Kleinen und Unscheinbaren, wie durch die chemische Zersetzung und Umwandlung der Stoffe hervorgerufen worden sind und fortgesetzt noch hervorgerufen werden, daß es also nicht nötig ist, die gewaltsamen Ausbrüche der neptunischen wie vulkanischen Gewalten als Hauptfaktoren gelten zu lassen — dieser Annahme kann sich wohl niemand verschließen. Deswegen braucht man jedoch nicht die älteren Theorien von dem Vorhandensein eines feuerflüssigen Erdkernes ohne weiteres zu verwerfen, sondern man wird den richtigen Weg einschlagen, wenn man beiden Ansichten ihr Recht zugesteht und bei der Bildung der Erde den physikalischen, mechanischen und chemischen Faktoren gleich gewichtigen Anteil zugesteht.

Hier ist nun auch die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen auf der Erde gerechtfertigt. Ganz allgemein gefaßt, wird die Antwort auf diese Frage lauten: Der Mensch konnte erst unter all den andern Geschöpfen erscheinen, nachdem die Erde und die sie umgebende Atmosphäre zu einem Zustande gelangt waren, daß er atmen und sich ernähren konnte. Wo und wann dies aber geschehen, daß kann niemand mit Bestimmtheit nachweisen und wird auch wohl ewig in Dunkel gehüllt bleiben, denn alle Untersuchungen, die oft mit großem Scharfsinn angestellt worden sind, haben zu keinem unanfechtbarem Resultat geführt.

Fragen wir zunächst nach dem Orte, wo der Mensch zuerst auftrat. Die Schöpfungslehre bezeichnet diesen Ort als das Paradies oder den Garten Eden, in welchem die Menschen von den Früchten der Bäume sich nährten. Das könnte nur ein Ort gewesen sein, der in der warmen oder heißen Zone zu suchen wäre, wo dem Menschen ja heute noch seine Nahrung vielfach zuwächst, ohne daß er sich im geringsten darum zu sorgen brauchte. Es ist jedoch völlig müßig, über diesen Ort zu streiten, wie es vielfach geschehen ist. Die einen haben aus dem Namen Phrat, wie eines der vier Hauptwasser genannt wird, die den Garten Eden bewässerten, gefolgert, daß dies wohl nur der Euphrat gewesen sein könne, und haben deshalb angenommen, daß das Paradies in Mesopotamien, dem ehemals blühenden Lande zwischen Euphrat und Tigris in Vorderasien, zu suchen sei. Andere haben das herrliche, wirklich paradiesische Tal von Kaschmir im Himalajagebirge in Mittelasien für die Urheimat des Menschen angesprochen, und wenn nun noch andere kommen, die noch einen andern Platz auf der Erde dafür angesehen wissen wollen, so ist das, wie gesagt, völlig müßig. Niemand mag für seine

Behauptung einen Beweis beizubringen, solche Annahmen sind lediglich Vermutungen, die sich auch durch nichts beweisen lassen.

Ebenso wenig ist über die Zeit der ersten Erscheinung des Menschen auf der Erde etwas Gewisses zu sagen. Als sicher haben die unablässigen Forschungen auf diesem Gebiete nur ergeben, daß der Mensch schon lange vor der Zeit, wo unsere älteste Geschichte beginnt, dagewesen ist. Sein Dasein läßt sich rückwärts verfolgen bis in die Zeitperiode, welche der jetzigen unmittelbar vorausgegangen ist, nämlich bis in die Diluvialzeit, denn seine Spuren in der Tertiärzeit, die manche Forscher mit Bestimmtheit angenommen haben wollen, sind unsicher. Es unterliegt heutzutage keinem Zweifel mehr, daß sich die Wärme während der Diluvialzeit in solchem Maße und im Vergleich mit der Dauer früherer Erdepochen in so kurzer Zeit verringerte, daß auf den meisten Gebirgen sich Schnee und Eis lagerte und liegen blieb, worauf sich die Seitenflächen der Bergriesen mit Gletschern anfüllten, wie man es heutzutage nur noch in unseren Hochgebirgen findet. Mit der wachsenden Kälte nahm die Vereisung stetig zu, und die unverkennbaren Spuren zeigen, daß die Gletscher von den Alpen bis tief nach Deutschland hinein reichten, und daß ihnen von Norden her, aus Skandinavien, andere, noch riesenmäßigere Gletscher entgegenkamen. Diese plötzliche Erniedrigung der Temperatur hat man auf verschiedene Weise zu erklären gesucht, bis jetzt hat sich noch keine Erklärung vollkommen stichhaltig erwiesen. Das tut indessen nichts, denn die Wissenschaft sagt niemals: der Grund läßt sich nicht finden! sondern stets nur: der Grund ist bis jetzt noch nicht gefunden; und so wird sich mit der Zeit sicherlich auch eine unumstößliche Erklärung für die Eiszeit finden.

Die Eiszeit ging zu Ende, und in diese Epoche fällt aller Wahrscheinlichkeit nach auch das erste Auftreten des Menschen. Er lebte sicher noch mit den Riesentieren der Diluvialzeit, die man Vorwelt zu nennen pflegt, zusammen und lebte, wie diese zumeist, in Höhlen. Die Geschichte weist ja noch nach, daß zu allen Zeiten die Erdhöhlen teils die Zufluchtsorte, teils die Wohnungen der mehr oder weniger rohen Menschen gewesen sind, und in Höhlen hat man nicht nur die Überreste jener Tiere, sondern auch die von Menschen gefunden. Ihre Knochen befinden sich ganz in demselben Zustande und unter denselben Verhältnissen wie die Knochen der Tiere der Diluvialzeit; sie sind in denselben Lehmboden der Höhlen eingebettet, der durchaus kein Zeichen der Veränderung oder Umwälzung trägt; sie liegen mit den Resten der ausgestorbenen Tiere unter der wohlerhaltenen Decke, die keinerlei Spuren zeigt, daß die Menschenreste etwa durch Zufall später da hineingekommen sein könnten. Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wurde der erste fossile Menschenschädel in der Höhle von Engis in Belgien in der unzweifelhaften Lage der Diluvialperiode entdeckt, 1856 an der Düssel bei Elberfeld; dann fanden sich Menschenreste in den fränkischen Höhlen usw., so daß die Beweisstücke jetzt schon gar nicht mehr unbedeutend sind.

Nicht nur in Höhlen jedoch, sondern auch an vielen andern Orten hat man Überreste von Menschen aus vorgeschichtlichen Perioden entdeckt, und wenn nicht von dem Menschen selbst, so doch von seiner Tätigkeit, wie z. B. Waffen und Gerätschaften, die er im Gebrauch gehabt haben muß. Nach diesen hat man sogar eine ganze Reihe verschie-

dener Zeitalter aufzustellen vermocht, die eine fortschreitende Entwickelung, also gewissermaßen aufwärtssteigende Kulturstufen darstellen, die bestimmt vorhanden gewesen sind, noch ehe die wirkliche Geschichte der Menschheit ihren Anfang nimmt. So hat man an den Küsten, auch in Torfmooren, in Dänemark und Skandinavien Muschelhaufen untersucht und darin steinerne Waffen, Tierknochen, Rost und Asche gefunden und erkannte, daß hier Küchenabfälle von vorgeschichtlichen Menschen vorliegen, die sich von Muscheln und Fleisch nährten. Im Jahre 1853 stieß man im Züricher See bei sehr niedrigem Wasserstande auf eine torfartige schwarze Erdschicht, in welcher sich, außer vermodertem Laub und Gras, auch Massen aufgeschlagener Haselnüsse, sowie allerhand Gegenstände aus Stein, Horn und Knochen vorfanden. Das Merkwürdigste aber waren in Reihen geordnete eingerammte Pfähle aus verschiedenen Hölzern, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß auf diesen in der Vorzeit die Wohnungen der Menschen gestanden hatten. Das waren die ersten Pfahlbauten, die entdeckt wurden, deren man dann auch in österreichischen und andern Seen vielfach auffand.

Über den Zweck, Dörfer auf Pfählen im Wasser und Sumpf zu errichten, hat man auch die allerverschiedensten Vermutungen aufgestellt. Virchow traf gewiß das Richtige, wenn er schrieb: „In einem Lande, das wahrscheinlich überall von schwer durchdringlichen Urwäldern bedeckt war, mochte ein Volk, das nur die allerrohesten und allernotdürftigsten Werkzeuge besaß, mit der größten Anstrengung kaum den Raum gewinnen, auf dem er hätte Ackerbau treiben können, und der Schutz des Wassers, so gering er auch gegen überlegene Angriffe sein mochte, konnte doch genügen, um Weib und Kind, Haustiere und Nahrungsvorrat vor plötzlichen Überfällen und vor dem Angriff reißender Tiere sicher zu stellen."

Diese Pfahlbauten zeigen aber auch schon einen gewaltigen Fortschritt in der Lebensweise. Fanden sich die Reste der vorerwähnten Höhlenbewohner nur in Begleitung von Geräten und Waffen von Stein, weshalb man jene älteste Zeit auch die Steinzeit nennt, so bilden die Menschen der Pfahlbautenzeit schon den Übergang zu einer neuen Zeitperiode, in welcher das Metall an die Stelle des Steines trat. In den Pfahlbauten nämlich finden sich neben Steinwerkzeugen vornehmlich Waffen aus Bronze, daher nennt man die auf die Steinzeit folgende Entwickelungsperiode die Bronzezeit. Bronze ist ein Produkt aus der Verbindung des Kupfers mit einer Zinnlegierung, und da darf man wohl mit Recht fragen, woher diese Urvölker dies Metall bekommen haben, da man doch nicht annehmen kann, daß sie das Zusammenschmelzen verschiedener Metalle schon kannten und doch wohl das Kupfer rein verwendet haben würden, wenn sie es gehabt hätten, was jedoch nicht der Fall gewesen ist, da man nirgends Spuren davon findet. Es ist nur anzunehmen, daß diese Völker zur Bronzezeit schon mit andern Völkern in Verbindung getreten waren, von denen sie durch Tausch die Bronze oder noch wahrscheinlicher die bronzenen Geräte erhielten. Wer diese Handelsvölker gewesen sein könnten, darüber fehlt natürlich jeder Anhalt.

In der darauf folgenden Eisenzeit wurde zu Waffen und schneidenden Werkzeugen nur das Eisen, die Bronze nur noch zur Anfertigung von Schmuckgegenständen verwendet.

Die Kunst der Eisenbearbeitung bedeutet nun aber wieder einen ungeheuren Fortschritt, denn ganz mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß wilde oder halbwilde Stämme nirgendwo das Eisen aus seinen unscheinbaren Erzen zu gewinnen verstanden haben. Der älteste Gebrauch des Eisens weist auf Asien, von woher ja überhaupt die Kultur gekommen ist.

Auch nach diesen Ergebnissen ernster und mühsamer Forschungen ist immer noch die Frage vollberechtigt: Welches Alter ist wohl dem Menschengeschlecht zuzuschreiben, oder welche Zeit mag seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossen sein? Wie wir gesehen haben, läßt sich die Existenz des Menschen bis in die Diluvialzeit hinein verfolgen; ja, eifrige Forscher meinen, wie oben gesagt, Spuren entdeckt zu haben, daß das rohe Geschöpf, aus welchem sich später der hochbegabte Kulturmensch entwickelte, schon zur Tertiärepoche gelebt habe, in welchem Fall das Alter des Menschengeschlechts nur nach Hunderttausenden von Jahren zu berechnen sein würde. Wenn letzteres nun auch nicht über allen Zweifel festgestellt ist, so ergibt das Auftreten des Menschen in der Diluvialzeit dennoch schon ein Alter, daß um so manche zehntausend Jahre über die ältesten sagenhaften Urkunden hinausreicht.

Daß der Mensch die Krone der organischen Schöpfung sei, wird ja wohl niemand bestreiten, ebenso wenig, daß er seiner körperlichen Bildung nach mit den höchsten Tierwesen übereinstimmt. Wenn man nun auch ferner als Tatsache gelten lassen muß, daß das Tierreich sich von den unvollkommensten Wesen, die nur eine einfache Blase oder Zelle darstellen, stufenweise immer höher aufbaut, bis es in den sogenannten Anthropoiden oder Menschenaffen seinen Gipfel erreicht, so liegt der Schluß nahe, daß sich diese allmähliche Vervollkommnung des Tierreiches auch noch darüber hinaus fortsetzt und erst in dem Menschen seinen endlichen Schluß erreicht. Es hat in der Tat Leute gegeben, die das allen Ernstes behaupteten und die unumstößliche Tatsache, daß den Menschen eine weite, unüberbrückbare Kluft von den Tieren, auch noch von dem menschenähnlichsten der Menschenaffen, dem Gorilla scheide, damit zu beseitigen versucht haben, daß sie zwischen dem Gorilla und dem Menschen noch ein Zwischenglied annahmen, das aber nicht mehr existiere, sondern ausgestorben sei. Daraus haben dann wieder andere ohne weiteres gefolgert, daß der Mensch vom Affen abstamme, und haben diese sonderbare Lehre sogar dem großen englischen Naturforscher Darwin, dem eigentlichen Begründer der sogenannten Abstammungslehre im Tier- und Pflanzenreiche, in die Schuhe geschoben, was zu behaupten diesem aber niemals in den Sinn gekommen ist. Dieses angeblich ausgestorbene Übergangswesen vom Affen zum Menschen hat jedoch nicht nachgewiesen werden können, und es ist bei der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Menschen und dem Tierreiche geblieben.

Die Frage hat aber vielen Staub aufgewirbelt, ebenso wie die letzte: ob das Menschengeschlecht eine einzige Art bildet oder eine Gesamtart vieler, ob es also von einem ersten Menschenpaare abstammt oder von so vielen Menschenpaaren, als man gegenwärtig Menschenrassen unterscheidet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Klima und Lebensweise, sogar äußerliche Einflüsse, wie z. B. die Naturumgebung, vielfach verändernd

auf das Äußere der Menschen einwirken. Denkt man sich nun diese Einflüsse durch viele Jahrtausende fortgesetzt, so liegt es nahe, anzunehmen, daß sich die Rassen, ganz abgesehen von den durch Vermischung entstandenen Übergangsformen, allmählich gebildet haben. Es liegt wenigstens kein Grund vor, diese Annahme in Bausch und Bogen zu verwerfen. Eine weitere Untersuchung dieser Frage gehört nicht in den Rahmen unseres Buches. Uns kann es genügen, daß wir schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern Abbildungen finden, welche unzweifelhaft Menschen verschiedener Rassen darstellen, die also schon vor Jahrtausenden existiert haben müssen.

Dies führt uns nun auf die Einteilung des Menschengeschlechtes.

Grundlegend für die Einteilung in verschiedene Rassen ist noch immer die des deutschen Naturforschers J. F. Blumenbach geblieben, die derselbe schon im Jahre 1798 aufstellte. Vor ihm hatte zwar schon der schwedische Naturforscher K. v. Linné das Menschengeschlecht in mehrere Abteilungen gesondert, die er aber nur nach den Erdteilen unterschied. Blumenbach legte vornehmlich die Hautfarbe zu Grunde und erhielt danach fünf Rassen, deren Grenzen nicht mit denen der Erdteile zusammen fielen, nämlich: die kaukasische oder indoeuropäische (weiße), die mongolische oder turanische (gelbe), die äthiopische (schwarze), die amerikanische (rote) und die malaiische (olivenbraune) Rasse. Später hat man dann, weil das nicht ausreichte, mannigfache andere Versuche gemacht und hat das Menschengeschlecht eingeteilt nach der Form des Kopfes, nach der Stellung der Zähne, nach dem Gesichtswinkel, nach der Beschaffenheit des Haares u. a. m., hat auch wohl eine Kombination mehrerer dieser Merkmale versucht; aber es genügte eins so wenig als das andere, und man hat dann immer wieder auf Blumenbach zurückgegriffen, mit dessen Einteilung man nur die verschiedensten Modifikationen vornahm. So fügte J. C. Prichard noch zwei weitere Rassen hinzu: die südafrikanische Rasse der Hottentotten mit den Buschmännern und die Negritos oder Australneger. Oskar Peschel ließ die Indianer Amerikas als besondere Rasse ganz ausfallen und zählte sie ebenso wie die Malaio-Polynesier zu den mongolenartigen Völkern; ferner teilte er wieder die Negritos in die eigentlichen Australneger und Papuas, ließ aber die Südafrikaner sowohl wie die Urbewohner Ostindiens, die Dravida, als Rassen bestehen. Andere Anthropologen haben noch anders eingeteilt, ja J. C. Gerland vereinigte sogar die Semiten und die Neger zu einer Rasse. Indessen bleibt es sich gleich, denn ganz durchgreifend sind die Unterschiede bei keiner Einteilung, weil sich in jeder Rasse Individuen finden, die von dem festgestellten Typus abweichen und den Übergang zu einer andern Rasse bilden. Sehr wichtig ist für die Zusammengehörigkeit der Völker zu einer Rasse die Heranziehung ihrer Sprache, deren Übereinstimmung in ihren Grundformen, trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit, keinen Zweifel darüber lassen kann, daß solche Völker von einem gemeinsamen ursprünglichen Stamm hergeleitet werden müssen. Die vergleichende Sprachforschung hat auf diesem Gebiete ganz überraschende Resultate zu Tage gefördert, die für die Anthropologie und die Zusammengehörigkeit der Rassen von der höchsten Bedeutung geworden sind.

Bei allen Einteilungen des Menschengeschlechtes gibt immer auch die Verbreitung der Rassen einen wesentlichen Anhaltepunkt, denn die Stammgenossen finden sich in der

Regel auf mehr oder weniger bestimmt abgegrenzten Gebieten beieinander, selten zeigen sich Angehörige des einen Stammes inselartig mitten in dem Gebiete eines andern, ohne daß eine Verdrängung des einen oder eine Einwanderung des andern nachzuweisen ist. Häufiger sind Verschiebungen, welche durch Vermischung entstanden sind, so daß der Grundtypus nicht mehr deutlich wahrzunehmen und man deshalb wohl berechtigt ist, ein solches Volk zu dem einen oder zu dem andern Stamm zu zählen. Daß die Hautfarbe allein nicht den Ausschlag gibt, darüber ist man sich längst einig. Es darf bei der Verteilung der Rassen natürlich auch nur mit historischer Zeit gerechnet werden, denn was in grauer Vorzeit geschehen sein kann, das ergibt immer nur Vermutungen, es sei denn, daß die Sprachverwandschaft unzweifelhaft auf gemeinsame Abstammung schließen läßt. Nach diesen Gesichtspunkten läßt sich recht wohl folgende Einteilung rechtfertigen, bei welcher die Erdteile als Grundlage angenommen sind, aber nur im allgemeinen, da die Rassen in ihrer Masse zwar den betreffenden Erdteilen angehören, ihre Verbreitung sich aber oft auch über deren Grenzen hinaus erstreckt.

Die indoeuropäische oder kaukasische Rasse ist über Europa, Südasien und Nordafrika verbreitet. Es gehören hierzu: die Indogermanen mit weißer bis bräunlicher Hautfarbe und schlichtem, bisweilen krausem aber nie wolligem Haar (Germanen, Romanen, Slaven, Letten, Kelten, Albanesen, Vorderasiaten und Hindu); die Semiten mit weißer bis dunkelbrauner Hautfarbe (Juden, Araber); die Berbervölker in Nordafrika, deren Hautfarbe bis fast schwarz variiert. — Die asiatische oder mongolische Rasse mit gelber bis bräunlicher Hautfarbe und gegen die Nase schief geschlitzten Augen, teilt sich ziemlich scharf in einen nordasiatischen und südasiatischen Zweig. Zu dem ersteren gehören die mongolisch-tatarischen Völker, zu denen auch die finnischen Stämme zu zählen sind, die sich bis nach Nordeuropa erstrecken; die Chinesen und Indochinesen; die Japaner; die nordasiatischen Stämme. Der südasiatische Zweig umfaßt die Dravidavölker in Indien, die Singhalesen und die tibetanische Gruppe, zu der auch die Völkerschaften des Himalaja zu rechnen sind. — Die afrikanische oder äthiopische Rasse mit brauner bis blauschwarzer Hautfarbe und wolligem Haar, umfaßt die echten Neger; die Kongoneger, welche zwar den Negertypus im allgemeinen haben, jedoch heller gefärbt sind; die Kaffern, Hottentotten und Buschmänner. — Die amerikanische Rasse, in vielen Stämmen über ganz Amerika verbreitet, hat schmutziggelbe bis zimt- und kupferrote Hautfarbe und schlichtes Haar. Die im äußersten Norden Amerikas lebenden Eskimos werden von manchen Forschern zu den mongolischen Völkern gezählt, mindestens bilden sie einen Uebergang zu diesen. — Die australische oder ozeanische Rasse teilt sich in zwei Zweige. Die erste hat hell- oder olivenbraune Hautfarbe und schlichtes Haar und es gehören dazu die Malaien auf den südostasiatischen Inseln und die Mikronesier auf einigen ozeanischen Inselgruppen. Der zweite Zweig hat dunkelfarbige Haut und krauses oder wolliges Haar und bevölkert als Polynesier, Melanesier und Australneger den Kontinent und die übrige Inselwelt Australiens und Ozeaniens.

Mit dieser Einteilung kommt man vollständig aus, und sie kann auch vor der Wissenschaft bestehen.

Nicht minder verschieden ist auch der Kulturzustand, in welchem die Völker der Erde leben. Auf der niedrigsten Kulturstufe stehen die Hordenvölker, die in Horden stumpfsinnig umher schwärmen und hauptsächlich von Kräutern und Wurzeln leben, überhaupt von dem, was sie in der freiwillig spendenden Natur sammeln, weshalb sie auch wohl Sammelvölker genannt werden. Von höherer Intelligenz sind diejenigen Völker, denen Fleischnahrung als das vornehmste Lebensbedürfnis erscheint, einerseits Fische, daher als Fischervölker, anderseits das Fleisch der jagdbaren Tiere, daher als Jägervölker bezeichnet. Sie sind zum Nachdenken gezwungen, wie sie die Tiere in ihre Gewalt bringen; dadurch werden ihre Sinne geschärft, und sie entwickeln, bei der Fischerei sowohl wie bei der Jagd, oft große Geschicklichkeit und außerordentliche körperliche Gewandtheit. Die nächst höhere Stufe bilden die Hirtenvölker, die jedoch zu höherer Kultur nicht gelangen können, da sie durch ihre Herden gezwungen sind, ein mehr oder weniger unstetes Nomadenleben zu führen, stets neue Weideplätze aufzusuchen und trotz ihres bisweilen großen Reichtums an Viehherden aller Art zu festen Wohnsitzen nicht gelangen können. Erst der Ackerbau zwang zu dauernden Ansiedelungen, und nur diese konnten die Grundlage zu wirklicher Kultur bilden. Ihr Zusammenschluß wurde dann in der Folge die Grundlage der Staatenbildung, die allerdings auch nicht für die Ewigkeit gegründet wurden, sondern im Wechsel der Zeit gleichfalls mannigfachem Wechsel unterworfen gewesen sind. Das gehört jedoch der Weltgeschichte an, die das Entstehen, Wachsen, Blühen und Vergehen der Völker und Staatenbildungen zum Gegenstande ihrer Betrachtung und Forschung zu machen hat.

Corrupt

Europa.

Der kleinste Erdteil der alten Welt, der zweitkleinste der Erde, gehört fast ganz der nördlichen gemäßigten Zone an. Nur im äußersten Norden erstreckt er sich noch in die nördliche kalte Zone hinein, doch erscheint auch hier, im Gegensatze zu den Ländern unter gleich hohen Breitengraden in Asien und Amerika, die Kälte wesentlich gemildert, und zwar infolge der höheren Temperatur des Atlantischen Oceans, der mit den Ausläufern des aus der heißen Zone kommenden Golfstromes gegen die Nordküsten von Norwegen anschlägt.

Europas nördlichster Punkt, das Nordkap, unter dem 71 Grad n. Br. nicht auf dem Festlande von Norwegen, sondern auf der Insel Magerö gelegen, ragt nur etwa 500 km über den nördlichen Polarkreis hinaus, und die südlichsten Spitzen des Erdteils, das Kap Tarifa oder die Punta Marroqui (Marokkospitze) in Spanien, sowie das Kap Matapan in Griechenland, unter etwa 36 Grad n. Br., bleiben immer noch weit von der heißen Zone entfernt.

Nicht ganz mit Unrecht haben verschiedene Forscher, unter ihnen kein geringerer als der große Alexander von Humboldt, Europa den Charakter eines eigenen Erdteils abgesprochen und es nur eine Halbinsel von Asien und diese beiden zusammen als einen einzigen Erdteil Eurasien genannt. Dies geschah mit Rücksicht auf die Uebereinstimmung beider Erdteile in Bezug auf die Natur, auf die Pflanzen- und Tierwelt, das südliche Asien natürlich ausgenommen, denn dies gehört der heißen Zone an. Ja, selbst die Völker ergeben keinen wesentlichen Unterschied, denn wie viele asiatischen Stämme der indogermanischen oder kaukasischen Rasse angehören, so müssen auch die Stämme des europäischen Ostens und Nordens zum Teil zu den mongolenartigen Völkern gezählt werden.

Nichtsdestoweniger erfüllt Europa alle Forderungen, die man an einen selbständigen Erdteil zu stellen berechtigt ist; es vereinigt für sich allein alle Bedingungen, welche ein

Erdteil zu erfüllen hat und welche die Entwickelung seiner kulturhistorischen Bedeutung möglich machte, als deren Hauptgrund die so überaus mannigfache Gliederung sowohl in der Höhen-, wie in der Flächenausdehnung anzusehen ist.

Auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zeigt Europa alle nur denkbaren Stufen der Höhengliederung, vom ewigen Eise der Hochgebirgswelt bis zum tiefsten Flachlande. Das Rückgrat des Erdteils bilden die Alpen, welche am Mittelländischen Meere im Südwesten beginnen und in einem großen Bogen erst nach Norden, dann nach Nordosten und Osten in einer großen Zahl von Ketten und Gruppen durch Oberitalien, das südöstliche Frankreich, die Schweiz, Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn bis in die Balkanhalbinsel hinein verlaufen.

Die Alpen gliedern sich in zwei Hauptteile, die Westalpen und Ostalpen. Die Westalpen beginnen in Oberitalien, in der Landschaft Ligurien, und streichen als Ligurische Alpen zunächst parallel mit der Küste des Mittelländischen Meeres nach Westen bis zum Col di Tenda (Col = Hals oder Paß). Dann biegen sie, weithin die Grenze zwischen Italien und Frankreich bildend, nach Nordwesten und Norden um, heißen bis zum Col de Madeline die Meer- oder Seealpen, bis zum Mont Cenis, 3594 m, die Cottischen Alpen, deren höchste Erhebung der Monte Viso, 3850 m, und bis zum Paß des kleinen St. Bernhard die Grajischen Alpen. Dahinter steigt bis zum großen St. Bernhard die gewaltige Gruppe des Montblanc auf, die höchste Erhebung Europas überhaupt, 4810 m, mit welcher der ungeheure Gebirgsstock nun seine Richtung nach Nordosten und Osten einschlägt und in die Schweiz eingetreten ist. Hier bilden die Fortsetzung bis zum Simplon die Penninischen Alpen mit dem Matterhorn, 4500 m, und dem Monte Rosa, 4650 m, und mit den Lepontinischen Alpen bis zum Paß des Splügen findet dann dieser Hauptteil der Westalpen und der Alpen überhaupt seinen Abschluß.

Diesen Hauptzug der Westalpen bezeichnet man als den inneren Alpengürtel, denn daneben läuft westlich und nördlich davon noch ein zweiter äußerer Gürtel, der schon bei den Seealpen mit den französischen Alpen beginnt und ebenso wie der Hauptgürtel seine ursprüngliche nördliche Richtung nach Nordosten und Osten verändert, sich durch die Savoyer Alpen in das berühmte Berner Oberland fortsetzt und in den Vierwaldstätter, Glarner und Appenzeller Alpen endlich bis zum Bodensee verläuft. Hier sind als die bekanntesten höchsten Erhebungen zu nennen: die Jungfrau, 4200 m, das Finsteraarhorn, 4300 m, der Pilatus, 2133 m, und der Säntis, 2504 m.

Mit dem oben genannten Splügenpasse beginnen die Ostalpen, welche sich in drei gewaltigen Zügen nach Osten hin verbreiten. Als nördliche Kalkalpen streichen sie durch Vorarlberg, Algäu, Nordtirol, Salzburg und Oesterreich bis an die Donau und enden mit dem Wiener Wald. Der mittlere Zug umfaßt die Rhätischen Alpen, zu denen auch das weltbekannte Engadin und die Berninagruppe gehören, die Oetztaler Alpen, den Hohen Tauern mit der Venediger- und Großglocknergruppe, 3800 m, sowie den Niederen Tauern und die steirischen Alpen. Der südliche Kalkalpenzug streicht durch die Lombardei nach Südtirol (Ortler 3900 m), setzt sich hier in den sogenannten Dolomiten fort und gabelt sich endlich in den Karnischen und den Julischen Alpen, die sich endlich in den

Dinarischen Alpen fortsetzen, welche die Verbindung mit der durchweg gebirgigen Balkanhalbinsel herstellen. Zu erwähnen ist hier noch der sogenannte Karst, ein äußerst ödes, unfruchtbares Kalkalpengebiet, merkwürdig durch seine vielfachen Höhlenbildungen, unter denen die Tropfsteinhöhle der Adelsberger Grotte weltberühmt ist. Die von den Dinarischen oder Dinarisch-Albanischen Alpen entsendeten Gebirgsketten durchziehen dann die ganze Balkanhalbinsel und finden erst in den Südspitzen Griechenlands ihre letzten Ausläufer.

Wie hier nach Südosten, so setzen sich die Alpen auch nach Nordosten, wo sie im Wiener Wald an der Donau ihre Grenze gefunden haben, jenseits dieses Stromes nach Ungarn hinein fort und zwar in den Karpaten, die in der Hohen Tatra noch eine Gipfelhöhe von 3000 m erreichen, Ungarn in einem großen südöstlichen Bogen umschließen und im Süden in den Siebenbürgischen oder Transsylvanischen Alpen enden, die von den Gebirgen der Balkanhalbinsel nur durch die Donau getrennt sind.

Dieses gewaltige Rückgrat Europas dacht sich nach Westen und Norden allmählich ab und geht nach und nach in ein weit ausgedehntes Tiefland über. Nicht so nach Süden, denn die drei großen Halbinseln, welche sich in das Mittelländische Meer hinein erstrecken und Südeuropa bilden, sind ebenfalls Gebirgsländer, haben nach ihren Hauptgebirgen sogar den Namen erhalten. So die eben erwähnte östliche Balkanhalbinsel nach dem Balkan, der das Land von West nach Ost wie ein großer Querriegel durchzieht und bis an das Schwarze Meer hinstreicht. Die mittlere Halbinsel, Italien, hängt mit dem Festlande durch die Lombardische Ebene zusammen, aus welcher die Alpen ohne Abdachung aufsteigen; an diese aber schließt sich der Apennin an, der die erwähnte Ebene südlich abschließt und nun in langen Ketten die ganze Halbinsel bis zu ihrer äußersten Spitze durchzieht, sich sogar, nur unterbrochen durch die Meerenge von Messina, in dem nördlichen Teil der Insel Sizilien noch fortsetzt, und dem ganzen Lande den Namen der Apenninenhalbinsel gegeben hat. Für das Tiefland läßt das Gebirge hier und da nur die äußersten Ränder übrig. Noch gebirgiger ist die westliche Halbinsel von Südeuropa, die nach den Pyrenäen ihren Namen erhalten hat, einem Hochgebirge, welches vom Mittelländischen Meere nach dem Atlantischen Ozean quer hindurchzieht und die Halbinsel von dem Festlande gänzlich abscheidet; hier ist das Tiefland noch enger begrenzt und fast ganz nur auf die Flußtäler beschränkt.

Die Alpen steigen also im Süden teils vom Meeresstrande, teils aus der Ebene unmittelbar in die Höhe; im Westen und Norden dagegen lagern ihnen die ausgedehnten Mittelgebirge von Frankreich, Deutschland und Oesterreich, die sich stufenweise senken und dann allmählich in das weite europäische Tiefland übergehen, welches einen großen Teil von West- und Nordeuropa, sowie ganz Osteuropa völlig ausfüllt. Abgetrennt von diesem Rumpf finden sich Gebirge nur noch in der nördlichen skandinavischen Halbinsel und auf den westlichen großbritannischen Inseln, sowie jenseits des großen Tieflandes im äußersten Osten die lange Kette des Ural, die zum Teil schon die Grenze gegen Asien bildet, und endlich noch im äußersten Südosten der Kaukasus. Dieser und das Uralgebirge werden oft schon zu Asien gerechnet, doch liegen beide noch größtenteils innerhalb der europäischen Grenzen.

Da die Hauptrichtung der gebirgigen Erhebung Europas im allgemeinen von Südwesten nach Nordosten streicht, so erscheint es naturgemäß, daß die von ihr herabkommenden zahlreichen großen Flüsse nach Nordwesten oder nach Südosten abfließen, eine Erscheinung, die auch noch in dem weit ausgedehnten osteuropäischen Flachlande wahrgenommen werden kann, da auch die höchste hügelige Erhebung Rußlands die nordöstliche Hauptrichtung der Alpen beibehält und hier eine ähnliche Wasserscheide bildet. So fließen also, um nur die hervorragendsten zu nennen, die Garonne, die Loire, die Seine in Frankreich, die Schelde in Belgien und Holland, der Rhein, die Ems, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel in Deutschland, der Niemen, die Düna, die Onega, die Dwina, der Mesen, die Petschora in Rußland sämtlich nach Nordwest; die Donau, der Dnjestr, der Dnjepr, der Don, die Wolga nach Südost. Eine Ausnahme in Mitteleuropa macht nur die Rhone, die aus der Schweiz erst nach Südwesten fließt und in Frankreich nach Süden umbiegt.

Die Flüsse der abgetrennten Glieder, also der südeuropäischen Halbinseln, sowie Skandinaviens und Großbritanniens, haben mit diesen Hauptrichtungen der europäischen Gewässer nichts zu tun, sondern richten sich selbstverständlich nach der Lage der Gebirgszüge. So gehen auf der Pyrenäen-Halbinsel der Duero, der Tajo, der Guadiana, der Guadalquivir nach Westen, der Ebro nach Osten. Der einzige große Fluß Italiens, der Po strömt nach Osten, ebenso die Themse in England; die Flüsse Skandinaviens haben zum Teil sogar südliche Richtung, ebenso wie der Ural im äußersten Osten.

In Bezug auf die Stromlänge haben sich folgende Messungen in km ergeben: Wolga 3570, Donau 2860, Dniepr 2150, Don 1860, Dwina 1782, Petschora 1580, Ural 1500, Dnjestr 1372, Rhein 1225, Elbe 1165, Weichsel 1150, Loire 1002, Tajo 910, Niemen 907, Oder 905, Düna 840, Guadiana 820, Rhone 810, Duero 786, Ebro 757, Weser 711, Seine 705, Po 670, Garonne 600. Demnach steht also Rußland in Bezug auf die Stromlänge seiner großen Flüsse, mit denen nur die Donau rivalisieren kann, obenan.

Wesentlich ist, daß alle europäischen Flüsse größtenteils, wenn nicht ganz schiffbar sind und ebenso viele Wasserstraßen nach den Meeren bilden, welche den Erdteil von drei Seiten umfassen. Und diese Einfassung mit ihrer so überaus mannigfaltigen Gliederung ist mehr noch als die reiche Höhengliederung die Ursache geworden, daß Europa alle andern Erdteile überflügelt, schon seit dem Altertume die Rolle des Kulturträgers von Asien übernommen hat und heute noch in dem Mittelpunkte des Weltverkehrs steht. Das ist in erster Reihe die Folge seiner so mannigfachen Gliederung, die kein anderer Erdteil in so reichem Maße aufzuweisen hat, auf der aber die leichte Verbindung von Land und Wasser beruht, und aus der allein sich der lebhafte Verkehr der Völker untereinander entwickeln konnte.

Nicht nur der offene Atlantische Ozean bespült die Küsten Europas, sondern auch eins seiner Randmeere, die Nordsee, greift tief in den Erdteil hinein, und außerdem schneiden zwei gewaltige Binnenmeere, im Norden die Ostsee und im Süden das Mittelländische Meer, große Halbinseln und Inseln aus dem Festlande heraus, die wieder in zahllosen größeren und kleineren Einbuchtungen ebenso viele Zugänge einerseits zum

Rome, Italy. Ancient Rome was founded on seven hills by the Tiber River. Rome's first settlers were Latin tribes who arrived around 1000 BC. Rome's first king was Romulus, who founded the city in 753 BC. Rome's first republic was established in 509 BC. Rome's first emperor was Augustus, who ruled from 27 BC to AD 14. Rome's first empire was established in AD 27. Rome's first capital was Rome. Rome's first language was Latin. Rome's first currency was the denarius. Rome's first calendar was the Julian calendar. Rome's first alphabet was the Latin alphabet. Rome's first religion was paganism. Rome's first temple was the Temple of Jupiter. Rome's first theater was the Theater of Pompey. Rome's first amphitheater was the Colosseum. Rome's first aqueduct was the Aqua Appia. Rome's first road was the Via Appia. Rome's first bridge was the Pons Sublicius. Rome's first harbor was the Port of Ostia. Rome's first lighthouse was the Pharos of Ostia. Rome's first library was the Library of Alexandria. Rome's first university was the University of Rome. Rome's first hospital was the Hospital of Santo Spirito. Rome's first museum was the Capitoline Museums. Rome's first art gallery was the Vatican Museums. Rome's first zoo was the Zoo of Rome. Rome's first park was the Villa Borghese. Rome's first garden was the Botanical Garden of Rome. Rome's first cemetery was the Protestant Cemetery. Rome's first synagogue was the Great Synagogue of Rome. Rome's first church was the Basilica of Saint John Lateran. Rome's first cathedral was the Basilica of Saint Peter. Rome's first monastery was the Monastery of Saint Benedict. Rome's first convent was the Convent of Saint Clare. Rome's first hospital was the Hospital of Santo Spirito. Rome's first orphanage was the Orphanage of Saint Michael. Rome's first school was the School of Saint John Lateran. Rome's first university was the University of Rome. Rome's first library was the Library of Alexandria

durch die dänischen Inseln Seeland und Fünen gebildet, nur drei schmale Wasserstraßen, der Sund, der große und der kleine Belt in die offene Ostsee führen. Diese breitet sich dann nach Deutschland und Rußland weit hin und bildet hier noch den Rigaschen, Finnischen und Bottnischen Meerbusen. Als wichtigere Inseln sind noch Laaland, Falster, Möen, Bornholm (dänisch), Rügen (deutsch), Oeland und Gotland (schwedisch) und die Alandsinseln (russisch) zu nennen.

Weiterhin ist am offenen Atlantischen Ozean nur der weite Meerbusen von Biscaya zwischen Frankreich und Spanien zu merken.

In das Mittelländische Meer, welches drei Erdteile bespült, führt nur die schmale Meerenge von Gibraltar, deren Schlüssel sich die Engländer angeeignet haben. Hier nun findet sich die denkbar reichste Gliederung an Halbinseln, Inseln, Buchten und guten Häfen, die das Mittelländische Meer schon seit dem Altertum zu einem Hauptverkehrsplatz gemacht haben, und was Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Griechenland, die Türkei und Rußland für das Seewesen und den Seeverkehr geworden sind, das haben sie teils hauptsächlich, teils ganz und gar dem Mittelländischen Meere zu danken. Das erste große und offene Becken endet mit den Inseln Korsika, Sardinien und Sizilien; es bildet an Frankreich den Busen von Lyon, an Italien das Ligurische Meer mit dem Busen von Genua. Zwischen den genannten Inseln und dem italienischen Festlande breitet sich das Tyrrhenische Meer aus, mit dem herrlichen Golf von Neapel, über welchen der feuerspeiende Vesuv seine ewig drohende Rauchwolke erhebt und die Bewohner des Landes von Zeit zu Zeit in Furcht und Schrecken setzt. Eines der schönsten Panoramen der Welt. Durch die Straße von Messina hat das Tyrrenische Meer auch von Süden her einen Zugang. Um die Südspitzen von Italien herum führt die Straße von Otranto in das Adriatische Meer, an welchem nicht nur Italien, sondern auch Oesterreich, die Türkei und Griechenland beteiligt sind. Letzteres wird einerseits von dem Jonischen, anderseits von dem Ägäischen Meere umgeben, dessen reiche Inselwelt, der griechische Archipelagus, zum Teil allerdings schon zu Kleinasien gerechnet wird. Dann führt die Straße der Dardanellen in das Kleine Marmorameer und aus diesem der Bosporus oder die Straße von Konstantinopel in das weite Schwarze Meer, um dessen Halbinsel Krim herum die Straße von Kertsch in das Asowsche Meer leitet, mit welchem das Gebiet des Mittelländischen Meeres seinen Abschluß findet.

Die hohe Bedeutung dieser reichen Gliederung von Südeuropa hatten schon die alten Phöniker, das handels- und schiffahrtskundige Volk des Altertums, erkannt, denn sie machten im Verein mit ihrer Tochterstadt Karthago das Mittelländische Meer zum Hauptschauplatz ihrer Tätigkeit und gründeten an den buchtenreichen Küsten Europas viele Niederlassungen. Diese wurden dann die Ausgangspunkte für die Kultur Europas, denn es darf nicht übersehen werden, daß Europa verhältnismäßig erst spät in den Kreis der Kulturvölker eingetreten ist.

Schon unendlich lange vor den Phönikern blühte im fernen Ostasien, in China, eine eigenartige Kultur, die sich sogar bis heute erhalten hat, aber auf einer gewissen Höhe in völligen Stillstand geraten ist, da sich die Chinesen von jeder Berührung mit

Plate 13 Portrait of Sir Thomas Gresham, founder of the Royal Exchange, London, and of Gresham College, where he endowed seven professorships. Engraved by Simon de Passe, 1617. Gresham College Collection.

Plate 14 Portrait of Sir Christopher Wren, Professor of Astronomy at Gresham College, 1657–1661, and architect of St. Paul's Cathedral, London. Engraved by Simon de Passe, 1617. Gresham College Collection.

Kleidung, Tracht, Mode, Kostüm, Uniform, Livree, Gewand, Gewandung, Bekleidung, Anzug, Aufzug, Staat, Putz, Schmuck, Zierat, Gala, Ornat, Talar, Robe, Rock, Hose, Weste, Jacke, Mantel, Kragen, Ärmel, Schoß, Schleppe, Saum, Besatz, Tresse, Litze, Borte, Knopf, Schnalle, Schnürung, Schuh, Stiefel, Strumpf, Handschuh, Hut, Mütze, Kappe, Haube, Schleier, Kopfputz, Perücke, Zopf, Bart, Schminke, Puder, Parfüm, Fächer, Stock, Degen, Orden, Ordensband, Ordenskette, Ehrenzeichen, Abzeichen, Rangabzeichen, Schärpe, Achselstück, Epaulette, Tressenbesatz, Goldstickerei, Silberstickerei, Paradeuniform, Gesellschaftsanzug, Frack, Cut, Smoking, Abendkleid, Ballkleid, Hofkleid, Trauerkleid, Witwenkleid, Witwenschleier, Trauerflor, Trauerband, Trauerschleife, Kranz, Totenkranz, Totenkrone, Totenhemd, Totenkleid, Totenschuh, Totenhaube, Totenmaske, Totenbild, Totenbett, Totenwache, Totenklage, Totenlied, Totenmesse, Totenamt, Totenfeier, Totenfest, Totenopfer, Totenspeise, Totenmahl, Totenschmaus, Totenbier, Totenwein, Totenbrot, Totenkuchen, Totenlicht, Totenkerze, Totenlampe, Totenuhr, Totenglocke, Totenbuch, Totenregister, Totenliste, Totenschein, Totenzettel, Totenanzeige, Todesanzeige, Todesnachricht, Todesfall, Todesursache, Todesart, Todesstunde, Todestag, Todesjahr, Todesalter, Todesort, Todesgrund, Todesfolge, Todesstrafe, Todesurteil, Todesart, Todesstunde, Todestag, Todesjahr, Todesalter, Todesort, Todesgrund, Todesfolge, Todesstrafe, Todesurteil

Abb. 1. Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916)

Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) war ein Monarch, der sich in seinem Leben und Wirken ganz seinem Amt verschrieben hatte. Er war ein Mann, der sich in seinem Leben und Wirken ganz seinem Amt verschrieben hatte. Er war ein Mann, der sich in seinem Leben und Wirken ganz seinem Amt verschrieben hatte. Er war ein Mann, der sich in seinem Leben und Wirken ganz seinem Amt verschrieben hatte. Er war ein Mann, der sich in seinem Leben und Wirken ganz seinem Amt verschrieben hatte.

als unvermischte Nachkommen der alten Iberer, von manchen Forschern sogar als der letzte Rest der ehemaligen Ureinwohner Europas betrachtet.

Litauer.

Endlich sind auch hier noch als der kaukasischen Rasse angehörend die Zigeuner zu erwähnen, ein Volk indischer Herkunft, das seinen Hauptsitz in den Ländern an der unteren Donau hat, sonst aber nur nomadisierend Europa durchzieht.

Volksstämme mongolischer Rasse finden sich nur im Norden und Südosten Europas. Vom nördlichsten Skandinavien bis tief nach Rußland hinein wohnen die von Renntierzucht und Fischfang lebenden Lappen, mehr im südlichen Schweden die ihnen verwandten ackerbautreibenden Quänen; im Osten des Baltischen Meeres die Finnen und an diese südlich anschließend die Esthen und Liven. Noch ausgesprochener finden wir die hierher gehörenden Volksstämme weiter im Norden Rußlands. Obwohl dessen Küsten vom Eismeer bespült werden, hat sich doch trotz des langen Winters am Weißen Meere die Stadt Archangelsk zu einer nordischen Handelsmetropole entwickelt und auf ihren Messen strömt ein buntes Völkergemisch zusammen, zumeist aus dem Gebiet der Petschora. Hier sitzen die Samojeden, Syrjänen und Wogulen; noch weiter nach Süden bis zur mittleren Wolga die Stämme der Permjäken, Wotjaken, Tschermissen und Mortwinen, die man zusammen auch wohl Wolgafinnen nennt. Zu dieser Völkergruppe gehören endlich auch die Magyaren im ungarischen Tieflande, die unter dem Namen der Szekler auch noch in Siebenbürgen eingedrungen sind.

Frau von Archangelsk.

Im Südosten Europas haben die Völker türkischen Stammes sich eingeschoben und als Osmanen in der Türkei, als Tataren in der Krim, nördlich vom Kaukasus und an der mittleren Wolga, als Baschkiren und Kirgisen in den Steppen im Gebiete des Kaspischen Meeres sich bis heute behauptet. — Der einzige echt mongolische, nicht zu den türkischen Völkern gehörende Volksstamm sind die im Gebiete der unteren Wolga nomadisierenden Kalmücken.

Fig. 2. Vesta, Roman goddess of the hearth, fire, and home. Marble statue, Roman copy after a Greek original, 1st century AD. Vatican Museums, Rome.

1. Vesta
2. Ceres
3. Juno
4. Minerva
5. Diana
6. Venus
7. Proserpina
8. Cybele

Fig. 3. Vesta, Roman goddess of the hearth, fire, and home. Marble statue, Roman copy after a Greek original, 1st century AD. Vatican Museums, Rome.

21. Andorra	450	23. San Marino	59
22. Liechtenstein	159	24. Monaco	22

Eine bei weitem andere Uebersicht ergibt sich, wenn man diese Staaten nach ihrer Bevölkerungszahl ordnet und eine noch andere, wenn man sie nach der Volksdichtigkeit betrachtet. In letzterer Beziehung müßte sogar das kleine Fürstentum Monaco obenan gestellt werden, da es auf den qkm nicht weniger als 600 Einwohner aufweist, während das riesige Rußland, welches auch die größte Einwohnerzahl hat (103 Millionen) in Bezug auf die Dichtigkeit seiner Bevölkerung erst in zweiundzwanzigster Reihe zu stehen kommt, denn es zählt auf den qkm nur 19 Menschen.

Im nachfolgenden sollen die Staaten aber nicht in einer dieser Reihenfolgen, sondern nach ihrer Lage zueinander gruppiert werden. Danach entfallen auf

Mittel-Europa: das Kaisertum des Deutschen Reiches, das Kaisertum Oesterreich-Ungarn und die Schweizer Republik mit dem Fürstentum Liechtenstein;

Nord-Europa: das Königreich Skandinavien (Schweden und Norwegen) und das Königreich Dänemark;

West-Europa: das Königreich Großbritannien und Irland, das Königreich der Niederlande mit dem Großherzogtum Luxemburg, das Königreich Belgien, die Republik Frankreich mit dem Fürstentum Monaco;

Süd-Europa bilden die drei großen, von dem Mittelländischen Meer herausgeschnittenen Halbinseln, die nach ihren Gebirgen die Pyrenäen-, Apenninen- und Balkan-Halbinsel genannt werden; und zwar umfaßt die Pyrenäen-Halbinsel: das Königreich Portugal und das Königreich Spanien mit der Republik Andorra; die Apenninen-Halbinsel: das Königreich Italien mit der Republik San Marino; die Balkan-Halbinsel: das Großsultanat der europäischen Türkei, das Königreich Griechenland, das Königreich Rumänien, das Königreich Serbien, das Fürstentum Bulgarien und das Fürstentum Montenegro.

Ost-Europa wird gänzlich von dem europäischen Teil des russischen Kaiser- oder Zarenreiches ausgefüllt.

Mitteleuropa.

Als Mitteleuropa betrachtet man den Kern des europäischen Festlandes, denn fast das ganze Alpengebiet mit allen seinen Vorlanden liegt innerhalb seiner Grenzen. Nur ein kleiner westlicher Teil überschreitet noch die Grenzen Frankreichs, und nur der Südfuß der Alpen erhebt sich zum Teil aus italienischem Boden; sonst ist das ganze Rückgrat Europas mitteleuropäisch.

Den Hauptstock der Alpen haben wir in der Schweiz gefunden, was er von diesem Lande noch übrig läßt, das ist von der schweizerischen Hochfläche ausgefüllt, die bis an den Rhein reicht und im Westen von dem nordöstlich streichenden schweizerischen Jura eingefaßt wird. In gleicher Richtung nach Nordosten erhebt sich jenseits des Rheines, das deutsche Land bis zum Main ausfüllend, der deutsche Jura, zuerst schwäbischer, dann fränkischer Jura genannt, eine Hochfläche, die in der Rauhen Alb ihre höchste Erhebung findet und von allen Seiten von Mittelgebirgen umschlossen wird. Als dessen Mittelpunkt erscheint das im Schneekopf bis zu 1100 m sich erhebende Fichtelgebirge, von dem sich von Ost nach West der Frankenwald, der Thüringer Wald, dem sich der Harz vorschiebt, das Rhöngebirge mit dem hessischen Berglande, das Vogelsgebirge, der Spessart und bis zum Rhein der Taunus und der Westerwald, dem sich das Rothaargebirge und der Teutoburger Wald vorschieben, hinziehen. Zu beiden Seiten des Flusses erhebt sich das rheinische Schiefergebirge mit dem Siebengebirge, jenseits des Rheins ziehen die Haardt, der Hunsrück, die Eifel, die Hohe Venn und die Ardennen. Links vom Rhein streicht das Wasgaugebirge oder die Vogesen zum schweizerischen Jura nach Süden aufwärts, rechts der Odenwald und der Schwarzwald.

Von dem Knotenpunkte des Fichtelgebirges zieht sich nach Südosten der Böhmerwald hin, welcher mit dem Bayrischen Walde den fränkischen Jura bis zur Donau begrenzt. Nach Nordosten streicht das Erzgebirge bis zur Elbe. Jenseits dieses Flusses erhebt sich das Elbsandsteingebirge, an das sich das Lausitzer Gebirge anschließt, welches die Verbindung mit den nun nach Südosten biegenden Sudeten herstellt. Diese heißen in ihrem westlichen Teile Iser- und Riesengebirge und erheben sich in der Schneekoppe bis zu 1600 m, setzen sich in derselben Richtung in dem Waldenburger- und Heuscheuergebirge zum Glatzer Kessel und Altvatergebirge fort und verbinden nun das deutsche Mittelgebirge durch die Beskiden in Ungarn mit dem Karpatengebiete.

Alles Land nördlich über all den genannten Gebirgszügen ist norddeutsches Tiefland, das einerseits von der Nordsee, anderseits von der Ostsee begrenzt wird, zwischen beiden aber sich durch Schleswig-Holstein nach Dänemark und damit nach Nordeuropa fortsetzt.

Als Beispiel für ein Schiff, das nicht nur Fracht, sondern auch Passagiere befördert, soll hier die Fähre „Nordstern" dienen. Sie verkehrt zwischen Hamburg und Helgoland. Ihr Name ist in großen Buchstaben an der Bordwand angebracht. Sie ist weiß gestrichen und hat einen roten Schornstein. Auf dem Schornstein ist ein schwarzer Ring. Das Schiff hat zwei Masten und zwei Schornsteine. Es ist 80 Meter lang und 12 Meter breit. Es hat einen Tiefgang von 3 Metern. Es kann 12 Knoten laufen. Das sind 22 Kilometer in der Stunde. Es hat Platz für 1000 Passagiere.

Unser Schiff heißt „Nordstern". Es ist ein Passagierschiff. Es hat zwei Masten und zwei Schornsteine. Es ist weiß gestrichen. Es hat einen roten Schornstein. Auf dem Schornstein ist ein schwarzer Ring. Es ist 80 Meter lang und 12 Meter breit. Es hat einen Tiefgang von 3 Metern. Es kann 12 Knoten laufen. Das sind 22 Kilometer in der Stunde. Es hat Platz für 1000 Passagiere.

die Mosel mit der Saar und Meurthe. — Die Ems kommt vom Teutoburger Walde und ist mehr nur ein großer Küstenfluß. — Die Weser entsteht aus der Werra vom Thüringer Walde und der Fulda vom Rhöngebirge, die sich bei Münden zur Weser vereinigen. Als Zuflüsse sind zu nennen: auf der rechten Seite die Aller mit der Leine und die Wümme, auf der linken die Diemel, Werre und Hunte. — Die Elbe kommt vom Riesengebirge, durchströmt erst mit einem großen Bogen Böhmen, wo sie rechts die Iser, links die Moldau und Eger aufnimmt, durchbricht bei Tetschen das Elbsandsteingebirge und fließt nun nach Nordwesten durch das norddeutsche Tiefland. Von ihren ferneren Zuflüssen sind rechts die Schwarze Elster, die Havel mit der Spree, die Stepenitz, Elde, Sude und der Stör, links die Mulde mit der Zschopau, die Saale mit der Weißen Elster, Unstrut und Bode, die Ohra, Biese und Jetze zu nennen.

Zum Gebiete der Ostsee gehören von den mitteleuropäischen Hauptflüssen die Oder und die Weichsel. Die Oder gehört nur mit ihren obersten Quellflüssen im Mährischen Gesenke zu Österreich und wird alsbald ein durchweg preußischer Fluß, der die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern durchströmt und bei seiner Mündung das Stettiner Haff bildet, aus welchem zwischen dem Festlande und den vorlagernden Inseln Usedom und Wollin die Peene, Swine und Dievenow die Ausfahrten in die Ostsee ergeben. Die Oder nimmt auf der rechten Seite die Olsa, die Klodnitz, die Malapane, den Stober, die Bartsch, die Warthe mit der Netze und Obra und die Ihna auf; linksseitig die Oppa, die Glatzer Neisse, die Weistritz, die Katzbach, den Bober mit dem Queis, die Görlitzer oder Lausitzer Neisse, die Ucker und die Peene. — Die Weichsel, von den Beskiden kommend, durchströmt mit großem östlichen Bogen Russisch-Polen und tritt erst unweit Thorn in preußisches Gebiet ein. Von ihren Zuflüssen sind rechts der Bug mit der Narew und die Drewenz, links die Brahe zu nennen. Vor ihrer Mündung in die Danziger Bucht entsendet sie einen breiten Mündungsarm, die Nogat, in das Frische Haff.

Von kleineren Küstenflüssen sind im Gebiet der Nordsee nur zu merken die Jade und Oste in Hannover und die Eider in Holstein. Zahlreicher fließen sie nach der Ostsee ab: die Trave in Holstein, die Warnow und Recknitz in Mecklenburg, dann in Pommern die Rega, Persante, Wipper, Stolpe, Leba, Passarge und der Pregel mit der Alle und Angerapp. Auch die Memel wäre endlich noch zu nennen, denn sie ist der vor seiner Mündung noch in die Provinz Preußen eingetretene russische Niemen.

In entgegengesetzter Richtung als alle diese Flüsse Mitteleuropas strömt, wie oben erwähnt, allein die Donau, der bedeutendste der mitteleuropäischen Ströme, welcher die sämtlichen nördlichen und östlichen Abflüsse des Alpengebietes aufnimmt und nach Osten in das Schwarze Meer führt. Die Donau kommt vom Schwarzwalde und strömt anfänglich durch Baden, Württemberg und Bayern in nordöstlicher Richtung bis Regensburg. Hier stellt sich ihr der Bayrische Wald entgegen und zwingt sie, nach Südosten abzulenken, welche Richtung sie dann noch bis über Österreich hinaus nach Ungarn hinein beibehält. Bis dahin hat sie an größeren Zuflüssen von Süden her die Iller, den Lech, die Isar, den Inn mit der Salzach, die Traun, die Enns, die Raab aufgenommen, die

ihr die Alpengewässer und die Abflüsse der zahlreichen oberbayrischen Seen zuführen; von Norden her kommen die Nab, der Regen, die March mit der Thaya, die Waag und der Gran. Bei Waitzen in Ungarn biegt die Donau plötzlich nach Süden um und nimmt in diesem Stück ihres Laufes von Westen her von den Karnischen Alpen kommend die mächtige Drau oder Drave auf, die sie nun wieder nach Südosten drängt, endlich nicht lange danach bei Belgrad die von den Julischen Alpen kommende, nicht minder mächtige Sau oder Save, die ihren Lauf nun ganz nach Osten zwingt. Diese Richtung behält die Donau, nachdem sie auch noch die Gebirgsengen bei Orsova durchbrochen, bis zu ihrem mächtigen Mündungsdelta im Schwarzen Meere bei. Von ferneren Zuflüssen sind noch zu erwähnen auf der linken Seite die Theiß in Ungarn, die Aluta und der Sereth in Rumänien und der Pruth, der Grenzfluß gegen Rußland, auf der rechten Seite die Morawa.

1. Das deutsche Reich.

Mehr als tausend Jahre sind seit der Gründung des Deutschen Reiches verflossen. Als das fränkische Weltreich Karls des Großen im Jahre 843 im Vertrage zu Verdun unter seine Erben aufgeteilt wurde, fielen die deutschen Landesteile diesseits des Rheines an seinen Enkel Ludwig, welcher deshalb auch den Beinamen Ludwig der Deutsche erhielt. Wohl wurde von einem seiner Nachfolger später noch einmal der Versuch gemacht, das gewaltige fränkische Reich wieder zu vereinigen, aber es war eben nur ein schwacher Versuch, und die deutschen Landesteile blieben auch ferner getrennt von dem übrigen Frankenreiche, unter eigenen Königen, die, nachdem der alte Stamm der Karolinger ausgestorben war, gewählt wurden und bald auch, wie seinerzeit Karl der Große, mit Hilfe des Papstes die Kaiserwürde erlangten. So entstand ein „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation", wie es genannt wurde, das unter den Kaisern aus den Häusern Sachsen und Hohenstaufen auf den Gipfel seiner Machtentfaltung gelangte.

Da das Fürstenhaus, aus welchem der erwählte Kaiser hervorgegangen war, naturgemäß an Ansehen und Bedeutung gewann und der Kaiser selbstverständlich auch bestrebt war, die Macht und den Besitzstand seines Hauses dementsprechend zu vergrößern, da es ihm ferner oft nicht gelang, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern, sondern der Nachfolger aus einem andern Hause gewählt wurde, der nun ebenso verfuhr, so gelangten alle die Fürstenhäuser, welche dem Reiche einen Herrscher gegeben hatten, nach und nach zu einer Macht, daß die Stellung des Kaisers zwischen diesen Großen immer schwieriger wurde. So wuchsen die Fürsten, die anfänglich nur Vasallen und Dienstleute des Kaisers gewesen waren, die er mit diesem oder jenem Amte betraute, nach und nach zu immer größerer Selbständigkeit empor. Aus den Vasallen, die der Kaiser beliebig aus ihrer Stellung entfernen konnte, wurden mehr oder weniger unantastbare Landesherren, die sich den Befehlen des Kaisers sehr häufig nicht fügten, ihm sogar feindlich entgegentraten. Und den größeren Fürsten ahmten dann die kleineren nach, so daß das „Heilige Römische

Rome is the capital of Italy and the largest city in the country. It is also the capital of the Lazio region. Rome is one of the most important cities in Europe. It is a major center of culture, politics, and economy. Rome is also a popular tourist destination. Many people visit Rome every year to see its ancient ruins, beautiful churches, and famous museums.

Figure 1. The Colosseum is one of the most famous landmarks in Rome. It is a large amphitheater that was built in the first century AD. The Colosseum could hold up to 50,000 people and was used for gladiator fights and other public events.

hältnisse herbeigeführt wurde. Österreich wurde aus dem Verbande der deutschen Staaten ganz ausgeschieden, mehrere der selbständigen norddeutschen Staaten, welche auf der Seite Österreichs gestanden hatten, wurden Preußen einverleibt und der Norddeutsche Bund unter Führung Preußens gegründet, mit welchem die süddeutschen Staaten, d. h. die Staaten südlich von der sogenannten Mainlinie, besondere Bündnisverträge abschlossen.

Inzwischen war es in Frankreich dem Neffen des ersten Napoleon gelungen, sich nicht nur zum Kaiser der Franzosen aufzuschwingen, sondern durch glückliche Kriege in Italien und im Orient Frankreich auch zu einer maßgebenden Stellung unter den europäischen Staaten zu erheben und sich mit Erfolg zum Schiedsrichter in allen europäischen Angelegenheiten aufzuwerfen. Durch solche Erfolge glaubte er sich berechtigt, endlich auch an Preußen unerfüllbare Forderungen stellen zu dürfen, wohl in der Voraussetzung, daß Österreich und auch die süddeutschen Staaten auf seine Seite treten würden. Darin hatte er sich geirrt, denn als er den König Wilhelm von Preußen provozierte und nun der deutsch-französische Krieg entbrannte, hielt sich Österreich zurück; die Bündnisverträge mit Süddeutschland aber bewährten sich, und ganz Deutschland stand wie ein Mann gegen den Erbfeind auf. Sieg folgte auf Sieg, und Napoleon III. hatte seinen Übermut mit dem Verlust seiner Krone zu büßen. Noch in Feindesland aber trat das große Ereignis ein: Die deutsche Nation fühlte sich wieder einig, und nachdem schon im November 1870 eine Einigung des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten zu stande gekommen war, erfolgte am 18. Januar 1871 zu Versailles die Proklamation eines neuen Deutschen Reiches, König Wilhelm I. von Preußen nahm die erbliche Würde eines deutschen Kaisers an und erklärte „allzeit ein Mehrer des Reiches in den Werken des Friedens, auf den Gebieten nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung" sein zu wollen. Der Friede zu Frankfurt am Main, im Mai 1871, brachte dann auch das einst von Frankreich so schmählich geraubte Elsaß und Lothringen in seine alte Zugehörigkeit an Deutschland zurück. —

So ist das neue Deutsche Reich entstanden, an dessen Spitze der König von Preußen als Deutscher Kaiser steht, dem die Entscheidung über Krieg und Frieden, sowie der Oberbefehl über das deutsche Heer und die deutsche Flotte zusteht. Die Verhältnisse des Reiches werden geordnet durch den Bundesrat, welcher aus den Vertretern der 25 deutschen Einzelstaaten besteht, und dem Reichstage, welcher die Vertretung des ganzen deutschen Volkes repräsentiert. Von beiden Körperschaften muß die Zustimmung erfolgt sein, wenn ein neues Gesetz Gültigkeit erhalten soll. Unmittelbar von der Reichsverwaltung, an deren Spitze der Reichskanzler steht, sind abhängig: die Vertretung des Reiches im Auslande, das Heer- und Flottenwesen, das Finanz-, Post- und Telegraphenwesen. Die Regelung aller übrigen Angelegenheiten ist den Einzelstaaten überlassen, doch ist auch hier ein wesentlicher Einfluß des Reiches nicht ausgeschlossen.

Übersicht der Staaten des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich umfaßt rund 540 000 qkm mit 58 Millionen Einwohnern. Diese verteilen sich auf 26 Staaten; der Main, welcher von Osten nach Westen in den Rhein fließt, teilt die 21 norddeutschen von den 5 süddeutschen Staaten.

A. Norddeutschland.

1. Das Königreich Preußen füllt mit seinen 350 000 qkm den weitaus überwiegenden Teil von Norddeutschland aus, denn sämtliche übrigen norddeutschen Staaten umfassen nur etwa den siebenten Teil des Raumes, den Preußen allein einnimmt. Hervorgegangen aus der kleinen Markgrafschaft und dem späteren Kurfürstentum Brandenburg, ist Preußen seit dem Jahre 1701 Königreich. Es zählt 35 Millionen Einwohner. Das Land wird in 12 Provinzen geteilt: 1. Brandenburg mit den Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt und der Haupt- und Residenzstadt Berlin, die zugleich deutsche Reichshauptstadt ist und einen eigenen Stadtbezirk bildet; 2. Pommern mit den Regierungsbezirken Stettin, Stralsund und Köslin; 3. Westpreußen mit den Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder; 4. Ostpreußen mit den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen; 5. Posen mit den Regierungsbezirken Posen und Bromberg; 6. Schlesien mit den Regierungsbezirken Breslau, Liegnitz und Oppeln; 7. Sachsen mit den Regierungsbezirken Magdeburg, Merseburg und Erfurt; 8. Hessen-Nassau mit den Regierungsbezirken Kassel und Wiesbaden, besteht aus dem ehemaligen Kurfürstentum Hessen und dem Herzogtum Nassau, welche 1866 dem preußischen Staate einverleibt worden sind; 9. die Rheinprovinz mit den Regierungsbezirken Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen und Trier; 10. Westfalen mit den Regierungsbezirken Münster, Minden und Arnsberg; 11. das ehemalige Königreich Hannover ist wie Hessen-Nassau ebenfalls seit 1866 preußische Provinz, mit den Regierungsbezirken Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich; hierher gehört auch die ostfriesische Inselkette in der Nordsee, sowie der Bezirk des preußischen Kriegshafens Wilhelmshaven am Jadebusen im Großherzogtum Oldenburg; 12. Schleswig-Holstein besteht aus den ehemaligen Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg; hierher gehören die nordfriesischen Inseln in der Nordsee und in der Ostsee die Inseln Fehmarn und Alsen; auch die weit draußen in der Nordsee, ehemals britische Insel Helgoland ist dieser Provinz zugeteilt. — Zum Königreich Preußen zählen auch noch seit 1850 die Hohenzollernschen Lande, die ehemaligen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, welche weitab von dem Hauptlande in Süddeutschland von Baden und Württemberg umschlossen werden; hier die Stammburg des preußischen Königshauses.

2. Das Königreich Sachsen, 15 000 qkm mit über 4 Millionen Einwohnern, umschlossen von Preußen, den thüringischen Staaten, Bayern und dem österreichischen Königreich Böhmen; wird in vier Kreishauptmannschaften geteilt: Dresden mit der gleichnamigen Hauptstadt an der Elbe, Leipzig, Zwickau mit dem Vogtlande, und Bautzen, welches die sächsische Oberlausitz umfaßt.

Am Nordrande des norddeutschen Gebietes liegen:

3. Das Großherzogtum Oldenburg, 6400 qkm mit 339 000 Einwohnern, eingeschlossen von der Nordsee und der preußischen Provinz Hannover, mit der Hauptstadt Oldenburg. Es gehören zu diesem Staate aber auch noch das Fürstentum Lübeck, an der Ostsee in Holstein, nicht zu verwechseln mit der freien Stadt gleichen Namens, sowie das im Innern Deutschlands liegende Fürstentum Birkenfeld an der Nahe, in der preußischen Rheinprovinz.

4. 5. Die beiden Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin, 13 000 qkm mit nur 598 000 Einwohnern, und Mecklenburg-Strelitz, 3000 qkm mit 102 000 Einwohnern, an der Ostsee, sonst ganz von Preußen umschlossen, mit den Hauptstädten Schwerin und Neustrelitz.

Im mittleren Gebiete Norddeutschlands liegen:

6. Das Herzogtum Braunschweig, 3700 qkm mit 464 000 Einwohnern und der gleichnamigen Hauptstadt, besteht aus mehreren Landesteilen, welche durch die preußischen Provinzen Hannover und Sachsen voneinander getrennt werden.

7. Das Herzogtum Anhalt, 2300 qkm mit 316 000 Einwohnern und der Hauptstadt Dessau; vom Hauptlande ist der Bezirk Ballenstedt durch die preußische Provinz Sachsen getrennt.

8. Das Fürstentum Waldeck, 1100 qkm mit 58 000 Einwohnern und der Hauptstadt Arolsen, umschlossen von Westfalen und Hessen-Nassau, abgetrennt davon das Fürstentum Pyrmont.

9. Das Fürstentum Lippe, 1200 qkm mit 139 000 Einwohnern und der Hauptstadt Detmold.

10. Das Fürstentum Schaumburg-Lippe, 340 qkm mit 41 000 Einwohnern und der Hauptstadt Bückeburg. — Lippe und Schaumburg-Lippe liegen an der Weser, auf der Grenze der Provinzen Westfalen und Hessen-Nassau.

Eine besondere Gruppe bilden die Thüringischen Staaten im mitteldeutschen Gebirgslande, welche von der preußischen Provinz Sachsen, von Bayern und dem Königreich Sachsen umgeben sind und von denen die Mehrzahl aus mehreren getrennten Teilen besteht.

11. Das Großherzogtum Sachsen-Weimar, 3600 qkm mit 362 000 Einwohnern und der Hauptstadt Weimar.

12. Das Herzogtum Sachsen-Meiningen, 2500 qkm mit 250 000 Einwohnern und der Hauptstadt Meiningen.

13. Das Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha, 2000 qkm mit 229 000 Einwohnern und den Residenzen Coburg und Gotha.

14. Das Herzogtum Sachsen-Altenburg, 1300 qkm mit 193 000 Einwohnern und der Hauptstadt Altenburg.

15. Das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, 940 qkm mit 93 000 Einwohnern und der Hauptstadt Rudolstadt.

16. Das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, 860 qkm mit 80 000 Einwohnern und der Hauptstadt Sondershausen.

17. Das Fürstentum Reuß ältere Linie, 320 qkm mit 68 000 Einwohnern und der Hauptstadt Greiz.

18. Das Fürstentum Reuß jüngere Linie, 830 qkm mit 139 000 Einwohnern und der Hauptstadt Gera.

Zu diesen achtzehn selbständigen Monarchien kommen dann noch die Gebiete der freien und Hansastädte, nämlich:

19. Hamburg, 415 qkm mit 768 000 Einwohnern, an der unteren Elbe, mit dem durch die preußische Provinz Hannover abgetrennten Gebiete von Cuxhaven an der offenen Nordsee.

20. Bremen, 256 qkm mit 224 000 Einwohnern an der unteren Weser, mit dem getrennten Gebiete von Bremerhaven am Ausfluß der Weser in die Nordsee.

21. Lübeck, 300 qkm mit 96 000 Einwohnern, an der Ostsee.

B. Süddeutschland.

22. Das Königreich Bayern, 76 000 qkm mit über 6 Millionen Einwohnern; Hauptstadt München an der Isar. Es wird in acht Regierungsbezirke geteilt; davon liegen vier im Donaugebiet: Oberbayern, Schwaben-Neuburg, Niederbayern und die Oberpfalz mit Regensburg; drei liegen im Maingebiet und bilden das eigentliche Frankenland, nämlich: Mittelfranken mit Nürnberg, Oberfranken mit Baireuth, Unterfranken mit Aschaffenburg. Den achten Regierungsbezirk bildet die durch Württemberg und Baden abgetrennte Pfalz jenseits des Rheines, auch die Pfalz am Rhein, Rheinpfalz und Rheinbayern genannt. — Bayern ist das einzige deutsche Land, welches mit seinem Südfuße im Gebiete der Alpen steht. Die Algäuer Alpen mit dem Nebelhorn 2224 m, das Wettersteingebirge mit der höchsten deutschen Erhebung, der Zugspitze 2961 m, das Karwendelgebirge, dessen höchste Spitzen sich auch nahe an 2800 m emporstrecken, liegen auf deutschem Gebiete, und im Südosten streckt sich Bayern mit einem weit vorspringenden Zipfel auch noch tief in die Salzburger Alpen hinein, und auch Reichenhall, Berchtesgaden, der 2714 m hohe Watzmann, der herrliche Königssee, diese Hauptziele der Touristenwanderungen, gehören noch zum deutschen Boden. Nicht minder berühmt als Reiseziele sind die schönen oberbayrischen Seen, am Fuße der Alpen der Staffel-, Kochel- und Walchensee, weiter draußen auf der bayrischen Hochfläche der Ammersee, der Wurm- oder Starnbergersee und der Chiemsee.

23. Das Königreich Württemberg, 19500 qkm mit über zwei Millionen Einwohnern, wird in vier Kreise geteilt: Neckarkreis mit der Landeshauptstadt Stuttgart. Schwarzwaldkreis, Jagstkreis und Donaukreis.

24. Das Großherzogtum Baden, 15000 qkm mit etwa zwei Millionen Einwohnern und der Hauptstadt Karlsruhe, zieht sich lang hingestreckt von der Schweiz bis zur Mündung des Neckar von Süden nach Norden, auf der rechten Seite des Rheines, der das Land im Süden als Grenzfluß gegen die Schweiz, im Westen gegen die Reichsländer

Elsaß-Lothringen umschließt. Das Land ist außer der gesegneten Rheinebene ganz vom Schwarzwald ausgefüllt.

25. Das Großherzogtum Hessen, 7600 qkm mit einer Million Einwohnern, besteht aus zwei getrennten Teilen. Das Hauptland liegt zu beiden Seiten des Rheines und bildet diesseits des Stromes die Provinz Starkenburg mit der Hauptstadt Darmstadt, jenseits Rheinhessen mit dem Hauptorte Mainz. Der abgetrennte Teil bildet die Provinz Oberhessen.

26. Das Reichsland Elsaß-Lothringen, 14500 qkm mit fast zwei Millionen Einwohnern, durch den deutsch-französischen Krieg von Frankreich für das Deutsche Reich zurückgewonnen, ist in drei Bezirke geteilt: Ober-Elsaß von Basel bis Schlettstadt, mit der Hauptstadt Colmar, Unter-Elsaß bis Weißenburg mit der Hauptstadt Straßburg, und Lothringen mit der Hauptstadt Metz, deren Landkreis noch ausschließlich französisch spricht.

Daß die Hohenzollernschen Lande ebenfalls in Süddeutschland liegen und von Baden und Württemberg umschlossen werden, aber zum Königreich Preußen gehören, ist oben schon erwähnt worden. —

Näher auf alle diese Staaten einzugehen, erlaubt der Raum und auch der Zweck dieses Buches nicht. Wichtiger ist jedenfalls die Bevölkerung und deren Verteilung im Reiche nach ihren Stämmen, die von der staatlichen Umgrenzung der Länder gänzlich unabhängig ist.

Die Volksstämme des Deutschen Reiches.

Die Verteilung der verschiedenen Stämme der Bevölkerung des Deutschen Reiches richtet sich, wie gesagt, keineswegs nach den politischen Grenzen der vorstehenden Einzelstaaten.

Deutschland wird nicht allein von Deutschen bewohnt, es leben innerhalb seiner Grenzen auch so manche fremde Volksstämme, in den östlichen und südöstlichen Gebieten Polen, Wenden, Tschechen, im Nordosten gegen Rußland hin Kassuben, Litauer, Kuren, in Schleswig-Holstein viele Dänen, im Reichslande viele Franzosen, und diese fremden Elemente betragen insgesamt immerhin einige Millionen Menschen. Umgekehrt wohnen aber noch viel mehr Millionen Deutsche außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, so in Österreich-Ungarn, in den Niederlanden, Belgien, der Schweiz u. s. w.

Man unterscheidet unter den Deutschen zwei Hauptgruppen, die durch Sprache und Sitten voneinander verschieden sind: Oberdeutsche und Niederdeutsche oder nach der Sprache Hochdeutsche und Plattdeutsche, abgesehen natürlich von den vielerlei Mundarten beider Sprachformen. Die hochdeutsche Sprache herrscht im ganzen südlichen und mittleren Deutschland, die plattdeutsche im nordwestlichen Berglande und im ganzen norddeutschen Tieflande.

Unter den oberdeutschen Stämmen nimmt der bayrische Volksstamm den ganzen Südosten des Rheines ausschließlich ein, auch diejenigen Deutschen, welche noch zwischen

Da kam ich zu einem Bauernhof, wo ich mich ausruhte und mir ein Glas Milch geben ließ. Ich fragte die Bäuerin, ob sie mir nicht ein Nachtlager geben könne. Sie sagte, sie habe keinen Platz, aber ich könne in der Scheune schlafen. Ich ging in die Scheune und legte mich auf das Heu. Ich konnte nicht einschlafen, weil ich an meine Mutter denken mußte. Ich stand auf und ging wieder zum Bauernhof. Ich klopfte an die Tür und bat die Bäuerin, mir ein Bett zu geben. Sie sagte, sie habe kein Bett, aber ich könne in der Küche auf dem Boden schlafen. Ich dankte ihr und legte mich auf den Boden. Ich schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen ging ich weiter. Ich kam durch viele Dörfer und Städte. Ich sah viele Menschen, aber ich kannte niemanden. Ich war sehr einsam. Ich dachte oft an meine Mutter und an meine Heimat. Ich wußte nicht, ob ich sie jemals wiedersehen würde.

Nach einer Woche kam ich in eine große Stadt. Ich ging in ein Restaurant und aß eine Suppe. Ich fragte den Kellner, ob er mir nicht eine Arbeit geben könne. Er sagte, er habe keine Arbeit für mich, aber ich könne in der Küche helfen. Ich ging in die Küche und half dem Koch. Ich wusch das Geschirr und schälte Kartoffeln. Ich arbeitete den ganzen Tag.

Am Abend bekam ich mein Geld und ging in ein Hotel. Ich mietete ein Zimmer und schlief in einem Bett. Ich war sehr müde und schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen ging ich wieder in das Restaurant und half dem Koch. Ich arbeitete jeden Tag und sparte mein Geld. Ich wollte nach Hause fahren und meine Mutter wiedersehen.

Nach einem Monat hatte ich genug Geld gespart. Ich kaufte eine Fahrkarte und fuhr mit dem Zug nach Hause. Ich war sehr glücklich, meine Mutter wiederzusehen. Sie war auch sehr glücklich, mich wiederzusehen. Wir umarmten uns und weinten vor Freude.

Ich erzählte meiner Mutter von meiner Reise. Ich erzählte ihr von den vielen Menschen, die ich gesehen hatte, und von den vielen Städten, die ich durchquert hatte. Ich erzählte ihr von der Bäuerin, die mir ein Nachtlager gegeben hatte, und von dem Koch, der mir eine Arbeit gegeben hatte. Ich erzählte ihr von meiner Einsamkeit und von meiner Sehnsucht nach Hause.

Meine Mutter hörte mir zu und sagte, sie sei stolz auf mich. Sie sagte, ich sei mutig gewesen, weil ich alleine in die Welt hinausgegangen sei. Sie sagte, ich sei klug gewesen, weil ich gearbeitet und mein Geld gespart habe. Sie sagte, ich sei gut gewesen, weil ich ihr von meiner Reise erzählt habe.

Ich war sehr froh, wieder zu Hause zu sein. Ich war sehr froh, meine Mutter wiederzusehen. Ich war sehr froh, meine Heimat wiederzusehen. Ich wußte, daß ich nie wieder weggehen würde.

Kunst, Hermann, Politiker, * 1. 7. 1901 Hannover, † 13. 12. 1992 Münster; 1946–1948 Oberbürgermeister von Münster, 1948–1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1969 MdB (CDU), 1950–1954 Präsident der Bundesversammlung, 1954–1969 Präsident des Deutschen Bundestages.

Kunstdünger, Bezeichnung für Düngemittel, die durch chemische Verfahren hergestellt werden. Sie enthalten die Pflanzennährstoffe Stickstoff, Phosphor, Kalium, Kalk, Magnesium, Schwefel und Spurenelemente in unterschiedlicher Zusammensetzung. Kunstdünger werden in Einzelnährstoffdünger und Mehrnährstoffdünger unterteilt. Einzelnährstoffdünger enthalten nur einen Nährstoff, Mehrnährstoffdünger mehrere Nährstoffe. Kunstdünger werden in Form von Pulver, Granulat oder Kristallen angeboten.

Kunstdünger wurden erstmals 1840 von Justus von Liebig hergestellt. Sie ermöglichten eine Steigerung der Ernteerträge und eine Verbesserung der Qualität der Nahrungsmittel. Durch die Verwendung von Kunstdünger wurde die Bodenfruchtbarkeit jedoch auch verringert. Kunstdünger werden heute in großen Mengen in der Landwirtschaft eingesetzt.

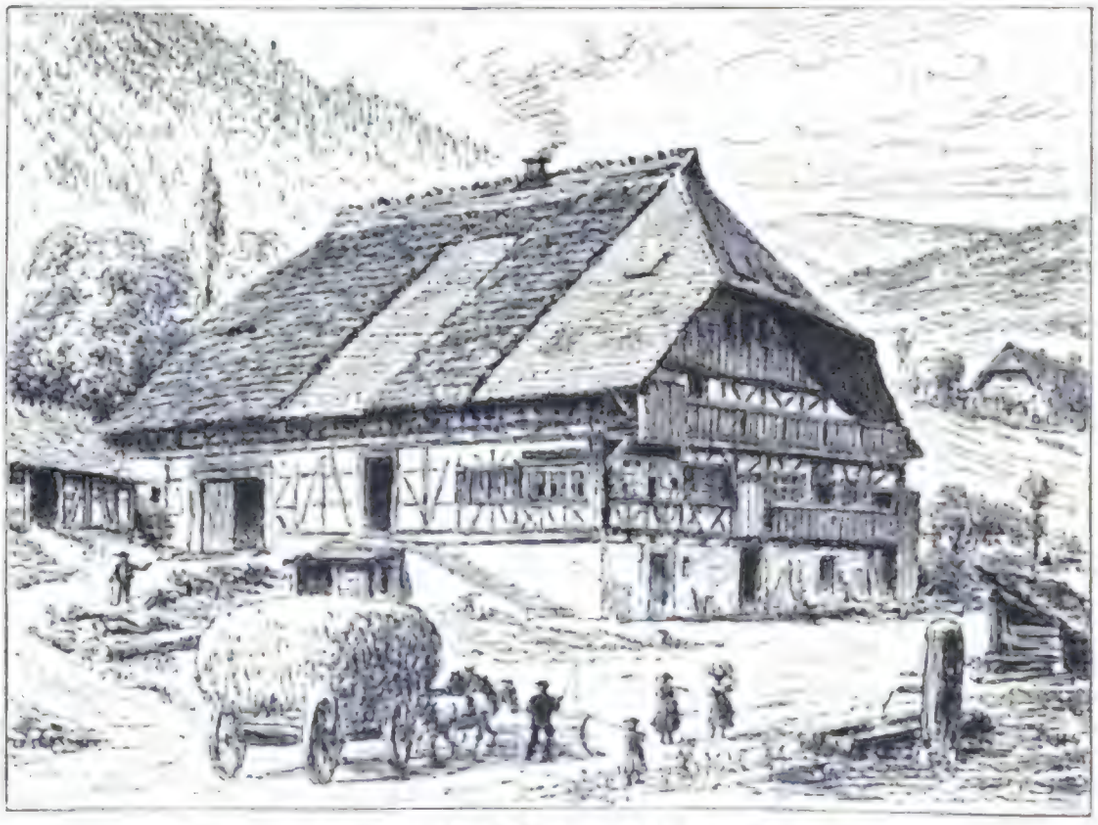
Die Ausgrabungen in Knossos begannen 1900 unter Sir Arthur Evans und dauerten bis 1931. Sie brachten einen Palast zutage, der in seiner Größe und Pracht alle bisher bekannten Bauwerke der Ägäis übertraf. Evans nannte ihn Palast des Minos, weil er in ihm den Sitz des sagenhaften Königs vermutete. Der Palast war ein Komplex von Gebäuden, die sich um einen großen Hof gruppierten. Er hatte mehrere Stockwerke und eine Fläche von etwa 20 000 m². Die Räume waren durch Gänge und Treppen miteinander verbunden. Es gab Wohnräume, Vorratsräume, Werkstätten, Archive, Kultstätten und Thronsäle. Die Wände waren mit Fresken geschmückt, die Szenen aus dem Leben der Bewohner darstellten. Der Palast hatte eine ausgeklügelte Wasserversorgung und Kanalisation. Er wurde mehrmals zerstört und wieder aufgebaut. Die letzte Zerstörung erfolgte um 1450 v. Chr.

Abb. 1 Blick auf den Westflügel des Palastes von Knossos. Im Vordergrund sind die Reste des Thronsaals zu sehen. Dahinter erhebt sich der Turm, der wahrscheinlich als Lichtschacht diente. Rechts im Bild ist die Prozessionstreppe zu erkennen, die zu den oberen Stockwerken führte.

Aufgaben

1. Beschreibe die Lage des Palastes von Knossos und seine Bauweise.
2. Erkläre, warum Evans den Palast nach dem sagenhaften König Minos benannte.
3. Nenne die verschiedenen Funktionsbereiche des Palastes und ihre Aufgaben.
4. Vergleiche den Palast von Knossos mit den Burgen auf dem Festland. Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten gibt es?
5. Diskutiere, welche Bedeutung der Palast für die Kultur der Minoer hatte.

Trotz unserer raschlebigen, alles nivellierenden Zeit tritt als charakteristisch für manche der genannten Stämme noch heute vielfach das Bauernhaus hervor. So ist das ursprüngliche niederdeutsche, sächsisch-friesische Haus meist ein sehr großes Gebäude, welches die ganze Wirtschaft unter einem Stroh- oder Rohrdach vereinigt, dessen Wände aus Fachwerk hergestellt und meist mit grellen Farben gemalt sind. In seiner Grundform kommt es sogar noch jenseits des Rheines vor und läßt sich bis in die Altmark verfolgen, während es darüber hinaus in der Mark Brandenburg, in Pommern und Westpreußen nur noch vereinzelt auftritt. Die in der Mitte liegende Diele (Tenne) ist vom Giebel aus durch ein großes Einfahrtstor zugänglich und läuft durch das ganze Haus bis zu den Wohnräumen am andern Giebel. Zu beiden Seiten sind die Stände für das Vieh;

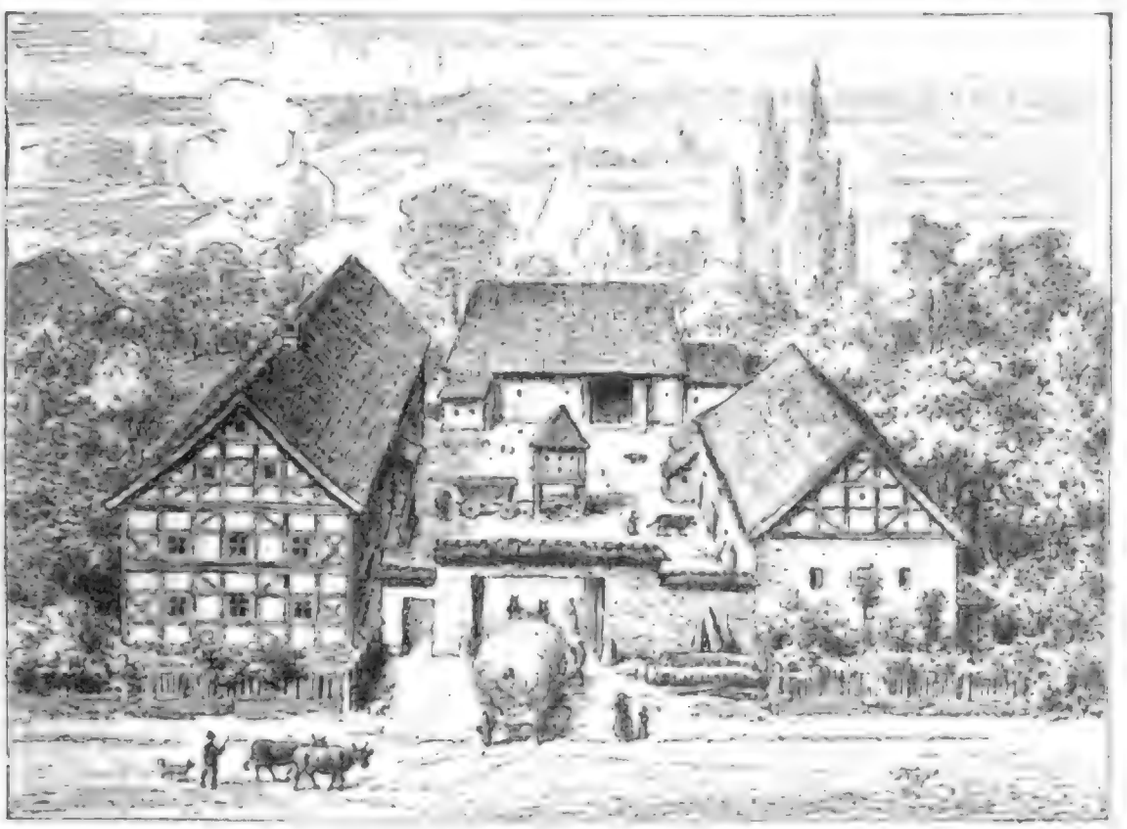


Allemannisches Haus im Schwarzwald.

darüber ist bis zur Dachfirste die Heu- und Getreideernte aufgespeichert. Abgeschlossen wird die Diele durch den Herd, auf dessen beiden Seiten sich die Schlafstätten der Familienmitglieder in einer Art von Wandschränken befinden, während die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe untergebracht sind. Breite Fenster lassen das Licht in die Wohnräume fallen, und aus diesen führt zu beiden Seiten eine Tür ins Freie.

Ähnlich dem sächsischen ist das alemannische Haus, welches auch in der Regel die Viehställe, die Scheune und die Wohnung unter einem Dache vereinigt. Meist hat es aber an den Hauptgiebeln hölzerne Galerien nach Art der Schweizer und Tiroler Häuser. Es ist vom Odenwald durch den ganzen Schwarzwald und Elsaß bis in die Alpen hinein zu finden, meist aber mit dem folgenden gemischt.

Dieſes, das fränkiſche Haus, weicht dadurch weſentlich von dieſer Bauart ab, als in der Regel das Wohngebäude aus Fatwerk für ſich allein ſteht. Selten nur iſt unter demſelben Dache auch noch Vieh untergebracht, ſondern eine Anzahl von Nebengebäuden bildet mit dem Wohnhauſe einen geräumigen, geſchloſſenen Hof, für deſſen Einfahrt ein beſonderes Torgebäude errichtet iſt. Dieſem gegenüber liegt im Hintergrunde gewöhnlich die Scheune, die Stallungen und Räume für die Wirtſchaftsgerätſchaften ſtehen zur Seite, dem Wohnhauſe gegenüber, welch letzteres häufig auch mehrere Stockwerke zeigt. Jedenfalls hat die dem fränkiſchen Stamme eigentümliche Hofanlage eine ſehr weite Verbreitung gefunden. Sie hat nicht nur im Elſaß und Odenwalde das alemanniſche, ſondern im weiteren Nordweſten, Norden und Nordoſten auch das ſächſiſche



Fränkiſche Hofanlage.

Haus vielfach verdrängt, und es iſt eine bekannte Tatſache, daß im Brandenburgiſchen, in Niederſchleſien, in Poſen, ſelbſt noch in Polen und der Provinz Preußen die überwiegende Mehrzahl der Bauernhöfe in dieſer Art angelegt iſt.

Mehr aber noch hat die neue Zeit gewirkt, namentlich das rapide Wachstum der Städte und ihr Beiſpiel haben das ihrige dazu beigetragen, daß die für die verſchiedenen deutſchen Stämme einſt ſo charakteriſtiſchen Bauernhäuſer immer mehr verſchwinden.

Unter den nichtdeutſchen Volksſtämmen, welche innerhalb der Grenzen des Deutſchen Reiches wohnen, und zwar hauptſächlich nur im äußerſten Oſten, Norden und Weſten des Reiches, nehmen die Polen die erſte Stelle ein, denn ſie zählen allein die beträchtliche Summe von dritthalb Millionen. Sie leben vornehmlich in den Provinzen Poſen, Weſtpreußen und Schleſien. In neuerer Zeit haben ſie ſich auch in den Fabrikbezirken Weſt-

falens stark angesammelt und machen vielfache Versuche, innerhalb des Deutschen Reiches eine eigene Nation zu bilden, wie ihre Stammverwandten in Oesterreich. Verständlich ist es, daß eine Nation, welcher die Selbständigkeit gewaltsam genommen worden ist, diese nicht sobald verschmerzen kann, um so weniger da, wo sie noch in kompakter Masse beisammen sitzt. So sind z. B. unter den Städten der Provinz Posen mehr als der dritte Teil, und von den Landorten mindestens tausend rein polnisch; in der Provinz Schlesien, wo Polen besonders in Oberschlesien leben, ist z. B. Oppeln zu drei Vierteln polnisch.

In den Provinzen Ost- und Westpreußen sitzen noch die Reste einiger ehemals bedeutenderer Völkerstämme. Die Masuren, im südlichen Teile des ostpreußischen Regierungsbezirks Gumbinnen, sind die Nachkommen der alten Masovier und den Polen nahe verwandt. Ein gastfreies, sanglustiges Völkchen mit blondem Haar und blauen Augen, das eine ungemeine Liebe zu seinem seenreichen Vaterlande entwickelt. Die Kassuben hatten ehemals das ganze Gebiet zwischen der Persante und der unteren Weichsel besetzt, sind jetzt aber auf die westliche Hochfläche des Regierungsbezirks Danzig beschränkt und mit einigen Dörfern inselartig in Pommern eingesprengt. Sie sind den Wenden stammverwandt, deren Lebendigkeit sie aber nur bei Festlichkeiten im Tanz entwickeln. Mit zähester Festigkeit halten sie am hergebrachten Alten. Die Litauer, in einer Stärke von etwa 150 000 Seelen an der Memel sitzend, sind nur ein vorgeschobener Arm des noch gegen drei Millionen zählenden litauischen Volksstammes in Rußland, die mit den alten Preußen und den Letten zusammen einen besonderen Zweig von dem baltischen Ast des indogermanischen Sprach- und Völkerstammes ausmachen. Zu erwähnen sind noch die etwa vierhundert Kuren auf der Kurischen Nehrung, deren Sprache vermuten läßt, daß sie dem ausgestorbenen Stamme der alten Preußen nahe verwandt sind.

Die Wenden, welche ehemals den ganzen östlichen Teil des norddeutschen Tieflandes innehatten und ihre Sitze erst nach jahrhundertelangen Kämpfen an die Deutschen verloren, haben jetzt, in Stärke von etwa 135 000, nur noch einen kleinen Bezirk inne, der eine besondere Sprachinsel auf brandenburgischem, sächsischem und schlesischem Gebiete bildet. Ihre eigentümlichen Trachten und Sitten haben sie namentlich im Spreewalde, einer von Hunderten von Wasserarmen durchzogenen waldigen Niederung im mittleren Laufe der Spree in der Mark Brandenburg, beibehalten. In dieser ganz merkwürdigen Niederung ist der bebaute Boden nur durch mühsame, künstliche Aufhöhung gewonnen worden, und er kann nur mit dem Spaten bearbeitet werden, da weder Pflug noch Egge verwendet werden können. In ungeheuren Mengen aber gehen von hier Gartengemüse und besonders Gurken nach Berlin und andern großen Städten. Auch die Wohnungen haben eine künstlich geschaffene Grundlage; in den Blockhäusern ist aber die altertümliche Bauart meist treu bewahrt.

Im äußersten Norden des Deutschen Reiches wohnen noch etwa 150 000 Dänen. Die Provinz Schleswig-Holstein ist nämlich nur im südlichen Teile bis etwa zur Höhe der Stadt Schleswig rein deutsch, im mittleren Teile bis etwa zur Stadt Flensburg erscheint das deutsche Element mit dem dänischen gemischt, und im nördlichen tritt dann das Dänische als vorwiegende Sprache auf.

In den deutschen Reichslanden endlich fällt nur im Süden und auch nur teilweise die Sprachgrenze zwischen den Deutschen und den Franzosen mit der Reichsgrenze zusammen. In Lothringen hat man weiter greifen müssen, denn der ganze Stadt- und Landkreis Metz ist heute noch fast rein französisch. Doch greifen auch noch andere Kreise, wie Diedenhofen, Forbach, Saarburg, Schlettstadt, Altkirch u. a. in das französische Sprachgebiet über, so daß etwa auch 230 000 Franzosen deutsche Reichsangehörige sind.

2. Das Kaisertum Österreich-Ungarn.

Kein Staat Europas ist in Bezug auf die Natur der zu ihm gehörenden Länder, wie mehr noch hinsichtlich seiner Bewohner so mannigfach zusammengesetzt wie der Kaiserstaat Oesterreich-Ungarn. Zunächst besteht derselbe aus zwei getrennten Reichen, dem österreichischen oder den im Reichsrat vertretenen österreichischen Kronländern, und dem ungarischen oder den Ländern der Krone des heiligen Stephan. Beide haben nur denselben Herrscher, die Vertretung im Auslande, das Kriegs-, Zoll- und Münzwesen miteinander gemein; in allem übrigen hat Österreich 1867 die ungarischen Länder als selbständigen Staat anerkennen müssen.

A. Die österreichischen Kronländer

sind südlich der Donau größtenteils Hochalpenland, nördlich gehören sie zu dem europäischen Mittelgebirge. Aus der Schweiz treten die Alpen in drei Ketten in das österreichische Gebiet ein. Die nördliche Kette beginnt in Vorarlberg und setzt sich in den Nordtiroler Kalkalpen, Salzburger Alpen, Salzkammergut, Österreichische Kalkalpen fort und endet mit dem Wiener Wald an der Donau. Im Süden wird dieser Alpenzug abgeschlossen durch eine Tallinie, dargestellt durch die oberen Läufe des Lech, des Inn, der Salzach und der Enns, welche nacheinander den Südfuß dieses Alpenzuges begleiten. Südlich von dieser Linie setzt sich der mittlere Alpenzug zusammen aus den Oetztaler Alpen, dem Hohen und Niederen Tauern und den Eisenerzer Alpen. Den Abschluß dieses Zuges nach Süden bilden die Täler der Oberläufe der Etsch, der Rienz, der Drau, der Mur und Mürz. Der dritte südliche Alpenzug, welcher mit seinem Fuße in der italienischen Po-Ebene steht, wird gebildet durch die Ortler- und Adamellogruppe, die südtiroler Dolomiten und die Karnischen Alpen, von denen aus nach Nordosten die Steirischen oder Norischen Alpen, nach Osten die Karawanken, nach Südosten die Julischen Alpen mit dem Karst abgehen, welche endlich durch die Dinarischen Alpen mit den Gebirgen der Balkanhalbinsel in Verbindung gesetzt werden.

1. Nieder-Österreich oder das Erzherzogtum Österreich unter der Enns, 19 800 qkm mit 2 740 000 Einwohnern, hängt mit dem folgenden zwar unmittelbar zusammen, ist aber sonst als besonderes Kronland von ihm getrennt. Beide liegen zu beiden Seiten der Donau, deren Tal das einzige Tiefland darstellt, denn während das Land südlich der Donau dem Alpengebiet angehört, erhebt es sich nördlich zu einer Hochfläche, auf

welcher manche Orte höher liegen, als die Gipfel des Wiener Waldes. Die Hauptstadt ist Wien, zugleich die Hauptstadt des Kaiserstaates. Die Bewohner sind Deutsche, nur wenige Prozente des Landvolkes Kroaten und Tschechen; nur in Wien sind diese stärker vertreten, hier auch noch mit Magyaren gemischt. Von besonderer Wichtigkeit ist der Weinbau, daneben werden aber auch Eisenindustrie, Spinnerei, Weberei und andere Industriezweige lebhaft betrieben.

2. Ober-Österreich oder das Erzherzogtum Österreich ob der Enns, 12 000 qkm mit 795 000 Einwohnern; Hauptstadt Linz an der Donau, die hier bei Passau (bayrisch) das österreichische Gebiet betritt. In Ober-Österreich nimmt sie auch von Süden her den Inn mit der Salzach, die Traun und die Enns auf. Zahlreich sind die prächtigen Alpenseen, unter denen der Traun-, Atter-, Mond-, Wolfgang- und Hallstädter See wohl allen Touristen bekannt sind. Überhaupt ist Ober-Österreich reich an herrlichen Szenerien, besonders das hierher gehörende Salzkammergut, eine Welt für sich, eingeschlossen von einem Wall himmelanstrebender Berge. Die Bevölkerung ist durchweg deutsch. Land- und Forstwirtschaft, Garten- und Obstbau bilden die Hauptbeschäftigung, Gewerbe und Industrie nur zum kleineren Teile. Auch der Bergbau auf Eisen, Kupfer, Arsenik und Schwefel ist ansehnlich; daneben wird viel Salz gewonnen, Ischl und Hallstadt im Salzkammergut allein liefern Hunderttausende von Zentnern.

Pinzgauer Haus.

3. Das Herzogtum Salzburg, 7163 qkm mit 175 000 Einwohnern, ist größtenteils Hochgebirgsland, mit dem gletscherreichen Massiv des Hohen Tauern; Großvenediger 3673 m. Es wird von der Salzach durchströmt, deren oberstes Tal das vielgenannte Pinzgau ist, in welchem der Hausbau mit den sich verjüngenden hölzernen Galerien am Giebel, die gewöhnlich in einem bunten Blumenflor prangen, charakteristisch erscheint. Unter den vielen Seen des Landes ist der Zeller See am bekanntesten. Die Bewohner des Herzogtums sind durchweg Deutsche. Der Bergbau auf Metalle, auch auf Gold und Silber, ist nicht unbedeutend, wichtiger aber noch die Gewinnung von Salz, besonders durch die Salinen von Hallein. Die Industrie ist wenig entwickelt, auch der Ackerbau bei der Natur des Landes nicht von besonderer Bedeutung. Die Hauptstadt ist Salzburg

Ansicht von Wien, Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. aus der Topographia Archiducatus Austriae Inferioris Modernae, 1649

Ansicht von Wien, Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. aus der Topographia Archiducatus Austriae Inferioris Modernae, 1649

5. Das Herzogtum Steiermark, 22 450 qkm mit 1 280 000 Einwohnern, wird in Ober-, Mittel- und Unter-Steiermark unterschieden, von denen nur das erstere Hochgebirgsland ist; Groß-Glockner 3798 m, Untersteiermark wird von Slowenen bewohnt, das übrige Land von Deutschen. Die Täler sind sehr fruchtbar, so daß auch viel Ackerbau getrieben wird, doch ist die Viehzucht bedeutender, mehr noch der Bergbau, besonders auf Eisen, nächst demselben werden auch viel Braunkohlen gefördert. Hauptstadt ist Graz an der Mur.

6. Das Herzogtum Kärnten, 10 370 qkm mit 364 000 Einwohnern, zumeist von Deutschen, in geringerem Teil von Slowenen bewohnt, ist ebenfalls größtenteils Hochgebirgsland, welches von der Drau, die das Land der Länge nach durchfließt, in zwei Gruppen geschieden wird. Auch hier ist der Ackerbau gering, die Viehzucht dagegen bedeutender und am wichtigsten der Bergbau, besonders auf Eisen, deshalb auch die Eisenindustrie hervorragend. Hauptstadt ist Klagenfurt.

7. Das Herzogtum Krain, 9965 qkm mit 500 000 Einwohnern, liegt teils im Hochalpen-, teils im Karstgebiet, von welch letzterem der ganze östliche Teil zu Krain gehört. Der Karst ist ein ödes Kalkgebirge mit breiten Felsrücken und mulden- oder trichterförmigen Vertiefungen, den sogenannten Dolinen; seine größte Merkwürdigkeit bilden aber die vielen unterirdischen Höhlen mit den wunderbarsten Tropfsteinbildungen, unter denen die Adelsberger Grotte weltberühmt ist; ferner die in die Erde versinkenden und dann wieder zu Tage tretenden Flüsse, sowie die periodisch verschwindenden und sich wieder füllenden Seen. Der Hauptfluß des Landes ist die Save. Die Bevölkerung gehört fast ganz dem slavischen Stamme der Slowenen an; Deutsche leben, in Stärke von etwa 40 000, nur in dem Bezirk von Gottschee, sowie in der Landeshauptstadt Laibach und einigen andern großen Städten. Der Bergbau ist bedeutend, auch liefert Krain viel Holz, da fast die Hälfte des ertragfähigen Bodens mit Wald bedeckt ist.

8. Das Küstenland (Litorale), gemeinsamer Name für die gefürsteten Grafschaften Görz und Gradiska mit der Hauptstadt Görz, die Markgrafschaft Istrien und das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest. Görz und Gradiska sind Alpenland; das als breites Dreieck sich in das Adriatische Meer hinein erstreckende Istrien dagegen ist Karstland mit vielen großartigen Tropfsteinhöhlen. Die Bevölkerung besteht zur größeren Hälfte aus den slavischen Stämmen der Slowenen, Serben und Kroaten, daneben sind Italiener zahlreich vertreten, Deutsche nur in geringem Prozentsatz. Die wichtigste Stadt ist Triest, Österreichs vornehmste Seestadt und nächst Wien der bedeutendste Handelsplatz des Kaisertums. Es hat seine Bedeutung vornehmlich der Dampfschiffsgesellschaft des österreichischen Lloyd zu verdanken. Daneben ist noch Pola als der Hafen der kaiserlichen Kriegsflotte zu nennen.

9. Das Königreich Dalmatien, 12800 qkm mit 540000 Einwohnern, schmales Küstenland an der Ostseite des Adriatischen Meeres, mit einer langen Reihe vorgelagerter Inseln und steilen Felsküsten, aber zahllosen Kanälen und Buchten, daher reich an guten Häfen. Es ist Alpen-, vorwiegend aber Karstland, jedoch schon mit südlicher Vegetation, denn außer Wein und Oliven, Granatäpfeln und Mandeln dauern auch Kaktus, Agaven

und sogar Dattelpalmen im Freien aus. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Serben (Morlaken), daneben Italienern und Albanesen. Die Hauptstadt ist Zara.

Vorstehende Kronländer liegen südlich der Donau, die folgenden nördlich.

10. Das Königreich Böhmen, 52000 qkm mit 6 Millionen Einwohnern, ist ein Mittelgebirgs-Stufenland, welches auf drei Seiten von Randgebirgen, dem Böhmerwald, dem Erzgebirge und den Sudeten umschlossen wird, auf der vierten durch das böhmisch-mährische Hügelland in die Markgrafschaft Mähren übergeht. Bewässert wird Böhmen durch den Oberlauf der Elbe, welche auf der rechten Seite die Iser, auf der linken die Moldau, den Hauptfluß des Königreiches, an welchem auch die alte prächtige Landeshauptstadt Prag liegt, und die Eger aufnimmt. Die Bevölkerung besteht zur überwiegend größeren Hälfte aus Tschechen, zur kleineren aus Deutschen, die vornehmlich im nordwestlichen und nördlichen Gebiete ihre Sitze haben. Der Bergbau liefert Silber, Eisen, Blei, Zinn und die bekannten böhmischen Granaten. Bedeutend sind außerdem die Waldwirtschaft, sowie der Korn- und Obstbau. Im Gegensatz zu den südlichen Kronländern ist Böhmen sehr arm an Salz.

Albanerin aus Zara.

11. Die Markgrafschaft Mähren, 22 000 qkm mit 2 300 000 Einwohnern, ist ebenfalls Stufenland im Flußgebiete der March. Ein großer Teil des Landes ist dichter Wald. Die Bewohner sind zumeist Slaven (Hannaken), Deutsche sind nur inselartig darin zerstreut oder sitzen an den Grenzen. Mähren ist reich an Stein- und Braunkohlen. Der Boden liefert viel Getreide, Obst und Hopfen. Die hochentwickelte Industrie des Landes liefert vornehmlich Leinen-, Baumwoll- und Wollwaren. Die Hauptstadt ist Brünn.

12. Das Herzogtum Schlesien in den Sudeten, 5150 qkm mit 615 000 Einwohnern, besteht aus zwei sehr gebirgigen Teilen, die reich an Steinkohlen und Eisen sind. Im westlichen Teile wohnen vorwiegend Deutsche, im östlichen Tschechen und Polen, unter denen die Leinenindustrie besonders gepflegt wird. Die Hauptstadt ist Troppau.

13. Das Königreich Galizien, 78 500 qkm mit fast 7 Millionen Einwohnern, bildet die nördliche und nordöstliche Abdachung der Karpaten in die russische Ebene. Westgalizien, zum Gebiet der Weichsel gehörend, wird von Polen bewohnt, Ostgalizien, schon im Gebiet des russischen Dnjestr, von Ruthenen (Russen); Deutsche bilden im Lande nur kleine Sprachinseln und sind auch in den Städten zu finden. Für den polnischen Teil ist Krakau, für den ruthenischen Lemberg die Hauptstadt. Eine Merkwürdigkeit, wie sie nur einmal auf der Erde gefunden wird, ist das Steinsalzbergwerk Wieliczka unweit

Bild 1. Ethnos 1 (1936) 2, Titelbild. Ein Mann, gekleidet in Tracht, sitzt an einem Webstuhl und webt. Im Hintergrund ist ein Fenster zu sehen, durch das Licht auf den Webstuhl fällt. Die Szene vermittelt eine Atmosphäre von Ruhe und Konzentration.

Bild 2. Ethnos 1 (1936) 2, Titelbild. Eine Frau, gekleidet in Tracht, sitzt an einem Webstuhl und webt. Im Hintergrund ist ein Fenster zu sehen, durch das Licht auf den Webstuhl fällt. Die Szene vermittelt eine Atmosphäre von Ruhe und Konzentration.

to the Via Appia, and the Via Ostiensis to the Via Ostiensis. The Via Appia was the most important of the roads leading from Rome, and was the first to be built. It was constructed by Appius Claudius Caecus in 312 B.C., and extended from Rome to Capua, a distance of 132 miles. It was afterwards continued to Brundusium (Brindisi), a total distance of 360 miles. The Via Ostiensis was the road to the port of Ostia, at the mouth of the Tiber.

Ancient Roman Milestone

Modern Milestone

Zu Österreich-Ungarn müssen endlich auch noch Bosnien und die Herzegowina, 51 100 qkm mit 1 336 000 Einwohnern, gerechnet werden, denn sie gehören nur nominell noch zum türkischen Reiche, da sie seit 1879 vollständig unter österreichischer Verwaltung stehen, die auch das Besatzungsrecht ausübt. Von Kroatien, Dalmatien, der Türkei und Montenegro umschlossen, sind die beiden Länder vom Meere nahezu vollständig abgesperrt. Sie sind ein an Waldungen reiches Gebirgsland. Die Bewohner sind durchweg serbische Bosniaken, von denen ein großer Teil der muhamedanischen Religion anhängt. Ackerbau ist kaum von Bedeutung, besser bestellt ist es um die Viehzucht. Obst wird viel gezogen, namentlich Pflaumen, die auch in Menge ausgeführt werden. Unter dem türkischen Regimente lag alles danieder, seit der österreichischen Verwaltung beginnen sich Ackerbau, Viehzucht und auch der Bergbau auf Eisen, Kohlen und Salz, an denen die Länder reiche Schätze bergen, allmählich zu heben.

3. Die Schweiz.

Die Föderativrepublik der Schweiz ist 41 346 qkm groß, zählt 2 962 000 Einwohner und wird von Frankreich im Westen, Deutschland im Norden, Österreich im Osten und Italien im Süden umschlossen. Die Westgrenze läuft an der westlichen Abdachung des Jura nordwärts bis an den Rhein bei Basel. Die Nordgrenze bildet der Rhein und das südliche Ufer des Bodensees; nur bei Basel, bei Eglisau, bei Schaffhausen und bei Stein springt die Schweiz ein wenig über den Rhein hinweg in das Deutsche Reich hinein. Die Ostgrenze folgt dem Rhein von seinem Eintritt in den Bodensee aufwärts bis Sagans, biegt dann nach Osten und Süden aus und folgt, wie auch die Südgrenze, im allgemeinen den Alpenkämmen, welche die Schweiz von Österreich und Italien trennen.

In zwei gewaltigen Zügen streichen die Alpen durch die Schweiz. Der südliche Zug tritt mit den Penninischen Alpen, Matterhorn und Monte Rosa auf der italienischen Grenze als höchste Erhebungen, in die Grenzen des Landes ein und setzt sich fort in die Lepontinischen und Adula-Alpen, dann ostwärts in die Bernina und nordostwärts in die Rhätischen Alpen. Der nördliche Zug beginnt mit den Berner Alpen, als höchste Erhebungen die Jungfrau, Finsteraarhorn und Schreckhorn, bis zur Aare, dann folgen die Vierwaldstätter Alpen bis zur Reuß, danach die Glarner Alpen bis zur Limmat und endlich die Thurer und Appenzeller Alpen bis zum Bodensee. Getrennt werden diese beiden Alpenzüge durch den Oberlauf der Rhone, die vom St. Gotthard nach Südwesten, und den Oberlauf des Rheines, der nach Nordosten und endlich nach Norden abfließt.

Der Raum des Landes zwischen dem nördlichen Alpenzuge und dem Rhein ist die westlich vom Jura begrenzte Schweizerische Hochfläche, und hier sammelt die Aare sämtliche, nach Norden gehenden Abflüsse der nördlichen Alpenkette, sowie der herrlichen Schweizerseen, wie des Wallsees, des Züricher, Vierwaldstätter, Brienzer und Thuner Sees, und führt sie dem Rheine zu. Auch der am Fuße des Jura liegende Neuenburger und der Bieler

See entsenden ihre Wasser zur Aare. Die südlichen Abflüsse des nördlichen Alpenzuges gehen einerseits in die Rhone, anderseits in den Rhein. Wie der Rhein in der nordöstlichen Ecke der Schweiz den Bodensee, so durchfließt die Rhone in der südwestlichsten Ecke den Genfersee, dessen Südufer zum großen Teile schon zu Italien gehört, wie das Norduser des Bodensees zum Deutschen Reiche.

Von den Einwohnern der Schweiz wird im ganzen Rheingebiet, sowie auch im oberen Rhonetal deutsch gesprochen, allerdings in den verschiedensten, oft schwer verständlichen Mundarten. Ja, selbst in einem und demselben Kanton trifft man solche Verschiedenheiten. So werden z. B. im Kanton Bern drei scharf verschiedene Mundarten gesprochen, die wieder untereinander stärkere oder schwächere Unterschiede aufweisen. Im Westen und Südwesten des Landes herrscht die französische Sprache, im Kanton Tessin und auch sonst im Südosten die italienische. Im Kanton Graubünden spricht eine verschwindende Minderzahl der Einwohner noch rhätoromanisch, im Engadin ladinisch, und auch alle diese Sprachen zeigen, in oft nahe aneinander liegenden Strichen, mundartliche Verschiedenheiten. Das ist indessen für die Reisenden kein Hindernis, denn die Fremdenflut, welche sich alljährlich über die Schweiz ergießt, hat zahllose Gasthäuser und Hotels jeden Ranges erstehen lassen, in denen dafür gesorgt ist, daß der Fremde sich und seine Wünsche verständlich machen kann.

In Bezug auf die Nahrungsquellen ist der Schweizer entweder Landwirt oder er hat sich der Industrie zugewendet. Soweit die Hügelregion reicht, wird im ganzen Lande Ackerbau, Obstzucht und Weinbau betrieben und zwar mit bestem Erfolge. Meist ist damit immer auch etwas Viehzucht verbunden, die in der höheren Alpenregion den einzigen Nahrungszweig bildet. Obenan steht die Rindviehzucht, da die Milchwirtschaft das Material zu einem der wichtigsten Zweige der landwirtschaftlichen Tätigkeit, der Käsebereitung, abgibt. Der Schweizer-Käse ist längst schon ein Welthandelsprodukt geworden. Das ist der Grund, weshalb man in der ganzen Mittel- und Ostschweiz fast nur den sogenannten Schwyzer Schlag des Rindviehs findet, eine kleinere Rasse von grauer oder brauner Farbe, die sich aber durch reichen Milchertrag auszeichnet. Das Rindvieh der Westschweiz ist eine starke, fleckige Rasse, die zu Züchtungszwecken zumeist außer Landes geführt wird. Im Gebirge werden überall auch Ziegen und Schafe gehalten; die großen Herden von Bergamasker Schafen aber, die man bisweilen unter der Hut italienischer Hirten, besonders im Graubündenschen weiden sieht, sind fremde Tiere, die sich hier nur als Gäste auf gemieteten Matten befinden. Im Kanton Bern werden auch viele Schweine gezüchtet; dagegen steht die Pferdezucht, soviel Mühe sich der Bundesrat auch schon darum gegeben hat, auf niedriger Stufe, und es müssen bei größerem Bedarf bedeutende Summen für die Einfuhr von Pferden ausgegeben werden.

Die Industrie hat sich in der Schweiz kräftig entwickelt. Die Woll- und Leinenweberei ist schon seit Jahrhunderten verbreitet und hat es, wie auch die Baumwollindustrie und ihre Nebenzweige wie Färberei, Druckerei u. s. w. zu hoher Blüte gebracht. Hauptsitz dafür ist die Ostschweiz, vornehmlich in den Kantonen Zürich, Glarus, St. Gallen und Appenzell. Auch die Seidenmanufaktur, die in der Schweiz auch schon etwa im vierzehnten

Jahrhundert begonnen hat, ist dahinter nicht zurück geblieben; sie hat ihre Mittelpunkte in Zürich bezüglich von Kleiderstoffen und in Basel hinsichtlich der Seidenbandfabrikation. Ein fernerer industrieller Nahrungszweig von großer Bedeutung ist die Uhrenindustrie, welche im Jura und in Genf ihre Hauptsitze hat, und es ist keine Frage, daß die Schweiz mit ihren Taschenchronometern alle Konkurrenten geschlagen hat. Neben diesen wichtigsten Zweigen der Industrie sind aber auch noch andere nicht ohne Belang. So haben in neuerer Zeit sich die Schweizer Maschinenwerkstätten mächtig emporgeschwungen, wie die in Neumühle bei Zürich, in Winterthur u. a. Im Kanton Bern ist die Holzschnitzerei und Parkettfabrikation von Bedeutung, die Kantone Freiburg, Tessin und Aargau liefern gesuchte Flechtereien in Stroh und Roßhaaren.

So groß die Schwierigkeiten auch sind, welche die Natur des Landes dem Verkehr bietet, so sind sie doch alle überwunden worden. Seit Napoleon I. den Simplon mit seiner Paßhöhe von 2000 m chaussieren ließ, hat man erkennen gelernt, daß auch die größten Hindernisse zu überwinden sind. Er ließ, da ihm die gewaltigen Hilfsmittel der heutigen Zeit noch nicht zur Verfügung standen, allerdings dreißigtausend Menschen zugleich arbeiten und brauchte fünf Jahre, um diesen Kunststraßenübergang, der allerdings wohl der niedrigste in der Schweiz ist, mit einem Kostenaufwande von siebzehn Millionen Francs fertig zu stellen. Aber was will diese Kunststraße sagen gegen die gewaltigen Bahnbauten in der Schweiz, wie wir sie heute sehen, gegen die kühnen Viadukte, riesenhaften Galerien, mächtigen Tunnels. Jetzt schreckt man vor keiner Schwierigkeit mehr zurück, wird man doch in nicht langer Zeit selbst die Besteigungen der gewaltigen Schweizer Bergriesen bequem mit der Eisenbahn ausführen können, wie z. B. die der Jungfrau bei Interlaken, die schon bis zu bedeutender Höhe fertig steht. Allerdings schwindet damit ein großer Teil der Romantik, aber wie viele Menschen fragen heute noch danach. —

An der Spitze der Schweizer Republik steht der aus sieben Mitgliedern bestehende Bundesrat mit dem Präsidenten als Oberhaupt. Der Bundesrat wird von dem gesetzgebenden Körper gewählt, welcher aus dem Nationalrat und dem Ständerat besteht; für den Nationalrat werden die 147 Mitglieder in zweiundfünfzig Wahlkreisen gewählt, in den Ständerat entsendet jeder Kanton zwei Abgeordnete, jeder Halbkanton einen. Unter den zweiundzwanzig Schweizer Kantonen sind nämlich drei, die aus zwei selbständigen Teilen, sogenannten Halbkantonen bestehen, nämlich Basel aus Basel-Stadt und Basel-Land, Appenzell aus Innerrhoden und Außerrhoden, Unterwalden aus Obwalden und Nidwalden. Da diese Halbkantone volle Selbständigkeit haben, so zählt man in Summa fünfundzwanzig Kantone. Von diesen Kantonen gelten achtzehn als die deutschen, sieben als die welschen Kantone.

Von den deutschen Kantonen liegen sieben um den Vierwaldstätterse herum und werden die Binnenkantone genannt: Uri, Schwyz, Unterwalden mit zwei Halbkantonen, Glarus, Zug und Luzern. Die andern elf heißen die Grenzkantone; es sind: St. Gallen, Appenzell mit zwei Halbkantonen, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Basel mit zwei Halbkantonen, Solothurn und Bern. — Die sieben vorwiegend welschen Kantone

sind: die drei französischen Genf, Waadt und Neuenburg, die beiden französisch-deutschen Kantone Freiburg und Wallis, der italienische Kanton Tessin und der gemischte Kanton Graubünden. Die Bundeshauptstadt ist Bern.

Fürstentum Liechtenstein.

Liechtenstein, ehemals, als der Deutsche Bund noch bestand, der kleinste der deutschen Bundesstaaten, ist trotz seiner Unbedeutendheit eine konstitutionelle Monarchie, also ein selbständiges Reich unter den europäischen Staaten, das seine Gesetzgebung, seine Besteuerung, seinen Landtag hat, an dessen Mitwirkung bei der Regierung der Fürst gebunden ist.

Das Ländchen, nur 159 qkm groß mit etwa 9000 Einwohnern, besteht aus der Herrschaft Vaduz im Süden, welcher Name in neuerer Zeit mehr und mehr dem Namen Liechtenstein gewichen ist, und der Grafschaft Schellenberg im Norden. Es bildet ein mit der Spitze nach Norden gerichtetes Dreieck, wird von der Schweiz und Vorarlberg umschlossen und füllt die Ecke aus, welche die Ostgrenze der Schweiz da bildet, wo sie den Oberrhein verläßt und scharf nach Osten in Oesterreich hinein umbiegt. Mit seiner Westgrenze lehnt sich Liechtenstein also an den Rhein, in dessen Gelände die Bewohner auch Weinbau betreiben, während im ganzen übrigen Gebiete Ackerbau und Viehzucht ihre fast ausschließlichen Nahrungsquellen bilden, denn die Industrie ist unbedeutend.

Der Fürst, dessen Vorfahren schon seit Jahrhunderten höhere österreichische Militärs und Staatsmänner gewesen sind, residiert nicht im Lande, sondern in Wien, wo sich auch die fürstliche Hofkanzlei und die Verwaltung der ausgedehnten Domänen befindet, denn außer Liechtenstein nennt der Fürst noch große Besitzungen in Österreich, Preußen und Sachsen sein eigen. Liechtenstein ist daher auch ganz auf österreichischem Fuße eingerichtet. Es ist ein Bestandteil des allgemeinen österreichisch-ungarischen Steuergebietes, seine oberste Justizbehörde ist das k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck, für sein Zivil- und Strafrecht gelten die österreichischen Gesetze; auch die Post wird von Österreich verwaltet und Münzen, Maße und Gewichte sind die österreichischen.

Die Hauptstadt des Ländchens ist Liechtenstein (Vaduz) unfern des Rheines, über welches sich das alte Felsenschloß des Hohenliechtenstein erhebt, die Ruine der Stammburg der Fürsten.

Nordeuropa.

I. Skandinavien.

Skandinavien, die Königreiche Schweden und Norwegen und insgesamt fast 776 000 qkm umfassend, ist die größte Halbinsel Europas, denn sie erstreckt sich vom Nordkap in der Polarwelt, 71 ° n. Br., südwärts über fast 17 Breitengrade und bleibt mit der südlichsten Spitze Schwedens, dem Kap Smygehok bei Trelleborg, nur 75 km von der Insel Rügen entfernt. Das Nordkap liegt nicht auf dem Festlande von Skandinavien, sondern auf der Insel Magerö, wäre also eigentlich nicht als die nördlichste Spitze Europas zu betrachten. Die Nordspitze des Festlandes heißt Nordkyn. Die Halbinsel hängt nur im Norden mit dem Festlande (Rußland) zusammen und ist sonst ganz vom Meere umgeben, im Norden vom nördlichen Eismeer, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Osten von der Ostsee und deren Bottnischem Meerbusen, und die Verbindung zwischen Ostsee und Ozean durch den Sund, das Kattegat und das Skagerrak bildet die Südgrenze. Das letztere greift tief in die Südseite der Halbinsel ein und teilt dieselbe wiederum in eine schwedische und norwegische Halbinsel.

Norwegen ist ein rauhes Gebirgsland, welches zum Ozean schroff, oft bis 1000 m tief abfällt und hier jene zahllosen, großartigen, vom Meere erfüllten Einbuchtungen und langen Felsentäler bildet, die von den Schiffen meist bis tief in das Land hinein befahren werden können und unter dem Namen Fjorde weltbekannt sind. Zahllose Inseln, welche mehr oder weniger dieselbe Felsenbildung zeigen, lagern dieser Küste vor, unter ihnen haben die Lofoten wegen des Fischreichtums des sie umgebenden Meeres für die Bewohner Norwegens die größte Bedeutung.

Im Norden, wo Norwegen um Schweden herumgreift, ist dies Gebirgsland ein breites Hochland mit zahlreichen Gletschern. Unter dem 68. Breitengrade beginnt es sich zu verengen und zieht nun, gleichsam wie eine riesige Leiste, mit der Küste des Ozeans parallel und selten über 100 km davon entfernt, ihr oft bis 30 und noch weniger Kilometer nahe tretend, nach Süden, ohne aber eine eigentliche Gebirgskette zu bilden. Auf der Höhe läuft die Grenze zwischen Norwegen und Schweden entlang, welch letzteres den breiten terrassenförmigen Abfall nach dem Tieflande der Ostsee darstellt. Im nördlichsten Teile gelten als die höchsten Punkte der Sarjek 2125 m und der Sulitelma 1883 m. Erst mit dem 64. Breitengrade beginnt die Halbinsel auch nach Westen hin sich zu verbreitern, bleibt aber das massige Gebirgsland, das an der Küste auch hier die eigenartigen Fjorde bildet, unter denen der Sogne- und der Hardanger Fjord als die großartigsten und malerischsten am bedeutendsten sind. In diesem südlichen Teile Norwegens

Mill on Llanrhaeadr Llanrhaeadr is a village 8 miles (13 km) inland from Prestatyn. The mill on the River Clwyd is a 19th century building, which has been restored and is open to the public. Llanrhaeadr is also famous for its 17th century church, which has a well-preserved wall painting of the Last Judgement. Nearby is the Pistyll Rhaeadr waterfall, which is the highest in Wales.

Rhuddlan Rhuddlan, 2 miles (3 km) south of Prestatyn, is a small town on the River Clwyd. It has a ruined castle, built by Edward I in 1277 as part of his campaign to conquer Wales. The castle was captured by Owain Glyndŵr in 1400 and was partly destroyed during the Civil War. Rhuddlan also has a 13th century church and a 16th century timber-framed house.

malerischen Wasserfälle; der Trollhättan in Schweden und der Rjukan in Norwegen gelten als die großartigsten.

Skandinavien ist seit uralter Zeit von germanischen Volksstämmen bevölkert worden, welche die finnischen Ureinwohner nach dem unwirtlichen Norden zurückdrängten, wo deren Nachkommen heute noch sitzen. Mit der See vertraut, machten sie sich von Norwegen aus als Normannen gefürchtet. Das rauhe Land konnte seine Bewohner nicht ernähren, sie wanderten daher vielfach aus und waren als kühne Seeräuber Jahrhunderte lang ein Schrecken aller europäischen Küsten. Daß sie auf ihren kühnen Seefahrten auch Island und Amerika entdeckten, sei nur nebenbei erwähnt. Daheim führten die Normänner unablässig Kriege mit den stammverwandten Schweden und Dänen und oftmals sind die Reiche vereinigt und wieder getrennt gewesen, bis endlich 1397 durch die Union von Kalmar eine dauernde Vereinigung aller drei Reiche herbeigeführt wurde. Diese bestand bis 1523, nachdem in Schweden durch Gustav Wasa eine kräftige Königsmacht emporgekommen war, die sich wieder selbständig machte. Später erhoben Gustav Adolf und Karl der Zwölfte Schweden sogar zu einer Großmacht. Diese schwand indessen wieder, nachdem die Ostseeprovinzen und Finnland an Rußland verloren gegangen waren. Gleichzeitig warf auch Norwegen die dänische Herrschaft ab, und so kam zwischen Schweden und Norwegen 1814 eine Vereinigung zu stande, welche jedoch die Verfassung und Verwaltung beider Reiche unangetastet ließ.

Stabbur in Thelemarken.

Außerordentlich ist der Holzreichtum Skandinaviens, der auch die Veranlassung gewesen ist, daß man steinerne Gebäude nur in den Städten findet, auf dem Lande dagegen nur Holzbauten. In den höheren Bergregionen giebt es viele solcher Häuser, die Jahrhunderte alt und deren Stämme steinhart geworden sind. Als Reliquien betrachtet man die uralten Holzkirchen, deren noch eine ganze Anzahl vorhanden ist und die zum Teil mit kunstvollen Ornamenten geschmückt sind. Ebenso interessant und oft mit wundervollen Holzverzierungen geschmückt sind die sogenannten Stabbure; das sind Vorratshäuser, die auf Pfosten errichtet sind, um sie gegen Ratten und Mäuse zu sichern.

Der Holzreichtum des Landes hatte aber auch zur Folge, daß mit der Zeit ein ausgedehnter Holzhandel erblühte und nun Tausende von Sägemühlen im Lande tätig sind. Infolgedessen ist aber dieser Reichtum in manchen Gegenden schon fühlbar zusammengeschmolzen, so daß man in neuerer Zeit auf eine rationelle Waldwirtschaft hat bedacht

sein müssen. Hervorragender aber noch, als der Holzhandel, ist die Eisenindustrie, da das schwedische Eisen als das beste der Welt gilt. Dennoch kann gerade diese so wichtige Industrie nicht in vollem Maße ausgenutzt werden, da das Land sehr kohlenarm ist und die Holzkohle zur Feuerung sehr teuer wird; deshalb finden sich auch nur wenige wirklich große Betriebe. Das wichtigste Eisenwerk ist Dannemora. Bedeutend ist auch der Gewinn an Kupfer, hauptsächlich in Falun in Schweden und Röras in Norwegen. Silber wird zu Kongsberg in Norwegen gewonnen, dazu kommen reichlich Kobalt, Nickel und Zink vor, auch gute Marmorbrüche sind vorhanden. Die Industrie hat sich in beiden Königreichen erst in den letzten Jahrzehnten kräftiger entwickelt. Daß bei einem Schiffervolke auch der Schiffsbau sehr fleißig betrieben wird, ist selbstverständlich.

Die norwegische Sprache stimmt so ziemlich mit der dänischen überein, die schwedische weicht davon ab, hat jedoch so viel Ähnlichkeit, daß man sich gegenseitig unschwer versteht. Beide stammverwandte Nationen sind ernste Naturen, religiös, gewissenhaft, ehrlich, uneigennützig, gastfrei, haben großes Selbstgefühl und ungemeine Liebe zu Vaterland, Gesetz und Freiheit. Der Schwede ist eine hohe, schlanke Gestalt mit blondem oder braunem Haar und blauen Augen, leicht, sogar graziös in seinen Bewegungen. Der Norweger ist von mittlerer Statur und starkem Knochenbau, kühn und entschlossen, ein ausgezeichneter Seemann, aber auch ein vortrefflicher Schütze. In seinem Lande gibt es ja noch Wild aller Art, das man in Europa sonst nicht oft mehr findet, wie Elenhirsche, Rentiere, Bären, Wölfe, Luchse; dazu kommen zahlreiche Pelztiere und das mannigfache wilde Geflügel, und da die Jagd völlig frei ist, so bildet auch sie eine Erwerbsquelle, die auch im tiefsten Winter auf Schneeschuhen fleißig ausgeübt wird.

Jäger auf Schneeschuhen.

Die Natur des Landes bringt es mit sich, daß in Schweden der Ackerbau, in Norwegen die Viehzucht vorherrschende Beschäftigungen der Landbevölkerung sind. Großartig ist selbstredend die Seefischerei entwickelt, welche für Tausende von Menschen eine ergiebige, für viele die einzige Nahrungsquelle ist. Man hat berechnet, daß in manchen günstigen Jahren für rund fünfzig Millionen Mark Fische ausgeführt worden sind, woran der Hering mit zwanzig, der Klippfisch mit zwölf, der Stockfisch mit sieben Millionen beteiligt waren.

Die alten, zum Teil sehr malerischen Trachten in den verschiedenen Landschaften Schwedens und Norwegens findet man noch hier und da auf dem Lande. Viel Eigenartiges zeigt sich noch unter den dalekarlischen Bauern, wohl der kräftigste und schönste Menschenschlag Schwedens, unter dem ja auch Gustav Wasa sein Heer zur Befreiung des

Landes bildete. Auffallend ist besonders die Wintertracht, welche für beide Geschlechter aus Schaffellen, deren Wolle nach innen gekehrt ist, hergestellt wird.

Der weite Norden Skandinaviens ist wenig bevölkert. Hier wohnen noch Menschen des finnischen Volksstammes. Die Finnen oder Kwänen, wohl aus Finnland herübergewandert, treiben meist kärglichen Ackerbau. Zahlreicher sind die Lappen, nach denen das Land den Namen Lappland erhalten hat. Sie leben teils vom Fischfang, teils von der Rentierzucht, die sie der Weide wegen mehr oder weniger zu einem herumziehenden Nomadenleben zwingt. Der Raum, den dies Volk einnimmt, erstreckt sich vom 63. Breitengrade über das ganze Binnenland Skandinaviens und des russischen Finnlands bis an das Eismeer, aber die geringe Zahl des Volkes steht in keinem Verhältnis zu den ausgedehnten Regionen, die es mit seinen Rentieren durchirrt. Auf die Quadratmeile kommt kaum eine Seele, und auch dieses kleine Häuflein schrumpft immer mehr zusammen, obwohl sie jetzt keine Verfolgungen mehr zu erdulden haben, wie dies in früherer Zeit der Fall war. Noch im dreizehnten Jahrhundert überließ König Magnus die Lappen demjenigen, der sie bezwingen würde, und es fanden sich die Birkarle, ein Stamm, der am Bottnischen Meerbusen hauste und die Unterwerfung vollbrachte. Sie zahlten dem Könige eine jährliche Abgabe und lasteten dafür mit schwerer Tyrannei auf dem armen Volke. Erst Gustav Wasa befreite es von dieser Bedrückung, und nach ihm begann dann auch die Bekehrung zum Christentum.

Wintertracht in Dalekarlien.

Wirklichen Erfolg hatte die Christianisierung aber erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, durch die eifrigen Bemühungen des Missionars Thomas Westen, dem sich andere Missionare und Lehrer anschlossen, und diesen würdigen Männern und ihren Nachfolgern gelang es, die Lappen ihrer tiefen Barbarei zu entreißen und unter ihnen der Kirche und der Schule festen Boden zu gewinnen. Und welche Tätigkeit entwickelten sie! Nomadisierenden Wilden in einem Lande wie Lappland nachzugehen, den Schmutz und das Elend ihrer Hütten (Gammen) zu teilen, allem zu entsagen, was in unsern Augen dem Leben einen Wert gibt, freiwillig auf alle irdischen Hoffnungen zu verzichten und die bitterste Armut zu seiner steten Gefährtin zu wählen; dazu gehört wahrlich nicht weniger Mut, als auf dem Schlachtfelde dem Tode ins Auge zu schauen. Der Schullehrer in Lappland erhält ein jährliches Gehalt von fünfundzwanzig Talern und eine Gratifikation von einem halben Taler für jedes Kind, das er unterrichtet. Nicht viel besser steht sich der Geistliche, von dessen mühevollem Amte man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Chamisso erzählt von einem Prediger in Lappland, der sieben

Jahre auf seiner Pfarre, welche über die Baumregion hinauslag, zugebracht hatte und zwar während der Sommermonate ganz allein, da seine Pfarrkinder zu dieser Zeit nach dem Meere hinabzogen. Während der langen Winternacht zog er zu Schlitten umher, biwakierte bei gefrorenem Quecksilber und suchte seine Lappen auf, die er lieb hatte, um seines Amtes zu walten. Zweimal in diesen sieben Jahren hatte er in seiner Einsamkeit den Besuch von Stamm- und Sprachverwandten, einmal besuchte ihn sein Bruder, und ein andermal hatte sich ein Botaniker zu ihm verirrt. Trotz alledem aber hat es unter diesen Pfarrern Leute von großem Verdienst gegeben, die durch ihre literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten sich einen bedeutenden Ruf erworben haben.

Dank den Bestrebungen dieser wackeren Seelsorger kennt der Lappe die Götter seiner Väter, Aija, Akka und Tuona, kaum noch dem Namen nach; wohl aber kennt er die hölzernen und steinernen Götzen, die Saidas, denen die Lappen die Knochen und Hörner des Rentiers zu opfern pflegten, trotz seines Christentums heute noch sehr gut und hat große Furcht vor ihnen. Es waren große Steine von ungewöhnlicher Form und der menschlichen Gestalt nachgebildete Holzfiguren, wie sie bei den Ostjaken, Samojeden und andern entfernten finnischen Stämmen noch heutigen Tags gefunden werden.

Man unterscheidet Fjell- oder Berglappen, Skops- oder Waldlappen und Fiskar- oder Fischerlappen. Die Berglappen treiben nur Rentierzucht, und es giebt unter ihnen reiche Leute, welche Tausende von Tieren ihr eigen nennen; wer 300 Rentiere besitzt, gilt als wohlhabend. Sie führen ein ewiges Reiseleben und ziehen fast beständig mit ihren Herden umher, denn das Rentiermoos, eine Hauptnahrung der Tiere, ist bald abgeweidet, und es vergeht lange Zeit, ehe es nachwächst. Ein Zelt, welches sich leicht auseinander nehmen und ebenso leicht wieder aufrichten läßt, genügt völlig den Ansprüchen. Vier bogenförmige Pfähle werden in die Erde getrieben und durch Querstangen verbunden. Um dies Gerüst wird eine wollene Decke geschlagen, deren einer Zipfel zugleich die Tür bildet. In der Hütte werden einige Steine um die Stelle gelegt, wo das Feuer brennen soll, dessen Rauch durch ein kleines Luftloch in der Höhe entweichen mag. Nun noch einige Reiser am Fußboden und einige Rentierfelle darüber, und die Behausung ist fertig. In diesem Zelt werden die Frauen, Kinder und altersschwachen Leute untergebracht. Der Hausherr selbst und seine Dienstleute bewachen die Herde und lagern oft genug in den Schneewehen. Nimmt die Weide ein Ende, so wird das Lager abgebrochen und zusammengepackt, was kaum eine Stunde Zeit in Anspruch nimmt, der ganze Hausrat wird auf Rentiere verladen, und der Zug bewegt sich weiter. Die Tiere werden zu je fünf mit ledernen Riemen zusammengebunden und von den Frauen über die Berge geführt, während der Hausherr vorangeht, um den Platz zur neuen Ansiedelung zu wählen, und die Söhne und Dienstboten mit der Herde folgen.

Mit dem Anbruch des Sommers zieht der Lappe nach dem Meere hinab. Sind die Tiere dem Ufer nahe, so laufen und drängen sie sich zum Wasser und saufen begierig, bis zur Unmäßigkeit, aber auch nur einmal von dem salzigen Wasser. Das soll, wie die Lappen versichern, zu ihrem Gedeihen durchaus notwendig sein. Nach einiger Ruhe

werden die Tiere wieder aufwärts getrieben und die oberen Täler bezogen, und je nachdem der Sommer fortschreitet und der Schnee schmilzt, geht auch der Zug wieder höher und höher ins Gebirge.

Einen Höhepunkt im Leben des Berglappen bezeichnet der Besuch der Wintermesse, die in einer der spärlich über das Land zerstreuten Ortschaften von betriebsamen Schweden, Norwegern und Finnen abgehalten wird. Hier erscheint auch der Lappe, auf Schneeschuhen und mit seinen Schlitten, auf denen die Produkte seiner Herde, Rentierfelle, Geweihe, getrocknetes Fleisch, gefrorene Milch, auch der Ertrag seiner Jagd verladen sind. Nachdem er dem Steuereinnehmer seinen mäßigen Tribut entrichtet, fangen die Geschäfte an; da er aber bei jedem Handel, den er abschließt, von dem Käufer auch ein Glas Branntwein kredenzt erhält, so kann es nicht ausbleiben, daß er vielfach übervorteilt wird, was er freilich erst merkt, wenn der Rausch verflogen ist. Bittere Reue folgt dann freilich zu spät, denn der Lappe zeigt eine ungemeine Liebe für blanke Taler. Bei seiner unsteten Lebensweise und seinem Mißtrauen weiß er kein anderes Mittel, um sein Geld zu sichern, als daß er es irgendwo vergräbt, welchen Ort er dann selbst seinen nächsten Angehörigen nicht verrät; und so sterben viele, von denen man wußte, daß sie mehrere tausend Taler besaßen, ohne daß ihre Erben diese Schätze zu heben vermögen.

Es ist schon erwähnt, daß sich die Region, welche dem Stamm der Lappländer zum Wohnplatz dient, sowohl über das nördliche Schweden und Norwegen, wie Rußland erstreckt. Die Grenze ist zwar einerseits durch den Torneaelf, der in den Bottnischen Meerbusen fließt, anderseits durch den Tanaelf, der sich in den Varanger Fjord des Eismeeres ergießt, gegeben, aber in Bezug auf die Bevölkerung giebt es keine Scheidelinie.

Die Einteilung Skandinaviens.

1. Das Königreich Schweden, 450 000 qkm mit 4 807 000 Einwohnern, wurde früher in drei große Provinzen geteilt, die auch wohl jetzt noch im allgemeinen dem Namen nach beibehalten werden: Götarike (Gotland) im Süden, das eigentliche Schweden (Svealand) in der Mitte und das schwach bevölkerte Norrland im Norden, in welchem große Strecken Landes völlig menschenleer sind. Jetzt ist das Land in 24 Läne geteilt, die unseren Regierungsbezirken entsprechen; davon entfallen auf Gotland 12, auf Schweden 7 und auf Norrland 5.

Die Hauptstadt ist Stockholm am Ausfluß des Mälarsees in die Ostsee, auf zahlreichen Inseln und Holmen sehr malerisch gelegen. Das Gestade der Ostsee ist hier, entsprechend der Westküste Norwegens, von zahllosen Klippen und Inseln umlagert, denen allerdings die Großartigkeit der norwegischen Inselwelt abgeht. Nichtsdestoweniger dienen diese Inseln mit ihren Tausenden von Buchten den Schiffen als ein sicherer Zufluchtsort. Sie führen, wie auch die gegenüber im finnischen Meerbusen gelegenen, den allgemeinen Namen Schären.

2. Das Königreich Norwegen, 322 300 qkm mit 2 Millionen Einwohnern, ist in 20 Ämter und 54 Vogteien geteilt; nur die Hauptstadt Christiana und die Handelsstadt Bergen haben ihre eigene Verwaltung. An der Spitze jedes Amtes steht ein Amtmann, an der Spitze der Vogtei ein Vogt. Bezüglich der Kirche ist Norwegen in 6 Stifter geteilt, die unter evangelischen Bischöfen stehen. Landeshauptstadt ist Christiania an dem gleichnamigen Fjord, dem innersten Teil des Meerbusens, den das Skagerrak zwischen Norwegen und Schweden an der Südseite Skandinaviens bildet.

II. Das Königreich Dänemark.

Das Königreich Dänemark, 38 200 qkm mit 2 172 000 Einwohnern, besteht aus einem Festlandsteile und einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln in der Ostsee. Der Festlandsteil ist die nach Norden spitz auslaufende Halbinsel Jütland, die bedeutendsten der Inseln sind: Seeland, Fünen, Laaland, Falster, Langeland, Möen und weiter draußen in der Ostsee Bornholm. Diese alle zusammen bilden das Hauptland des Königreichs, wozu dann aber noch, ebenfalls zu Europa gehörig, im Atlantischen Ozean die Gruppe der Färöer und die Insel Island als Nebenländer kommen.

1. Das Hauptland.

Der Festlandsteil Jütland ist von der Nordsee im Westen, im Norden und Osten von dem Skagerrak und Kattegat umgeben; die nördlichste Spitze ist das Kap Skagen. Die Westküste an der Nordsee ist ziemlich ungeteilt, die Ostküste dagegen sehr buchtenreich. Drei Wasserstraßen führen aus dem Kattegat in die Ostsee: der kleine Belt zwischen Jütland und Fünen, der große Belt erst zwischen Fünen und Seeland, dann zwischen Langeland und Falster hindurch, und der Sund zwischen Seeland und Schweden. Letzterer ist die Hauptverbindungsstraße, das Fahrwasser liegt auf dänischer Seite.

Jütland ist durchaus Flachland, dessen Küste sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt und dessen nördlichster Teil durch den Limfjord inselartig von dem übrigen Lande abgetrennt wird. Nur nach der Ostsee zu erhebt sich einiges Hügelland. An den Küsten ziehen sich mächtige Dünenreihen hin, im Innern finden sich viele Moore, Heiden und Flugsandfelder. Ergiebigeren Boden haben die Inseln, die zum Teil auch aus Kreidefelsen bestehen, welche auf Möen sich bis weit über 100 m erheben. Ältere und ziemlich großartige Felsbildungen hat nur Bornholm.

Die Flüsse sind von geringer Bedeutung, dagegen sind zahlreiche Binnenseen vorhanden, von denen viele mit dem Meere in Verbindung stehen.

Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Dänen, ein großer, kräftiger Stamm, mit blondem Haar und blauen Augen, deren Stammverwandtschaft mit den Norwegern und Schweden sofort in die Augen fällt. Daß sie tüchtige Seeleute sind, versteht sich für die Bewohner eines Landes, welches fast ganz der See angehört, von selbst. Im weiteren besteht ihre Beschäftigung vornehmlich in Ackerbau und Viehzucht. Letztere

liefert besonders schöne Pferde, doch ist auch die Zucht von Rindvieh, Schafen und Schweinen bedeutend. Dennoch übersteigt der Gewinn aus der Ausfuhr des Getreides den der Viehzucht.

Wie Norwegen, so ist auch Dänemark in Ämter (18) eingeteilt, an deren Spitze Amtmänner stehen, in kirchlicher Beziehung in 7 Stifter unter evangelischen Bischöfen.

Die Hauptstadt ist Kopenhagen auf der Insel Seeland.

2. Die Nebenländer.

A. Die Färöer.

Nordwestlich von Schottland, etwa 400 km von dessen Nordstrande entfernt, liegt die zu Dänemark gehörige felsige Inselgruppe der Färöer (Schafinseln). Sie besteht, wenn man die ganz kleinen nicht rechnet, aus 22 Inseln, von denen 17 bewohnt sind, und umfassen insgesamt 1322 qkm mit etwa 10000 Einwohnern.

„Wir sahen," so schildert Marmier den Anblick dieser Inseln, „große Felsmassen wie ein mächtiges Bollwerk aus dem Ozean aufsteigen. Im Norden tauchten aus dem dichten Nebel mehrere hintereinander stehende Felsreihen und Berge hervor, zum Teil wellenförmig ausgeschweift, zum Teil schroff und steil ihre Häupter in die Lüfte erhebend. Auf ihrer ganzen Oberfläche war weder ein Baum, noch irgend eine Spur von Vegetation zu sehen; es waren nackte Felsen, hier und dort durch tiefe Fjorde ausgezackt oder durch Meeresarme voneinander geschieden. Die grauen Dunststreifen, die wie ein Trauergewand von den Bergen herabhingen oder deren Häupter verschleierten, das stürmische Meer, welches den Fuß der riesigen Felsen umrauschte, alles trug dazu bei, diesen Inseln die düsterste und seltsamste Physiognomie zu verleihen."

In der Tat ist das Meer hier in ewiger Bewegung, in der südlichen Inselgruppe herrscht selbst bei ganz stillem Wetter ein starker Strom; dazu kommen häufige Stürme und ebenso plötzliche wie heftige Wirbelwinde, so daß selbst an den Punkten mit gutem Ankergrunde die Sicherheit der Schiffe stets in Frage steht. Wälder fehlen gänzlich, das Brennmaterial liefert der reichlich vorhandene Torf. Gerste ist das einzige anbauungsfähige Getreide, und auch diese gelangt nicht immer zur Reife und muß dann gedörrt werden. Daneben können nur noch Kartoffeln und Rüben gebaut werden.

Dennoch leben unter diesen ärmlichen Verhältnissen Menschen und zwar ernste, wortkarge, aber gastfreie Menschen, die stark und gesund sind, sich durch wohlgestalteten Körperbau auszeichnen und meist ein hohes Alter erreichen. Sie stammen von norwegischen Wikingern ab, die im neunten Jahrhundert hierher übersiedelten. Schon seit 1380 gehören die Inseln zu Dänemark, von dem sie allerdings nahezu tausend Kilometer entfernt sind.

Das Meer weist die Bewohner zumeist auf den Fischfang an, der hier namentlich für den Dorsch und den Grindwal, welcher vorzüglichen Tran liefert, sehr ergiebig ist. Daneben muß die unglaublich reiche Vogelwelt ihren Tribut liefern. Die Vögel werden frisch gegessen und auch getrocknet als Winterspeise aufbewahrt, nicht minder sind die Eier eine vortreffliche Speise, und die Federn liefern sogar einen willkommenen Ausfuhr-

Rocks are formed in many different ways. Some rocks are formed when hot, liquid rock cools and hardens. Other rocks are formed when sediments, such as sand, mud, and pebbles, are pressed together. Still other rocks are formed when heat and pressure change the nature of existing rocks.

Rocks are made of minerals. Minerals are solid, naturally occurring substances that have a definite chemical composition and a crystalline structure. Some rocks are made of only one mineral, but most rocks are made of a mixture of minerals.

Word Bank rock, mineral, igneous, sedimentary, metamorphic, sediment, pressure, heat, crystal, chemical composition

dem Zelt des Nomaden und der festen Hütte. Diese elenden Wohnungen, die so schwach sind, daß man sie im Winter mit Stricken befestigen muß, damit der Wind sie nicht wegbläst, werden durch eine Scheidewand in zwei Gemächer geteilt. Das erste, welches als Küche dient, erfreut sich weder eines gedielten Fußbodens, noch eines Fensters und empfängt sein Licht, so gut es gehen mag, durch die Thür oder den Rauchfang. Das ganze Gerät besteht aus einigen irdenen Töpfen, ein paar hölzernen Kochlöffeln und einigen Delphinknochen, die je nach ihrer Größe und Form als Sessel, als Schaufel oder als Ofengabel dienen. Das hintere Gemach, Wohn- und Schlafzimmer zugleich, wird durch zwei oder drei kleine Fenster notdürftig erhellt. Hier kämmen die Frauen die Wolle und weben sie zum Wadmal, einer Art groben Tuches; hier schlafen Vater, Mutter und Kinder dicht zusammengedrängt. Ein abscheulicher Geruch erfüllt diese engen Räume, und doch erfreut der Anblick der Physiognomien, deren angenehmen Ausdruck Not und harte Arbeit nicht haben verwischen können, der Anblick von Frauen, deren harmonische Gesichtszüge und blühender Teint sie überall auszeichnen würden, sowie von anmutigen lieblichen Kindern."

Die Bewohner der Färöer sind evangelische Christen und stehen als solche unter einem Probst. Die meisten der bewohnten Inseln haben kleine Gotteshäuser, von denen mehrere von einem Pfarrer amtlich verwaltet werden, eine Amtstätigkeit, die auf der Fahrt von einer Insel zur andern bei der stets unruhigen See nicht ohne Gefahr ausgeübt werden kann. Trotz ihres Christentums sind diese Insulaner jedoch im höchsten Grade abergläubisch und bevölkern die Inseln mit einer Unzahl von unsichtbaren Wesen, an deren Existenz allgemein geglaubt wird. Da sind die Huldefolk, welche die Berge bewohnen und deren zahlreiche Herden, von den Menschen unbemerkt, das Gras der Wiesen abweiden. Die Valtarren sind hübsche, kleine Zwerglein, die unter den Steinen um die Hütte wohnen und dem Hausherrn Glück bringen, so lange sie mit ihm in gutem Einvernehmen stehen. Die Nikar sind Wassergeister, welche als Männer die jungen Insulanerinnen an das Ufer locken und sie dann in die Wellen entführen, als Nixenweibchen aber bisweilen an den Strand kommen, ihr Seehundsfell abwerfen und dann in lieblicher weiblicher Gestalt erscheinen, die sie beibehalten müssen, wenn ihnen das abgeworfene Fell genommen wird.

Das alles sind Überreste einer fernen Vergangenheit, die sich um so unausrottbarer erhalten, als diese Menschen mit der Welt in gar keine Berührung kommen, so daß sich bei ihnen auch noch die Sprache ihrer Vorfahren, die altnordische, erhalten hat bis auf den heutigen Tag.

B. Island.

Im nördlichsten Teile des Atlantischen Ozeans, nur noch 360 km von Amerika (Grönland) entfernt, auf der Grenze des Eismeeres liegt die Insel Island, deren nördlichste Spitzen schon von dem Polarkreise berührt werden. Sie soll schon früh von Irland aus aufgefunden worden sein, aber die ersten sicheren Nachrichten brachte ein norwegischer Seeräuber, Naddod, der im Jahre 861 durch Stürme dahin verschlagen wurde und die Insel wüst und leer fand. Einige Jahre später fanden zwei andere Wikinger,

Gardar und Floki, Island auf und sollen es ganz und gar umsegelt, ihm auch den jetzigen Namen, welcher ja nichts anderes bedeutet als Eisland, gegeben haben. Besiedelt wurde es erst, als König Harald Harfagar in Norwegen seine Königsmacht durch grausame Unterdrückung der Großen zu befestigen bestrebt war und viele das Land verließen, um sich anderswo eine neue Heimat zu suchen. Von solchen Emigranten wurde auch Island aufgesucht, und der erste Ort der Ansiedlung war derselbe Platz, wo heute die Hauptstadt Reykjavik steht. Schon im Jahre 1000 nahmen die Isländer, die sich durch neuen Zuzug rasch vermehrt hatten, das Christentum an und bildeten ein fröhlich aufblühendes republikanisches Staatswesen, das aber im dreizehnten Jahrhundert von Norwegen unterworfen wurde und mit diesem 1380 an Dänemark fiel, in dessen Besitz es dann auch fernerhin geblieben ist.

Island hat einen Flächeninhalt von 104 000 qkm, von dem aber nur 42 000 bewohnbar sind. Im übrigen ist das Land eine Stein- und Eiswüste, von kolossalen Gletschern überdeckt, die im Südosten beinahe in das Meer hineinreichen. Insgesamt sind die Gletscher Islands bei weitem größer als die der Schweiz, der des Vatnajökul allein bedeckt einen Raum von fast 9000 qkm, und von ihrer Ausdehnung zeugt allein schon der Name Jökul, der in Island sehr häufig als Endung der Namen wiederkehrt und Gletscherberg bedeutet.

Island ist ein Herd vulkanischer Tätigkeit, wie es kaum einen zweiten auf der Erde gibt. Man zählt neunundzwanzig Vulkane, von denen eine ganze Reihe regelmäßig tätig ist. Darunter sind der Hekla und der Krabla die bekanntesten, wenn auch lange nicht die gefährlichsten. Eine isländische Statistik weist allein im vierzehnten Jahrhundert nicht weniger als zwölf furchtbare Verheerungen durch Vulkanausbrüche auf; aber sie sowohl wie alle folgenden, die nur zu häufig die Inselbewohner mit unabsehbarem Unglück heimsuchten, wurden übertroffen, als 1783 der Skaptarjökul und 1875 der Vatnajökul losbrachen. In innigster Verbindung damit stehen die zahllosen heißen Quellen, welche Island aufweist, und die zum Teil ruhig dampfend dahinfließen, zum Teil aber auch kochend emporwallen und in größeren und kleineren Zwischenräumen zwischen ungeheuren Dampfwolken auch die kochenden Wassermassen hoch in die Luft emporschleudern. Der große Geysir und der Strokkr, die merkwürdigsten unter diesen Kochbrunnen, gehören nicht nur zu den Sehenswürdigkeiten Islands, sondern in ihrer Art zu den Hauptmerkwürdigkeiten der Welt.

Trotz dieser beständigen Gefahr leben auf Island doch gegen 70 000 Menschen, die sich natürlich nur an den Küsten, wo allein anbauungsfähiges Flachland vorhanden ist, angesiedelt haben, und die sogar stolz sind auf ihre „Wälder", obwohl der Holzwuchs der Insel kaum die Höhe eines anständigen Gebüsches erreicht. Vorzeiten muß das freilich einmal anders gewesen sein, wie die vorhandenen Braunkohlenlager beweisen, in denen man die Reste recht ansehnlicher Baumstämme findet. Die unausgesetzte vulkanische Tätigkeit hat der ehemaligen Natur der Insel aber den Untergang bereitet, und ein Vogelbeerbaum von acht Meter Höhe wird als eine der größten Sehenswürdigkeiten gezeigt. Große Flächen sind mit Heidekraut und Heidelbeeren bedeckt, daneben aber

breiten ſich auch große Wieſenflächen aus, die einen üppigen Graswuchs entwickeln. Infolgedeſſen bildet die Viehzucht für einen großen Teil der Bevölkerung den Hauptnahrungszweig. Schafe ſind der Hauptreichtum der Viehzüchter, demnächſt ſtehen Pferde, eine kleine, aber kräftige, flüchtige Bergraſſe, für den Isländer um ſo wichtiger, als er bei den großen Entfernungen und bei dem Mangel an Straßen jeden Weg zu Pferde zurückzulegen hat. Jeder Bauernhof hat deren mindeſtens zehn Stück, denn ſie haben alle Produkte nach dem Handelsplatz zu ſchaffen, alle notwendigen Bedürfniſſe von dort zurückzubringen, ſind das einzige Beförderungsmittel zwiſchen den Nachbarn und werden von den Frauen ebenſo benutzt wie von den Männern. Auf die Rindviehzucht legt

Reitende Isländerinnen.

der Isländer wenig Wert, da er faſt nur die Milch benutzt; dagegen hält jeder Hof wieder zahlreiche Hunde.

Ein anderer Teil der Bevölkerung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dem Fiſchfang, denn die Küſten wimmeln von Kabeljaus, Schellfiſchen, Heringen, Glattrochen und Butten, die nicht nur die Hauptnahrung der Einwohner ausmachen, ſondern in getrocknetem Zuſtande auch einen der vornehmſten Ausfuhrartikel bilden. Auch die Lachſe und Forellen, die ſich in den Flüſſen zahlreich finden, gewähren einen reichlichen Fang. Merkwürdigerweiſe hat der Isländer es nicht verſtanden, das Rentier irgendwie nutzbar zu machen. Dasſelbe iſt urſprünglich nicht einheimiſch, ſondern erſt im achtzehnten Jahrhundert eingeführt worden, hat ſich ſtark vermehrt, treibt ſich in großen Herden umher und wird dem Landwirt oft überaus läſtig; nur wenige werden erlegt. Von andern nennenswerten wilden Tieren lebt im Lande nur der Polarfuchs und der Eisfuchs, Eisbären gibt es auf der Inſel nicht, ſie kommen nur ab und zu auf Eisſchollen herangeſchwommen

Digitized by Google

und werden dann immer sobald wie möglich getötet, da sie großen Schaden anrichten. Dagegen wimmeln die Küsten von Seehunden und Seevögeln aller Art.

Neben getrockneten Fischen sind als Ausfuhrartikel noch zu nennen: Tran, Salzfleisch, die Federn von Eidergänsen und Schneehühnern, die Pelze der Füchse, auch Pferde werden exportiert. Im Juni oder Juli begibt sich der Isländer mit diesen Erzeugnissen seines Landes zum nächsten Hafenplatz. Von fünfzig und mehr Stunden weit in der Runde kommt er mit einem langen Zuge von Pferden nach der Haupt- und Handelsstadt Reykjavik, den Stockfisch frei über den Rücken der Tiere gehängt, die leichter verderblichen Artikel in wollene Säcke verpackt. Der Handel besteht größtenteils in Tausch, denn der dänische Kaufmann liefert dagegen Mehl, Roggen, Eisen und Stahl, Leinen, Kattun, Garn, Salz, Tabak, Zucker, auch geistige Getränke und wohl gar moderne Möbel und andere Gegenstände der Civilisation, deren Ansprüche auch schon bis in diesen versprengten Erdwinkel gedrungen sind, so daß z. B. auch schon die Tracht der Frauen vielfach verdrängt ist, bis auf die oft fast fußhohe Haube mit der gewaltigen Quaste, die von dem weiblichen Geschlecht Islands unterschiedslos getragen wird.

Wie die Bewohner der Färöer, so repräsentieren auch die Isländer den alten skandinavischen Stamm noch in seiner vollen Reinheit, selbst in der Sprache, für die es sogar eine reiche Literatur gibt, die allerdings aus früherer Zeit stammt, denn Island hat einmal auf einer höheren Stufe gestanden als jetzt; aber auch gegenwärtig gibt es wohl kaum einen Isländer, der nicht schreiben und lesen könnte, obwohl es nur eine einzige öffentliche Schule in Reykjavik giebt und alles der häuslichen Erziehung überlassen ist. Lesen ist sogar eine förmliche Leidenschaft der Isländer, und es gibt wohl kaum eine Bibliothek der Erde, die so außerordentlich benutzt wird, als die in der Hauptstadt, obwohl sie nur 12 000 Bände zählt, die aber durch das ganze Land hin verliehen werden.

Trotz dieses merkwürdigen Bildungsgrades verwendet der Isländer doch herzlich wenig Sorgfalt auf seine Wohnung, und auch seine persönliche Sauberkeit läßt zu wünschen übrig. Er erreicht aber nicht selten ein hohes Alter. Nach einer in einer englischen Zeitschrift mitgeteilten Tabelle waren unter 1390 Sterbefällen 784 unter 10 Jahren, jedoch 79 zwischen 70 und 80, 68 zwischen 80 und 90 und 13 sogar zwischen 90 und 100 Jahren.

Westeuropa.

1. Die Britischen Inseln.

Das Inselreich der „vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland“, wie das Reich offiziell heißt, wird umgeben im Westen und Norden vom Atlantischen Ozean, im Osten von der Nordsee, im Süden von dem Kanal (La Manche) und der Straße von Calais, welche die Verbindung zwischen den beiden Meeren herstellen. Großbritannien im engeren Sinne nennt man gewöhnlich nur die Hauptinsel, welche die Königreiche England und Schottland umfaßt und von der westlich davon gelegenen Nebeninsel, dem Königreich Irland, durch die Irische See getrennt wird, die nördlich in dem Nordkanal, südlich in dem Sankt Georgskanal Ausgänge zum Ozean hat.

I. England.

Der südliche Teil der Hauptinsel, das Königreich England, 151 000 qkm mit etwa 30 Millionen Einwohnern, bildet ein nach Norden sich verjüngendes Rechteck. Es ist zum größten Teil Ebene, nur im Norden und in der Nähe der Westküste gebirgig. Die Cheviotberge, die sich bis 800 m erheben und einen Querriegel vom Ozean zur Nordsee bilden, trennen England von Schottland. Von hier zieht das niedrige Penninische Gebirge südwärts bis zum Trentfluß, der das Gebirgsland abschließt. Südlich davon ist dann ganz England nur noch wellige Ebene. Entgegengesetzt dem Trent, welcher nordostwärts in die Nordsee fließt, geht der Severn südostwärts in die Irische See und scheidet eine große Halbinsel von dem übrigen Lande, die das Fürstentum Wales bildet und von einem Hochlande ausgefüllt wird, das sich in dem Snowdon bis zu 1100 m erhebt. Der breite Bristolkanal, eine Einbuchtung des Ozeans, in welche sich der Severn ergießt, scheidet Wales von der lang vorgestreckten Halbinsel Cornwall, die ebenfalls durchweg als Bergland erscheint. An diesen westlichen Küsten Englands befinden sich viele gute natürliche Häfen, während an der Ostküste in dieser Beziehung die Kunst vielfach hat nachhelfen müssen.

Die Flüsse Englands sind nicht von bedeutender Länge, aber sehr wasserreich und deshalb sowohl, wie auch infolge ihres ruhigen Laufes meist weit hinauf schiffbar. Zu nennen sind im Gebiet der Nordsee die Themse, Ouse, der Wash und der Trent, dessen gemeinschaftliche Mündung mit andern kleineren Flüssen Humber heißt; nach der Irischen See fließen der Severn, der Mersey, nach dem Kanal der Avon. Zahllose Kanäle verbinden die Flüsse miteinander, so daß das Land auch in seiner Bewässerung ein vorzügliches Verkehrsmittel findet.

Die Bewohner Englands sind die Nachkommen des alten germanischen Volksstammes der Angelsachsen, die im fünften Jahrhundert das Land eroberten und die keltische Urbevölkerung mehr und mehr in die westlichen und nördlichen Gebirge zurückdrängten, wo sich deren Nachkommen bis heute erhalten haben, die Kymren mit ihrer kymrischen Sprache in Wales, die Picten und Scoten mit gälischer Sprache im schottischen Hochlande. Aus der vielfachen Vermischung, teils mit den Urbewohnern, teils mit dem späteren herrschenden Stamm, den Normannen aus der Normandie, ist der heutige Engländer hervorgegangen, der, ursprünglich nur Ackerbauer und Viehzüchter, das Land nach und nach zu einem Fabrikstaat umgeschaffen hat. Wohl erfreuen sich die Zweige der Landwirtschaft auch heute noch einer hohen Blüte, aber sie werden weit überragt von dem Bergbau und den damit zusammenhängenden Werken, sowie auch von andern Industriezweigen. Steinkohlen und Eisen stehen obenan, dann folgen Zinn, Blei, Kupfer, Zink. Ganze Landschaften stellen einen Wald von Fabrikschornsteinen dar, und dem im Eisenbahnzuge vorüberfliegenden Reisenden gewähren die Tausende von feuersprühenden Schlote einen wunderbaren Anblick.

Die Seele des englischen Lebens aber ist der Handel, der sich zu einer Höhe entwickelt hat, wie bei keinem andern Volk der Erde. Hand in Hand mit dem Handel ist die Schiffahrt gegangen, und so hat England auch eine Flotte zur Verfügung, wie kein anderer Staat. Zur Hebung und Ausnutzung des Handels hat es in jedem Erdteile Besitzungen erworben, darunter Kolonien, die eine bei weitem größere Ausdehnung haben, als das Mutterland, so daß Großbritannien mit Einschluß dieses auswärtigen Besitzes einen Raum von 26 Millionen qkm umfaßt, auf welchem 354 Millionen Menschen wohnen oder fast ein Viertel der ganzen Menschheit.

England wird in 40 Grafschaften (Shires) geteilt, davon entfallen 10 auf Südengland, 6 auf Ostengland, mit der Haupt- und Welthandelsstadt London an der Themse, das 64 km Umfang hat, 18 auf Mittelengland, 6 auf Nordengland und 12 auf das Fürstentum Wales.

An der Südküste liegt die liebliche Insel Wight, in der Irischen See die Inseln Anglesey und Man, welche letztere ihre eigene Verwaltung hat. Auch gehören noch zu England die an der französischen Küste der Bretagne liegenden Normannischen Inseln.

II. Schottland.

Das Königreich Schottland, 79000 qkm mit über 4 Millionen Einwohnern, ist der kleinere nördliche Teil der Hauptinsel Großbritannien. Zweimal dringt das Meer von beiden Seiten tief in das Land ein, so daß es aus drei Abschnitten besteht, die wie von einander abgeschnürt erscheinen. Der südliche Abschnitt reicht von der englischen Grenze, die von den Cheviotbergen bezeichnet wird, bis zu der ersten Einschnürung, welche östlich von dem Firth (Bucht) of Forth, westlich von dem Firth of Clyde, die beide durch einen Kanal verbunden sind, gebildet wird. Dieser Teil umfaßt das schottische Niederland. Der zweite Abschnitt reicht von hier bis zur zweiten Einschnürung durch den Moray Firth

im Oſten und den Firth of Lorn im Weſten, zwiſchen denen das Glenmoretal mit einer Reihe von Seen, die ebenfalls durch einen Kanal unter ſich und mit den beiden Meeren verbunden ſind, ſich hinzieht. Dieſer Teil des Landes wird öſtlich von den Grampiansbergen ausgefüllt, während weſtlich das ſchottiſche Hochland beginnt, welches dann den ganzen nördlichen Teil charakteriſiert, der an der Nord- und Weſtküſte eine ſehr zerriſſene Bildung zeigt und, von zahlloſen Inſeln umlagert, ſteil ins Meer abfällt.

Die Flüſſe Schottlands können nur kurz ſein, haben ein ſehr ſtarkes Gefälle und ſind daher von keiner beſonderen Bedeutung; dagegen iſt das Land ſehr reich an prachtvollen, maleriſchen Bergſeen, die insgeſamt eine Fläche von 1650 qkm darſtellen. Der größte und berühmteſte darunter iſt der Loch (See) Lomond.

Schottiſcher Soldat.

Die Schotten ſind ein kühner, entſchloſſener Volksſtamm, von ungemeiner Freiheitsliebe und Anhänglichkeit an die Heimat beſeelt, gaſtfrei und redlich, und dieſe Eigenſchaften haben ſie trotz aller Wandlungen, die ſie im Laufe der Jahrhunderte und in unabläſſigen Kämpfen um ihre Freiheit erfahren mußten, bis auf den heutigen Tag bewahrt. Infolge der Aufſtände in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ging die ſtrenge Unterdrückung durch England ſoweit, daß nicht nur die alte patriarchaliſche Einrichtung der Stämme oder Clans aufgehoben, ſondern ſogar die eigentümliche ſchottiſche Nationaltracht verboten wurde. Letzteres Verbot wurde ſpäter zwar wie der aufgehoben, doch hat ſich die alte Tracht in wollenen, bunt gewürfelten Stoffen, mit dem Lendenſchurz (Kilt) und dem über die linke Schulter gezogenen Tartan nur in einigen Gegenden ein ganzes Regiment in ſchottiſcher Nationaltracht, erhalten. Unter den engliſchen Truppen gibt es das auch das ſchottiſche Nationalinſtrument, den Dudelſack, als Muſikkapelle führt.

Im ſchottiſchen Niederlande ſteht der Ackerbau auf blühender Stufe. Hier iſt der Hafer die eigentliche Brotfrucht, Gerſte liefert den beliebten Whisky. Hinſichtlich der Viehzucht ſteht die Schafzucht in erſter Reihe, die auch im Hochlande eifrig betrieben wird. Die ſchottiſchen Pferde ſind ſehr klein, bekannt als die flockhaarigen Ponys. Der Bergbau liefert auch in Schottland viel Eiſen und Steinkohle, daneben iſt die Textilinduſtrie, wenn auch England nachſtehend, ſehr bedeutend. Am bedeutendſten aber iſt die Beteiligung der Schotten an der Seefiſcherei. Heringe und Kabeljau werden an den eigenen Küſten in Maſſen gefangen, aber ſchottiſche Fiſcher gehen auch dem Walfiſchfange bis in die Eisregionen des nördlichſten Amerikas nach.

Digitized by Google

Schottland wird in 33 Grafschaften (Counties) geteilt. Die Hauptstadt ist Edinburg mit dem Hafen Leith am Firth of Forth.

Wie schon erwähnt, wird die schottische Küste näher und ferner von zahllosen Inseln umlagert, von denen hier nur die drei Hauptgruppen angeführt werden mögen.

Westlich vom Festlande liegt die Gruppe der Hebriden. Dazu zählen nicht weniger als 520 Inseln und Inselchen, die sich vom Firth of Lorn bis zur Nordspitze Schottlands erstrecken und zwar in einem inneren Kreise dicht an der Küste und einem äußeren weiter draußen im Ozean. Die größten Inseln des inneren Kreises sind Mull und Skye, die bekannteste aber ist die kleine Insel Staffa westlich von Mull, weltberühmt durch die Fingalshöhle an ihrer Südwestküste, eine vom Meer ausgefüllte Grotte, die von prächtigen Basaltsäulen getragen wird. Dicht gedrängt streben diese 17 Meter hoch zur Decke des Gewölbes empor, welches 76 Meter tief ist und nach dem Hintergrunde zu niedriger wird. Ein gewaltiger Felsendom, dessen Fußboden von der lichtgrünen Meerflut gebildet wird. Die schottische Sage weiß zu erzählen, daß die Grotte von Riesen für den Helden Fingal erbaut worden ist.

Nordöstlich über Schottland, durch den Pentland Firth davon getrennt, liegt die Gruppe der Orkneys oder Orkaden, 67 Inseln, von denen aber nur 27 bewohnt sind, insgesamt 642 qkm umfassend, mit 31 450 Einwohnern. Diese sind normannischer Abkunft, denn die Orkneys sowohl wie die noch nördlicher liegenden Shetlandinseln waren Ruhe- und Stapelplätze der Wikinger, standen deshalb später auch unter norwegischer und dänischer Herrschaft und wurden erst 1590 förmlich an Schottland abgetreten. Die Fischerei bildet natürlich die Hauptbeschäftigung der Bewohner, doch wird auch Ackerbau und Viehzucht getrieben. Die Federn der Vögel, welche auf diesen Inseln in ungeheuren Scharen nisten, sind ein einträglicher Handelsartikel; im Sommer wird auch der massenhaft angeschwemmte Seetang zu Kelp verbrannt, der zur Darstellung von Jod und Kalisalzen dient. Als Hauptstadt gilt Kirkwall auf der größten Mittelinsel Pomona oder Mainland.

Etwa 75 km weiter nach Nordosten liegen die Shetlandinseln, eine Gruppe von 90 Inseln, von denen aber nur 25 mit etwa 32 000 Einwohnern besetzt sind. Diese sind ebenfalls normannischer Abkunft und leben, wie ihre Stammverwandten auf den Orkneys von Fischerei und etwas Viehzucht und Ackerbau, der hier nur Gerste, Hafer und Kartoffeln zuläßt. Der Handel beschränkt sich zumeist auf den Verkehr mit den Wal- und Heringsfischern. Der einzige stadtartige Ort ist Lerwick auf der Hauptinsel Mainland.

III. Irland.

Das Königreich Irland, 82 200 qkm mit etwa 5 Millionen Einwohnern, die westliche der großen britischen Inseln, ist eine wellige Tiefebene, reich an Seen, Sümpfen und Mooren, da die Überfülle der Niederschläge nicht genügend abgeführt, dadurch aber ein üppiger grüner Rasen erzeugt wird, welcher Irland den Namen der grünen Insel eingetragen hat. Gebirgsartige Erhöhungen finden sich nur am Rande und steigen bis zu 1100 m auf.

Zahlreich ſind die Flüſſe Irlands, die ſich vielfach ſeeartig erweitern und einen ſo ruhigen Lauf haben, daß ſie weit hinauf ſchiffbar ſind. Der Hauptfluß iſt der Shannon, der das Waſſer einer ganzen Seenkette aufnimmt und dem Atlantiſchen Ozean im Weſten zuführt. Der größte unter den vielen Seen des Landes iſt der Lough (See) Neagh, der eine Fläche von mehr als 400 qkm bedeckt.

Die Bevölkerung Irlands iſt keltiſchen Urſprungs, bedient ſich auch vielfach noch heute der keltiſchen Sprache. Man kann drei Raſſen unterſcheiden: die mileſiſche mit ſchwarzem Haar und dunklen Augen, die ſächſiſche mit flachsblondem oder rotem Haar und blauen Augen, und die eigentliche keltiſche mit braunem Haar und grauen Augen.

Iriſche Landwohnung.

Daneben wohnen auch Schotten und Engländer im Lande. Der Ire iſt ein ſchlauer, gutherziger, träumeriſcher, aber auch ſehr reizbarer und roher Menſch. Seine Schlauheit und Verſchlagenheit weiß er unter der Maske der Einfalt zu verbergen, und ſeine Reizbarkeit macht ihn nur zu leicht zu Gewalttätigkeiten geneigt. Arbeitſamkeit kann man ihm nicht abſprechen, aber er iſt ohne Ausdauer, nebenbei auch äußerſt abergläubiſch.

Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner Irlands ſind Ackerbau und Viehzucht. Die Ausübung des erſteren entſpricht indeſſen nicht entfernt der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens. Es liegt dies an dem eigentümlichen Verhältnis des Grundbeſitzes, denn vor noch gar nicht ſo langer Zeit war, mit Ausnahme der Städte natürlich, die ganze Inſel Eigentum von etwa zwanzigtauſend großen Herren, die noch dazu zum großen Teil nicht einmal im Lande lebten, ſondern die Erträge ihres ungeheuren Grundbeſitzes im Auslande verzehrten. Ein Stellvertreter konnte das Land daheim nach Gutdünken verpachten, dem Pächter auch wieder nach Gutdünken kündigen, und die daraus entſpringende Unſicherheit der Exiſtenz iſt hauptſächlich wohl der Grund, daß die Auswanderung aus Irland ſtärker iſt, als aus irgend einem andern Lande. Seit fünfzig Jahren haben mindeſtens drei Millionen Menſchen das Land verlaſſen. Tauſende von Landleuten leben, trotz eines Geſetzes, welches dieſen Übelſtand beſeitigen ſoll, in elenden, fenſterloſen Lehmhütten; Häuschen, wie ſie unſere Abbildung zeigt, gehören ſchon zu den beſſeren.

Auf höherer Stufe steht die Viehzucht der größeren Pächter, denn Irland führt Schlachtvieh in bedeutenden Mengen aus; auch die Schaf- und Schweineherden sind zahlreich. Eifrig wird auch die Küstenfischerei betrieben, denn das Meer um Irland wimmelt von Seefischen aller Art, und auch in den Flüssen ist namentlich die Lachsfischerei sehr ergiebig. Der Bergbau erstreckt sich vornehmlich auf Eisen-, Kupfer- und Zinkerze, Schwefelkies und Salz; der Kohlengewinn aber kann sich nicht entfernt mit England oder Schottland messen. Hinsichtlich der Industrie ist die Leinenweberei hervorzuheben, der die Fabrikation von wollenen und baumwollenen Waren nachsteht.

Eingeteilt wird Irland in 4 Provinzen und 32 Grafschaften: Leinster mit 12, Munster mit 6, Ulster mit 9 und Connaught mit 5 Grafschaften. Die Hauptst dt ist Dublin an der Ostküste.

Die ältesten Namen Irlands sind Erin bei den keltischen Urbewohnern und Hibernia bei den Römern. Das Christentum brachte den Bewohnern nach mehreren früheren mißglückten Versuchen der Schotte Patricius, der nach seinem Tode als St. Patrick als Heiliger und Schutzpatron Irlands verehrt wurde. Die Abkürzung seines Namens: Paddy ist eine häufige Bezeichnung der Irländer geworden. Ende des achten Jahrhunderts begannen die Einfälle der Normannen, die mit der Eroberung vom größten Teil des Landes endeten, und von 920 ab folgte eine lange Reihe normannischer Herrscher, welche Dublin zu ihrem Hauptsitz erkoren hatten, aber in unausgesetzten Kämpfen mit den noch unbezwungenen Stämmen leben mußten. In diesen Streitigkeiten rief ein vertriebener Fürst die Hilfe des Königs von England an, und Heinrich der Zweite war sogleich bereit, sie zu gewähren, und so kamen in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Engländer nach Irland. Da der Papst dem König Heinrich das Land zugesprochen hatte, so fiel ihm auch sofort die ganze Geistlichkeit zu, und bald sahen sich die Engländer im Besitz des ganzen südlichen und südöstlichen Teils der Insel. Das Land wurde unter die englischen Barone aufgeteilt und wie eine Kolonie verwaltet, mit eigenem Parlament. Das alles legte den Grund zu dem unüberwindlichen Haß beider Nationen, der auch nicht gemildert wurde, nachdem sich Heinrich der Achte den Titel eines Königs von Irland hatte beilegen lassen, ein Haß, der sich noch durch den religiösen Gegensatz verschärfte, denn die Iren waren Katholiken und die Engländer Protestanten. Mit unerhörter Strenge wurde gegen die Iren vorgegangen, und schon beim Tode der Königin Elisabeth, 1603, konnte England sich rühmen, im Besitze von ganz Irland zu sein. Der Gegensatz beider Nationen ist aber, trotz der 1801 erfolgten Union, noch heute nicht ausgeglichen.

2. Das Königreich der Niederlande.

Das verhältnismäßig kleine Königreich der Niederlande, 33 000 qkm mit 4 670 000 Einwohnern, war früher ein ganz Stück größer, denn Holland, wie es damals hieß, umfaßte auch noch Belgien, Luxemburg und Teile von Lothringen und war außerdem

der mächtigſte Seeſtaat der Welt. Im Verhältnis zu ſeiner geringen Größe hatte es in allen außereuropäiſchen Erdteilen ungeheure Beſitzungen, von denen jedoch im Laufe der Zeit wieder viele verloren gegangen ſind. Trotzdem iſt dieſer überſeeiſche Beſitzſtand auch heute noch ein ganz gewaltiger, denn die holländiſchen oder niederländiſchen Kolonien in Aſien, Afrika, Weſtindien, Südamerika und Auſtralien betragen noch immer 2 Millionen Quadratkilometer, die von faſt 33 Millionen Menſchen bewohnt werden.

Das heutige Königreich der Niederlande wird im Weſten und Norden von der Nordſee, im Oſten vom Deutſchen Reich, im Süden von Belgien umgeben. Durch Einbruch der Nordſee hat ſich in ſagenhafter Vorzeit die Zuiderſee (Süderſee) gebildet, am Nordoſtende des Landes im Jahre 1277 und 1287 der Dollart. Vorgelagert ſind dem Lande, parallel mit der Küſte ſtreichend, die weſtfrieſiſchen Inſeln Texel, Vlieland, Terſchelling, Ameland, Schiermonnikoog und Rottum. Auch in der Zuiderſee iſt am Nordweſtrande die Inſel Wieringen, ſowie die kleine Inſel Urk zu merken, die inmitten der ungeheuren Waſſerfläche (3139 qkm) einſam liegt, aber einen Leuchtturm trägt, der ſein Licht weithin ausſtrahlt; auch iſt für die Fiſcherbevölkerung, die ſich in eigenartige Tracht kleidet, ein guter Hafen vorhanden.

Bewohner der Inſel Urk.

Die Niederlande ſind ausſchließlich Tiefland, der vierte Teil des Landes liegt ſogar noch tiefer, als der Meeresſpiegel und wird gegen den Einbruch des Meeres nur durch die Dünen und die künſtlichen Deiche geſchützt, Waſſerbauten, die zu den großartigſten Unternehmungen gehören und für die Niederlande inſofern von der höchſten Wichtigkeit ſind, als durch dieſelben auch große Strecken des vom Meere überfluteten Landes durch Trockenlegung und Eindeichung wiedergewonnen worden ſind. Die ganze ſüdliche Hälfte der Niederlande iſt nichts anderes, als das Mündungsland des Rheines, der Schelde und der Maas, die ſich hier vereinigen, in viele Arme zerteilen und ein ungeheures Delta bilden. Eine Anzahl kleiner Flüſſe mündet noch in die Zuiderſee, die Nordſee und den Dollart. Viele davon ſind, um ſie für den Verkehr dienſtbar zu machen, kanaliſiert worden. Außerdem aber ziehen ſich Kanäle in jeder denkbaren Richtung durch das Land, ſo daß die Niederlande das großartigſte Kanalſyſtem der Erde haben. Der nordholländiſche und der neue Nordſeekanal können von den größten Segelſchiffen befahren werden.

Die Niederlande gehörten im vierzehnten Jahrhundert zum Herzogtum Burgund, kamen danach durch Heirat an das Haus Habsburg und endlich an deſſen ſpaniſche Linie. Der ungeheure, namentlich religiöſe Druck, den die Spanier ausübten, führte aber endlich zum Aufſtande der nördlichen Provinzen. Dieſe führten einen langen Befreiungskampf, aus dem ſie ſchließlich als ſelbſtändige Republik hervorgingen. Nun

wuchs die Bedeutung der Niederländer, die stets eine seefahrende Nation gewesen waren, rasch; sie wußten einen großen Kolonialbesitz zu gewinnen und schwangen sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts zur ersten See-, Handels- und Geldmacht Europas empor. Völliger Stillstand dieser Bedeutung trat aber infolge der französischen Revolution durch die Verwickelungen mit Frankreich ein, in deren Verlaufe die Niederlande sogar von Napoleon unterworfen und dem französischen Reiche einverleibt wurden, zuerst als Republik, dann als Königreich mit Napoleons Bruder Ludwig an der Spitze. Diese Verwickelungen benutzten die Engländer, um einen großen Teil der niederländischen Kolonien an sich zu reißen und sich des Welthandels zu bemächtigen, und so mußten die Niederlande, wenn sie nach Napoleons Sturz auch als Königreich anerkannt wurden, doch in eine bescheidenere Stellung zurücktreten, und noch bescheidener, nachdem sich 1830 die südlichen Provinzen als Königreich Belgien selbständig gemacht hatten.

Dessenungeachtet ist der Handel der Holländer noch immer sehr bedeutend. Ihr Kolonialbesitz, trotz der großen Einbußen im Verhältnis zu dem kleinen Mutterlande noch immer ungeheuer, sichert ihnen eine ganze Reihe von überseeischen Produkten, mit deren Handel sie keine Konkurrenz zu fürchten haben. Gehört ihnen doch fast die ganze südostasiatische Inselwelt, die zusammen allein schon einen Raum von fast anderthalb Million Quadratkilometern umfaßt und überreich Kaffee, Zucker, Tabak, Reis, Indigo, Zimt, Spezereien und andere sogenannte Kolonialwaren liefert und dem Holländer großartige Einnahmen sichert.

Der Holländer ist durch seine Ordnungsliebe, Sauberkeit, Treue und Ehrlichkeit, anderseits allerdings auch durch sein Pflegma sprichwörtlich geworden. Er gehört dem niederdeutschen Volksstamme an, der, besonders nach Westen und Südwesten hin, mit andern Elementen gemischt erscheint; im Norden hat sich der friesische Zweig ziemlich rein erhalten. Nächst dem Handel ist ein weiterer Nahrungszweig von großer Bedeutung die ausgedehnte Beteiligung der Niederlande an der Seefischerei; behauptet doch der holländische Hering, um nur eins zu nennen, heute noch seinen alten, wohlverdienten Ruf. Ferner bietet das Land die günstigsten Bedingungen für die Viehzucht. Die holländischen Pferde, besonders die friesischen, sind berühmt, Rindvieh wird in großen Mengen ausgeführt, und die Schafzucht hat auf den großen Haidestrecken der nördlichen und nordöstlichen Provinzen den ergiebigsten Boden. Gegen die ausgedehnte Viehzucht tritt der Ackerbau zurück, denn auch der wiedergewonnene Boden wird mehr in Wiesen als in Ackerland verwandelt. Dagegen steht der Gartenbau, namentlich Obst- und Blumenzucht, in höchster Blüte. Utrecht, Alkmaar, Leiden, Amsterdam, Rotterdam, besonders aber Haarlem und Noordwijk sind schon seit dem siebzehnten Jahrhundert wegen ihrer Blumenzucht weltberühmt, und auf diesem Gebiete nimmt Holland noch immer eine der ersten Stellen ein. Waldland ist in den Niederlanden verhältnismäßig nicht viel vorhanden. Bauholz wird von außerhalb bezogen, auch das Schiffsbauholz für die Hunderte von Schiffswerften, welche in den Niederlanden tätig sind; es kommt zumeist aus Norwegen und auf Flößen den Rhein abwärts. Brennholz kennt man kaum, dafür tritt die Steinkohle ein und mehr noch der Torf, der in den Niederlanden in unerschöpflicher Menge

vorhanden ist. Die Industrie erstreckt sich außer dem Schiffsbau auf Eisengießerei, Maschinenbau, Leinen- und Tuchfabrikation, Papier, Tabak, Cigarren u. a. m. Eine Spezialität sind die Diamantschleifereien in Amsterdam. —

Die Niederlande werden in elf Provinzen eingeteilt: Nordholland mit der Hauptstadt Amsterdam, Südholland mit der Residenzstadt Haag, Utrecht, Zeeland, Nordbrabant, Limburg, Geldern, Overyssel, Drenthe, Friesland und Groningen.

3. Großherzogtum Luxemburg.

Kein Staat Europas hat so wechselvolle Schicksale durchgemacht wie Luxemburg. Ursprünglich Grafschaft, wurde es von dem deutschen Kaiser Karl dem Vierten, der aus diesem Grafengeschlecht stammte, zum Herzogtum erhoben, kam im fünfzehnten Jahrhundert an Burgund und danach an das Haus Habsburg, im sechzehnten an Spanien, zu Anfang des achtzehnten an Österreich, wurde von Napoleon dem französischen Reiche einverleibt, 1815 zum Großherzogtum erhoben und als deutsches Bundesland unter die Oberhoheit des Königs der Niederlande gestellt. Im Jahre 1839 ging die westliche Hälfte des Landes an Belgien verloren, die östliche aber wurde 1867 durch den Londoner Vertrag für neutrales Land erklärt und bildet nun das jetzige Großherzogtum.

Luxemburg, 2587 qkm mit 211000 Einwohnern, zwischen der preußischen Rheinprovinz und Belgien gelegen, wird an seiner Südgrenze auch von Lothringen und Frankreich berührt. Es ist ein plateauartiges Bergland, welches sich zu 600 m Höhe erhebt und zu dem Übergangslande von den Ardennen zur Eifel gehört. Der Hauptfluß ist die Sauer, ein Nebenfluß der Mosel, welche beide weithin die Ostgrenze gegen Preußen bilden. Den Rest dieser Grenzscheide übernimmt dann die Oure, ein von Norden aus der Rheinprovinz kommender Zufluß der Sauer. Diese letztere nimmt im Lande selbst von Süden her die Alzette mit der Attert, Eisch, Mamer, sowie die schwarze und weiße Erenz auf, von Norden außer der erwähnten Oure den Clerf mit der Wilz. In nordöstlicher Richtung in die Mosel fließt die Sir.

Die Bewohner Luxemburgs sind durchweg deutschen Stammes, doch wird in den gebildeten Volksklassen fast ausschließlich französisch gesprochen. Kein Wunder, daß Luxemburg in dem letzten großen deutsch-französischen Kriege starke Neigung zeigte, sich Frankreich anzuschließen und nachdrücklich auf die garantierte Neutralität des Landes aufmerksam gemacht werden mußte.

Das so reich bewässerte und überdies so herrlichen Boden enthaltende Land eignet sich ganz besonders für den Ackerbau, der denn auch fast die Hälfte des Raumes einnimmt und reiche Erträge an Getreide, Flachs, Hanf und Rübsamen liefert. Die Gelände der Mosel und Sauer dienen dem Weinbau. Die Viehzucht ist weniger bedeutend, immerhin aber ergiebt die Ausfuhr von Pferden und Rindern namhafte Einnahmen. Beide landwirtschaftliche Tätigkeiten werden jedoch überwogen von dem Bergbau auf Eisenerze und

Roheisen, der natürlich auch eine stetig wachsende Entwicklung der Eisenindustrie zur Folge gehabt hat.

Eingeteilt wird das Großherzogtum Luxemburg in die drei Distrikte Luxemburg mit der gleichnamigen Hauptstadt, deren ehemalige Festungswerke abgetragen worden sind, Diekirch und Grevenmachern.

4. Königreich Belgien.

Das Königreich Belgien, 29 450 qkm mit 5 100 000 Einwohnern, war früher ein Teil des alten Holland, dessen Schicksale es teilte, bis es sich im Jahre 1830 infolge der sogenannten Julirevolution von demselben lossagte und unter Zustimmung der übrigen Mächte Europas ein eigenes Königreich wurde, das dann 1839 auch die Anerkennung Hollands erhielt.

Belgien liegt zwischen der Nordsee, den Niederlanden, dem Deutschen Reiche, Luxemburg und Frankreich. Im Südosten schieben sich plateauartig die Ardennen in das Land hinein, die nach der Mitte zu in ein Hügelland übergehen, welches in das Tiefland verläuft, das größtenteils, wie in den Niederlanden, durch künstliche Deiche und Dämme vor dem Einbruch des Meeres geschützt werden muß. Teilweise ist ein solcher Schutz auch an den Binnengewässern nötig geworden, und man nennt solche geschützten Stellen Polders. Wenn aber der belgische Landbau als ein Muster von Anbau des Bodens gepriesen wird, so hat dies nur auf den Westen und Nordwesten des Landes Bezug, wo die Bewässerung dem Bauern zu Hilfe kommt. Diese erhält Belgien durch die Maas und Schelde und deren Zuflüsse, die fast alle das Land nur durchfließen, da sie in Frankreich ihren Ursprung haben und erst in den Niederlanden in die Nordsee gehen. Im übrigen Lande finden sich auch viele haideartige und sumpfige Landschaften, die niemals kultiviert worden sind; doch wird unausgesetzt daran gearbeitet, auch diese für die Kultur zu gewinnen.

Unter solchen Verhältnissen ist der blühende Ackerbau, dessen sich Belgien erfreut, um so höher anzuschlagen. Es werden sämtliche Getreidearten gebaut, auch der Spelz, dessen Früchte unreif getrocknet und als Grünkern in den Handel gebracht werden. Ferner erstreckt sich der Landbau vornehmlich auf Hülsenfrüchte, Flachs, Raps und Zuckerrüben. Auch der Obstbau und die Blumenzucht sind sehr bedeutend. Die Viehzucht liefert für die Ausfuhr hauptsächlich Schweine und Schafe, in geringeren Mengen Pferde und Rinder. Sehr ausgedehnt ist in Belgien die Zucht der Kaninchen, mit deren Fellen ein lebhafter Handel getrieben wird.

Ackerbau und Viehzucht werden jedoch weit überboten durch die Industrie, welche in Belgien im Großbetriebe einen Umfang gewonnen hat, wie verhältnismäßig in keinem andern europäischen Staate. Mit Recht darf das kleine Belgien zu einem der bedeutendsten Industriegebiete der Welt gezählt werden. Abgesehen von den zahlreichen Etablissements,

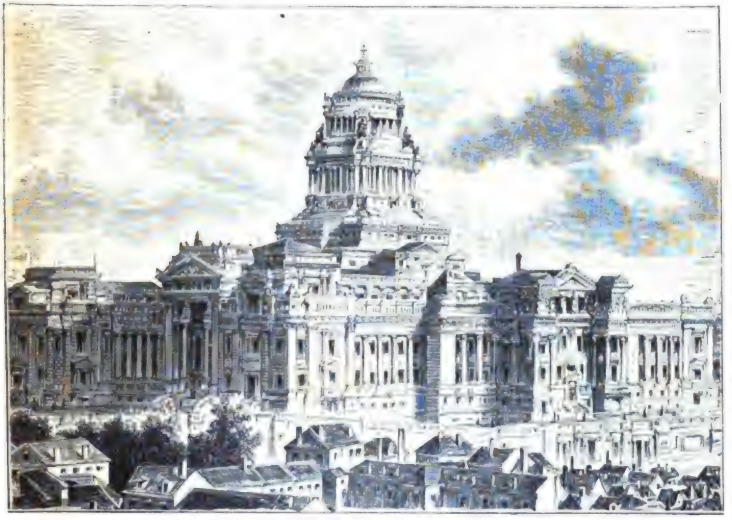
welche ſich an den Bergbau anſchließen, gibt es wohl kaum einen Zweig induſtrieller Tätigkeit, der in Belgien nicht vertreten wäre. Begünſtigt wird dieſe reiche Induſtrie und das darauf beruhende Maſchinenweſen durch den Reichtum an Steinkohlen, die faſt in ganz Belgien und teilweiſe in ungeheuren Maſſen vorhanden ſind, ſo daß trotz des enormen Verbrauches im Lande ſelbſt noch für viele Millionen Frank ausgeführt werden können. Zahllos ſind die Werke, welche ſich der Eiſeninduſtrie gewidmet haben, vom einfachen Nagel, der zu Millionen von Kilogramm in alle Länder verſandt wird, bis hinauf zu den vorzüglichſten Waffen, in deren Erzeugung beſonders Lüttich ja weltberühmt geworden iſt. In höchſter Blüte ſteht auch die Textilinduſtrie, obenan die Fabrikation

Hanſahaus in Antwerpen.

von Garn und Leinen. Eine Spezialität Belgiens iſt die Erzeugung von Spitzen, mit deren Klöppeln weit über hunderttauſend Frauen beſchäftigt ſind; die Brüſſeler und Valenciennes-Spitzen gehören ja bekanntlich zu den geſuchteſten und teuerſten Artikeln des weiblichen Schmuckes.

Der belgiſche Handel, der ſchon im Mittelalter einen lebhaften Verkehr zwiſchen Belgien und Italien herbeigeführt und in Brügge ſeinen Hauptſitz hatte, gewann noch größere Bedeutung durch die Entdeckung Amerikas, infolge deren ſich ſehr bald Antwerpen zum Mittelpunkte erhob, zu dem, trotz ſeiner Lage ziemlich weit innerhalb des Landes, die Schelde als bequemer Zugang auch für die größten Schiffe ſich ergab. Durch die empörende ſpaniſche Herrſchaft wurde Belgiens Handel ſo gut wie vollſtändig vernichtet und ruhte mehr oder weniger bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Für Belgien erwies ſich die kurze Invaſion der Franzoſen, die ſonſt vielfach als

Schreckensherrschaft gefühlt wurde, als ein Segen, denn nachdem Napoleon den Hafen von Antwerpen großartig hatte wieder herstellen lassen, wurde diese Stadt zum zweitenmal der Mittelpunkt des sich nun rasch und lebhaft wieder entwickelnden belgischen Handels und ist es fortan auch geblieben. Die großartigen Hafenbassins, wo die Verladung der Waren aus den Schiffen unmittelbar in die Eisenbahnwaggons durch fast geräuschlos arbeitende Dampfkrähne vor sich geht, sind von mächtigen Lagerhäusern umgeben, unter denen das schon aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Hansahaus besonders hervorragt, das seinen Namen daher führt, weil es ehemals den Hansastädten



Justizpalast in Brüssel.

Hamburg, Bremen und Lübeck gehörte. Viele Tausende von Schiffen laufen jährlich in Antwerpen ein und aus, nichtsdestoweniger ist Belgien doch kein eigentlicher Seestaat, denn der Handel wird zumeist auf Schiffen unter fremder Flagge betrieben, und die Zahl der belgischen Fahrzeuge steht in keinem Verhältnisse zu der Ausdehnung des belgischen Handels.

Die Bevölkerung Belgiens besteht, abgesehen von den vielen Franzosen, Engländern und Deutschen, die im Lande wohnen, zur einen Hälfte aus dem germanischen Stamme der Vlämen oder Flamänder, zur andern aus dem romanischen Stamme der Wallonen. Beide reden ihre eigene Sprache, viele sogar nur diese. Die Vlämen, ein ruhiger, durchweg gebildeter Volksstamm, sitzen im Niederlande, im Gebiet der Schelde, und sind die Träger

Digitized by Google

von Ackerbau und Viehzucht. Der Flamänder erinnert schon durch sein Aeußeres an die germanische Herkunft. Er ist groß, mit hellem Haar und blauen Augen, schweigsam, zurückhaltend, bedächtig, die vlämische Sprache ein Mittelding zwischen holländisch und plattdeutsch. Die Wallonen bewohnen das Bergland, das Gebiet der Maas. Sie sind dunkelhaarig und dunkeläugig, ein rühriger, heiterer Menschenschlag, äußerst lebhaft wie ihre französischen Nachbarn, von denen ja auch ihre Sprache entlehnt ist, die nur als ein Dialekt der französischen angesehen werden kann. In den Händen der Wallonen befindet sich die blühende Industrie. Bezüglich der Landessprache muß aber bemerkt werden, daß in Belgien auch viel französisch gesprochen wird, wodurch sich auch wohl Belgiens vielfache Hinneigung zu Frankreich erklärt.

Das Königreich Belgien wird in neun Provinzen geteilt, davon sind die vier nördlichen die flämischen: Limburg, Antwerpen, Ost- und Westflandern, die vier südlichen die wallonischen: Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg, letzteres nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Großherzogtum. In der Mitte liegt die Provinz Brabant, und die Sprachgrenze der beiden Volksstämme geht auch mitten hindurch. In dieser Provinz liegt auch die Hauptstadt Brüssel, eine Stadt, die im Äußeren nicht ohne Erfolg Paris nacheifert und viele moderne Bauwerke aufzuweisen hat. Eins der hervorragendsten ist der Justizpalast, ein Monumentalbau im griechisch-römischen Stil, der 8 Höfe, 27 große Säle, eine riesige Wartehalle und 245 Zimmer enthält.

Angeführt muß endlich noch werden, daß in Brüssel auch die Centralregierung des afrikanischen Kongostaates ihren Sitz hat. Der Souverän dieses neutralen Tropenstaates, welcher nicht weniger als 2 250 000 qkm Ausdehnung hat und nach ungefährer Schätzung neben etwa 1000 Europäern 14 Millionen wilde Einwohner zählt, ist seit 1885 der König der Belgier, nach dessen Tode laut Testament Belgien in Besitz dieses überseeischen Staates treten wird.

5. Republik Frankreich.

Frankreich, Republik seit 1870, hat einen Umfang von 528 500 qkm mit 38 350 000 Einwohnern, wozu noch außereuropäische Besitzungen und Schutzstaaten in Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien kommen, die zusammen auf ungefähr 2 900 000 qkm mit 36 800 000 Bewohnern zu veranschlagen sind.

Frankreichs Höhengliederung ist ebenso reich wie mannigfaltig, denn mit seinem Südfuße steht es im alpinen Hochgebirge und wird im Innern von Mittelgebirgen, Bergplateaus und niedrigeren Berglandschaften durchzogen, denen sich ausgedehntes Tiefland anschließt und die von solchem unterbrochen werden. Von zwei Seiten wird Frankreich vom Meere bespült, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Süden vom Mittelländischen Meere. Der erstere bildet gegen Spanien den ausgedehnten Golf von Biscaya oder Biscaya und schneidet auch zwischen den vorspringenden Halbinseln der Normandie und

der Bretagne tief in das Land ein. Das Mittelländiſche Meer buchtet ſich mit dem weiten, runden Golf von Marſeille in Frankreichs Küſte ein. Außer einer Anzahl unbedeutender kleiner Inſeln an dieſen Küſten gehört im Mittelländiſchen Meere die große Felſeninſel Korſika zu Frankreich. Die Landgrenzen ſind im Norden und Oſten Belgien, das Deutſche Reich, die Schweiz und Italien, im Süden Spanien, von dem es durch den gewaltigen Querriegel der Pyrenäen geſchieden wird und zwar ſo, daß dieſe beiden Ländern angehören.

Place de la Concorde in Paris.

Dieſes unwegſame Hochgebirge, das nur im äußerſten Weſten und Oſten Fahrſtraßen aus einem Lande in das andere zugelaſſen hat, ſonſt nicht anders überſtiegen werden kann, als auf Saumpfaden, und trotz ſeiner Höhe an zuſammenhängenden Schneefeldern und Gletſchern arm iſt, gipfelt auf der franzöſiſchen Seite in dem Pik du Midi bis zu 2885 m Höhe. Im Südoſten ragen die See- und Weſtalpen, die wir ſchon kennen gelernt haben, ebenfalls in Frankreich hinein; ihre höchſte Erhebung, die gewaltige Gruppe des Montblanc, 4810 m, liegt völlig auf franzöſiſchem Boden. Das breite Tal der Rhone trennt dieſe Alpenzüge von dem inneren franzöſiſchen Berglande, wie auch die Pyrenäen durch eine breite Einſenkung davon geſchieden ſind. Weiter nach Norden hinauf wird das Land durch den Jura von der Schweiz getrennt, der ebenfalls durch das breite Tal

Digitized by Google

der Saone von dem inneren Frankreich abgeschieden ist. Das Wasgaugebirge dagegen, welches im weiteren Verlaufe nach Norden die Scheidegrenze gegen das Deutsche Reich bildet, tritt durch das Plateau von Langres mit dem französischen Mittelgebirge in Verbindung, dem sich dann nach Süden die Kalkrücken des Cote d'Or und endlich die Sevennen bis zu der Einsenkung vor den Pyrenäen und deren Vorhügeln anschließen. Von den Sevennen dehnt sich nach Nordwesten das Hochland der Auvergne aus, das im Mont Dore noch bis zu 1900 m ansteigt. Außer diesen mehr oder weniger zusammenhängenden Mittelgebirgen finden sich, entfernt davon, nur noch am Atlantischen Ozean die Bergländer der Bretagne und Normandie. Alles übrige Frankreich ist teils welliges Hügelland, teils Tiefland.

Die großen französischen Flüsse folgen, mit Ausnahme der Rhone, sämtlich der allgemeinen Richtung der Flüsse Mitteleuropas von Südosten nach Nordwesten und gehen in den Atlantischen Ozean, an dessen Küste sie breite, meerbusenartige Mündungen bilden. Letzteres ist nur bei dem südlichsten, der von den Pyrenäen kommenden Adour nicht der Fall, die übrigens auch kaum über die Natur eines Küstenflusses hinausgeht. Gleichfalls auf den Pyrenäen entspringt die Garonne, welche mit zahllosen Zuflüssen von beiden Seiten ein außerordentlich verzweigtes Flußsystem bildet, unterhalb Bordeaux sich mit der gleichfalls bedeutenden und viele Zuflüsse aufnehmenden Dordogne vereinigt und nun unter dem Namen Gironde ihre golfartige Mündung bildet. Die Loire, ebenfalls ein sehr wasserreiches Flußnetz darstellend, kommt von den Sevennen, biegt nach einem weiten Laufe mit einem großen Bogen nach Westen um und mündet unterhalb Nantes. Die Seine, an welcher die Hauptstadt Paris liegt, hat ihre Quellen auf den Höhen der alten Landschaft Bourgogne (Burgund) und sammelt die Mehrzahl der Gewässer des nördlichen Frankreichs; an der äußersten Nordecke ihrer breiten Mündung liegt der große Hafen von Havre. Von den vielen kleineren französischen Küstenflüssen der Nordsee nennen wir nur die Somme. Die Gewässer Ostfrankreichs fließen zum Teil durch die Maas, in Frankreich Meuse genannt, nach Norden durch Belgien ab, zum Teil nach Süden zur Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt, und von dieser werden sie dann dem Mittelländischen Meere zugeführt.

Die für die Schiffahrt nicht ungefährliche Mündung der Rhone wird durch den Kanal von Arles beseitigt. Von den übrigen zahlreichen Kanälen nennen wir hier nur den Kanal du Midi, welcher von Toulouse aus die Garonne und durch diese also den Atlantischen Ozean mit dem Mittelländischen Meere verbindet; ferner den Rhone-Rheinkanal, welcher diese beiden Ströme durch die Nebenflüsse Doubs und Ill und damit das Mittelländische Meer mit der Nordsee in Verbindung setzt. Der Kanal du Midi ist eins der größten Werke dieser Art. Er wurde unter Ludwig dem Vierzehnten erbaut und brauchte zu seiner Fertigstellung vierzehn Jahre. Er hat 62 Schleusen, wird von 72 Brücken überspannt und durch besondere Wasserleitungen über 55 Flüsse hinweg geführt.

Unter den Bewohnern Frankreichs dürften höchstens vier Millionen fremde Elemente gerechnet werden können: Blämen und Wallonen im Norden, Kelten in der Bretagne,

Italiener im äußerſten Südoſten und auf der Inſel Korſika, Spanier und Basken in den Pyrenäen, wo auch noch eine kleine Zahl ſogenannter Cajots ſich erhalten hat, die ein Überreſt des von dem Beginn der Völkerwanderung her bekannten Volkes der Alanen ſein ſollen. In allem übrigen beſteht die Bevölkerung der Republik aus Franzoſen, die ſich in Süd- und Nordfranzoſen unterſcheiden laſſen. Der Südfranzoſe iſt klein, dunkel, äußerſt lebhaft und zeigt heute noch alle die Eigenſchaften, welche an den alten Galliern hervorgehoben werden, während der Nordfranzoſe ſich im Laufe der Jahrhunderte vielfach mit germaniſchen Elementen vermiſcht hat, daher er auch größer, heller und bei weitem ruhiger erſcheint.

Trachten, Sitten und Gebräuche ſind in dem weit ausgedehnten Lande, das ſich nach und nach aus vielen kleinen Reichen zuſammengeſetzt hat, natürlich ſehr verſchieden. Am eigenartigſten haben ſie ſich in den alten Landſchaften erhalten, wie z. B. in der Normandie und Bretagne, und ſelbſt in den verſchiedenen Tälern dieſer Bergländer ſind ſie noch ſehr voneinander abweichend. Der bretagneſche Bauer trägt meiſt runden Hut, weite Jacke mit blanken Knöpfen, weite Kniehoſen, die durch einen breiten Gürtel gehalten werden und Gamaſchen; die Frau trägt offene Jacke mit blendend weißem Buſentuch, geſtreiften Rock mit buntem oder goldtreſſigem Beſatz und ein ſpitzenbeſetztes Kopftuch; plumpe Holzſchuhe ſind die gewöhnliche Fußbekleidung.

Trachten aus der Bretagne.

Der Bergbau Frankreichs beſchränkt ſich im weſentlichen auf die Gewinnung des Eiſens, infolgedeſſen iſt auch die Eiſeninduſtrie unter allen Induſtriezweigen am bedeutendſten. Andere Metalle kommen wenig in Betracht. Daneben hat aber das Land ſehr ergiebige Steinbrüche aller Art. Der Ackerbau dagegen ſteht in allen ſeinen Zweigen auf der höchſten Stufe und liefert je nach der Gegend ſeine Produkte im Überfluß, ſo daß nur entſchiedene Mißjahre zur Einfuhr nötigen. Allen Produkten voran ſteht der Wein, deſſen Ertrag auf jährlich anderthalb Milliarden Franken geſchätzt wird, wovon allein über 300 Millionen auf den Vertrieb ins Ausland zu rechnen ſind, denn auf allen Weinkarten der ganzen Welt ſtehen die franzöſiſchen Weine meiſt in allererſter Reihe. Kein Land der Erde kann ſich in dieſer Hinſicht mit Frankreich meſſen, das Land iſt ja für den Weinbau auch ſo außerordentlich günſtig, daß unter den 87 Departements, in welche es geteilt wird, nur die drei nördlichen ohne allen Weinbau ſind. Der Ruhm Frankreichs in Betreff ſeiner Weine hat aber auch ſeinen Grund in der geſchickten Behandlung des Produktes, worin die Franzoſen Meiſter ſind. Die wichtigſten Weinbezirke

sind Medoc, Burgund und die Champagne, der reichste ist Hérault, denn hier ist fast der sechste Teil des Departements dem Weinbau gewidmet, der nicht nur an den Berggeländen, sondern auch in der flachen Ebene mit bestem Erfolge betrieben wird. Der Hauptplatz für die Ausfuhr der französischen Weine ist Bordeaux.

Im Süden Frankreichs ist neben dem Wein auch noch der Olivenbau von großer Wichtigkeit, der das Baum- und Speiseöl liefert, dessen beste Sorte Provenceröl heißt. Nicht minder wird wegen des starken Seidenbaus in diesen Provinzen die Kultur des Maulbeerbaumes gepflegt, dessen Blätter als Nahrung für die Seidenraupen dienen, wie auch der Pflege der Südfrüchte hier große Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Schäfer in den Landes.

Gegen die sorgfältige Bebauung des Bodens tritt die Viehzucht in Frankreich erheblich zurück. Die meiste Sorgfalt wird noch der Schafzucht gewidmet, die im Südwesten, in den Landes, mit einer eigenartigen Erscheinung des Volkslebens verknüpft ist. Diese öden, vielfach von Sümpfen unterbrochenen Heidestrecken gewähren Hunderttausenden von Schafen Unterhalt, und die Schäfer in diesen Landes sind infolge des sumpfigen und gestrüppreichen Bodens geübte Stelzenläufer, die es mit einem trabenden Pferde an Schnelligkeit aufnehmen. Die Stelzen sind bis zwei Meter hoch; beim Ausruhen bedienen sich die Schäfer eines langen Pfahles, der, mit den Stelzen eine Art Dreifuß bildend, dann einen Sessel abgiebt, auf dem sie sitzend auch ihr Mahl verzehren oder Strümpfe stricken. Neben den Schafen wird auf die Zucht von Rindern, Pferden, Ziegen und Schweinen weniger Gewicht gelegt. Einen Hauptzweig der Viehzucht aber bildet die Geflügelzucht, sowohl Hühner wie Gänse und Enten; auch die Bienenzucht ist in Frankreich stark vertreten.

Die Industrie der Republik steht auf hoher Stufe, obenan die Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Seidenindustrie und die Spitzenklöppelei; Lyon ist ja weltberühmt wegen seiner Seidenwaren. Daneben werden auch die Tonwaren- und Glasindustrie, der Maschinenbau, die Uhrenfabrikation usw. mit größtem Erfolge ausgeübt. Da die mühsame Ausbeute der Rohstoffe sowohl Kraft wie Geduld und Ausdauer erfordert, Eigenschaften, die dem Franzosen nicht in hervorragendem Grade eigen sind, so leistet sein Gewerbefleiß, seine Geschicklichkeit, seine Erfindungsgabe und sein Geschmack um so mehr auf den Feldern der kunstmäßigen Verarbeitung der Stoffe. Daher steht in Frankreich das Kunstgewerbe in besonders hoher Blüte, und die sogenannten Pariser Artikel werden

massenhaft über die ganze Erde verbreitet. — Die außerordentlich günstige Lage Frankreichs an zwei Meeren, deren Küsten eine große Anzahl guter Häfen haben, wie Dünkirchen, Boulogne, Havre, Cherbourg, St. Malo, Brest u. a. am Atlantischen Ozean, Marseille und Toulon am Mittelländischen Meere, hat in Verbindung mit den durchweg schiffbaren großen Flüssen und dem ebenso ausgebreiteten wie vorzüglichen Kanalsystem auch den Handel Frankreichs auf eine hohe Stufe erhoben. Dazu kommt, daß auch der Landverkehr des Handels, sowohl von England nach dem Mittelmeere, als auch von dem übrigen Europa nach Spanien ausschließlich auf französische Straßen angewiesen ist. —

Frankreich wurde früher in siebzehn Provinzen geteilt, zu denen später noch die Insel Korsika hinzukam. Gegenwärtig zählt man 87 Departements, neben denen jedoch auch die Namen der alten Landschaften beibehalten worden sind, so daß man Picardie, Champagne, Dauphiné, Provence, Gascogne, Bretagne, Normandie, Franche-comté noch häufig nennen hört. Die Verwaltung des Departements wird von der Präfektur besorgt, an deren Spitze steht der Präfekt, in dessen Händen die vollziehende Gewalt ruht. Für die Verwaltung des Staates sind neun Minister verantwortlich: der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen, des Heer- und Kriegswesens, der Marine und der Kolonien, des öffentlichen Unterrichts und der Künste, der öffentlichen Arbeiten, des Ackerbaus und Handels. Die gesetzgebende Gewalt aber wird von zwei Versammlungen geübt, dem Senat mit 300 und der Abgeordnetenkammer mit 738 Mitgliedern. Beide zusammen wählen das Staatsoberhaupt, den Präsidenten, der für die Dauer von sieben Jahren ernannt wird und wiedergewählt werden kann. Er hat die von den beiden Körperschaften beschlossenen Gesetze zu veröffentlichen und für ihre Ausführung Sorge zu tragen, besetzt alle Ämter, disponiert über das Heer, kann sogar, aber nur im Einverständnis mit dem Senat, die Abgeordnetenkammer noch vor Ablauf ihrer Mandate auflösen und ist dem Senat nur für den Fall eines Hochverrats verantwortlich.

Oftmals hat Frankreich seine Form gewechselt. Hervorgegangen aus dem Frankenreiche Karls des Großen war es bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution von 1789 ein Königtum, in welchem nacheinander die Häuser der Karolinger, Capetinger, Valois und Bourbon auf dem Thron saßen. Die Revolution gestaltete das Land um zur ersten Republik, aus welcher das erste Kaiserreich unter Napoleon hervorging. Nach dessen Sturz 1815 erhob die sogenannte Restauration wieder die Bourbonen auf den Thron, welche 1830 wieder durch eine Revolution dem Hause Orleans Platz machen mußten. Diese wurden 1848 durch die dritte Revolution vertrieben, und es entstand die zweite Republik, welche von dem Präsidenten Napoleon nach dem Muster seines großen Oheims in das zweite Kaiserreich verwandelt wurde, welches endlich 1870 durch den deutsch-französischen Krieg ein schmähliches Ende nahm. Seit dieser Zeit ist Frankreich nun zum vierten Mal Republik geworden, und wie es scheint, hat es sich ganz damit ausgesöhnt.

Die Hauptstadt des Landes ist Paris an der Seine, mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern nicht nur eine der volkreichsten Städte Europas, sondern vor allen Dingen

das Herz von Frankreich, die Hauptpulsader alles französischen Lebens, der Mittelpunkt der Industrie und erste Handelsstadt des Landes, dazu der vornehmste Geldmarkt des europäischen Festlandes, und, was auch nicht zu unterschätzen ist, die Tonangeberin auf allen Gebieten des Luxus und der Mode. —

Im Mittelländischen Meere, nördlich über der Insel Sardinien und von dieser nur durch die Straße von San Bonifacio getrennt, liegt die Insel **Korsika**. Sie ist von dem nächsten italienischen Hafen nur 84, von dem nächsten französischen über 100 km weiter entfernt und gehörte daher naturgemäßer auch zu Italien (Genua), ist aber seit 1768 Frankreich einverleibt und gegenwärtig ein eigenes Departement der Republik. Die Insel ist eine gewaltige Granitmasse, die bis 2700 m aufsteigt und trotz der südlichen Lage doch einen großen Teil des Jahres schneebedeckte Höhen zeigt. Die nackten Felsen lassen nur in der Nähe des Meeres Platz für südliche Vegetation und Bebauung des Bodens, der sehr fruchtbar ist. Für die Viehzucht hat nur das Schaf Bedeutung. Die Korsen sind ein kühner, tapferer, aber auch sehr leidenschaftlicher und äußerst rachsüchtiger Menschenschlag von italienischer Abstammung, unter dem der entsetzliche Gebrauch der Blutrache trotz aller Maßregeln dagegen noch heute nicht völlig erloschen ist. In Korsikas Hauptstadt Ajaccio an der Westküste der Insel wurde 1769 Napoleon der Erste geboren.

Fürstentum Monaco.

Monaco, 21 qkm mit 13 300 Einwohnern, am westlichen Gestade des Golfes von Genua gelegen, und von dem französischen Departement der Seealpen umschlossen, ist zwar eine absolute erbliche Monarchie, steht aber unter der Oberhoheit Frankreichs. Das ganze Fürstentum besteht nur aus der, auf einer in das Meer vorspringenden Felsenterrasse herrlich gelegenen alten Stadt Monaco und deren Gebiet, in welchem sich die ganze Fülle südlicher Vegetation entwickelt. Die Stadt hat ein prachtvolles Schloß und einen herrlichen Park. Das neue Monaco, zwischen dem Monacofelsen und dem Steilabfall des Festlandes sich ausbreitend, wird als klimatischer Kurort viel besucht. Leider entwickelt die zwei Kilometer nordöstlich von Monaco gelegene Spielhölle von Monte Carlo auf so manchen eine noch größere Anziehungskraft, ein trüber Schatten auf diesem wunderbar gesegneten Fleckchen Erde, der unter dem Namen der Riviera allbekannt ist.

Südeuropa.

1. Die Pyrenäen-Halbinsel.

Die westlichste der südeuropäischen Halbinseln umfaßt zwar zwei Königreiche, Spanien und Portugal, doch das letztere ist seiner Natur nach nichts anderes, als ein 110 bis 200 km breiter und 580 km langer Streifen an der Westküste der Halbinsel, denn seine Gebirge sind nur die westlichen Ausläufer der Gebirge Spaniens, seine Flüsse, außer einigen unbedeutenden Küstenflüssen, nur die Mündungsstrecken der spanischen Ströme.

Begrenzt wird die Halbinsel im Norden von Frankreich, von dem es durch das Hochgebirge der Pyrenäen, Mont Perdu 3352 und Maladetta 3400 m, geschieden wird. Die weitere Nordgrenze bildet dann der Golf von Biscaya. Die Westgrenze ist der Atlantische Ozean; die Süd- und Ostgrenze bildet das Mittelländische Meer, welches mit dem Ozean durch die Straße von Gibraltar in Verbindung steht. Hier erreicht das Land und Europa überhaupt in der Punta Marroqui seine südlichste Spitze, und es ist an der schmalsten Stelle der Meerenge von Afrika nur noch 13 km entfernt. Hier haben es auch die Engländer verstanden, die Felsenfestung Gibraltar in ihre Hände zu bekommen, von wo aus sie nötigenfalls den Eingang ins Mittelländische Meer versperren können.

Die Halbinsel stellt ein Hochland dar, welches meist von höheren Randgebirgen eingefaßt wird. Im Norden streicht als Fortsetzung der Pyrenäen das Kantabrische Gebirge am Golf von Biscaya hin und endet am Atlantischen Ozean im Kap Finisterre, dem am weitesten vorgeschobenen Punkte der nördlichen Westküste. Im Süden bildet den Rand die Sierra Nevada, die aus dem südlichen Andalusien unter den verschiedensten Namen durch die Landschaften Granada, Valencia und Aragonien, immer der Küste des Mittelländischen Meeres folgend, ihre Fortsetzung findet, deren letzte sich endlich, nur unterbrochen durch die Ebene des Ebro, an den Ostfuß der Pyrenäen anschließt. Das Kantabrische Gebirge steigt im Prieta 2530 und im Ubinna 2300 m empor, die Sierra Nevada erhebt sich bis 1950 m und auch das östliche Randgebirge in Valencia noch 2000 m. Die Hochfläche, welche das ganze Innere der Halbinsel ausfüllt, wird durch das Kastilianische Scheidegebirge in eine nördliche und südliche Hälfte zerlegt, von denen die nördliche sich bis zum Kantabrischen Randgebirge ausdehnt, die südliche aber wieder von dem Andalusischen Scheidegebirge eingefaßt wird, das mit seinen letzten Ausläufern in Portugal in dem Kap St. Vincent endet, und dessen Hauptteil die Sierra Morena heißt. Zwischen dieser und der Sierra Nevada breitet sich die zweite große Ebene der Halbinsel, das Andalusische Tiefland aus.

Da die Halbinsel also durchaus gebirgig ist, so kann es nicht verwundern, daß wir nur die genannten beiden großen Tiefebenen finden. Im Nordosten dehnt sich das vom Ebro durchströmte Aragonische Tiefland hin, das sich von dem Kantabrischen Randgebirge aus, wo der Ebro seinen Ursprung hat, nach dem Mittelländischen Meere dreieckig verbreitert. Sie wird im Norden von den Pyrenäen, im Süden von dem Iberischen Scheidegebirge eingefaßt, welch letzteres als Fortsetzung des Kantabrischen Gebirges nach Südosten streicht. Im Südwesten der Halbinsel befindet sich, wie erwähnt, die vom Guadalquivir bewässerte Andalusische Tiefebene, welche sich nach dem Atlantischen Ozean öffnet. Im übrigen ist das Tiefland der Pyrenäen-Halbinsel auf schmale Ränder am Meere beschränkt. Ausgezeichnet aber ist die Andalusische Ebene durch ihren schon völlig südlichen Pflanzenwuchs, denn es gedeihen hier außer Reis, Feigen, Mandeln, Orangen- und Oelbäumen sogar Zuckerrohr, Baumwolle, Zwerg- und Dattelpalmen.

Die Flüsse der Pyrenäen-Halbinsel ergießen sich teils nach Westen in den Atlantischen Ozean, teils nach Osten in das Mittelländische Meer. Von den ersteren sind die bedeutendsten der Minho, welcher in seinem unteren Laufe einen Teil der Nordgrenze von Portugal bildet; der Duero, dessen Mündungsteil in Portugal Douro genannt wird; der Tajo, der in Portugal Tejo heißt; der Guadiana und der Guadalquivir; die beiden letzteren biegen nach langem westlichen Laufe nach Süden um. In entgegengesetzter Richtung strömen die Flüsse des Mittelländischen Meeres. Der bedeutendste ist der schon mehrfach genannte Ebro, welcher südöstliche Richtung hat, während der zweitgrößte, der Segura, ganz von Westen nach Osten fließt. Die geringeren Küstenflüsse sind außerordentlich zahlreich. Wir nennen hier nur, von Süden nach Norden geordnet, im Gebiet des Mittelländischen Meeres den Guadalhorce, Almeria, Almanzora, Vindalago, Jucar, Guadalaviar, Llobregat und Ter; in den Biscayischen Golf gehen nach Norden außer vielen andern der Nalon, Narce, Navia, in den Atlantischen Ozean der Lambre und Ulla.

1. Das Königreich Spanien.

Das Königreich Spanien, 496 000 qkm mit 17 Millionen Einwohnern, nimmt mehr als vier Fünftel der ganzen Pyrenäischen Halbinsel ein und ist eines der wenigen Länder Europas, die, wenigstens an den Küsten, schon im Altertume verhältnismäßig recht gut bekannt waren.

Schon zwölf Jahrhunderte vor Christi Geburt taucht die Pyrenäen-Halbinsel aus dem Nebel der grauen Vorzeit auf und zwar als das Land, aus welchem die Phöniker von den Urbewohnern, den Iberern, nach denen die Halbinsel auch die Iberische genannt wurde, große Schätze an Silber eintauschten. An der Küste Iberiens und zwar schon jenseits der Straße von Gibraltar, im Altertum die Säulen des Herkules geheißen, legten sie auch eine ihrer ältesten Niederlassungen an: Gades, das heutige Cadiz. Ihnen folgten die Griechen nach, dann kamen die Karthager, welche die Süd- und Ostküste besiedelten,

woran noch der Name der Stadt Cartagena erinnert. Der Fall Karthagos brachte auch die Iberischen Ansiedlungen in die Hände der Römer, die nun nach langen Kämpfen die ganze Halbinsel unterwarfen und als Iberische Provinz ihrem Weltreiche einverleibten.

Schon sehr früh fand hier auch das Christentum Eingang, und es wurde unter Kaiser Konstantin herrschende Religion. In den ersten Stadien der Völkerwanderung brachen die Alanen, Vandalen und Sueven auch in die Pyrenäen-Halbinsel ein, denen bald die Westgoten folgten, welche jene zum Teil nach Afrika hinüber drängten, zum Teil unterwarfen und ein eigenes Westgotisches Reich gründeten. Dies bestand bis zu Anfang des achten Jahrhunderts, da drangen (711) die Araber von Afrika herüber, machten wieder dem Westgotenreiche ein Ende und eroberten nahezu die ganze Halbinsel wie im Fluge. Die Reste der Christen fanden in den nördlichen Gebirgen eine sichere Zuflucht.

Damit trat die Pyrenäen-Halbinsel in eine neue Phase, in die maurische, denn nach einem nordafrikanischen Stamme wurden die Araber hier allgemein Mauren genannt. Trotz der Stürme, welche auch dies neue Maurenreich unausgesetzt durchtobten, so daß es wiederholt in kleine Reiche zerfiel und immer auch wieder vereinigt wurde, blühte das Land unter der Herrschaft der Fremden in eigenartiger Weise auf. Arabische Kunst und Wissenschaft fanden hier einen Mittelpunkt, und zahlreiche maurische Bauwerke von fremdartiger Pracht bezeugen noch heute im südlichen Spanien auf Schritt und Tritt den Einfluß der maurischen Herrschaft. Als das herrlichste Denkmal arabischer Baukunst gilt die Alhambra in Granada, die ehemalige maurische Königsburg, die außer dem glänzenden Hofe noch zehntausend Mann Leibwache beherbergen konnte. Ein gewaltiger Komplex von Sälen, Hallen und Höfen, wie kein zweiter gefunden wird. Am berühmtesten ist der Löwenhof, sogenannt von dem Brunnen, der von zwölf Löwen getragen wird und aus zwei übereinander stehenden Schalen von schwarzem Marmor besteht, zu dem die weißen Pfeiler, welche die den Hof umgebenden Arkaden mit durchbrochenem Gitterwerk tragen, den wundervollsten Gegensatz bilden. Man glaubt sich in ein Märchen von tausend und einer Nacht versetzt. Es ist alles dahin, Totenstille herrscht im Löwenhof, und Gras sprießt auf seinem Fußboden empor.

Vor dem Ansturm der fanatischen Mauren, welche die ganze Welt zum Islam bekehren wollten, hatte sich, wie schon erwähnt, der Rest der christlichen Bewohner in die vielfach unzugänglichen nördlichen Gebirge zurückgezogen, und von hier aus geschah denn auch die allmähliche Zurückeroberung des Landes. Es bildete sich hier im Norden nach und nach eine Anzahl kleiner Reiche, wie Galicien, Leon, Asturien, Navarra, Kastilien, Aragonien, die immer mehr an Umfang gewannen und die Mauren immer weiter nach Süden zurückdrängten. Zwar gab es auch unter ihnen viel Hader, aber gegen den gemeinsamen Feind waren sie stets einig. Unablässige Kämpfe zogen sich durch Jahrhunderte, bald hatten die einen, bald die andern die Oberhand, aber die Araber verloren schließlich ein Gebiet nach dem andern. Dennoch dauerte es bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, ehe ihre Niederlage für immer entschieden war. Königin Johanna von Kastilien vermählte sich mit König Ferdinand von Aragonien, dadurch wurden die

beiden größten Reiche der Halbinsel unauflöslich vereinigt und so entstand das Königreich Spanien. Nun ging es mit ganzer Macht gegen die Mauren und 1492 fiel Granada, ihr letztes festes Bollwerk.

Achthundert Jahre hatte die Herrschaft der Mauren gewährt und das südliche Spanien eine hohe Blüte erreicht, mit ihrem Fall ging es aber auch damit in rascher Folge rückwärts. Zwar wurde in demselben Jahre 1492 Amerika entdeckt, es wurden jenseits des Ozeans für Spanien unermeßliche Reiche gewonnen, so daß einer seiner

Löwenhof der Alhambra.

Könige mit Recht sagen konnte: In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter; ungeheure Schätze flossen nach Spanien, aber sie brachten dem Lande keinen Segen. Wohl wurde es das mächtigste Reich Europas, ja der Welt, mit dem kein anderes in die Schranken treten konnte. So rasch und glänzend es emporgekommen war, so rasch ging es auch wieder abwärts, und nach dreihundert Jahren schon war von dem Glanze nichts weiter mehr übrig, als die Erinnerung an eine große Zeit. Das Land der schönsten, der erhabensten Erinnerungen, das Land, welches den Römern eine der geschätztesten Provinzen war, welches als Sitz der Araber zu einer Schule der Kunst und des Wissens wurde, von welchem Mathematik, Astronomie und Medizin sich über den ganzen lernfähigen

Norden verbreiteten — es ist verarmt und ausgedörrt. Die prachtvollen Städte sind verfallen, die Wunderwerke der maurischen Baukunst in Toledo, Cordoba, Sevilla, Malaga, Granada u. a. liegen in Trümmern, Wissenschaft und Kunst sind aus dem Lande geflohen. Das Land, in dessen Grenzen einst die Sonne nicht unterging, liegt machtlos danieder, und es würde niemand wundern, wenn sich dasselbe Beispiel wiederholte, welches die Mauren vor mehr als tausend Jahren gegeben, wenn nämlich kriegerische Völker über die Meerenge von Gibraltar setzten und sich das verlorene Spanien wieder eroberten, wie denn die Sage geht, daß die vertriebenen Mauren die Schlüssel ihrer Häuser mitgenommen und dieselben von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, um ihre Nachkommen daran zu erinnern, daß sie auf der meerumspülten Pyrenäischen Halbinsel ihre eigentliche Heimat haben.

Andalusierin und Segovianerin.

An diesem Lande kann man recht deutlich sehen, daß der Besitz von Gold nicht reich macht. Alle edlen Metalle von Mexiko und Südamerika sind jahrhundertelang nach Spanien geströmt, und jede neue Sendung von Gold und Silber machte das Land ärmer, als es vorher war, denn sie machten die Bevölkerung träge und arbeitsscheu. Jede der berühmten Städte Spaniens hatte einen Gewerbszweig, welcher dort vorzüglich und in größter Vollkommenheit betrieben wurde. Mit der Fülle des Goldes, die nach Spanien kam, sank die Lust an der Arbeit, die Fabrikanten verloren ihre Gehilfen, das Fabrikat verlor seinen Wert, und das mit leichter Mühe gewonnene Gold floß für alle Bedürfnisse des Lebens ins Ausland und verweilte nicht lange auf dem Boden Spaniens. Frankreich, Holland und England gewannen dasselbe, sie wurden mit dem Golde Spaniens überschüttet, und sie gewannen es durch ihre Arbeit. Nicht lange, so erstarkten sie, und das ehemals so mächtige Spanien wurde von allen andern Nationen überflügelt, und als sich endlich eins der überseeischen Länder nach dem andern von der spanischen Mißwirtschaft frei machte und die Ketten, die das Mutterland darum geworfen, abwarf, da war es mit Spaniens Größe ein für allemal vorbei. Es besitzt heute nur noch einige kleine Kolonien in den überseeischen Erdteilen, und auch diese sind von keiner besonderen Bedeutung.

Die jetzigen Bewohner Spaniens sind ein Mischvolk, hervorgegangen aus den verschiedenen Völkerschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte das Land inne hatten. Dazu kommen nur noch in den Pyrenäen die Basken, die ein Rest der Urbevölkerung sein sollen, sowie einige Reste der alten Goten. Auffallend ist, daß in Spanien die Zigeuner sehr stark vertreten sind und nicht nur als umherziehende Nomaden, sondern

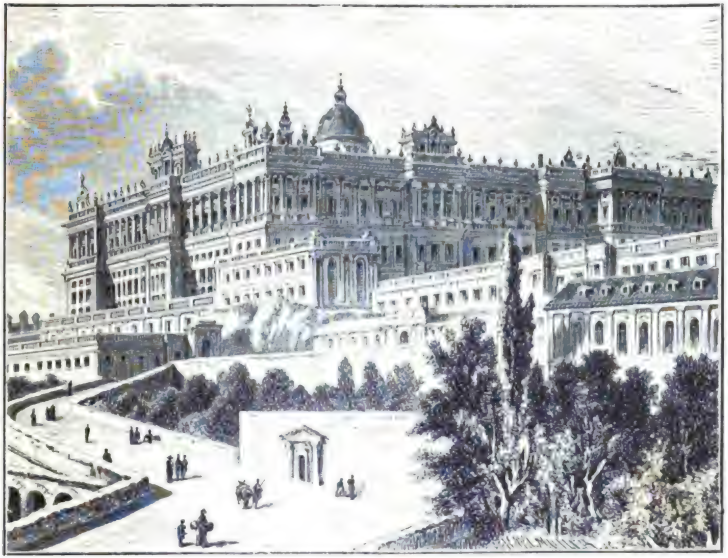
auch als seßhaftes Volk. Die Spanier sind ein körperlich wohlgebildeter Volksstamm, nicht groß, mit schwarzem Haar und feurigen Augen, leidenschaftlich, reizbar und rachsüchtig, voll unbegrenztem Nationalstolz, der sie vielfach auch die Arbeit verachten läßt. Die Tracht wechselt je nach den einzelnen Provinzen; als Nationaltracht kann bei den Männern der kurze spanische Mantel, bei den Frauen die Mantilla gelten, die, am Kamm befestigt, der Spanierin in allen Landschaften, der Andalusierin wie der Castillianerin, ein unentbehrliches Mittel zur Entwickelung der weitgehendsten Koketterie ist, unterstützt von dem virtuosesten Spiel des Fächers. Gitarre, Tambourin und Kastagnetten sind die Nationalinstrumente, Tanz und Stiergefechte die Hauptvergnügungen, in deren Genuß der Spanier in allen Ständen der Bevölkerung sich gar nicht genug tun kann.

Die Nahrungsquellen der Bewohner könnten sehr reich sein, wenn Bergbau und Ackerbau in gehöriger Weise betrieben würden. So ist Spanien ohne Frage sehr reich an Kohlen, deren Lager indessen fast gar nicht ausgenutzt werden. Wohl hat die Regierung vor längerer Zeit Anstrengungen gemacht, für den Bergbau geregelte Zustände einzuführen und dem wilden Raubbau Schranken zu setzen, dadurch, daß sie den Betrieb selbst in die Hand nahm; aber die unglückseligen finanziellen Zustände des Reiches haben sie genötigt, alles wieder zu veräußern, und nur die Quecksilbergruben von Almaden, die reichsten der Welt, sowie einige Salzwerke sind noch Staatseigentum.

Ebenso könnten die Erträge der Landwirtschaft vervielfacht werden, wenn eine vernünftige Bewirtschaftung des Bodens stattfände. Dennoch liefert der äußerst fruchtbare, üppige Boden an Getreide aller Art, Mais, Hülsenfrüchten u. s. w. soviel, wie gebraucht wird, und das genügt dem trägen Spanier. Diese Indolenz hat auch den früher recht einträglichen Baumwollenbau auf ein Minimum beschränkt, auch die Kultur des Zuckerrohrs ist wenig ausgedehnt, obgleich dasselbe vorzüglich gedeiht, und Rüben, die in andern Ländern dem Rohrzucker so empfindliche Konkurrenz machen, kennt man in Spanien nur als Viehfutter. Bedeutender ist der Gewinn an Südfrüchten aller Art, sowie an echten Kastanien und Oliven; am bedeutendsten aber der Weinbau. Die feurigen spanischen Weine sind ja weltberühmt, und der Export von Malaga, Portwein, Xeres, Tarragona, Alicante und wie sie sonst noch heißen, ist ein sehr umfassender. Auch die Rosinen bilden einen nicht unwichtigen Handelsartikel. Ein Erzeugnis des Bodens aber hat der Spanier, das ihm gar keine Mühe macht, weil es wild wächst und des Anbaues nicht bedarf: das Espartogras, welches im Süden des Landes in der Ebene sowohl wie in der Hügelregion massenhaft zu finden ist und in neuerer Zeit für Seiler- und Flechtarbeiten aller Art mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist, so daß Hunderttausende von Zentnern davon ausgeführt werden, besonders nach England, wo es auch zur Papierfabrikation benutzt wird. Außerdem ist auch noch die in den Wäldern von Katalonien, Andalusien und Valencia wachsende Korkeiche von Wichtigkeit, deren Rinde den Kork liefert, der in Stöpseln und Platten gleichfalls massenhaft ins Ausland geht.

Nicht zu vergleichen mit dem so stark vernachlässigten Ackerbau ist die Viehzucht, welche in Spanien in fast allen ihren Zweigen auf hoher Stufe steht. Neben ausgezeichneten Pferden werden auch viele Esel und Maultiere, letztere als Reit- und Last-

tiere für die Gebirge unentbehrlich. Auch die Rinderzucht erfreut ſich trefflichſter Erfolge, und es iſt bemerkenswert, daß neben den zahmen Rindern auch wilde Stiere gehegt werden, um für die, wenn auch grauſamen, ſo doch allgemein beliebten Stiergefechte immer reichlich Material zur Hand zu haben. Die Schafzucht war früher weit umfangreicher, als gegenwärtig, und die ſpaniſchen Merinos bildeten einen der wichtigſten Zweige der Viehzucht; immerhin aber ſind Schafe auch heute noch ein Hauptreichtum der Viehzüchter, und das trockene Hochland iſt ja gerade für die vierbeinigen Wollträger der geeignetſte



Der Königspalaſt in Madrid.

Boden. Ziegen und Schweine gibt es überall, in der Gegend von Cadiz hat man ſogar nicht ohne Erfolg Verſuche mit der Zucht von Kamelen gemacht.

Bezüglich der Induſtrie ſtehen in Spanien Spinnerei und Weberei obenan, beſonders hat ſich die Baumwollinduſtrie in neuerer Zeit gehoben, die Seideninduſtrie dagegen iſt erheblich zurückgegangen. Im weiteren iſt die Erzeugung von Eiſen- und Metallwaren, Leder, Papier, ſowie die Bearbeitung der Korkrinde als hervorragend zu nennen. —

Eingeteilt wird Spanien gegenwärtig auch in Provinzen, doch ſind daneben im Volke die Namen der vierzehn alten Reiche und Landſchaften, aus denen das Königreich zuſammengeſetzt iſt, noch allgemein im Gebrauch. Dieſe Landſchaften ſind: Galicien, Aſturien,

Digitized by Google

das Baskenland, Navarra, Leon, Altkastilien, Neukastilien, Estremadura, Andalusien, Granada, Murcia, Valencia, Katalonien und Aragonien.

Die Hauptstadt des Königreiches ist Madrid am Manzanares, einem wilden Nebenflusse des Jarama, der dem Tajo zufließt. Auf der öden Hochebene von Neukastilien erbaut, gewährt die Stadt mit ihrer ganzen Umgebung nur wenig, was das Auge erfreuen könnte, tritt man aber hinein, so befindet man sich in einer der schönsten Städte Europas, die sehr regelmäßig gebaut ist und zahlreiche herrliche Bauwerke, wie schön gehaltene Plätze aufzuweisen hat. Ein Monumentalbau allersten Ranges ist der Königspalast, welcher auf einem steil abfallenden Hügel am Manzanares steht, eines der größten Schlösser, die es überhaupt gibt, wenn nicht das größte. —

Außer den genannten Landschaften, früheren selbständigen Reichen, gehören zum Königreich Spanien auch die östlich von seiner Küste im Mittelländischen Meere sich erhebenden Inselgruppen der Balearen, die mit der benachbarten Gruppe der Pityusen früher ebenfalls ein eigenes Reich bildeten.

Die Balearen umfassen insgesamt einen Flächeninhalt von 4800 qkm mit 290000 Einwohnern. Es gehören dazu Mallorca, Menorca, Cabrera, Dragonera, Conejera und mehrere unbewohnte kleine Inseln. Sie bilden einen wichtigen Verteidigungspunkt für Spanien. Die Bewohner sind fleißige Ackerbauer und Viehzüchter, wie auch tüchtige Seeleute. Die beiden erstgenannten größeren Inseln sind sehr fruchtbar an Wein, Südfrüchten, Getreide und Faserpflanzen.

Die Pityusen, näher an der spanischen Küste liegend, umfassen 660 qkm mit 25000 Einwohnern und bestehen außer einigen unbewohnten Eilanden nur aus den beiden Inseln Ibiza und Formentera. Auch hier ist der Boden sehr fruchtbar, dennoch wird wenig Ackerbau getrieben, wie auch die herrlichen Wälder der Inseln fast unbenutzt liegen, denn die Bewohner der Pityusen sind fast ausschließlich Seeleute.

Überseeische Besitzungen hat Spanien in allen vier andern Erdteilen, aber sie sind, wie wir gesehen haben, der letzte, verschwindend kleine Rest der ungeheuren Ländergebiete, die Spanien jenseits des Ozeans einst sein eigen nannte.

2. Das Königreich Portugal.

Portugal, 89 372 qkm mit 4 310 000 Einwohnern, ist ein integrierender Teil der Pyrenäischen Halbinsel, denn es bildet nur einen 110—200 km breiten und 580 km langen Streifen an deren Westküste, und seine Natur stimmt in jeder Beziehung mit der des benachbarten Spaniens überein. Die Portugiesen rechnen auch noch die weit draußen im Atlantischen Ozean liegende Inselgruppe der Azoren, sowie die westafrikanische Madeiragruppe zum europäischen Königreich, das dann mit Einschluß beider 92 575 qkm mit 4 710 000 Einwohnern umfassen würde. Madeira, obwohl portugiesischer Besitz, wird geographisch aber doch wohl besser zu Afrika gezählt und wird auch dort seine Stelle finden.

Es ist für Portugal zu dem, was oben über die Pyrenäen-Halbinsel im allgemeinen gesagt wurde, wenig mehr hinzu zu fügen. Die Ausläufer der spanischen Gebirge erheben sich hier nur noch bis wenig über 1400 m Höhe, und den Hauptströmen Minho, Douro (Duero), Tejo (Tajo) und Guadiana, die in Portugal ihr Mündungsziel finden, sind von kleineren Küstenflüssen noch hinzu zu fügen: der Cavado, Ave, Vouga, Mondego, Sado und Mira. Die Ebenen beschränken sich auf schmale Streifen am Meeresgestade.

Diese völlige Uebereinstimmung der Natur beider Länder legt auch ihre Zusammengehörigkeit nahe, wie es ja im Altertum und bis in das Mittelalter hinein auch der Fall war. In die Wiedereroberung der Pyrenäen-Halbinsel von der Herrschaft der Araber war natürlich auch Portugal eingeschlossen, und König Ferdinand von Kastilien, der damit begann und dies Land schon bis zum Mondego unterwarf, machte dies Stück von Portugal zu einer Markgrafschaft, die von einem kastilischen Statthalter verwaltet wurde. Im zwölften Jahrhundert wurde der Statthalter Alfons, welcher 1139 einen glänzenden Sieg über die vereinigten arabischen Emire erfocht, noch auf dem Schlachtfelde von seinen Truppen als König begrüßt, und dieser Titel wurde ihm von den Großen des Landes sowohl wie von dem Papste bestätigt. Seitdem ist nun Portugal ein eigenes Königreich, und so viele Versuche später von seiten Spaniens auch gemacht wurden, das ehemals von Kastilien abhängige Land wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, so hat doch Portugal stets seine Unabhängigkeit behauptet.

In diesen oft wiederholten Kämpfen zwischen den beiden Nachbarn mag der Grund liegen, daß trotz der nahen Verwandtschaft beider Nationen und trotzdem, daß sich von den Portugiesen kaum mehr sagen läßt, als was schon von den Spaniern gesagt wurde, nur daß sie mehr mit französischem Blute gemischt sind, sich keine nähere Freundschaft zwischen ihnen eingestellt hat, im Gegenteil stehen sie einander wenig sympathisch gegenüber. Auch die Nahrungsquellen sind bei beiden Völkern wesentlich dieselben, bei den Portugiesen jedoch verhältnismäßig ertragreicher, da das Volk weniger träge ist. Der Boden liefert sämtliche Getreidearten in Fülle, daneben Mais und Kartoffeln. Einer der vornehmsten Ausfuhrartikel ist auch hier der Wein, der besonders am Douro ein ausgezeichnetes Getränk liefert; Portwein, Termo und Muskat sind die meist erzeugten Weine. Sehr erheblich ist die Ausfuhr der Südfrüchte. Portugal liefert allein jährlich durchschnittlich 30 Millionen Citronen, an Orangen aber in günstigen Jahren weit über 300 Millionen. Hinsichtlich der Viehzucht wird auch hier auf Schafe und Wollerzeugung der größte Wert gelegt. Weit bedeutender als in Spanien ist der Bergbau entwickelt, ebenso ist die Seefischerei viel umfangreicher, die hier besonders Sardellen und Sardinen, in neuerer Zeit auch Austern in den Handel liefert. Dieser beschäftigt sich neben den reichen Bodenprodukten vornehmlich mit den Erzeugnissen der Textilindustrie und mit den sehr gesuchten portugiesischen Gold- und Silberarbeiten, unter denen die Filigranarbeiten besonders geschätzt werden.

Das Königreich Portugal wird in 7 Provinzen mit 17 Distrikten eingeteilt, die Provinzen gleich den alten Landschaften Entre Douro e Minho, Traz os Montes, Beira alta, Beira baixa, Estremadura, Alemtejo und Algarve. Die Hauptstadt des Landes ist

Lissabon (portugiesisch Lisboa) an der breiten seeartigen Bai, zu welcher der Tajo sich vor seiner Mündung in den Ozean erweitert; es ist zugleich die erste Handelsstadt des Landes und ihr Schiffsverkehr ein sehr bedeutender, obgleich auch der portugiesische Handel nicht mehr das ist, was er früher war. Unfern von Lissabon und der Tajomündung liegt an der Westküste das Kap da Roca, der am westlichsten vorspringende Punkt Europas. —

Es wurde erwähnt, daß die Portugiesen die fast halbwegs nach Amerika im Ozean liegende Inselgruppe der Azoren, sowie die Madeiragruppe an der Westküste von Afrika, die gleichfalls portugiesischer Besitz ist, nicht als überseeische Kolonien, sondern als besondere Provinz zum Bezirk ihres europäischen Königreiches zählen. Anderseits findet man aber auch die Azoren wie Madeira zu Afrika gezogen. Darüber kann nur die geographische Lage beider entscheiden. Die Pyrenäen-Halbinsel streckt sich, wie wir kennen gelernt haben, in der Marokkospitze bis zum 36. Grade n. Br. nach Süden vor. Genau in demselben Grade liegen auch die südlichsten Inseln der Azoren und bilden dann eine lange Kette in nordöstlicher Richtung, die noch weit über den 39. Breitengrad hinaus reicht, so daß sie also in derselben Höhe liegen, wie das südliche Portugal. Außerdem haben sie auch mehr oder weniger vollständig europäisches Gepräge, während Madeira, den Tropen schon um 4 Breitengrade näher gerückt, ein völlig afrikanisches Aussehen hat und deshalb besser zu Afrika gezogen wird, wo es auch in unserem Buche seine Stelle finden wird.

Die Azoren wurden in den Jahren von 1432 bis 53 von den Portugiesen entdeckt. Die 680 km lange Inselkette besteht aus drei Gruppen, deren mittlere die Inseln Fayal, Pico, San Jorge, Graciosa und Terceira, die nordwestliche Flores und Corvo, die südöstliche San Miguel und Santa Maria umfassen. Die Inseln bedecken insgesamt einen Flächenraum von 2500 qkm, sind durchweg vulkanisch mit einer Anzahl von noch tätigen Kratern. Die Küsten sind vielfach unzugänglich und für die Schiffe nicht ohne Gefahr. Der einzige gefahrlose Hafen mit guter Rhede ist Horta auf der Insel Fayal. —

Der überseeische Besitz Portugal's an Kolonien in Asien und Afrika ist bedeutend, denn er umfaßt insgesamt noch 2140000 qkm mit 14210000 Einwohnern.

Die Republik Andorra.

Auf der Südseite der östlichen Pyrenäen liegt das von hohen Schneebergen eingefaßte Tal von Andorra, welches schon seit mehr denn tausend Jahren einen eigenen Freistaat von 452 qkm mit 6000 Einwohnern repräsentiert. Karl der Große soll den Bewohnern dieses Tales, zum Dank für ihre tapfere Beihilfe, die sie ihm in seinen Kriegen gegen die Mauren in Spanien leisteten, die Gerechtsame eines Freistaates gegeben haben, und sie haben sich dieselben bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt.

Das Tal liegt zur Hälfte in Frankreich, zur Hälfte in Spanien eingebettet, genießt die Schutzherrschaft beider Länder und zahlt auch seine Abgaben abwechselnd an beide,

in einem Jahre an Frankreich, im andern an Spanien, speziell an den Bischof von Urgel, dem das Tal unterstellt ist. Es wird der Länge nach von der Valira durchflossen, die ihr Wasser über die Grenze hinaus in den Segre ergießt, der es zum Ebro führt. Die Einwohner sind Hirten, denn das Tal ist reich an Wäldern und saftigen Bergweiden; daneben treiben sie nur noch etwas Bergbau auf Eisenerz. Dieses, neben Schafwolle, Schafwolltüchern und Holz bilden auch die Gegenstände des Handels. Sie werden als ein arbeitsames, gastfreies und sittenreines Völkchen geschildert, das heute noch in der uralten patriarchalischen Hirtenweise fortlebt. Die Regierung besorgt ein Generalrat, zu dem jede der sechs Gemeinden vier Mitglieder auf vier Jahre wählt. Die Hauptstadt ist Andorra la Vieja.

2. Die Apenninen-Halbinsel.

Das Königreich Italien.

Die mittlere der drei großen südeuropäischen Halbinseln, von ihrem Hauptgebirge die Apenninen-Halbinsel genannt, wird gegenwärtig völlig von dem Königreich Italien ausgefüllt. Zweimal ist von Italien aus die Welt beherrscht worden, im Altertum von den Römern, die von Rom aus ihr Weltreich gründeten, das andere Mal von den Päpsten, vor denen Kaiser und Könige sich demütig beugten. Das schwach gewordene Weltreich der Römer wurde von den nordischen Barbaren zertrümmert, und auf den Trümmern bildeten sich in Italien kleinere Staaten, welche Jahrhunderte hindurch fortwährend wechselten und der Zankapfel fremder Staaten wurden, unter denen lange Zeit hindurch auch Deutschland eine hervorragende Rolle spielte, diese aber endlich doch fallen lassen mußte. Der einzige fremde Staat, der einen Löwenanteil davon trug, war Österreich, welches den größten Teil der oberitalienischen Po-Ebene in Besitz behielt. Alles andere Land war in eine große Zahl kleinerer Staaten zersplittert, Königreiche, Großherzogtümer, Fürstentümer, Herzogtümer, Republiken. Zu letzteren gehörten im Mittelalter auch eine Anzahl großer Städte, wie Amalfi, Genua, Venedig u. a., die den ganzen Orienthandel in ihre Hände gebracht und die Italiener zu einem der hervorragendsten Handelsvölker erhoben hatten, das sich auch mehrfach an den Entdeckungsfahrten beteiligte. War doch auch Kolumbus, der Entdecker Amerikas, ein geborener Genuese.

Aber auch diese Blüte Italiens schwand wieder, andere Völker, voran die Engländer, entwanden ihm den Handel, und es sank wieder in völlige Unbedeutenheit zurück, zum Teil sogar in höchst trostlose Zustände. Von dieser Versunkenheit des herrlichen Landes sagt ein Kenner der Zustände: „Der Wald ist von den Höhen verschwunden,

mit ihm sind die Quellen versiegt, der Boden ist trocken und das im Winter gesäte Getreide erliegt schon im Frühjahr der versengenden Sonne. Die einst so herrlich bewaldeten Berge zeigen überall nur braune Felsen, der Baumwuchs hat sich, einzelne Stellen ausgenommen, in die Gärten der Vornehmen zurückgezogen, wo die frevelnde Hand des Landmannes sich nicht mehr daran wagen darf, und so ist die einst so fruchtbare römische Campagna, welche einst eine Million Menschen mit den nötigen Gartengewächsen versah, zu einer dürren schwarzen Steppe geworden; schwarz, weil sie überreich ist an Humus, unfruchtbar, weil ihr die Bewässerung fehlt. Auch das einst so blühende und prächtige Sizilien, die Kornkammern von Rom, ist in gleicher Weise beschaffen, das Land ist dürr, der Boden ausgesogen; von Düngung, von vernünftigem Landbau ist keine Rede, denn der Bewohner des Landes ist viel zu träge, um irgend etwas von seinen Kräften daran wenden zu wollen, und daß er nun vollends den Dünger seiner Tiere sammelt, um ihm irgendwo eine vernünftige Anwendung zu geben, wird niemand erwarten, der den Charakter des Italieners kennt, dem sein süßes Nichtstun über alles geht. Das Land würde geeignet sein, neben schlanken Palmen und den mächtigen Aloen die herrlichsten Getreidefelder, die üppigsten Gärten zu tragen, aber was nicht von selbst wächst, durch den Fleiß des Landmannes wächst es gewiß nicht. Rings um die große Insel liegen die berühmten Städte, von denen die alte Geschichte und Sage uns erzählt, Syrakus, Agrigent u. a., aber sie zeigen uns nichts mehr von der alten Pracht, sie zeigen uns nur Trümmer, traurige Reste einer ehemaligen Größe."

Endlich, in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, ging von dem Königreich Sardinien der Anstoß aus, diesen verrotteten Zuständen ein Ende zu machen. Es bestanden damals außer diesem Staate in Italien noch folgende Reiche: Lombardisch-venetianisches Königreich unter österreichischer Herrschaft, Fürstentum Monaco, Republik San Marino, Herzogtum Modena, Herzogtum Parma, Großherzogtum Toskana, der Kirchenstaat und das Königreich beider Sizilien. Der Einigkeitsgedanke wurde in dem Volke lebendig, und teils durch Eroberung, teils durch Volksabstimmung schlossen sich sämtliche Staaten an Sardinien an, mit Ausnahme allein von Monaco, das sich Frankreich in die Arme warf, und der winzigen Republik San Marino, die sich ihre Freiheit bewahren wollte. So entstand das jetzige Königreich Italien, und von neuem wurde Rom die Hauptstadt des ganzen Landes.

Die Apenninen-Halbinsel oder das Königreich Italien, einschließlich sämtlicher dazu gehöriger Inseln 296300 qkm mit 31 Millionen Einwohnern, besteht aus zwei ganz verschiedenen Teilen: einem Viereck, welches noch innerhalb des europäischen Festlandes liegt, und der lang vorgestreckten, stiefelförmigen eigentlichen Halbinsel mit den Inseln darum her; ersterer ist Oberitalien, die Halbinsel umfaßt Mittel- und Unteritalien.

Oberitalien ist im wesentlichen das breite Tiefland des Po, welches im Westen und Norden von den Hochalpen, im Osten vom Adriatischen Meer, im Süden von der südöstlichen Fortsetzung der Alpen, die sich dann als Apennin in die Halbinsel hinein erstrecken, eingefaßt wird. Während Oberitalien von Frankreich, der Schweiz und Österreich umschlossen wird, ist die Halbinsel rings umgeben von Teilen des Mittelländischen Meeres.

Dieſes bildet im Norden das Liguriſche, im Weſten das Tyrrheniſche, im Süden das Joniſche, im Oſten das Adriatiſche Meer. Das Tyrrheniſche Meer wird eingefaßt von der Halbinſel und den Inſeln Elba, Korſika, Sardinien und Sizilien. Das Joniſche Meer buchtet an der Halbinſel den weiten Golf von Tarent aus, wodurch die beiden Halbinſeln Calabrien und Apulien entſtehen. Durch die Straße von Meſſina ſteht es mit dem Tyrrheniſchen, durch die Straße von Otranto mit dem Adriatiſchen Meere in Verbindung, und das nördlichſte Ende des letzteren iſt der Golf von Venedig.

Die Apenninen, richtiger: der Apennin ſchließt an die Liguriſchen Alpen an und zieht in ſüdöſtlicher Richtung als Liguriſcher Apennin bis zum Monte Cimone, 2165 m; von hier bis zum della Luna, 1351 m, heißt er Etruskiſcher Apennin; dieſem folgt bis zum Pretara, 2477 m, der Römiſche Apennin, welcher durch den Stock des Gran Saſſo d'Italia, 2977 m, mit dem Neapolitaniſchen Apennin in Verbindung tritt, deſſen wildeſter Teil die Abruzzen genannt werden, berüchtigt als Zufluchtsort des italieniſchen Räuberweſens. Weiter nach Südoſten teilt ſich das Gebirge und ſendet da, wo der Golf von Tarent tief in das Land einbuchtet, einen Arm nach Oſten in Apulien hinein, der ſich bald abflacht und Raum für ein ziemlich ausgedehntes Tiefland läßt, welches mit dem Kap Leuca an der Straße von Otranto endet. Das eigentliche Gebirge aber ſtreicht weiter nach Süden und füllt die längere Halbinſel Calabrien, die mit dem Kap Spartivento endet, wo es ſich in dem Montalto noch bis zu 1958 m erhebt. Dann überſpringt es die Meerenge von Meſſina und ſetzt nach der Inſel Sizilien über, die ſich auch noch als völliges Bergland darſtellt. Von dem Apennin dacht ſich die Landſchaft nach beiden Seiten hin ab in Berg- und Hügelland, nach Oſten ſteiler, nach Weſten allmählicher. Die vulkaniſche Beſchaffenheit dieſer Bergketten tritt als tote Krater ſchon in Mittelitalien auf, entfaltet aber erſt im Veſuv, 1280 m, am Golf von Neapel ihre Tätigkeit, von der aber im Altertum auch niemand wußte, denn erſt im Jahre 79 nach Chr. Geb. brach der Veſuv los und zwar gleich ſo furchtbar, daß er ganze Städte (Herkulanum und Pompeji), verſchüttete, und ſeit jener Zeit iſt er nicht wieder zur Ruhe gekommen. Sein Gefährte, der Aetna, 3318 m, auf Sizilien, war ſchon den älteſten Bewohnern als feuerſpeiender Berg bekannt.

Der größte Fluß Italiens iſt der Po, der an bedeutenderen Zuflüſſen von Norden, von den Alpen her die Dora Baltea, den Ticino, die Adda, den Oglio, Mincio, von Süden, vom Liguriſchen Apennin her den Tanaro, die Trebbia, Enza und den Panaro aufnimmt und die große Ebene Oberitaliens überreich bewäſſert, ſo daß ſie bei äußerſt fruchtbarem Boden nicht mit Unrecht der Garten Italiens genannt wird. Hier iſt alles mit Mais, Reis, Obſtbäumen und Reben bedeckt. Auf der Halbinſel bleibt Raum für das Tiefland nur am Rande des Meeres und in der Nähe der Flüſſe, von denen wir den Arno, Tiber und Volturno nennen. Hier findet ſich ſchon eine faſt ſubtropiſche Vegetation, außer dem Weinſtock ganze Olivenwälder, Feigen- und Mandelbaum, Orangen, Citronen, Limonen u. ſ. w. Einen ſchroffen Gegenſatz dazu bilden die öden, ungeſunden Landſchaften, welche unter dem Namen Maremmen, zum Teil ſumpfig, die tödliche Malaria erzeugen, die durch den Wind oft bis tief in das Land hineingetragen wird. In

der kühlen Zeit des Jahres wimmeln sie von Herden und Hirten. Sie waren aber einstmals einer der bevölkertsten und bestkultivierten Teile Italiens, wie die zahllosen Denkmäler aus der Römerzeit darin beweisen, die nach und nach überhandnehmende Mißwirtschaft der Bodenkultur hat sie in Steppen und fiebererzeugende Sümpfe verwandelt, unter denen die Pontinischen Sümpfe die gefürchtetsten sind.

In keinem Lande Europas erscheint die Bevölkerung so einheitlich, wie in Italien; die Zahl von Bewohnern, welche fremden Volksstämmen angehören, ist verschwindend. Die Natur seines Landes, die ihm alles bietet, was seine Bedürfnisse befriedigen kann, brachte es mit sich, daß der Italiener ein mäßiger, beweglicher, elastischer Mensch ist, begabt mit einem hervorragenden Sinn, das Schöne zu erkennen und zu achten. Italien ist daher von jeher das Land der Kunst und Künstler gewesen. Daß die reiche Natur daneben die Bedürfnislosigkeit auch in Trägheit und Indolenz umwandeln konnte, dafür geben Neapels Lazzaroni den redendsten Beweis.

Hirt aus den Maremmen.

Die Hauptnahrungsquelle der Italiener ist die Landwirtschaft, die in der Po-Ebene und auch noch im Arnotal in höchster Blüte steht. Alle Arten von Getreide und Obst, Wein, Oliven, Südfrüchte sind Hauptgegenstände der Kultur und werden für viele Millionen Lire ausgeführt. Dagegen steht die Viehzucht erheblich zurück, obwohl sie keineswegs vernachlässigt wird. Von noch geringerer Bedeutung ist der Bergbau, ausgenommen etwa die Gewinnung von Schwefel und Salz. Weltberühmt sind auch die Marmorbrüche von Carrara. Mit der Seefischerei sind viele Schiffe und Menschen beschäftigt. Es werden Sardellen, Makrelen und Austern gefangen, in der Hauptsache aber Thunfische und Korallen. Die Industrie ist nur in einigen Zweigen von Belang, wie z. B. in Seiden- und Baumwollwaren; zumeist deckt die Erzeugung der industriellen Tätigkeit nicht den Bedarf der Bevölkerung, und es muß viel eingeführt werden.

Die herrliche Natur des Landes, sowie die Eigenartigkeit der großen Städte und ihrer Bevölkerung locken jährlich Tausende von Fremden nach Italien. Die großen Städte haben meist auch eine große Vergangenheit und sind überreich an Denkmälern und Sehenswürdigkeiten aller Art. Darunter ist Venedig sicher sowohl eine der schönsten wie merkwürdigsten, denn sie ist auf weit über hundert Inseln in den Lagunen des Golfes erbaut, ihre Hauptstraßen sind die Kanäle, welche diese Inseln trennen und über welche mehrere hundert Brücken führen. An mehreren laufen zwar schmale Fußpfade hin, an vielen aber erheben sich die Häuser unmittelbar aus dem Wasser und sind nur durch Gondeln zugänglich. Der berühmteste dieser Kanäle ist der Canale Grande. Der

auf drei Seiten von Prachtbauten umgebene Markusplatz ist der Hauptsammelplatz der Venetianer und der Fremden. Die vierte Seite nimmt die herrliche Markuskirche ein. Da, wo der Platz mit der Piazetta oder dem kleinen Markusplatz zusammenstößt, stand der eingestürzte Campanile. Außer der genannten hat Venedig noch achtundneunzig Kirchen, von denen viele Gemälde der berühmtesten italienischen Meister enthalten. Zahllos sind die Prachtpaläste aus Venedigs Vergangenheit, allen voran der Dogenpalast, in dem man auch noch die Seufzerbrücke und die berüchtigten Bleidächer zeigt; dann die Palazzi Vendramin, Pisani, Contarini, Foscari und viele andere, die sämtlich

Der Canale Grande in Venedig.

eine Fülle von Sehenswürdigkeiten enthalten, daß gewiß kein Italienreisender Venedig unbesucht läßt. — Wie Venedig, so war auch Genua am gleichnamigen Golf des Ligurischen Meeres einst eine der wichtigsten See- und Handelsstädte Italiens. Sie türmt sich auf den Bergterassen des Apennin amphitheatralisch empor, mit sehr engen, aber sehr sauberen Straßen, die zum Teil durch Marmortreppen erst gangbar werden; nur die wenigen Hauptstraßen machen davon eine Ausnahme. Auch Genua ist überreich an hervorragenden Gebäuden, Kunstwerken und Sehenswürdigkeiten aller Art.

Und nun erst Neapel, diese kostbare Perle Italiens! „Wenn ich Worte schreiben will," sagt Goethe, „so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die

Digitized by Google

Organe, das alles darzustellen. Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als alles." Und Gregorovius schreibt: „Neapel! Diese fieberhafte Erregung der Lebensfähigkeit, dieses allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des gesamten Volkes ist ganz erstaunlich. Die Stadt scheint in fortwährender Revolution; nichts bleibt, alles fließt und strömt von Lebensflut. Gleich groß das Gewühl am Hafen, gleich groß an den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man sich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Posilipp gerettet zu haben, so gerät man in ein neues Chaos strömender Menschenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch sei, überall sind die Sinne in beständigem Verteidigungskrieg. Selbst die strahlenden Lichter des Meeres und der Küsten machen unruhig; sie blenden das Auge und regen die Phantasie auf; selbst nicht in tiefster Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und dem Rollen der Wagen Ruhe." Und dennoch bietet Neapel die herrlichsten, unvergeßlichen Bilder. Wer in dem hochgelegenen Teile der Stadt steht, vielleicht auf dem Corso Vittorio Emanuele, der hat unter sich zur Linken die ganze Stadt mit Hunderten von Kirchenkuppeln, Straßen, Plätzen und Gärten; ihr zur Linken ragt dunkelblau der dampfende Vesuv empor, und davor breitet sich der strahlende, von unzähligen Schiffen belebte Golf aus. Weit drüben, auf der andern Seite, gen Süden, erblickt man die Halbinsel von Sorrent, mit vielen Ortschaften bedeckt; noch weiter die Insel Capri, deren wunderbare blaue Grotte so märchenhaft anmutet. Das alles muß man bei Sonnenuntergang sehen, wenn Capri mit der ganzen langen Sorrentohalbinsel und dem rauchenden Vesuv feuerrot erglühen; wenn der lange Höhenzug des Posilipp durch unzählige Gasflammen erleuchtet wird und die Fischerbarken, mit strahlenden Kienfackeln gerüstet, zur Nachtfahrt hinausziehen. Jede Schilderung muß hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Aber das Neapel von heute ist doch schon ein ganz anderes als das, welches Goethe und Gregorovius sahen. „Es ist ruhiger, gesitteter, anständiger, europäischer geworden," sagt Woldemar Kaden; „gute Gesetze haben seit Jahrzehnten etwas mehr Ordnung in dieses Chaos gebracht, und die Väter der Stadt sind ernstlich bemüht, alle befremdenden und originellen Auswüchse dieses Lebensbaumes abzuschneiden. Viele Farben hat das Bild Neapels dadurch verloren, besonders sind die bunten Kostüme, denen man früher auf allen Wegen begegnete, fast gänzlich verschwunden, und bald wird man, wie einst den letzten Mohikaner, den letzten Lazzarone zu Grabe tragen."

Florenz am Arno, die Hauptstadt des alten Herzogtums Toskana und jahrelang auch provisorische Hauptstadt des neuen Italiens, war im Mittelalter blühende Republik und eine Pflanzstätte von Kunst und Wissenschaft. Man kann sich also denken, welche Schätze auch diese Stadt enthält. Alles aber konzentriert sich in dem „ewigen" Rom am Tiber, der jetzigen Haupt- und Residenzstadt des geeinigten Italiens. Hier reden die Denkmäler von einer fast dreitausendjährigen Vergangenheit, und wir können es einem Reisenden nachfühlen, wenn er versichert: Rom kann, wenn es dem ruhig Genießenden eine Stätte süßer, ungetrübter Freude ist, dem rastlos Hastenden, dem in dem törichten Streben, alles sehen zu wollen, sich Überstürzenden, auch zum Marterorte werden. Rom

liegt in einer hügeligen Ebene, von deren Erhebungen der Palatin, Kapitolin, Aventin, Cölius, Esquilin, Viminal und Quirinal die bekannten sieben historischen Hügel sind, auf denen die Stadt ursprünglich erbaut worden ist, wovon sie auch den Namen der Siebenhügelstadt führt. Noch heute sind zu schauen, teils einigermaßen erhalten oder hergestellt, teils in Trümmern, das Forum, Pantheon, Kolosseum, die Säulen des Trajan und Marc Aurel, die Triumphbögen des Titus, Septimius Severus und Konstantin, die Thermen des Caracalla und Diocletian, die Kaiserpaläste auf dem Palatin, der Circus maximus usw. usw. Unter den neueren Bauwerken ragen als die bedeutendsten hervor

Die Peterskirche in Rom.

der Vatican, die Residenz des Papstes, die königliche Residenz, die Peterskirche, die größte Kirche der Welt, und die Kirche Sankt Giovanni im Lateran, die älteste Kirche Roms, die Engelsburg, das Mausoleum. Zahlreich sind die Museen, Akademien und Bibliotheken, unübersehbar die Kunstschätze aller Art, schauerlich die unterirdischen Katakomben. All die Großartigkeit des neuen Rom tritt aber doch zurück gegen die gewaltigen Reste des alten, die dem Wanderer hier auf Schritt und Tritt entgegen winken, und keine Stadt der Welt predigt so eindringlich die Vergänglichkeit alles Irdischen wie das ewige Rom. —

Oberitalien wird in fünf Provinzen geteilt: Piemont, Ligurien, Lombardei, Venetien und Emilia. In letzterer das uralte Ravenna, die Rabenstadt der Goten, Sitz des

Digitized by Google

großen Theodorich, den die deutsche Sage Dietrich von Bern nennt. Mittelitalien enthält die Provinzen: Toskana, Umbrien, die Marken, Latium (Rom), Abbruzzen und Molise; Unteritalien: Campanien (Neapel), Apulien, Basilicata und Calabrien.

Eine besondere Provinz bildet die Insel Sizilien, die größte Insel des Mittelländischen Meeres, die von Calabrien durch die Straße von Messina getrennt wird, welche an der schmalsten Stelle nur 5 km breit ist. Die hier im Altertume so gefürchteten Strudel Scylla und Charybdis bilden für die Schiffahrt schon lange kein Schrecknis mehr. Sizilien ist ein nach Süden sich allmählich erflachendes Bergland, das nur am Nordrande zu wirklichem Gebirge sich bis 1900 m erhebt, eine Fortsetzung des Apennin aus Calabrien. Die Flüsse sind nicht schiffbar, im Sommer liegen die Flußbetten meist trocken. Die Insel, einst die Kornkammer Italiens, hat diese Bedeutung längst verloren, infolge der Ausrottung der Wälder, und wenn nicht allnächtlich ein sehr starker Tau die Erde erquickte, würde die Vegetation lange schon verdorrt sein. Wo aber die Verhältnisse noch einigermaßen günstig liegen, da entwickelt der fruchtbare Boden einen reichen Ertrag, da gedeiht auch Weizen noch in üppiger Fülle, und Wälder von Oleander und Myrten, Korkeichen und Pistazien, Palmen, Granat- und Orangenbäumen entzücken das Auge. Massenhaft werden Südfrüchte ausgeführt, ebenso ergibt der Oelbaum reiche Ernten; berühmt sind auch einige Weinsorten Siziliens. Die Ausbeutung der Mineralschätze ist unbedeutend, mit Ausnahme des Schwefels, der in mehreren hundert Gruben gewonnen wird und nicht nur mehrere tausend Bergleute, sondern auch viele tausend Lastträger beschäftigt. Die vulkanische Tätigkeit des Aetna haben wir schon erwähnt.

Zu Sizilien gehören auch die nördlich vorgelagerten Liparischen Inseln mit dem tätigen Vulkan Stromboli, an der Westküste die Aegadischen Inseln, sowie die schon ganz in der Nähe von Afrika liegenden Pelagischen Inseln und Pantelleria.

Südlich von Sicilien, ungefähr in der Mitte zu Afrika, erhebt sich nebst einigen Nebeninseln Malta, das wegen seiner wichtigen strategischen Lage als Stützpunkt für eine Flotte schon 1800 von den Engländern in Besitz genommen worden ist.

Die letzte italienische Provinz ist die Insel Sardinien, von Gebirgen ausgefüllt, die aber noch mächtige Waldungen tragen. Die Niederungen sind sehr fruchtbar, der Anbau ist aber dürftig und von der ehemaligen Bedeutung der Insel als Kornkammer Roms auch hier keine Rede mehr. Viehzucht, besonders Schafzucht, ist die Hauptbeschäftigung der spärlichen Bevölkerung. Der Sarde ist fast noch reiner Naturmensch, was er braucht, verfertigt er sich selbst, nur wenige können lesen und schreiben. Er ist unversöhnlich in seinem Haß, und wie auf Korsika, so wird auch auf Sardinien die Blutrache noch allgemein ausgeübt.

Die Republik San Marino.

Ein Staatswesen von nur etwa 60 qkm mit 8200 Einwohnern, das kleinste Europas, liegt am Ostfuße des Etruskischen Apennin, rings umschlossen von dem Königreiche

Italien, unter dessen Schutze es steht. Es ist die sonst durchaus selbständige Republik San Marino, die unter allen Stürmen, welche im Laufe der Jahrhunderte die Apenninen-Halbinsel durchtobten, ihre Selbständigkeit bewahrt hat. Die gleichnamige Stadt soll schon im dritten Jahrhundert von dem Einsiedler Marinus, welcher sich als Missionar in der Gegend niederließ, gegründet worden sein. Die Bewohner kauften dann einige umliegende Dörfer dazu, und so entstand das kleine Staatswesen, das natürlich von Anfang an schon sich um den Schutz eines Größeren bemühen mußte. Dies waren die benachbarten Grafen von Urbino, welche auch die Selbständigkeit San Marinos unangetastet ließen. Dasselbe geschah später seitens der Päpste, als die Grafschaft Urbino als heimgefallenes Lehen in den Besitz des Kirchenstaates kam. Selbst Napoleon respektierte San Marino als freien Staat, und ein solcher ist die kleine Republik denn auch geblieben bis zum heutigen Tage.

Ackerbau und Viehzucht ist die Beschäftigung der Bewohner, industrielle Tätigkeit gibt es so gut wie gar nicht. Der Boden ist, soweit er nicht steinig ist, fruchtbar und erzeugt neben Getreide und Wein auch Öl und Kastanien. Die Hauptstadt San Marino ist auf hohem Felsen erbaut und wird überragt von den Türmen einer auf der höchsten Höhe stehenden alten Burg. Das friedliche Dasein dieser Leute ist in den vielfachen Wirren der Halbinsel nur selten gestört worden. Die letzte Aufregung fand im Jahre 1851 statt. Es hatte sich nämlich eine Zahl politischer Flüchtlinge und gemeiner Verbrecher nach San Marino in Sicherheit gebracht, und die päpstliche Regierung verlangte, daß die ersteren ausgewiesen und die Verbrecher ausgeliefert werden sollten. Da nun aber die Behörden von San Marino eine gesetzliche Handhabe nicht hatten, um dieser Forderung nachzukommen, so rückten mit ihrer Bewilligung einige hundert österreichische Soldaten und päpstliche Gensdarmen in das Land ein. Die Flüchtlinge wurden aufgestöbert, die politischen erhielten ihre Pässe, und die Verbrecher wurden in die päpstlichen Gefängnisse gebracht. Seitdem ist die Ruhe in San Marino nie wieder gestört worden.

3. Die Balkan-Halbinsel.

Die östliche der drei großen südeuropäischen Halbinseln, nach ihrem Hauptgebirgszuge Hämus- oder Balkanhalbinsel genannt, ist ausgefüllt von einem bunten Gemisch von Staaten und Völkern, die schon seit Jahrhunderten in fortwährender Gärung begriffen und unablässigem Wechsel unterworfen sind. Außer den schon unter Österreich geschilderten Ländern Dalmatien, Bosnien und Herzegowina, welche ebenfalls auf der Balkanhalbinsel liegen, aber teils österreichische Kronländer sind, teils unter österreichischer Verwaltung stehen, sind es gegenwärtig sechs selbständige Staaten, die sich in die Ländermasse der Balkanhalbinsel teilen: das Sultanat der europäischen Türkei und das König-

reich Griechenland, dann das Königreich Serbien, das Fürſtentum Bulgarien, das Fürſtentum Montenegro und das Königreich Rumänien. Letzteres kann allerdings mit demſelben Rechte auch zu Oſteuropa gezählt werden, da es zum Teil ſchon der Abdachung in die ruſſiſche Ebene angehört; anderſeits aber greift es auch tief in die Balkanhalbinſel hinein und ſeine Geſchicke ſind ſtets mit dieſer verflochten geweſen, ſo daß es beſſer auch in dieſem Zuſammenhange belaſſen wird.

Die Balkanländer ſtellen ſich als die gliederreichſte der ſüdeuropäiſchen Halbinſeln

Saloniki.

dar. Das wäre ja nun ein Grund geweſen, daß ſie auch am ſtärkſten in den Weltverkehr eingetreten wären, denn je ſtärker die Gliederung eines Landes iſt, deſto mehr wird der Verkehr unterſtützt und erleichtert. Dieſe Bedeutung hat die Balkanhalbinſel allerdings auch wirklich einmal gehabt, denn im Altertum waren die Griechen die erfolgreichſten Rivalen der Phöniker, hatten, wie dieſe, eine lange Reihe von Kolonien in den Ländern des Mittelländiſchen Meeres gegründet und waren auf dem beſten Wege, ein Handelsvolk erſten Ranges zu werden. Nachdem aber das alles verſchlingende Römerreich auch Griechenland unterworfen hatte, hörten auch dieſe vielfachen auswärtigen Beziehungen auf, denn die Römer legten darauf keinen beſonderen Wert, ſie waren eben

Digitized by Google

nichts weniger als ein Handelsvolk. So ist es denn auch geblieben, als die Balkanhalbinsel der Sitz eines besonderen oströmischen Reiches geworden war, und mit der Zerstörung dieses Reiches und der Besitzergreifung der Halbinsel durch die Türken war es auch mit der Bedeutung dieser Länder für den Verkehr der Völker, ja sogar mit deren ehemaliger hohen Kultur ein- für allemal vorbei.

Die Balkanhalbinsel besteht aus zwei mehr oder weniger gesonderten Landmassen: einem massigen Viereck, dessen Südseite sich in etwa einem Drittel ihrer Breite als besondere griechische Halbinsel weithin nach Süden ins Mittelländische Meer hinaus erstreckt. Die Westseite wird bespült von dem Adriatischen und Jonischen Meere, welch letzteres durch den tiefen Einschnitt von Korinth den südlichsten Teil der schmalen griechischen Halbinsel, Morea, von dem Festlande fast ganz abtrennt. Da Griechenland spitz ausläuft, so ist eine eigentliche Südgrenze nicht vorhanden, hier gehen vielmehr das Jonische und das Ägäische Meer, welches Griechenlands Ostseite einfaßt, unmittelbar ineinander über. Das Ägäische Meer, durch den großen Querriegel der Insel Kandia oder Kreta von dem offenen Mittelländischen Meer geschieden, umschließt die griechische Inselwelt und endet nach Norden mit dem tief eingeschnittenen Golf von Saloniki, an welchem die gleichnamige, in jüngster Zeit viel genannte, nicht unbedeutende türkische Handelsstadt liegt. Damit wird die griechische Halbinsel abgeschlossen und am Südrande des großen Vierecks entlang bildet nun die Straße der Dardanellen, von den alten Völkern Hellespont genannt, eine schmale Durchfahrt aus dem Ägäischen in das kleine Marmarameer. Diese Durchfahrt kann von vier festen Schlössern aus, die hier zu diesem Zwecke erbaut sind, leicht gesperrt werden. Am Ostende des Marmarameeres erhebt sich Konstantinopel, und an dieser türkischen Hauptstadt vorbei führt die nach ihr benannte Straße oder der Bosporus endlich in das schwarze Meer, welches nun die fernere Ostgrenze des Balkanvierecks bildet.

In zwei gewaltigen Zügen, die ein ziemlich verwickeltes Gebirgssystem darstellen, streicht der Balkan als Fortsetzung der Ostalpen durch die Halbinsel, der eine in west-östlicher Richtung bis an das Schwarze Meer, wo er im Kap Emineh endet, der andere davon nach Südosten abzweigend und im Despotodagh nach dem Ägäischen Meere sich wendend. Eine dritte Gebirgsmasse streicht von demselben Ausgangspunkte an den Dinarischen Alpen nach Süden und zieht als Grammas- und Pindosgebirge mit dem Olymp nach Griechenland hinein bis zum Kap Matapan, das neben der Marokkospitze in Spanien als die äußerste Südspitze des europäischen Festlandes gilt.

Die Flüsse der Balkanhalbinsel sind mit Ausnahme der Donau, die jedoch auch größtenteils nur Grenzfluß ist, nicht von Bedeutung. Von ihren Zuflüssen nennen wir auf der rechten Seite nur die Morawa in Serbien, den Isker in Bulgarien, auf der linken in Rumänien die Aluta, Jalomitza, den Seret und den Pruth, letzterer Grenzfluß gegen Rußland. Außerdem sind nur eine Anzahl kleinerer Küstenflüsse vorhanden, die von allen Seiten ins Meer stürzen, unter denen die Maritza, Mesta, Struma und Wardar als die namhaftesten gelten können. Auch eine Anzahl Seen gibt es, sowohl im türkischen wie im griechischen Gebiet, die aber auch weder an Größe noch an Schönheit der Scenerie keinen Vergleich mit den Seen anderer Länder aushalten können.

1. Die europäische Türkei.

Das Großsultanat, gleichbedeutend mit Kaiserreich der europäischen Türkei, das einst nicht nur die ganze Balkanhalbinsel einnahm, sondern sich noch weit darüber hinaus über Ungarn, Siebenbürgen und bis weit in Rußland hinein erstreckte, ist gegenwärtig bis auf den Rest von drei Provinzen beschränkt: Rumelien oder Thrakien, Makedonien und Albanien. In dieser Umgrenzung umfaßt es 170 000 qkm mit etwa 5 Millionen Einwohnern. Und dieser gewaltige Umschwung von einer Größe, welche die ganze Christenheit erzittern machte, bis zu völliger Ohnmacht hat sich in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von dreihundert Jahren vollzogen.

Türkisches Kaffeehaus.

Der Grund liegt in der orientalisch-asiatischen Natur der Nation. Fanatisch entflammt ist der Asiate furchtbar, das haben die verheerenden Einfälle der Asiaten in Europa bewiesen, der Hunnen, Tataren, der Araber in Spanien und auch der Türken. Gewöhnlich warf gleich der erste Ansturm der fanatischen Massen alles über den Haufen; hatte man den auszuhalten vermocht, so war auch das fanatische Feuer verlodert, der gänzliche Mangel an Ausdauer trat hervor, die schlaffe asiatische Natur in ihre Rechte, und die Gefahr war vorüber.

Es ist keine Frage, daß der Türke sich durch hellen, natürlichen Verstand, schnelle Fassungsgabe und gutes Gedächtnis auszeichnet, und diese Geistesgaben verbinden sich mit vorsichtigem Urteil, großer Höflichkeit und einem ungemeinen Sprachtalent. Aber er geht gern jeder geistigen Anstrengung aus dem Wege, und diese Geistesträgheit, der Mangel an Rührigkeit, an Ausdauer und Arbeitslust machen ihn auch unfähig zu höherer Kulturentwickelung. Wenn er es als Kaufmann oder Beamter, zu welchen beiden Tätigkeiten ihn seine geistigen Anlagen vornehmlich befähigen und wobei er, da ihm auch kein Begriff von Zeitversäumnis innewohnt, in aller Gemächlichkeit und Würde leben kann, zu etwas gebracht hat, dann ist sein Leben nur noch geteilt zwischen träumerischem Nichtstun und

Digitized by Google

dem Besuch des Kaffeehauses, wo er in aller Gemächlichkeit seinen Mocca schlürfen und seinen Tschibuk rauchen kann.

Diese Grundnatur der Türken kam erst wieder zum Durchbruch, nachdem der glühende Fanatismus ein wenig verraucht war und die durch ihn hervorgerufenen, unaufhörlichen und von unerhörtem Kriegsglück begleiteten Kämpfe ein Ende gefunden hatten. Die Türken tauchten im dreizehnten Jahrhundert in Asien auf. Aus Turkestan waren sie verdrängt worden und eroberten in glücklichen Kämpfen Vorderasien, besonders unter ihrem Führer Osman, der den Titel Sultan annahm, und nach dem sich das Volk in der Folge auch den Namen „Osmanen" beilegte, sowie unter dessen kraftvollem Sohne Urchan, welcher in Brussa in Kleinasien, in der Nähe des Marmarameeres, einen prächtigen Palast baute, dessen Eingangstor die „Hohe Pforte" genannt wurde, eine Bezeichnung, die dann auch auf die Spitze der Regierung der Osmanen übertragen wurde. Bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war ganz Kleinasien bis an die Propontis unter ihrer Herrschaft, und 1356 setzte Sultan Soliman der Erste auch schon nach dem europäischen Gebiet in das oströmische oder griechische Kaisertum über und erstürmte Gallipoli. In kurzer Zeit war dies einst so gewaltige Reich bis auf Byzanz (Konstantinopel) und dessen Umgebung eingeschränkt, doch die Türken kümmerten sich einstweilen um diesen letzten Rest ehemaliger Größe gar nicht weiter, sondern waren nur bestrebt, das Land weithin zu unterwerfen, was ihnen auch in dem Zeitraum von nur hundert Jahren vollständig gelang. Dann erst stürmten sie endlich auch Konstantinopel, machten es zu ihrer Hauptstadt und nannten es Stambul. Mit Soliman dem Zweiten erreichte die so gewaltig aufstrebende und der ganzen Christenheit so gefährliche Macht ihren Höhepunkt. Vor Wien brach sich die verheerende Türkenflut; man lernte, dem ersten furchtbaren Ansturm der fanatisierten Massen widerstehen, und nach dem ersten glänzenden Beweise, daß sie nicht unbesiegbar seien, führte ihr Mangel an Ausdauer eine Niederlage nach der andern herbei. Die Türken wurden in die Balkanhalbinsel zurückgeworfen, kamen hier zur Ruhe und ließen nun andere in Frieden. Nun freilich trat ihre eigentliche Natur in den Vordergrund, und sie kannten kein höheres Glück des Daseins, als die unterworfenen Völker für sich arbeiten zu lassen und die Früchte von deren Fleiß zu genießen. Diese orientalische Indolenz griff immer tiefer, und da die Osmanen in den unterworfenen, großenteils von kräftigen slavischen Volksstämmen bewohnten Ländern der Balkanhalbinsel in der Minderzahl waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich nach und nach eins der geknechteten Völker nach dem andern erhob, die türkischen Fesseln abwarf und so der Besitzstand der Osmanen in der europäischen Türkei immer mehr eingeschränkt wurde. Die Existenz des kranken Mannes in Konstantinopel, wie der Türke in Europa schon lange bezeichnet wird, kann nur noch eine Frage der Zeit sein.

Auch in den drei Provinzen, welche dem türkischen Reiche auf der Balkanhalbinsel noch geblieben sind, ist die osmanische Bevölkerung keineswegs die überwiegende, vielmehr sitzen die Osmanen fast nur in den Städten, alles andere ist den Nichtosmanen überlassen, und unter diesen sind alle Stämme der Slaven, Bulgaren, Serben, Tscherkessen,

Albaneſen, Armenier, Griechen u. ſ. w. reichlich vertreten, und unabläſſige Unruhen und Empörungen ſind auch in dieſen Landſchaften ſchon lange an der Tagesordnung. Das Räuberweſen iſt zu förmlicher Blüte gediehen, und es iſt gar nichts ſeltenes, daß irgend eine reiche Perſönlichkeit zum Zweck der Erpreſſung eines hohen Löſegeldes in die Berge geſchleppt wird, wogegen ſich die türkiſchen Behörden noch ſtets als völlig ohnmächtig erwieſen haben. Unter den reellen Beſchäftigungen wird allenfalls der Viehzucht noch

Konſtantinopel.

einige Sorgfalt zugewendet, dagegen liegen Feld- und Bergbau danieder, und auch Induſtrie und Handel ſind nicht von Belang.

Rumelien, das alte Thrakien, vom Schwarzen Meere her am Marmara- und Ägäiſchen Meere ſich hinſtreckend, hier die dreiſpitzige Halbinſel Chalkis bildend, iſt die Hauptprovinz mit der Hauptſtadt Konſtantinopel, deren Lage am Goldenen Horn, einer ſchmalen, hakenförmigen Einbuchtung des Marmarameeres, als eine der herrlichſten in der ganzen Welt geprieſen wird. In der Tat bieten das eigentliche Stambul, wo die Türken wohnen, mit den Vorſtädten Galata und Pera, die den Franken, d. h. den

Abendländern als Wohnsitz eingeräumt sind, und auf der nahen asiatischen Seite Skutari, ein Panorama, wie es zum zweiten Mal auf der Erde nicht gefunden wird.

Makedonien, einst ein gewaltiges Reich, das Alexander der Große zur Weltherrschaft erhob, ein waldreiches, reiches Gebirgsland, dessen Klima der südlichen Lage nicht entspricht. Die wichtigste Stadt ist Saloniki, nach Konstantinopel die bedeutendste Handelsstadt des osmanischen Reiches.

Albanien wird noch zum größten Teil von dem unvermischten Volke der Albanesen oder Arnauten, wie sie die Türken, Skipetaren, wie sie sich selbst nennen, bewohnt. Ein kräftiger, tapferer Volksstamm, die Männer stolz, äußerst mäßig, stets bis an die Zähne bewaffnet, die Frauen aber als eine niedrige, minderwertige Klasse von Geschöpfen betrachtend. In den fruchtbaren Tälern wird Ackerbau getrieben, sonst sind die Albanesen Hirten, und diese letzteren besonders halten stehlen zwar für schimpflich, den öffentlichen Raub aber durchaus für keine Schande. Auch sie haben wiederholt schon die Fahne der Empörung gegen die Türken aufgepflanzt, bis jetzt aber noch ohne Erfolg, denn meist sind sie durch schimpflichen Verrat unterlegen. Im Kriege sind sie nicht nur durch ihre schrankenlose Raubsucht, sondern auch durch ihre Mordlust von jeher gefürchtet. —

Von den Inseln im Ägäischen Meere, die noch zu der europäischen Türkei gerechnet werden, seien hier nur das alte Lemnos, jetzt Limnos, und Kandia oder Kreta, türkisch Kirid genannt. Letzteres fast durchweg Gebirgsland, in dessen Mitte sich der Massenberg des Ida, jetzt Psiloriti, bis zur Höhe von 2457 m erhebt. Auf ihm hausten nach der altgriechischen Sage die Dactyli, dämonische Wesen, denen die Erfindung der Eisen- und Kupferbearbeitung zugeschrieben wurde, und in den Höhlen des Berges wurde Zeus von den Nymphen erzogen. Im Altertum waren die äußerst fruchtbaren Niederungen der Insel mit üppigem Anbau bedeckt, unter der türkischen Herrschaft ist auch Kandia vollständig heruntergekommen.

2. Das Königreich Griechenland.

Griechenland, das jedermann bekannte Hellas der alten Griechen, ist der südlichste Teil der Balkanhalbinsel und fiel um die Mitte des 15. Jahrhunderts ebenfalls den Türken zur Beute. Erst im Jahre 1821 brach ein allgemeiner Aufstand gegen die abscheuliche Türkenherrschaft los, der unter Beihilfe von Rußland, England und Frankreich mit der Befreiung Griechenlands und seiner Anerkennung als eigenes souveränes Königreich endete. 1863 wurde das Gebiet desselben noch durch die Abtretung der Jonischen Inseln an der Westküste und 1881 auf Anordnung der europäischen Großmächte durch Thessalien erweitert, so daß das Königreich gegenwärtig 65 000 qkm mit 2 500 000 Einwohnern umfaßt.

Je weiter nach Süden, desto reicher wird die Flächengliederung des Landes, und zahlreiche vorzügliche Häfen haben die Griechen von jeher vornehmlich auf die See an-

gewieſen. Von Weſten her ſchneidet der Golf von Korinth tief in das Land hinein, von Oſten her kommt ihm der Meerbuſen von Ägina entgegen, ſo daß der ganze ſüdliche Teil des Landes, Morea oder der alte Peloponnes, nur durch die ſchmale Landenge von Korinth mit dem Feſtlande der Balkanhalbinſel zuſammenhängt. Da dem ſehr gebirgigen Lande größere Täler fehlen, ſo können ſich auch keine Flüſſe von Bedeutung entwickeln. Unter den Seen ſind der Topolios oder Kopais und der Brachori oder Trichonis hervorzuheben.

Die Bewohner des Landes ſind die Nachkommen der alten Hellenen, die mit vielen ſlaviſchen, illyriſchen, albaneſiſchen und andern Stammelementen gemiſchten Neugriechen, große, ſchöne Geſtalten mit ſcharf geſchnittenen Geſichtszügen und von feurigem Temperament. In den verſchiedenen Landſchaften findet man die maleriſchſten Volkstrachten. Der, allerdings nur zum Teil, ſehr fruchtbare Boden liefert ihnen Weizen, Gerſte, Hirſe und Mais, dazu treten Hülſenfrüchte und Gemüſepflanzen aller Art, vor allen Dingen Tabak, denn nicht nur iſt das Rauchen eine hervorragende Leidenſchaft des Griechen, auch unter den Frauen vielfach gebräuchlich, ſondern Tabak iſt auch ein bedeutender Ausfuhrartikel. Auch der Weinbau iſt ſehr ausgedehnt, denn griechiſche Weine ſind in der ganzen Welt bekannt und beliebt; nur der ehemals ſo berühmte Malvaſier ſoll gegenwärtig nicht mehr hergeſtellt werden können, wie überhaupt die Behandlung der Weine in Griechenland zu wünſchen übrig läßt.

Korinthenernte.

Nächſt dem gekelterten Wein ſind aber die getrockneten Weintrauben, die wichtigſte Form, in welcher dieſe Frucht im menſchlichen Verkehr und Haushalt auftritt, für Griechenland von der höchſten Bedeutung, namentlich die kleinfrüchtigen Sorten, die früher nur am Golf von Korinth gezogen wurden, daher ihr Name Korinthen, jetzt aber über faſt ganz Griechenland, die Joniſchen Inſeln und die Inſeln des Archipels verbreitet ſind. Man rechnet, daß die Korinthenausfuhr allein faſt die geſamte Einfuhr des Landes deckt. Ungeheure Mengen kommen von Patras, Korfu, Licata, Zante und aus andern Häfen. Die getrockneten Früchte werden in große Fäſſer eingepackt und kommen ſo in den Handel. Noch heute werden die kleinfrüchtigen Weinſorten im Peloponnes überall ge-

Digitized by Google

zogen, wo der Boden es nur irgend zuläßt, und die Pflanzungen geben dem Lande ein ebenso eigentümliches Gepräge wie die Wohnhäuser der Landbebauer. Die Bauart läßt sich als ein Gemenge von italienischem und türkischem Stil bezeichnen. Die Häuser sind nämlich quadratisch und nur bis zum ersten Stock aus Stein, weiter hinauf aber aus Lehm und Stroh mit eingelegten Holzknütteln gebaut, was in den hier gar nicht seltenen Erdbeben seinen Grund hat. Der obere Teil wird aber mit Kalk beworfen, der untere bleibt häufig rohe Steinwand.

Der Grieche ist ein geborener Handelsmann. Nicht nur im Lande selbst bietet der Handel die Haupttätigkeit, sondern in allen größeren Handelsplätzen des Auslandes, in der Türkei, Rußland, Ägypten, Kleinasien, Italien, selbst in Frankreich und England sind auch griechische Kaufleute angesiedelt, die einen bedeutenden Umsatz zu erzielen wissen. Man hat berechnet, daß Griechenlands Gesamthandel in Ein- und Ausfuhr in fünf Jahren 536 Millionen Drachmen oder, die Drachme nach unserem Gelde zu 75 Pfg. genommen, 402 Millionen Mark betragen haben muß; die Korinthenernte allein ergiebt eine durchschnittliche Einnahme von 30 Millionen Drachmen. —

Landhaus im Peloponnes.

Das Königreich Griechenland wird einschließlich seiner reichen Inselwelt an der West- und Ostküste in 16 Nomarchien geteilt. Diese sind auf dem Festlande von Süden nach Norden: Lakonia, Messenia, Arkadia, Argolis und Korinthia, Elis und Achaia, Akarnania und Ätolia, Phthiotis und Phokis, Attica und Böotien, Arta, Trikkaja, Larissa; auf den Inseln: Euböa, Kykladen, Kerkyra oder Korfu, Kephalonia, Zakynthos oder Zante. Unter den vielen Inseln sei hier nur die südlichste der Kykladen, Santorin oder Thira, hervorgehoben, als der Schauplatz häufiger unterseeischer vulkanischer Tätigkeit.

Besonders zu erwähnen ist aber noch Samos, eine 468 qkm große Insel, hart an der Westküste Kleinasiens, mit 50000 Einwohnern völlig griechischer Nationalität. Sie bildet ein eigenes Fürstentum, das aber von der Türkei abhängig ist und an die Hohe Pforte, welche auch den Fürsten zu ernennen berechtigt ist, jährlich 300000 Piaster, nach unserem Gelde etwa 54000 Mark Tribut zahlen muß.

Überall in Griechenland wandelt man auf den Spuren einer großen Vergangenheit,

Digitized by Google

von der nichts geblieben ist, als Schutt und Trümmer. Wo Sokrates und Plato lehrten, wo Phidias und Praxiteles ihre herrlichen Götterbilder formten, die noch jetzt in den Gesängen jener Zeit leben, wo ein Volk lebte, das den zahllosen Heeren eines Xerxes Widerstand zu leisten vermochte, da sieht man nichts als Ruinen, und selbst die in neuerer Zeit allmählich wieder aufblühende Landeshauptstadt Athen ist neu erstanden zwischen den Trümmern des Altertums.

3. Das Fürstentum Bulgarien.

Zu Ende des siebenten Jahrhunderts wurde an der unteren Donau von den Bulgaren, einem asiatischen Nomadenvolke, das auf dem Zuge der Völkerwanderung den Hunnen gefolgt war, ein eigenes Reich gegründet. Sie vermischten sich mit den hier lebenden Slaven und blieben selbständig bis zu Anfang des elften Jahrhunderts, wo sie dem griechischen Kaisertum tributpflichtig wurden. Wenn sie diese Fessel auch nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder abwarfen, so erfreuten sie sich der neuen Selbständigkeit doch nicht lange, denn mit der ganzen Balkanhalbinsel wurde auch Bulgarien von den Türken unterworfen und blieb ein Bestandteil des osmanischen Reiches bis 1878. Erst durch den russisch-türkischen Krieg wurde Bulgarien durch den Spruch der Großmächte von der Türkei abgetrennt und zu einem eigenen Fürstentum erhoben, 1885 auch noch die türkische Provinz Ostrumelien mit ihm vereinigt, so daß es mit diesem zusammen 96 600 qkm umfaßt und 3 310 000 Einwohner zählt. Ein Vasallenverhältnis zur Hohen Pforte besteht mehr nur dem Namen, als der Tat nach.

Die nördliche Kette des hohen Balkan durchzieht die beiden vereinigten Länder der ganzen Länge nach von Westen nach Osten und bildet zugleich auch die Wasserscheide, denn von dieser hohen Scheidelinie laufen die Gewässer nach Norden ab zur Donau, welche die Grenze Bulgariens gegen Rumänien bildet. Die namhaftesten dieser Gewässer sind: Cibrica, Ogast, Isker, Vid, Osam, Jantra, Lom. Die nach Süden durch Ostrumelien abfließenden Gewässer sind sämtlich Zuflüsse der mit ihrem Stromgebiete durch das ganze Land verzweigten Mariza.

Die Bewohner des Landes sind zur größeren Hälfte Bulgaren, die kleinere besteht aus Türken, Tataren, Kosaken, Zigeunern, Griechen. Der echte Bulgare, überwiegend im nördlichen Teile des Landes, ist ein roher Volksstamm, der sich nicht viel von wilden Völkerschaften unterscheidet. Er wohnt in Dörfern (Selos), die aus vier bis fünf umfangreichen Höfen bestehen und abseits von der Straße, möglichst versteckt auf einer Wiese oder an einem Bache liegen. In der Mitte des Hofes steht die Hütte des Bauern, ein korbartiger Raum aus Weidengeflecht mit kegelförmigem Strohdach, die Küche ist in der Mitte des Raumes ein Loch, in welchem das Feuer brennt. Rings um diese primitive Behausung stehen ähnliche Hütten für das Vieh, das nach den Gattungen gesondert untergebracht ist. Der ganze Hof ist dann umschlossen von einer dichten Hecke. Selbstver-

ständlich ist diese aus uraltem Herkommen übliche Einrichtung nur auf dem platten Lande zu finden, wo auch fast ausschließlich nur Viehzucht getrieben wird, die Felle, Wolle, Talg, Fette, auch Leder so reichlich liefert, daß von diesen Erzeugnissen auch ins Ausland verschickt werden kann. Die Städte sehen schon anders aus, und Sofia, die Hauptstadt von Bulgarien an der Hauptstraße von Belgrad nach Konstantinopel, wie auch Ostrumeliens Hauptstadt Philippopel an der oberen Maritza, sind schon Städte von einiger Bedeutung. Außer den genannten Erzeugnissen liefert der waldreiche Balkan viel Bauholz, die Obstbaumzucht besonders Pflaumen, die in großen Massen ausgeführt werden. Eine Spezialität Ostrumeliens ist die Erzeugung von Rosenöl.

4. Das Fürstentum Montenegro.

Montenegro oder slavisch Cernagora und türkisch Karadagh, was alles nur „schwarze Berge" bedeutet, hat seinen Namen von den gewaltigen, dunklen Bergen, die den Hauptteil des Landes ausfüllen. Es war vor der Türkenzeit ein Teil von Serbien, machte sich aber, als dieses Land von den Türken unterworfen wurde, frei und hat diese Freiheit in vielen blutigen Kämpfen bewahrt. Die Konferenz der Großmächte, welche 1878 in Berlin stattfand und sich vornehmlich mit den Verhältnissen der Balkanhalbinsel beschäftigte, hat auch für Montenegro eine bessere Grundlage geschaffen, als bis dahin vorhanden war. Das Land wurde nicht nur nach Südosten hin erweitert, so daß nun der größte Teil des Sees Skutari dazu gehört, sondern auch nach Süden, wo es jetzt mit einem Streifen das Adriatische Meer berührt, von dem es bis dahin abgeschlossen war. In diesem Umfange zählt es nun 200 000 Einwohner auf 9080 qkm.

Montenegriner.

Nackte, wild zerrissene Felsmassen, die bis zu 2400 m Höhe ansteigen, bilden den Charakter des Landes und lassen wenig Raum für den Anbau, den der Montenegriner aber ohnehin nicht liebt, da der meist steinige Boden so wenig Ertrag gibt, daß er nur höchst selten die Bedürfnisse des Landes deckt. Die Flüsse von Montenegro sind teil Zuflüsse der Moratscha, welche nach Südosten in den Skutarisee abfließt, teils sind es die Quellflüsse der Drina, die ihre Wasser nordwärts der Save und Donau zuführt.

Viehzucht und Fischfang sind die einzigen Zweige der Tätigkeit, für die der Montenegriner allenfalls noch Neigung zeigt, Industrie und Handwerk sind ihm verächtliche

Dinge; was er braucht und nicht selbst erzeugen kann, das tauscht er in dem Dalmatischen Hafen von Cattaro gegen die Produkte seiner Viehzucht und Fischerei ein. Krieg und Kampf ist sein Lebenselement, und er lebt lieber unter den größten Entbehrungen, als daß sich sein Kriegerstolz zu Arbeiten herabwürdigte, deshalb erscheint er auch immer schwer bewaffnet.

Die Landestracht ist höchst malerisch, vor allen Dingen glänzen in dem breiten, aus einem türkischen Schal bestehenden, goldverzierten Gürtel kostbar ausgelegte Pistolen, Dolche und Säbel. Der Oberkörper ist in eine anliegende weiße Aermeljacke gekleidet, darüber eine offene Weste, die so reich mit glänzenden Stickereien bedeckt ist, wie sie der Besitzer nur irgend auftreiben kann. Den unteren Körper deckt eine schwarze, sehr weite Kniehose und darüber ein kurzer, faltenreicher Rock, die Fustanella, alles von dem Gürtel zusammengehalten. Strümpfe und Schuhe an den Beinen und eine schirmlose Mütze, Kolpak, auf dem Kopfe vollenden den malerischen Anzug.

Cetinje ist die Hauptstadt des Landes, von wo auch neuerdings eine fahrbare Straße nach Cattaro hinabführt, sonst erheben sich die Straßen des Landes nicht über die Natur von Saumpfaden, auf denen die Lasten von Pferden und Maultieren, aber auch von Frauen getragen, befördert werden. Die befestigten Orte Podgoritza an der Moratscha und Nikschitz sind weit bedeutender als die genannte fürstliche Haupt- und Residenzstadt. Am Adriatischen Meere besitzt Montenegro den wenig geschützten Hafen von Dulcigno und in der Nähe von Antivari eine gute Rhede als kleinen Kriegshafen

5. Das Königreich Serbien.

Wie alle Staaten der Balkanhalbinsel hat auch Serbien jahrhundertelange blutige Kämpfe durchgemacht, ehe es 1829 insofern eine teilweise Selbständigkeit erlangte, daß es einen eigenen Fürsten erhielt, aber doch der europäischen Türkei tributpflichtig bleiben mußte. Erst durch den russisch-türkischen Krieg erlangte das Land seine volle Unabhängigkeit, und durch den Berliner Kongreß wurde sein Gebiet sogar noch vergrößert. Im Jahre 1882 wurde das Königtum proklamiert und von den europäischen Mächten anerkannt. Das Land umfaßt 48 300 qkm mit 2 490 000 Einwohnern.

Serbien ist durchweg Gebirgsland, das durch die Kämme des Balkan im Süden, Kopaonik 2106 m, von den türkischen Provinzen getrennt wird, im Lande selbst sich als schluchtenreiches, im Norden von der Save und der Donau eingefaßtes Hochland darstellt. Als Hauptfluß des Landes darf die Morava gelten, welche dasselbe, aus der bulgarischen und serbischen Morava zusammenfließend, seiner ganzen Länge nach von Süden nach Norden durchströmt und in die Donau fällt, die außer vielen kleinen Zuflüssen hier auch noch den größeren Timok, Grenzfluß gegen Bulgarien, aufnimmt. In die Save gehen die Kolubara und Drina, Grenzfluß gegen die Bukowina. Östlich von der Morava erhebt sich das Land zu höheren Gebirgsstöcken, die bis hart an die Donau herantreten

und sich jenseits des Stromes, also von Süden nach Norden, in den mächtigen Transsylvanischen Alpen fortsetzen. Diesen gewaltigen Gebirgsstock hat die Donau augenscheinlich von Westen nach Osten durchbrochen, denn außer einer Anzahl von Stromschnellen bildet sie hier bei Orsova das nur 130 m breite Eiserne Thor, durch welches sie brausend dahinzieht.

Die Serben gehören dem Zweige der Südslaven an; außer ihnen wohnen im Lande noch viele Walachen und Zigeuner. Die Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, besonders die Schafzucht, welche hier das Haus mit den nötigen Bedürfnissen versieht, während das Rind mehr nur für die Arbeit gezogen wird. Das an Eichenwäldern so reiche Land bietet außerdem in der Eichelmast das Mittel für eine ausgedehnte Schweinezucht. So liefert denn die Viehzucht auch die Hauptgegenstände für die Ausfuhr, da der Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe steht, und Industrie und Bergbau, trotz des Erzreichtums der Gebirge, kaum nennenswert sind. Das einzige, was als Bodenerzeugnis von einiger Wichtigkeit genannt zu werden verdient, da es sich fast mühelos gewinnen läßt, sind Pflaumen, die in großen Mengen ins Ausland gehen. Unter der langen türkischen Mißwirtschaft und den darauffolgenden unaufhörlichen politischen Wirren ist Serbien wirtschaftlich zerrüttet. Es würde vor allen Dingen Ruhe brauchen, um in langer, rastloser Arbeit wieder zu innerer Festigkeit zu gelangen; ob es aber je dahin kommen wird, erscheint bis zur Stunde zweifelhaft.

Die Hauptstadt des Landes ist das strategisch wichtige Belgrad am Zusammenfluß der Save und Donau, das in den Türkenkriegen mehrfach eine große Rolle gespielt hat.

6. Das Königreich Rumänien.

Rumänien, zusammengesetzt aus den ehemaligen Fürstentümern der Walachei und Moldau, bietet den Übergang von Süd- und Mitteleuropa zu Osteuropa, denn während es den südlichen und östlichen Abfall der mitteleuropäischen Karpatenländer ausmacht und in seinen historischen Geschicken mehr oder weniger ganz mit der Balkanhalbinsel verflochten war, zeigte es in seiner Kulturentwickelung ganz osteuropäisches Gepräge.

Rumänien, 131020 qkm mit 5 900 000 Einwohnern, 1881 zum Königreich proklamiert, besteht, wie gesagt, aus den alten Landschaften der Walachei und Moldau. Die Walachei füllt den Südabfall der Transsylvanischen Alpen und das Tiefland bis zur Donau aus und erstreckt sich von Westen nach Osten, immer an dem Strome hin. Dieser wendet sich, schon in der Nähe des Schwarzen Meeres angekommen, bei Rassova plötzlich nach Norden und fließt nun, parallel mit dem Meere, über 200 km weit in dieser Richtung, bis er bei Galati ebenso plötzlich abermals nach Osten umbiegt und nun erst in einem meilenbreiten Delta in das Schwarze Meer mündet. Der durchschnittlich 70 km breite Streifen, welcher zwischen diesem plötzlichen Nordlaufe der unteren Donau und dem Schwarzen Meer bleibt, heißt die Dobrudscha, ein Land, welches wenig Kulturboden, aber desto mehr Sumpf-

und Steppenland aufweiſt und daher ungeheuren Herden von Schafen und Ziegen, die aus der Walachei hierher getrieben werden, zur Weide dient. Dieſes im großen und ganzen wertloſe Land, welches gegen 15000 qkm umfaßt, hat Rumänien ſeinerzeit gegen das ruſſiſche Beſſarabien umtauſchen müſſen. Merkwürdig iſt hier der ſogenannte Trajanswall, eine ſchon von den Römern angelegte Befeſtigungslinie, welche aus einem bis 3 m hohen Erdwall beſteht und oft in zwei- bis dreifacher Wiederholung von der Donau bei Raſſova bis an das Schwarze Meer ſich erſtreckt. — Rechtwinklig zu der Walachei ſtehend breitet ſich das Fürſtentum Moldau zwiſchen den Oſtkarpaten und der ruſſiſchen Ebene aus, von dieſer durch den Pruth getrennt.

Aufzug rumäniſcher Prieſter.

Die Bewäſſerung Rumäniens gehört natürlich ausſchließlich dem Gebiete der Donau an. Von größeren Zuflüſſen nimmt dieſelbe in der Walachei den Ziul, die Aluta, den Ardzis und die Palomita, in der Moldau den weitverzweigten Seret auf.

Die Bevölkerung des Landes beſteht in der Hauptmaſſe aus dem Volksſtamme der Rumänen, die wohl aus der Vermiſchung der römiſchen Anſiedler mit der Urbevölkerung hervorgegangen ſein dürften und ſich außer in Rumänien auch noch in Ungarn, Siebenbürgen, in der Bukowina, in Serbien, in der Türkei und Rußland zahlreich vertreten finden. Außer dieſem Hauptvolke leben im Lande aber auch viele Slaven, Magyaren, Griechen, Armenier, Polen, Tataren, beſonders viele Zigeuner, die in Rumänien vornehmlich ihren Sitz zu haben ſcheinen. Die Hauptbeſchäftigung der Rumänen iſt der Ackerbau, drei Viertel der Bevölkerung ſind Bauern. Gebaut werden hauptſächlich Weizen und Mais, die auch die vornehmſten Artikel der Ausfuhr bilden. Am Fuß der Karpaten wird auch viel Weinbau betrieben. Die Viehzucht ſteht nicht auf hoher Stufe, der Bergbau ruht faſt ganz, mit Ausnahme der Ausbeutung von Petroleum, welches in Rumänien reichlich vorhanden iſt und einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Der Handel geht aber faſt ganz durch die Hände der Nichtrumänen, daher erklärt ſich auch die große Zahl der im Lande anſäſſigen Juden. Auch die Induſtrie iſt nicht nennens-

wert, Gewerbetreibende und Handwerker sind zumeist Ausländer; was der Rumäne braucht, das fertigt er sich selbst, darüber hinaus gehen seine bescheidenen Bedürfnisse nicht.

Die Rumänen gehören, wie die größte Mehrzahl der christlichen Bekenner auf der Balkanhalbinsel, zur griechisch-katholischen Kirche und bezeigen allem, was damit zusammenhängt, die höchste Verehrung. Die Priester (Popen) tragen gewöhnlich ein weites, oft mit Pelz gefüttertes Gewand, schwarz oder violett, da helle Farben verboten sind, und auf dem Kopfe eine hohe, schirmlose Mütze aus Filz. Die höheren Geistlichen kleiden sich oft ganz in Seide, alle aber haben stattliche, lange Bärte. Der Metropolit, welcher auf unserem Bilde die gläubige Menge mit Weihwasser besprengt, trägt den Hirtenstab, auf dem Kopfe die diademartig eingefaßte, mit einem Kreuz geschmückte Mitra und eine schwere Brustkette. Lichter- und Fahnenträger folgen dem geistlichen Oberhaupt aus der Säulenhalle der Kirche, und wohin der Aufzug sich wendet, da sinkt die gläubige Menge anbetend in die Kniee. —

Im Mittelalter bestand Rumänien aus einer Anzahl von Herzogtümern, die im vierzehnten Jahrhundert zu den zwei selbständigen Fürstentümern der Moldau und Walachei verschmolzen wurden. Diese gerieten dann unter türkische Herrschaft, doch wußte sich mit der Zeit auch Rußland einen dominierenden Einfluß zu verschaffen und übte neben der Hohen Pforte das Protektorat über die Fürstentümer aus. Diese wurden erst im Jahre 1861 zu einem einzigen Fürstentum Rumänien vereinigt, doch blieb das Land auch ferner noch unter türkischer Oberhoheit. Mit dem türkisch-russischen Kriege aber schlug auch diesem Lande endlich die Erlösungsstunde: 1877 erfolgte die von den Mächten anerkannte Unabhängigkeitserklärung und 1881 die Erhebung Rumäniens zum Königreich.

Die Hauptstadt des gesamten Reiches ist Bukarest in der Walachei, für die Moldau gilt Jassi als Hauptstadt.

Osteuropa.

Das russische Reich.

Wie die germanischen Normannen unter dem Namen der Wikinger im achten und neunten Jahrhundert die Küsten von West- und Südeuropa plündernd heimsuchten und dort sogar eigene Reiche gründeten, so machten sie als Waräger oder Wäringer die Ostsee unsicher und wurden auch hier ein Schrecken der finnischen Küstenbewohner. Diese waren es, welche im neunten Jahrhundert den Waräger Rurik gegen sie bedrängende Feinde zu Hilfe riefen, und Rurik drang nun nicht allein in das von slavischen Volksstämmen bewohnte Tiefland ein, sondern setzte sich darin auch fest, unterwarf es nach der Eroberung von Nowgorod, 862, bis zur Wolga und warf sich hier zum Oberhaupte eines eigenen slavischen Reiches auf, das seinen Nachkommen bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts verblieb. Da brach eine mongolisch-tatarische Völkerflut über das ganze osteuropäische Tiefland herein, überschwemmte auch das russische Reich, und die Tataren blieben Herren des Landes bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese drei Jahrhunderte asiatischer Despotie hatten genügt, um das junge russische Reich, das unter dem Einfluß seiner ursprünglich germanischen Fürstenfamilie wohl mehr und mehr mit dem übrigen Europa in Verbindung getreten und dessen sich entwickelnder Kultur zugänglich geworden wäre, dem Abendlande völlig zu entfremden und unter dem Volke jenen Knechtssinn, jene kriechende Unterwürfigkeit zu erzeugen, wie sie das russische Volk heute noch charakterisieren. Iwan der Dritte war der Befreier des Landes vom tatarischen Joch und sein Nachfolger Iwan der Vierte nahm den Titel „Zar" an, gleichbedeutend mit Kaiser. Ende des sechzehnten Jahrhunderts starb Ruriks Familie aus, und die mit ihr durch Heirat verwandt gewordene altrussische Bojarenfamilie der Romanow wurde auf den Thron erhoben. Immerhin blieb Rußland ein kleineres Binnenreich, erst mit Peter dem Großen begann die rasch zunehmende Vergrößerung des Reiches, das schließlich über die Grenzen Europas hinaus zu einem staunenerregenden Koloß angewachsen ist. Das europäische Rußland allein umfaßt 5 390 000 qkm mit 106 235 000 Einwohnern, und rechnet man Rußlands Besitzungen in Asien mit dazu, so kommt die ungeheure Summe von 22 217 000 qkm mit 130 880 000 Einwohnern zusammen, welch letztere Bevölkerungsziffer im Verhältnis zur Raumausdehnung allerdings gering genannt werden muß, denn sie ergiebt kaum 6 Einwohner auf den Quadratkilometer.

Das europäische Rußland, mit dem wir es an dieser Stelle allein zu tun haben, grenzt im Norden an das nördliche Eismeer, im Westen an Skandinavien, die Ostsee,

das deutsche Reich, Österreich-Ungarn und Rumänien, im Süden an das Schwarze Meer und Vorderasien; im Osten bilden das Kaspische Meer, der Uralfluß und das Uralgebirge die Grenzen gegen Asien. Außer dem letzteren Grenzgebirge, das sich im Süden mit dem Iremel bis zu 1536 m, im Norden mit dem Töllpoß bis zu 1583 m erhebt, und dem Kaukasus, welcher einen gewaltigen Querriegel vom Schwarzen zum Kaspischen Meer bildet, hat Rußland keine Gebirge, sondern ist ausschließlich Tiefland. Der Kaukasus, aus einem Hauptzuge und mehreren Parallelketten bestehend, erhebt sich weit über 5000 m Höhe; Elbrus 5660, Kaschtantau 5219, Dyptau 5159, Kasbek 5013 m.

Anstatt von Gebirgen wird die ungeheure russische Tiefebene von einem Höhenzuge durchstrichen, der die Hauptrichtung der mitteleuropäischen Gebirge von Südwest nach Nordost gleichfalls beibehält und in seiner größten Erhebung, der Waldaihöhe, etwa bis 350 m ansteigt. Dieser Höhenzug aber bildet die Wasserscheide, von welcher fast alle Gewässer Rußlands einerseits nach Nordwesten und Norden zur Ostsee oder zum Baltischen Meere und zum nördlichen Eismeere, anderseits nach Süden zum Kaspischen und Schwarzen Meere abfließen; nur drei der großen russischen Ströme machen von diesem gemeinsamen Quellgebiet eine Ausnahme, und davon gehören zwei dem russischen Reiche nur teilweise an. Dem Gebiete der Ostsee gehören an: die Weichsel, welche in drei Quellflüssen auf den Westkarpaten entspringt, danach erst das russische Gebiet betritt, ganz Polen durchfließt und endlich in Preußen eintritt; ferner gehen in die Ostsee der Njemen, die Düna, die Narowa und die Newa, an welcher die Hauptstadt St. Petersburg liegt und die den Abfluß des Ladogasees bildet. — In das nördliche Eismeer fließen ab: die Onega, die Dwina, der Mesen und die Petschora; letztere ist der zweite russische Fluß, der nicht von dem mittelrussischen Höhenzuge kommt, denn ihre Hauptquellflüsse liegen hart an der asiatischen Grenze im Uralgebirge. — Nach dem Schwarzen Meere fließen der Dnjestr, welcher aus Galizien von den Karpaten herabkommt, der Dnjepr und der Don, nach dem Kaspischen Meere die Wolga. — Die genannten Flüsse sind die Sammler fast aller fließenden Gewässer Rußlands, denn jeder breitet sich mit einer Unzahl von Neben- und Zuflüssen über ein weitverzweigtes Stromgebiet aus.

Sehr bedeutend ist auch Rußlands Reichtum an Seen, es enthält die größten Binnenseen Europas. Der Ladogasee bedeckt einen Flächenraum von über 18 100 qkm, durch den Swir steht er nach Osten mit dem Onegasee, 9750 qkm, nach Süden durch den Walchow mit dem Ilmensee, 918 qkm, nach Westen durch den Wuoxen mit dem Saimasee in Finnland in Verbindung. Ein See von 3510 qkm Flächenraum ist ferner der Peipussee an der Ostgrenze der Ostseeprovinzen; 1240 qkm mißt der Szeg im Gouvernement Olonez, 1125 qkm der Bjeloje im Gouvernement Nowgorod, 1065 qkm der Tapofero im Gouvernement Archangel, usw., usw. Besonders reich ist Finnland an Seen, welche große Teile dieses Landes förmlich bedecken. Ferner hat Rußland ein wahrhaft großartiges Kanalsystem, dessen Anlage das ebene Land und der Wasserreichtum, sowie die Schiffbarkeit der Flüsse ungemein begünstigen, so daß nicht nur einer, sondern sogar mehrere Wasserwege aus der Ostsee sowohl in das Kaspische Meer, wie auch in das Schwarze Meer führen. —

Das europäiſche Rußland wird in 8 Landſchaften und 68 Gouvernements geteilt: Großrußland mit 20, Kleinrußland oder die Ukraine mit 4, Oſtrußland mit 10, Süd- oder Neurußland mit 4, Weſt- oder Weißrußland mit 8, Polen mit 10, die Baltiſchen oder Oſtſeeprovinzen mit 4 und Finnland mit 8 Gouvernements.

Es liegt auf der Hand, daß in einem über ſo viele Breitengrade ausgedehnten und aus ſo vielen Nationen zuſammengeſetzten Lande auch die Nahrungsquellen und Beſchäftigungen der Bewohner ſehr verſchieden verteilt ſein müſſen. Im allgemeinen läßt ſich nur ſagen, daß der Ackerbau die erſte Stelle einnimmt; Rußland bringt ſo viel Getreide hervor, daß es davon Maſſen auf den europäiſchen Markt werfen kann. Der Anbau von Flachs, Kartoffeln, Tabak, Gemüſepflanzen, Hülſenfrüchten uſw. iſt ſehr verſchieden verteilt. Wein wächſt im holzarmen Süden, während der Norden ſoviel Wälder enthält, daß das Holz gar nicht verbraucht werden kann. Auch der Zucht von Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen wird große Sorgfalt zugewendet, dazu kommen im Norden Rentiere, im Süden Büffel und Kamele. Der Bergbau wird im Ural fleißig betrieben, auch auf Gold und Platina; im übrigen europäiſchen Rußland werden Anthracit, Steinkohlen, Braunkohlen und Salz gewonnen. Die Induſtrie und der Handel Rußlands ſind ſchon jetzt bedeutend und in ſtetem Zunehmen begriffen.

Ruſſiſcher Straßenverkäufer.

Kein Staat Europas hat eine ſo vielgeſtaltige Bevölkerung wie Rußland. Obenan ſtehen die Slaven und unter ihnen wieder die Ruſſen, welche natürlich die Hauptmaſſe der Bewohner bilden. Man unterſcheidet ſie in Groß-, Klein- und Weißruſſen. Die Großruſſen ſind ein kräftiger, großen Anſtrengungen gewachſener Menſchenſchlag von gedrungenem Körperbau, mit ſtarkem Nacken, breiten Schultern, kleiner, ſtumpfer und ſtarker Naſe und gelbbraunem, oft blondem Haar, welches von dem gemeinen Mann in der Mitte geſcheitelt und hinten rund geſchnitten getragen wird. Der Großruſſe zeigt eine ausgeſprochene Neigung für den Handel. Beſonders entſpricht der Kleinhandel ſeiner etwas nomadenhaften Natur. Auf den Dorfmärkten wie in den Straßen der Städte findet man zahlreich ſolche Händler, die ihren kleinen Kram von Fiſchen, Kaviar, Blumen, Glas, Spielzeug, Getränken uſw. mit ſich führen und den Vorübergehenden anpreiſen.

Die Großruſſen bewohnen das Centrum des Staates ziemlich unvermiſcht, die Gebiete der alten ruſſiſchen Kultur, deren Mittelpunkt die alte Hauptſtadt Moskau iſt. Das iſt noch der echteſte Typus einer ruſſiſchen Stadt, die hier den Eindruck eines rieſenhaften Dorfes macht, dort durch die auffallendſten Gegenſätze Staunen erregt, denn elende Hütten

und glänzende Paläſte, großartige Kathedralen und ärmliche Kapellen wechſeln in buntem Durcheinander, die eleganteſten Hotels und Pariſer Magazine ſtehen in ewig ſchmutzigen oder ſtaubigen Straßen. Vornehmer drückte dies ein ruſſiſcher Großer aus, wenn er ſagte: Moskau iſt keine Stadt, ſondern ein Sammelplatz von vier- bis fünfhundert Schlöſſern, welche von ihren Dörfern und Gärten umgeben ſind. Das merkwürdigſte Gebäude iſt der alte, feſtungsartige Kreml, nicht eigentlich ein Gebäude, ſondern eine bizarre Vereinigung von Kirchen, Paläſten und Klöſtern, Türmen und Mauern, eine Welt für ſich, der Hochſitz

Der Kreml in Moskau.

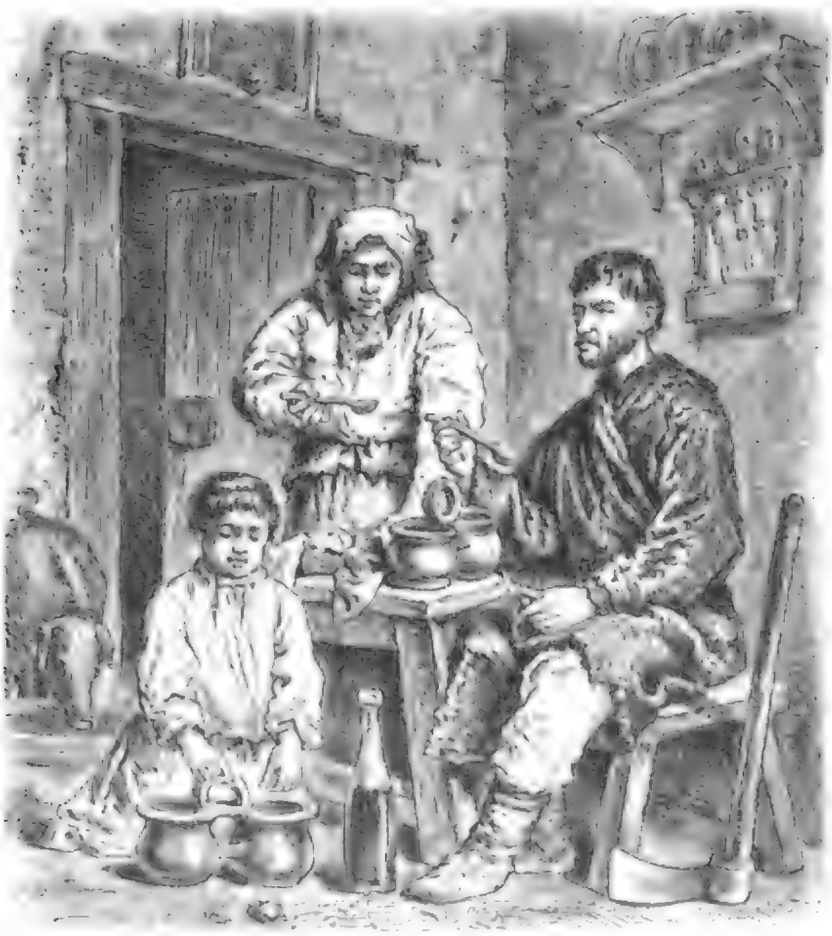
des Reiches, in welchem die Zaren gekrönt werden, viele auch begraben liegen. Von der Kuppel des Iwanturmes hat man eine umfaſſende Überſicht über ganz Moskau. Fünf Tore führen in dieſe für ſich abgeſchloſſene Welt, unter denen das Erlöſertor oder Tor unſeres Herrn, mit einem wundertätigen Heiligenbilde inſofern das merkwürdigſte iſt, als hier jedermann, der Zar nicht ausgenommen, verpflichtet iſt, das Haupt zu entblößen.

Die Kleinruſſen unterſcheiden ſich von den Großruſſen durch größere Statur, feineren Körperbau und lange, gebogene Naſe. Sie bewohnen den Süden des Reiches, nach Oſten bis an den Don, nach Weſten bis nach Galizien hinein. Die Kleinruſſen lieben den Feldbau und zeigten daher eine viel größere Anhänglichkeit an den Boden, als die Groß-

Digitized by Google

ruſſen. Sie wohnen in kleineren Dörfern, die einen ſehr eigentümlichen Eindruck dadurch machen, daß die Häuſer auf jeder Seite der Dorfſtraße mit den Strohdächern ineinander verflochten ſind. — Die Weißruſſen endlich, in den Sumpfwäldern des Dnjepr, leben in ſehr armſeligen Verhältniſſen. Ihre Dörfer, meiſt nur aus wenigen Häuſern beſtehend, ſind auf einer Aufſchüttung im Sumpfe angelegt, ſo daß der Verkehr zuweilen nur mit Kähnen bewerkſtelligt werden kann.

Von weiteren ſlaviſchen Stämmen ſind in Rußland die Polen am zahlreichſten vertreten. In Südrußland ſind auch Bulgaren und Serben zu finden, ſowie von verwandten Stämmen Rumänen und Walachen. In den weſtlichen Provinzen bis nach dem nördlichen Polen hinein ſitzen noch in bedeutender Anzahl die Litauer; die ihnen nahe verwandten Letten in Kurland und dem ſüdlichen Livland. Die Finnen dagegen, die in ihren weſtlichen Zweigen zum Teil wenig mehr an ihre mongoliſche Abſtammung erinnern, haben ſich über den Norden und Oſten ausgedehnt. Am weiteſten nach Weſten haben ſich die echten Finnen oder Karelen, Lappen und Eſthen vorgeſchoben, während die öſtlichen finniſchen Stämme von den einſamen Tundren der Petſchora im Norden ſüdlich bis an die Wolga hinunterreichen. In dieſer Folge reihen ſich an die im Norden mit ihren Rentieren nomadiſierenden Samojeden die Syrjänen, Permjäken, Wotjäken, Wogulen, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Mordwinen, und je weiter nach Süden, deſto mehr tritt das ſeßhafte Leben und der Ackerbau in den Vordergrund. Mehr als ihre weſtlichen Stammverwandten haben alle dieſe oſtfinniſchen Stämme ihren mongoliſchen Raſſencharakter bewahrt; ja vielfach findet man unter ihnen, obwohl auch ſie Chriſten ſind, noch uralte heidniſche Gebräuche und die kraſſeſten abergläubiſchen Vorſtellungen, die ſie aus dem Heidentume mit herüber genommen haben.



In einer ruſſiſchen Bauernhütte.

Im Oſten und Südoſten des ruſſiſchen Reiches leben aber auch noch Mongolen von dem türkiſch-tatariſchen Stamme. Mit ihnen iſt in Rußland auch das muhamedaniſche Bekenntnis vertreten. In überwiegender Mehrzahl finden ſich die eigentlichen Tataren,

am Ural und an der Wolga und von da südwärts bis zum Kaukasus. Die auf der Halbinsel Krim lebenden werden von manchen Forschern als Krimsche Tataren von dem Hauptstamme abgetrennt, die Gründe zu solcher Trennung sind jedoch nicht recht stichhaltig; wohl aber bildeten sie einst ein mächtiges Reich, welches außer der Krim das ganze südliche Rußland bis in den Kaukasus hinein umfaßte, und waren ein tapferes Reitervolk. Gegenwärtig sind sie friedliche Ackerbauer, Viehzüchter und Handelsleute, die in den Bergen wohnenden auch tüchtige Weinbauer. Vor langer Zeit sind Tataren auch in Weißrußland angesiedelt worden, die sich aber fast völlig polonisiert haben, sich entweder europäisch oder wie die polnischen Bauern kleiden und auch polnisch sprechen.

Ein zweiter tatarischer Stamm sind die Baschkiren, welche an dem oberen Laufe der vom Ural kommenden Zuflüsse der Wolga längs des Gebirges ihre Dörfer (Aul) errichtet haben, in deren von Schmutz starrenden Jurten sie jedoch nur im Winter leben. Die Jurten, denen wir bei den verwandten Stämmen in Sibirien wieder begegnen werden, sind hüttenartige Behausungen, kegelförmig aus leichten Balken aufgeführt und von außen mit Lehm und Rasen belegt. Im Sommer verlassen die Baschkiren diese Auls und werden Nomaden, die mit ihren Herden, zumeist aus Pferden und Schafen bestehend, umherziehen. Unter diesen Horden leben auch die Meschtscherjaken und Teptjären, tatarisierte Finnen, in ziemlicher Anzahl. Als Merkwürdigkeit mag erwähnt sein, daß bei den Baschkiren die Falkenjagd fleißig geübt wird, ein Jagdvergnügen, welches im Mittelalter auch bei uns zu den Hauptvergnügungen der Ritter und ihrer Damen gezählt wurde, gegenwärtig aber sonst nur noch bei einigen asiatischen Völkerschaften und in Nordafrika betrieben wird.

Tataren.

Zwischen der unteren Wolga und dem Uralflusse in dem Steppenlande am Kaspischen Meere hat die Horde der Kirgisen ihre Sitze, die zum Unterschiede von der bei weitem größeren Horde in den Steppen Asiens die innere Horde heißt, während die asiatische als die äußere bezeichnet wird. Bei den Kirgisen tritt der Mongolentypus stärker hervor, als bei den vorgenannten Tatarenstämmen, merkwürdigerweise aber nur bei gewissen Familien, die deshalb auch als bevorrechtigte Klasse angesehen werden, und auch bei den Frauen stärker als bei den Männern. Die Kirgisen sind echte Nomaden, die in Filzzelten leben, diese ihre Wohnungen daher leicht abbrechen und den Wohnort, je nachdem die Weide für ihre Herden es erforderlich macht, beliebig verändern können. Ihre oft sehr zahlreichen Herden bestehen aus Pferden, Rindern und Kamelen. Das Fleisch der ersteren macht ihre Hauptnahrung aus,

Digitized by Google

deren gegorene Milch, Kumys, das Nationalgetränk ist. Die Kirgisen sind geborene Reiter, Pferderennen ihr Hauptvergnügen, dem sie mit wahrer Leidenschaft frönen.

Während diese drei Tatarenstämme dem Muhamedanismus anhängen, huldigen die Kalmücken dem asiatischen Buddhismus; sie haben auch von allen Stämmen den ausgeprägtesten Mongolentypus, das breite Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und kleinen, zur Nase hin schiefliegenden Augen. Sie sind ebenfalls echte Nomaden, die von der Manytschniederung bis zur unteren Wolga umherziehen, deren Herden aus Pferden, Rindern und Kamelen bestehen, außer denen aber auch noch die Rasse der fettschwänzigen Schafe gezogen wird.

Daß in Rußland auch beinahe eine Million Deutsche leben, besonders in den Ostseeprovinzen, aber auch sonst in den russischen Städten, darf schließlich nicht vergessen werden. —

Die zweite Haupt- und Residenzstadt, aber die erste Handels- und Fabrikstadt des russischen Reiches ist St. Petersburg an der Mündung der Newa in die Kronstädter Bucht, zu deren Schutze auf der Kotlininsel die Festung Kronstadt erbaut wurde, die zugleich der erste Kriegshafen Rußlands ist. Wegen der Seichtigkeit der inneren Bucht konnten früher die Seeschiffe nur bis Kronstadt einfahren, jetzt führt sie der Morskoikanal bis hart an das Westende der Hauptstadt. Petersburg wurde im Jahre 1703 von Peter dem Großen inmitten der Newasümpfe begonnen, jetzt ist es eine prachtvolle Stadt mit mehr als einer Million Einwohnern.

Digitized by Google

Asien.

Asien ist der größte aller Erdteile, denn es umfaßt nicht weniger als rund 44 Millionen qkm. Es ragt im Norden mit dem Kap Tscheljuskin unter 78° n. Br. noch um sieben Breitengrade weiter in das nördliche Eismeer hinein, als Europa, und von hier aus erstreckt sich das Festland des Erdteils bis fast in die Tropenzone hinein, von welcher sein südlichster Punkt, das Kap Buru auf der Halbinsel Malakka in Hinterindien, nur noch etwas über einen Grad entfernt bleibt, während die davor gelagerte südostasiatische Inselwelt noch weit über den Äquator hinausreicht und zum großen Teil ganz der heißen Zone angehört.

Die Nordgrenze Asiens bildet also das nördliche Eismeer, die Südgrenze der Indische Ozean; im Osten wird Asien von dem Großen Ozean bespült, im Westen stößt es an Europa, das Mittelländische Meer und Afrika. Mit letzterem hängt es durch die Landenge von Suez zusammen, im äußersten Nordosten bleibt es von Amerika nur durch die Beringsstraße getrennt, in welcher das Ostkap der fernste Punkt des Erdteils nach Osten zu ist.

Während Asien im Westen nur die eine große Halbinsel Kleinasien in das Mittelländische Meer vorschiebt, die vom Ägäischen, Marmara- und Schwarzen Meer umgeben ist; während ferner im nördlichen Eismeer auch nur die eine große Taimur-Halbinsel zu merken ist, die das erwähnte Kap Tscheljuskin weit nach Norden vorstreckt, und diese ganze Nordküste am Eismeer wegen der fortwährenden Eisumlagerung für den Seeverkehr keinerlei Bedeutung hat, zeigt sich die Südküste Asiens, der Indische Ozean, und noch mehr die Ostküste, der Große Ozean, außerordentlich reich gegliedert.

Wie Europa in das Mittelländische Meer, so sendet auch Asien drei große Halbinseln in den Indischen Ozean aus: Arabien, Vorderindien und Hinterindien. Letzteres wird nur auf seiner Westseite noch von dem Indischen Ozean bespült, denn die zungenförmig gegen 1500 km lang vorgestreckte Halbinsel Malakka und die in gleicher Richtung

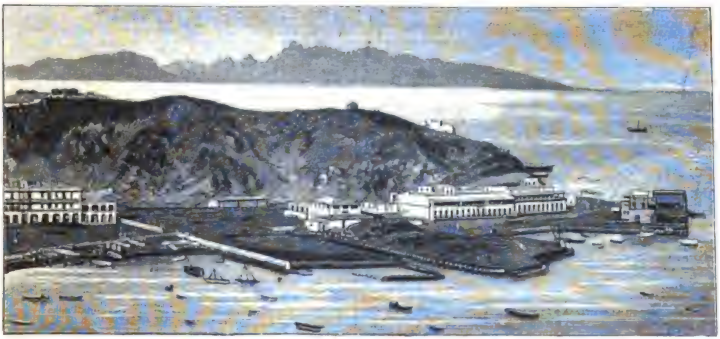
noch weiter nach Süden reichende Insel Java trennen ihn hier von dem Großen Ozean. Dieser heißt zunächst zwischen Hinterindien und der Inselwelt Südchinesisches Meer und bildet an dem ersteren auf dessen Südseite den weiten Golf von Siam, auf der Ostseite den Golf von Tonking mit der vorliegenden Insel Hainan. Nach Norden führt die Fukianstraße zwischen China und der Insel Formosa aus dem Südchinesischen in das Ostchinesische Meer, von welchem eine weite und tiefe Einbuchtung als Gelbes Meer in China einschneidet und so die große Halbinsel Korea gebildet wird, um welche herum die Koreastraße in das Japanische Meer zwischen China und Japan führt, das in seinem nördlichen Teile von dem russischen Asien begrenzt wird. Um die hier parallel mit dem Festland vorgelagerte, auch schon zu den russischen Besitzungen gehörende, langgestreckte Insel Sachalin herum führt die Straße La Perouse in das Ochotskische Meer, welches durch eine Kette kleiner Inseln und die mächtige Halbinsel Kamtschatka von dem offenen Großen Ozean abgetrennt wird, der nun in seinem letzten nördlichen Ende zwischen dem äußersten Asien und Amerika das Beringsmeer heißt, aus welchem dann die Beringsstraße in das Nördliche Eismeer hineinführt.

Trotz dieser hohen Breitenlage sind aber auch diese Meere, umgeben von einer großartigen nordischen Natur, noch sehr belebt, denn sie wimmeln von Seetieren aller Art und zahlreiche Seefahrer kommen auch noch hierher, um der Jagd obzuliegen, namentlich auf die mannigfachen Arten von Robben. Die Russen haben sehr klug gerechnet, als sie hier in der sicheren Awatschabai am Beringsmeer auf der Halbinsel Kamtschatka das befestigte Petropawlowsk anlegten, das seinen Namen Peterpaulshafen von zwei tätigen Vulkanen, St. Peter und St. Paul, erhalten hat. Die hohen und steilen Felsenufer der Bucht sind in ihrem unteren Teile noch mit lichter Waldung bedeckt, unter derem Schutze üppiges Gras wuchert. Den Hintergrund bildet der Vulkan Awatscha Sopka. Der Hafen ist zur Jagdzeit oft äußerst belebt.

Bedeutend einfacher zeigt sich die Gliederung Asiens im Süden. Zwischen Hinterindien und Vorderindien tritt der Indische Ozean nur mit dem Meerbusen von Bengalen in das Land hinein, denn Vorderindien hängt als breite Masse mit dem Festlande zusammen und strebt als spitz zulaufendes, fast ganz ungegliedertes Dreieck nach Süden, von dessen äußerster Spitze der Ozean nur die Insel Ceylon durch die Palkstraße abtrennt. Zwischen Vorderindien und Arabien breitet sich das Arabische Meer aus, welches nach Osten von der fast ungeteilten Küste Vorderindiens begrenzt wird; im Westen aber umgiebt es die Halbinsel Arabien von drei Seiten. Auf der Ostseite Arabiens verschmälert es sich in den Golf von Oman, von welchem die Ormusstraße in den langen Persischen Meerbusen hineinführt; im Süden verengert es sich zum Golf von Aden und dann zum Roten Meer, welches die weit über zweitausend Kilometer lange Westküste Arabiens von Afrika trennt und sich an seinem Nordende in die zungenförmig vorgestreckten Meerbusen von Suez und Akabah spaltet. Zwischen diesen beiden liegt die Halbinsel des Sinai, und aus dem Meerbusen von Suez stellt der Kanal von Suez über die gleichnamige, nur 120 km breite Landenge, durch welche Asien mit Afrika zusammenhängt, die Verbindung mit dem europäischen Mittelmeer her, wodurch der direkte Seeweg

von Europa nach Indien gegeben ist. In dem schmalen Durchgang vom Roten Meer in den Golf von Aden, der die Straße Bab el Mandeb genannt wird, haben sich die Engländer festgesetzt, haben Aden in ihren Besitz gebracht und können gegebenenfalls diesen Durchgang und damit den Seeweg nach Indien ebenso versperren, wie in Europa von der Festung Gibraltar aus den Zugang aus dem Atlantischen Ozean in das Mittelländische Meer.

Asien ist der Erdteil des Hochlandes, denn die Hauptmasse desselben wird davon ausgefüllt. Es sind ein westliches und ein östliches Hochland zu unterscheiden, beide werden von hohen Randgebirgen eingefaßt. Das westliche Hochland in Vorderasien beginnt schon am Ägäischen Meere mit der Hochfläche von Kleinasien, die im Norden mit dem Kaukasus in Verbindung tritt. Östlich schließt sich daran das Armenische Hochland, welches dann



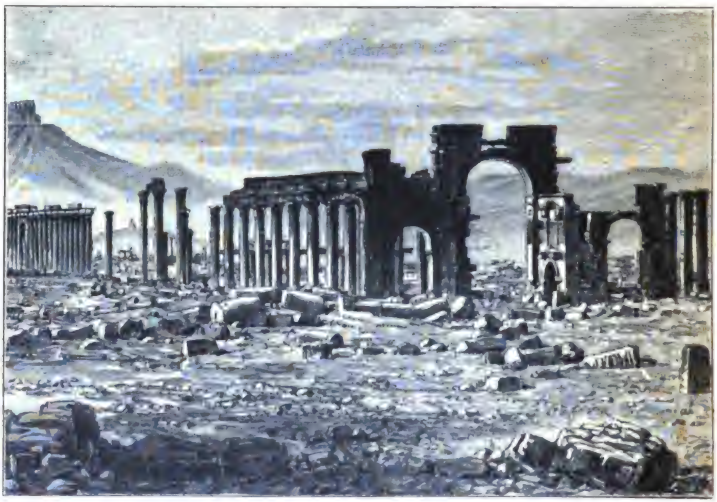
Südküste Arabiens bei Aden.

in das Hochland von Iran überleitet, das nach Süden als Stufenland zum Indischen Ozean, nach Norden zur turkestanischen Tiefebene abfällt. Dieses ganze westliche Hochlandssystem steht durch den massigen Gebirgsstock des Hindukusch, der sich bis zu 6000 m und darüber erhebt, mit dem östlichen Hochlande von Mittel- und Hinterasien in Verbindung, und zwar durch das noch fast unbekannte kleine, rauhe Pamir-Hochland. Von diesem gehen die Randgebirge aus, einerseits nach Nordosten, anderseits nach Südosten, je weiter östlich, desto breiter auseinander laufend. Nordöstlich vom Pamir-Hochlande läuft der Altai in mehreren, mit verschiedenen Namen belegten Ketten, als deren höchste Erhebung der Munkusardik 3473 m gilt; er setzt sich im Sajanischen Gebirge fort, welches in das Jablonoigebirge übergeht und durch das lang gestreckte Stanowoigebirge schließlich bis in das äußerste Kamtschatka zur Beringsstraße verläuft. Den Südrand des östlichen Hochlandes bildet der Himalaja, gleichfalls vom Pamir-Hochlande im Westen ausgehend, aber nach Südosten sich wendend. Dies ist das höchste Gebirge der Erde, denn über seiner durchschnittlichen Kammhöhe von 6900 m, die ja nicht einmal der Montblanc in

Digitized by Google

Europa erreicht, erhebt sich der Gaurisankar, von den Engländern Mount Everest genannt, 8840 m, der Kandschindschinga 8543 und der Dhaulagiri oder Dawalagiri 8576 m. Das sich zwischen diesen Randgebirgen nach Osten immer breiter entwickelnde Hochland wird endlich zum Stufenlande der Mandschurei durch das Chingangebirge begrenzt oder fällt als chinesisches Stufenland allmählich zum Großen Ozean ab.

Die großen südlichen Halbinseln Asiens haben mit diesem großartigen Gebirgssystem des Festlandes nichts gemein. Arabien ist eine Hochfläche für sich, das mit dem vorder-



Ruinen von Palmyra.

asiatischen Hochlande in keiner Verbindung steht, man müßte die an der Küste des Mittelmeeres herabziehenden Gebirgsketten, unter denen der Libanon die bekannteste ist, als einen lockeren Zusammenhang ansehen wollen. Im weiteren lagert sich einerseits die Ebene des Euphrat und Tigris davor, anderseits die Syrische Wüste, die nicht immer ein so verachtetes Stück Land gewesen ist wie jetzt. Denn mitten darin liegt der syrische Ort Tadmor mit Ruinen von einer Großartigkeit, wie sie nur das naheliegende Mesopotamien und Ägypten aufzuweisen haben. Das sind die Überreste des alten Palmyra, der Hauptstadt eines Reiches, dessen Stifter von dem römischen Kaiser Galiennus sogar der Augustustitel beigelegt wurde, und dessen Witwe als Kaiserin Zenobia dann den römischen Weltbezwingern viel zu schaffen machte. Jetzt liegt traurige Öde über dem Orte, den König Salomo gegründet haben soll. — Auch Vorderindien ist mit seinem

Hochlande von Dekhan isoliert, denn breite Tiefebenen trennen es von dem Himalaja. Hinterindien endlich wird von Gebirgsketten durchzogen, die sämtlich von Norden nach Süden streichen.

Neben diesen ausgedehnten Gebirgssystemen ist Asien aber auch reich an Tiefland, ganz abgesehen von den oft breiten Ebenen, die sich meistenteils an den Meeresküsten hinziehen. So ist Arabien im Nordosten durch das Tiefland des Euphrat und Tigris vom Festlande abgetrennt. In Vorderindien breiten sich zwischen dem Hochlande von Dekhan und dem Himalaja die gewaltigen Tiefländer des Indus und Ganges aus. China besitzt am Gelben und Ostchinesischen Meere ein weit ausgedehntes Tiefland. Alle aber werden überragt durch das nordasiatische Tiefland, welches schon im Westen am Nordfuße des vorderasiatischen Hochlandes als turkestanische oder turkmenische Tiefebene beginnt, die in der Umgegend des Kaspischen Meeres sogar noch tiefer eingesenkt ist, als der Meeresspiegel, danach sich aber Sibirien und ganz Nordasien ausdehnt.

Die Stromgebiete Asiens gehören in der Hauptsache natürlich den Ozeanen an, welche den Erdteil umgeben; ein Teil seiner Flüsse ergießt sich aber auch in die mächtigen Binnenseen von Vorder- und Mittelasien. So gehen in den Kaspischen — der ja nur wegen seiner ungeheuren Ausdehnung, 439 400 qkm, und seines salzhaltigen Wassers auch Kaspisches Meer genannt wird, 26 m tiefer liegt als das Schwarze Meer, ringsum also vom Lande umschlossen, also auch nur ein Binnensee ist — von Norden her der Ural und der Emba, von Osten der Atrek, von Westen der Kura. In den Aralsee münden östlich, vom Pamir-Hochland kommend, der Syr-Darja und Amu-Darja, deren Quellen und Mündungen nahe beieinander liegen, während sie in ihrem Laufe weit auseinander biegen, also zu der Kategorie der sogenannten Zwillingsströme gehören. Nebenbei sei bemerkt, daß der Amu-Darja, im Altertume Oxus genannt, vorzeiten nicht in den Aralsee, sondern in das Kaspische Meer geflossen ist; er bog in einiger Entfernung vor dem Aralsee plötzlich nach Südwesten ab, und sein altes Strombett ist noch heute deutlich markiert. Auch der im Altaigebirge liegende Issykkul hat in dem Tschu einen nicht unbedeutenden Zufluß, wie nördlich davon der Balchasch von der Ili gespeist wird. Der gewaltige Baikalsee, 34 180 qkm, auf der Grenze von China und Sibirien, nimmt aus China das verzweigte Netz der Selenga, sowie den Baguſin und die Werchnaja auf.

Die zum Nördlichen Eismeer abfließenden Ströme gehören sämtlich Sibirien an, haben meist ein sehr ausgedehntes Netz von Neben- und Zuflüssen und bilden an ihrer Mündung ansehnliche Meerbusen. Der Ob kommt vom Altai und nimmt auf der linken Seite den vom südlichen Ural kommenden Tobol mit dem Irtysch auf. Der Jenissei entspringt auf dem Sajanischen Gebirge und erhält sein Wasser hauptsächlich durch die untere, die steinige und obere Tunguska. Die Lena nimmt rechts die Olekma und den weit verzweigten Aldan, links den Wilui auf. Außer diesen großen Hauptströmen sind noch zu nennen: die Chatanga, Jana, Indigirska und Kolyma.

Die in den Großen Ozean mündenden großen Ströme umfassen, mehr noch als die sibirischen, ungeheure Stromgebiete, denn sie sammeln die gesamten Gewässer von Mittel- und Ostasien. Weithin die Grenze zwischen dem russischen Asien und China bildet

der Amur, welcher mit vielen seiner Nebengewässer aus dem Jablonoigebirge kommt, von rechts noch den großen chinesischen Sungari aufnimmt und ins Ochotskische Meer geht. Die beiden chinesischen Hauptströme, der Hwangho oder Hoangho und Jantsekiang sind Zwillingsströme, denn ihre Quellen liegen unfern voneinander im tibetanischen Hochlande, dann gehen sie weit auseinander und nähern sich bei ihrer Mündung wieder auf verhältnismäßig kurze Entfernung; beide sind außerdem die längsten Ströme Asiens, denn der Jantsekiang mißt 5200, der Hwangho 4100 km Stromlänge. Außerdem sind als große Flüsse Chinas noch zu erwähnen der Hsikiang für das Südchinesische Meer und der Songka für den Golf von Tonking. In das Südchinesische Meer gehen ferner, aber schon Hinterindien angehörend, der Mekhong und der Menam.

Der Indische Ozean nimmt in Hinterindien den Irawadi auf. In Vorderindien zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß das gewaltige Himalajagebirge fast ganz von großen Strömen umflossen ist. Am Nordfuß desselben, also auf dem Hochlande, entspringen unfern voneinander der Brahmaputra und der Indus. Der Brahmaputra aber fließt auf dem Hochlande, immer am Nordfuße des Himalaja hin, nach Osten ab, durchbricht dann, wo die Hauptzüge aufhören, diese nach Süden und wendet sich nun am Südfuße des Gebirges nach Westen, um in den Meerbusen von Bengalen zu münden. In entgegengesetzter Richtung fließt der Indus auf dem Hochlande am Nordfuße des Himalaja hin nach Westen, durchbricht hier, ebenso wie der Brahmaputra im Osten, das Gebirge und wendet sich nach Süden zum Arabischen Meere, wo er bei seiner Mündung ein ungeheures Delta bildet. Ungefähr da, wo diese beiden Ströme am Nordabfall des Himalaja entspringen, nimmt auch, aber auf der entgegengesetzten Seite am Südabfall der Ganges, der heilige Strom der Inder, seinen Ursprung, fließt dann in breiter Ebene am Südfuße des Gebirges hin nach Osten und vereinigt sich im Busen von Bengalen mit dem Brahmaputra, seinem Zwillingsstrom, in demselben Delta. In der großen Indus-Tiefebene sind als Flüsse von Bedeutung noch anzumerken der Luni, Narbada und Tapati. Dann aber treten, in dem eigentlichen Halbinsel-Dreieck, die westlichen Ghats und das Cardamumgebirge als Rand des vorderindischen Hochlandes hart an die Küste des Arabischen Meeres und lassen die Bildung von Flüssen auf dieser Seite nicht mehr zu. Alle Gewässer strömen da vielmehr nach Osten in den Bengalischen Meerbusen, wie der Mahanadi, Godawari, Krischna, Panar u. a. — Als letztes Zwillingspaar von Strömen sind im Gebiet des Persischen Meerbusens noch der Euphrat und Tigris zu erwähnen, welche das alte Kulturland von Mesopotamien umschließen. — Neben den genannten Flüssen des Indischen Ozeans sind alle übrigen von keiner weiteren Bedeutung, denn alle Flüsse Persiens und Arabiens, welche diesem Ozean noch ihr Wasser zuführen, sind mehr oder weniger nur kleine Küstenflüsse.

Auch das Gebiet des Mittelländischen Meeres kann hinsichtlich der Flüsse Vorderasiens auf irgend welche Bedeutung keinen Anspruch erheben. Es sind nur Küstenflüsse, unter denen der Kisilirmak und der Sakaria, welche beide in das Schwarze Meer münden, noch als die namhaftesten gelten können.

Es versteht sich von selbst, daß in einem Erdteile, welcher sich durch sämtliche

Zonen des Erdballs erſtreckt, von den eisumgürteten Regionen der polariſchen Welt, die kaum Mooſe und Flechten hervorbringen, bis zu der ungeheuren Pflanzenfülle der tropiſchen Wälder, auch das Klima und die ganze Naturbeſchaffenheit dementſprechend ſein müſſen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier einzelne Bilder herausgreifen; wir müſſen uns darauf beſchränken, nur daran zu erinnern, daß Aſien die Heimat der allermeiſten Nutzpflanzen iſt, ohne die der Menſch gar nicht fertig werden könnte. Es iſt das Vaterland unſerer Getreidearten, des Weinſtocks, vieler Obſtbäume, der Südfrüchte und faſt ſämtlicher Gewürze, wie Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnuß Zimt u. a., deren Erlangung im Mittelalter ja die großartige Periode der Entdeckungsreiſen hervorgerufen hat. Aſien iſt die Heimat des Teeſtrauches, und wenn der Kaffeeſtrauch eigentlich auch in Afrika wirklich heimiſch iſt, ſo hat doch erſt ſein großartiger Anbau in Aſien ihn zu einem Weltprodukt gemacht.

Bepacktes Kamel.

Wie die Pflanzenwelt, ſo die Tierwelt. Wir wollen hier nicht reden von den wilden Tieren, den Tigern, Nashörnern, Krokodilen, Schlangen u. drgl., ſondern nur darauf aufmerkſam machen, daß auch unſere Haustiere faſt ſamt und ſonders Aſien entſtammen, Eſel und Pferd, Rind und Ziege, daß ſogar unſer Hühnerhof ſeine wertvollſten Inſaſſen lediglich Aſien zu danken hat. Und wenn in Aſien außerdem noch einige Haustiere gezüchtet werden, die anderswo unmöglich ſind, wir meinen den Elefanten und das zweihöckrige Kamel, ſo iſt das eben in Beſonderheiten ſeiner Naturbeſchaffenheit begründet, die anderswo nicht angetroffen werden. Iſt ſchon der Elefant im heißen Aſien zum Haustier geworden, das man ſchwer würde entbehren können, da er zu allen möglichen ſchweren Arbeiten verwendet werden kann, wozu die Kräfte von Menſchen und andern Tieren nicht ausreichen, ſo iſt das Kamel für den größten Teil Aſiens geradezu unentbehrlich. Seine Verbreitung umfaßt das ganze mittlere Aſien, die Tatarei, Mongolei, China, Perſien, erſtreckt ſich in den Vorländern des Himalaja oft zu bedeutender Höhe und nach Weſten mit den nomadiſchen Völkerſtämmen bis nach Südoſteuropa hinein. Schon ſeit den älteſten Zeiten

Digitized by Google

gezüchtet, vermittelt es den gesamten Handelsverkehr einerseits zwischen China und Rußland, anderseits zwischen Sibirien und Indien. Es ist Reit- und Lasttier ebenso wie Zugtier, und wenn es auch nicht so flüchtig ist wie der Dromedar der Beduinen, so befördert es doch auch einen Reisewagen (Tarantaß in Tibet) schnell vorwärts. In Persien wird es sogar zum Kriegsdienst verwendet und mit eigens dazu konstruierten Geschützen ausgerüstet. Außer all diesem liefert das Tier, welches zum Unterschiede von seinem einhöckerigen Bruder auch den wenig schönen Namen Trampeltier führt, Milch, Wolle, Fleisch und Fell.

Reisewagen (Tarantaß) mit Kamelen.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß nach der allgemeinen Annahme der Mensch selbst seine Urheimat in Asien hat, das er gegenwärtig mit rund 825 Millionen bevölkert. Im allgemeinen teilt sich die asiatische Bevölkerung in drei Hauptrassen: die mittelländische hat den Südwesten des Erdteils inne, die mongolische den Norden und Osten, und die malayische den Südwesten. Selbstredend teilen sich die Rassen wieder in eine große Anzahl von Stämmen, die wir im folgenden bei Betrachtung der Länder näher kennen lernen werden. Hier sei nur noch bemerkt, daß die überwiegend große Mehrzahl der Bewohner Asiens noch Heiden sind, rund etwa 685 Millionen, wozu wir natürlich auch die Anhänger der Lehre des Konfutse rechnen; nur etwa 10 Millionen sind Christen und 130 Millionen Muhamedaner. —

Wir gehen nun über zu der Betrachtung der Länder Asiens und beginnen, wie wir den ersten Teil unseres Buches mit Rußland geschlossen haben, den zweiten mit dem russischen Asien.

Digitized by Google

1. Das asiatische Rußland.

Rußlands Besitztum in Asien vergrößert sich ununterbrochen. Bis vor kaum einem Menschenalter dachte man, wenn vom asiatischen Rußland die Rede war, immer nur an Sibirien, denn darüber hinaus erstreckte sich Rußlands Herrschaft nicht. Dann aber wurden die Kaukasusvölker unterworfen und mit einem großen Stück von Armenien zur russischen Provinz gemacht; danach wurde die russische Macht von Sibirien aus immer weiter nach Süden vorgeschoben, so daß sie jetzt schon bis nach Afghanistan hinunter reicht, und infolge des jüngsten chinesischen Krieges haben die Russen ihre Hand nun auch auf die Mantschurei gelegt, und sie geben dieselbe schwerlich wieder heraus. — Nach allen diesen neuen Erwerbungen umfaßt das asiatische Rußland bereits vier große Gebiete: 1. die Kaukasusländer, 2. das Transkaspische Gebiet, d. h. das Gebiet jenseits des Kaspischen Meeres, 3. Russisch-Zentralasien, wozu fast ganz Turan oder Westturkestan und die Kirgisensteppe gehören, welch letztere die Verbindung mit 4. Sibirien herstellt.

Tscherkessin.

Avare.

Die Kaukasusländer.

Das Kaukasusgebirge, welches als gewaltiger Querriegel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere Europa und Asien scheidet und an Gesamtlänge die europäischen Alpen fast übertrifft, haben wir schon kennen gelernt. Als Kaukasusländer

begreift man aber nicht nur die nördliche Abdachung und Ebene nach Europa hin, sondern auch die südliche Abdachung gegen Kleinasien. Die nördliche Hälfte wird als Ciskaukasien bezeichnet, reicht bis zur Manytschniederung und hat als Hauptflüsse den Kuma, Terek, Sulak und Samur, die ins Kaspische Meer münden, und den Kuban, zum Schwarzen Meer fließend. Der südliche Teil oder Transkaukasien ist weit gebirgiger und reicht bis zum Armenischen Hochlande, welches im Ararat bis zu 5156 m Höhe aufsteigt. Der Hauptfluß ist die Kura mit dem Aras zum Kaspischen Meer und der Rion zum Schwarzen Meer. An der wilden Kura liegt auch Tiflis, die Hauptstadt Kaukasiens.

Ortschaft der Suanen.

Abgesehen von Russen, Persern, Griechen, Armeniern, Rumänen, auch Deutschen, welche in dem Lande wohnen, ist dasselbe besetzt von einer sehr großen Zahl kleiner Volksstämme, welche zusammen als Kaukasier bezeichnet werden und den Russen erst nach mehr als dreißigjährigem blutigen Kampfe schließlich (1865) erlegen sind. Als der Hauptstamm gelten die Tscherkessen, deren Tracht vielfach auch von den andern Stämmen angenommen worden ist, von denen wir hier nur die Abchasen, Suanen, Ossseten, Tschetschenzen, Lesghier, Georgier, Mingrelier und Lazen nennen wollen.

Die Lammfellmütze, die hohen Schaftstiefel und ein langer, auf der Brust mit Patronentaschenreihen besetzter Überrock bilden die Hauptbestandteile des Anzuges der Männer, große, schöne und aristokratisch stolze Gestalten. Die Frauen sind berühmt wegen ihrer besonderen Schönheit. Unter dem Stamme der Lesghier bilden die Avaren den vornehmsten Zweig, deren Wohnungen in dem felsigen, schluchtenreichen Gebirge wie Schwalbennester auf steilen Höhen und Abhängen terrassenförmig übereinander angebracht sind. Das merkwürdigste und interessanteste Bild bietet der Stamm der Suanen, deren Gebiet fast neun Monate des Jahres durch Schnee und Eis von aller Welt abgeschnitten ist. Sie leben in jedenfalls sehr altem Kulturzustande. Ihre Wohnstätten bestehen vielfach in festungsartigen, sehr hohen steinernen Türmen, oder wenn sie ein gewöhnliches Wohnhaus vorziehen, so steht sicherlich ein solcher Turm daneben, ein Gebrauch, der auf die früheren höchst unsicheren Zustände des Landes schließen läßt.

Kriegerischer Sinn, dabei Genügsamkeit und eine weitgehende Gastfreundschaft sind

Digitized by Google

die hervorragendſten Eigenſchaften der kaukaſiſchen Völker, wozu bei den Tſcherkeſſen, Tſchetſchenzen und Lesghiern auch noch eine gewiſſe Tüchtigkeit im Landbau kommt. Daß manches von ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen infolge der Unterwerfung verloren gegangen, iſt begreiflich; die Dſchigitowka, ein Kampf- und Waffenſpiel zu Pferde, wie ſie bei den Arabern und Beduinen üblich ſind, iſt bei den Reiterſtämmen der Ebene geblieben. Die Dſchigitowka wird beim Einholen oder Hinausbegleiten eines geehrten Beſuches angewendet, was ja eine allgemeine und uralte Sitte der orientaliſchen Reitervölker iſt und ganz in Uebereinſtimmung mit der weitgehenden Gaſtfreundſchaft ſteht. Die Reiter ſtehen während des ſchnellſten Jagens aufrecht im Sattel, heben, mit beiden Füßen in den Steigbügeln bleibend, ein Geldſtück von der Erde auf, werfen ſich, nachdem

Reiterſtücke und Kampfſpiel der Kaukaſier.

ſie auf ein an der Erde liegendes Stück Papier geſchoſſen haben, auf die Seite des Pferdes herab, ſich hinter deſſen Körper verbergend, und alles dies während des ſchnellſten Reitens. Die Pferde ſind auch ſo außerordentlich dreſſiert, daß ſie ſich während des ſchnellſten Laufes auf ein gegebenes Zeichen niederwerfen, ſo daß die Reiter ſie als Bruſtwehr gegen einen Feind benutzen und über die ruhig daliegenden Tiere hinwegſchießen können. Bei der Dſchigitowka werden bewundernswerte Beiſpiele von Kraft, Kühnheit und Gewandtheit entwickelt.

Einer der bemerkenswerteſten Orte in Transkaukaſien iſt Baku am ſüdlichen Weſtufer des Kaſpiſchen Meeres auf der Halbinſel Apſcheron, denn die „ewigen Feuer von Baku“ ſind bekannt und berühmt ſeit Jahrhunderten. Es ſind dies Flammen eines aus der Erde ſtrömenden Gaſes, zu denen die alten Parſen als Feueranbeter wallfahrteten

Digitized by Google

und dabei in kleinen Häuschen wohnten, bis ein frommer Inder für sie eine Art Kloster mit vielen kleinen Zellen erbauen ließ, in deren jeder eine Gasflamme brannte; auf dem Klosterhofe brennt das Gas in mehreren großen Flammen. Gegenwärtig aber ist Baku ein Schauplatz der Erdöl- oder Naphtagewinnung von seltener Großartigkeit. Viele Bohrbrunnen sind in der Umgebung in Tätigkeit, aber so reich ist der Boden an diesem Stoff, daß er sogar schon mit gewöhnlichen Brunnen zu Tage gefördert werden kann, deren viele hundert angewendet werden. Man schätzt die jährliche Ausbeute an roher Naphta von Baku auf durchschnittlich nahe an hundert Millionen Kilogramm.

Transkaspien.

Transkaspien umfaßt den längs des östlichen Ufers vom Kaspischen Meere hinziehenden mächtigen Bezirk. Eine gerade Linie, von der Nordostecke des Kaspi- zur Südwestecke des Aralsees gezogen, trennt diese Provinz im Norden vom übrigen asiatischen Rußland; nach Süden und Osten zieht sie sich dann bis nach Persien, Afghanistan und in die Berge Zentralasiens hinein. Transkaspien ist zum größten Teil Steppenland, nur im Süden, wo es an Hochasien stößt und zahlreiche Bäche von den Bergen herabrauschen, die späterhin in der Steppe und im Sande sich verlieren, zieht sich ein breiter Gürtel fruchtbarer Oasen hin, unter denen Merw die bedeutendste war und unter geordneter russischer Herrschaft auch wohl wieder werden wird.

Kirgisische Braut.

Merw wird für die älteste Stadt in Zentralasien gehalten und war noch im achtzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt eines zahlreichen, betriebsamen Volkes, das die Wasser des Murghab, der hier von den Bergen herabkommt, zu einem großen See aufgestaut hatte, von dem aus das Land weithin bewässert wurde. Diesem Zustande haben zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Perser ein Ende gemacht, sie haben die Staudämme zerstört, und das Land ist nach und nach verödet und versandet. Die Bevölkerung besteht in der Mehrheit aus nomadisierenden Turkmenen, Kirgisen, die sich in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten in mancherlei von ihren Stammgenossen in der Kirgisensteppe unterscheiden. Wie ernst es Rußland damit meint, diese Erwerbungen in den Zustand früherer Kultur zurück zu bringen, geht schon daraus hervor, daß die transkaspische Eisenbahn hier hindurchgelegt worden ist, die Transkaspien einerseits mit den ferneren

zentralasiatischen Ländern, anderseits direkt mit Rußland verbindet und den Absatz der gewonnenen Produkte auf leichterem Wege vermittelt, als durch Transport vermittelst Karawanen.

Russisch-Zentralasien.

Während man unter dem Namen Zentralasien sonst nur das eigentliche östliche Hochland versteht, haben die Russen alle ihre Besitzungen, die sie südlich von Sibirien in den Mittelpunkt des asiatischen Festlandes hinein erworben, mit diesem Namen belegt, so daß sie darunter das ganze westliche Turkestan oder Turan, einschließlich der ebenfalls von ihnen abhängigen Chanate Chiwa und Buchara, sowie der Kirgisensteppe zusammenfassen.

Die Bevölkerung besteht, namentlich in den nördlicheren Steppengebieten, ausschließlich aus Kirgisen, denen sich im Süden mehr und mehr auch Usbeken, Kiptschak, Sarten und andere nahe verwandte Stämme zugesellen. Die Kirgisen stehen trotz der russischen Herrschaft heute noch unter ihren Stammhäuptlingen, die sich indessen keine Gewalttätigkeiten mehr erlauben dürfen, was bei dem mürrischen und heftigen Charakter des Volkes an der Tagesordnung war. Sie teilen sich in die große, mittlere und kleine Horde, welch letztere auch einen Zweig bis in das europäische Rußland vorgeschoben hat. Den Wuchs unter Mittelgröße, das plumpe, runde Gesicht mit breiter Nase, dicken Lippen und ausdruckslos blickenden Augen haben sie alle miteinander gemein. Dadurch unterscheiden sie sich von den Kalmücken, mit denen sie zum Teil in denselben Gegenden nomadisierend umherziehen, die wie sie in leicht zusammenlegbaren Filzzelten wohnen, aber den Kopf bis auf einen geflochtenen Büschel auf dem Scheitel glattgeschoren tragen, außerdem ein Gesicht mit stark vorstehenden Backenknochen und kleinen, blitzenden Augen zeigen. Auch die Religion beider türkisch-mongolischer Völkerschaften ist verschieden, denn die Kirgisen sind vorwiegend Muhamedaner, die Kalmücken aber Buddhisten.

Kalmücke.

Der Süden dieses russischen Gebietes ist hauptsächlich von dem Kirgisenstamme der Sarten besetzt, welche auch die Mehrzahl der Einwohner der Hauptstadt Samarkand am Flusse Serafschan bilden, der, wie die meisten Flüsse des Landes, schließlich im Sande verläuft. Samarkand, welches einige dreißigtausend Bewohner zählt, war schon im vierzehnten Jahrhundert eine bedeutende Stadt, denn der Mongolenchan Timur, be-

Digitized by Google

kannter unter den Namen Tamerlan, erhob den Ort, als er ſich zum Herrſcher des Landes aufwarf, zu ſeiner Hauptſtadt, und Sarmakand wurde der Mittelpunkt eines mongoliſchen Weltreiches, welches Timur über ganz Mittel- und Vorderaſien, ſogar noch über Hindoſtan bis zum Ganges ausdehnte. Da blühte denn auch Samarkand raſch empor, und koſtbare Bauwerke bezeugen noch heute, daß Timur, der ähnlich ſeinem Ahnherrn, dem grauſamen, wilden Eroberer Dſchingiſchan, im Kriege dieſes wilde Mongolenblut zwar auch nicht verleugnen konnte, ſonſt aber ein ebenſo weiſer wie gerechter und für ſein Volk tätiger Herrſcher war. Doch wie dies immer in der Weltgeſchichte zu

Bazar in Samarkand.

gehen pflegt: das ſo raſch und gewaltſam zuſammengebaute Rieſenreich zerfiel bald nach ſeinem Tode. Samarkand aber erhielt ſich als ein Mittelpunkt des Verkehrs in Mittelaſien, und die zahlreichen Bazare der Stadt haben nie ganz aufgehört, ein Zuſammenfluß der aſiatiſchen Handelswelt zu ſein, und da Samarkand nunmehr durch die transkaſpiſche Eiſenbahn mit Rußland verbunden iſt, ſo kann es nicht ausbleiben, daß es bald wieder als eine der wichtigſten Städte Zentralaſiens emporblühen wird. Timurs Grabmal iſt in Samarkand noch wohlerhalten. Auch als Sitz der aſiatiſchen Künſte und Wiſſenſchaften iſt der Ruf der Stadt geblieben, und unter den Muhamedanern genießen die Lehrer an den Hochſchulen Samarkands des höchſten Anſehens, ſie werden als die bedeutendſten Gelehrten betrachtet. Für dieſe Hochſchulen, auf denen außer den religiöſen

Digitized by Google

Gegenſtänden auch die Medizin eifrig gepflegt wird, ſind anſehnliche Gebäude errichtet, unter denen das im ſiebzehnten Jahrhundert für die Koranſchule gebaute geradezu als koſtbar bezeichnet werden muß. —

Koranſchule in Samarkand.

Das Chanat Chiwa und das Emirat Buchara ſind zwar nicht unmittelbarer ruſſiſcher Beſitz, ſtehen aber unter ruſſiſchem Schutz und ſind, namentlich durch die transkaſpiſche Eiſenbahn, welche durch die Gebiete geht, für den Abſatz ihrer Produkte, unter denen Getreide, Tabak, Wolle, namentlich Baumwolle in erſter Reihe ſtehen, ganz auf Rußland angewieſen.

Sibirien.

Sibirien, weit größer als der ganze Erdteil Europa, iſt, wie wir bereits kennen gelernt haben, nur in ſeinem ſüdöſtlichſten Teile Gebirgsland, von wo ſich dann eine allmählich immer niedriger werdende Kette am Geſtade des Großen Ozeans bis nach dem Eismeere hinaufzieht; in allem übrigen iſt es welliges Tiefland.

Digitized by Google

An das Tiefland mit den Steppenländern im Südweſten, die wir ſo eben verlaſſen haben, ſchließt ſich im ſüdlichen und mittleren Sibirien ein breiter Waldgürtel, der ſich bis jetzt noch als unerſchöpflich erwieſen hat, ſo daß hier noch niemand an eine geordnete Waldwirtſchaft hat zu denken brauchen. Dieſe unermeßlichen Wälder ſind der Tummelplatz zahlloſer Pelztiere, zu deren Fang die Ruſſen urſprünglich die Verbrecher nach Sibirien deportierten, da ſich freiwillige Auswanderer nach dem ſo unwirtlichen Lande nicht fanden. Zobel, Hermelin, Seeotter, Füchſe verſchiedener Art, von gefährlicherem Raubzeug auch Wölfe, Luchſe, Bären und viele, viele andere Pelztiere haben Sibirien zum erſten Pelzlieferanten der Welt gemacht, dem nur allenfalls das britiſche Nordamerika

Teekarawane am Bahnhof Irkutsk.

nahe kommt. Aber nicht nur die nach Sibirien Verbannten gehen der Jagd auf Pelztiere nach, ſondern auch die eingeborenen Völker beteiligen ſich ſehr ſtark daran, und der Handel damit ſchlägt den Weg teils nach Rußland ein, teils nach dem großen Markt von Kiachta in China. Sein Ertrag wird auf jährlich drei Millionen Silberrubel geſchätzt. Dieſer doppelſeitige Handelsweg kann inſofern nicht auffallen, als zwiſchen China und Rußland über Sibirien ſchon lange ein ſehr lebhafter Handel beſtand, deſſen Transportmittel einzig und allein die Kamelkarawane war.

Das Hauptprodukt, welches auf dieſe Weiſe befördert wurde, war der Tee, deſſen Kultur für China ein unantaſtbares Monopol iſt, denn alle Verſuche, den Tee in andern Ländern anzubauen, ſelbſt mit Verpflanzung des Teeſtrauches aus den beſten chineſiſchen

Digitized by Google

Bezirken und unter Aufsicht und Pflege von eingeborenen Chinesen, sind fehlgeschlagen; der Tee gedeiht eben nur in China und kann nur von dort bezogen werden; einige Distrikte von Hinterindien, also in nächster Nachbarschaft der Heimat der Teepflanze, machen eine Ausnahme. Schon seit langer Zeit ist der Tee nicht nur auf dem Seewege, sondern auch auf dem Landwege durch Sibirien mittelst Karawanen nach Europa befördert worden, und dieser sogenannte Karawanentee galt auch als eine ganz bestimmte besondere Sorte und wurde gut bezahlt. Außer den wirklich guten Teesorten, welche auf diesem Wege nach Europa geschickt wurden, gingen aber auch Massen bloß bis nach Sibirien. Für die Bewohner Nordasiens nämlich, die Mongolen, Tataren u. s. w. wird in China noch eine ganz besondere Sorte Tee fabriziert, der sogenannte Ziegel- oder Backsteintee, welcher nur selten und dann auch nur als Kuriosität nach Europa kommt. Er wird in backsteinförmigen Blöcken oder in Bruchstücken von solchen, in Papier eingeschlagen oder in Schaffelle eingenäht, verschickt und ist noch schlechter und betrügerischer, als der sogenannte Lietee, der nur aus dem Staub und Abfall der Teemagazine besteht, dem man künstlich seine hellgrüne Farbe gibt und der massenhaft nach England ausgeführt wird, wo er zur Verfälschung der guten Teesorten dient. Der Ziegeltee besteht aus den gröbsten Blättern und zarten Zweigen der Teestaude, die mit dem Staub und Kehricht der Magazine und mit Ochsenblut zusammengemengt werden, die Masse wird dann in Formen gepreßt und am Feuer getrocknet. Zum Gebrauch werden Stücke von diesen Blöcken abgeschlagen, gepulvert und mit Wasser und Milch gekocht.

Samojede.

Der Karawanenweg von China nach Rußland wurde durch den Bau der Eisenbahn verkürzt, denn die Karawanen hatten nur noch die Entfernung von China bis Irkutsk in der Nähe des Baikalsees zurückzulegen, bis wohin der Schienenstrang geführt wurde und die Ware auf dem Bahnhofe in Empfang genommen werden konnte. Es ist also wohl nur eine Frage der Zeit, daß der Schienenweg schließlich ohne Unterbrechung von Rußland bis zu den Teekulturen im Herzen Chinas führen und damit der Karawanentee zu existieren aufhören wird.

Über die Waldzone hinaus ist der ganze Norden Sibiriens von der sogenannten Tundra ausgefüllt. Darunter hat man eine baumlose Ebene zu verstehen, die den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis vergraben liegt. Mit dem Eintritt des kurzen Sommers schmilzt der Schnee, und der Erdboden taut bis zu einer gewissen Tiefe auf. Dann bedeckt er sich im Fluge mit Gras, Moos und Flechten, verwandelt sich aber auch

anderseits in unergründliche Sümpfe und Moräste, bis nach kurzer Dauer alles wieder erstarrt und in die tote Winterruhe zurücksinkt. Nichtsdestoweniger sind auch diese unwirtlichen Gegenden nicht unbewohnt, denn die mongolischen Nomaden streifen mit ihren Rentierherden darin umher und führen unter den unsäglichsten Entbehrungen, die ihnen eine solche Natur auflegt, ein klägliches, aber zufriedenes Dasein. Ja, selbst die Gewinnsucht hat Menschen in diese Einöden verlockt. In dem nie auftauenden Grundeis des hohen Nordens, namentlich auf der im Eismeer liegenden Inselgruppe Neusibirien, finden sich nämlich die Reste des Mammut, einer vorweltlichen Elefantenart, dessen gewaltige Stoßzähne einen großen Teil des in den Handel kommenden Elfenbeins liefern. Weder die Schneestürme und die ungeheure Kälte des Winters, noch die Wolken von blutsaugenden Insekten, die während des kurzen Sommers hier zu einer unerträglichen Plage werden, können die Menschen abhalten, auch hier dem Gewinn nachzugehen.

Samojedische Rentierjagd.

Wie die nach Sibirien Verbannten, wie man in Rußland sagt „auf den Zobelfang geschickt werden", so werden sie aber auch in den südlichen Gebirgen für den Bergbau verwendet, der sehr in Schwung gekommen ist, seit man entdeckt hat, daß Sibirien reich an Gold ist. Es liefert aber auch Eisen und Kupfer, sowie den Graphit, woraus unsere Bleistifte gefertigt werden.

Wenden wir uns nun zu den eingeborenen Völkerschaften Sibiriens.

In dem so ungeheuer ausgedehnten Lande sitzt natürlich eine große Anzahl von Volksstämmen, von denen manche schon bis auf geringe Reste zusammengeschmolzen sind, wie die Lamuten, Jugakiren, Jenisseiostjaken, Kamtschadalen u. a. m., manche auch, wie die Schelagi, Omoki, Aninjili u. a. schon ganz verschwunden sind und nur dem Namen nach noch existieren. Manche sind aber auch noch in stattlicher Anzahl vorhanden.

Die bekanntesten sind die Samojeden am unteren Ob, von hier sich nach Osten bis an den Jenissei, nach Westen bis in das europäische Rußland und die Eismeerinseln Waigatsch und Nowaja Semlja ausdehnend. Das Äußere der Samojeden zeigt den mongolischen Typus: kleine Statur, breites Gesicht mit niedriger Stirn, kleine, geschlitzte

Digitized by Google

Augen, platte Nase, dicke Lippen und schwarzes, struppiges Haar. Das Christentum hat unter ihnen noch nicht Wurzel geschlagen, sie leben noch in ihrem alten Heidentume, glauben zwar an ein höheres Wesen, halten sich aber lieber an ihre greifbaren Holzfiguren als Götter, von denen jeder Samojede in seiner Behausung (Jurte) stets mehrere hält, da jedem die besondere Obhut über eine bestimmte Tätigkeit des Hausherrn obliegt. Nun gibt es aber noch eine Unzahl von Geisterwesen, deren sich der Samojede nicht erwehren könnte, wenn er nicht den Schamanen hätte, der nicht eigentlich Priester, sondern nur Arzt und Zauberer ist, und die Geister mit seiner Zaubertrommel bezwingt. Kein Wunder, daß die Schamanen bei dem abergläubischen Volke alles vermögen, daß sie dasselbe völlig in der Hand haben. Die einzigen Haustiere, welche in diesen nordischen Einöden gehalten werden können, sind der Hund und das Rentier, ohne letzteres würde der Mensch hier überhaupt nicht leben können. Es braucht weder Wartung noch Pflege, nährt sich von Moosen und Flechten, die es mit den Hufen unter dem Schnee hervorscharrt, und gedeiht dabei vortrefflich. Abgesehen davon, daß das Rentier Zug-, Last- und Reittier ist, gibt es an seinem Körper auch wohl kein Teilchen, das der Samojede nicht zu benutzen verstände. Sein ganzer Ideenkreis dreht sich daher auch nur um dieses Tier, wer eine Herde von fünfhundert Rentieren besitzt, der lebt völlig sorgenfrei.

Wogulin.

Ostjake.

Eine zweite, dem türkischen Stamme angehörende und in Sibirien weit verbreitete Familie sind die Tataren, zum Teil Muhamedaner, zum Teil aber auch noch Heiden. Sie spalten sich wieder in eine große Anzahl kleinerer Stämme, Splitter, welche durch die Völkerströmungen der Eroberungszüge Mittelasiens in nördliche Landschaften versprengt worden sind und daher zum größten Teil jedes Volksbewußtsein, welches die Stämme verbindet, und das Andenken an eine

Digitized by Google

gemeinſame Vorgeſchichte verloren haben. Die Hauptſtämme ſitzen in den Bergen des Altai.

Einer der noch am zahlreichſten und am weiteſten ausgedehnten Stämme ſind die Tunguſen, von den Samojeden am Ob bis über die Lena hinausreichend. Sie ſind intelligenter veranlagt, denn außer der Zucht der Rentiere, der Jagd und der Fiſcherei beſchäftigen ſie ſich auch im hohen Norden mit der Ausgrabung des foſſilen Elfenbeins, deſſen Handel ſie auf weiten Reiſen zu andern Menſchen führt, und ſie haben aus dieſem Verkehr auch gelernt, wie einträglich es iſt, Laſten für andere und auch Reiſende mit ihren Rentierſchlitten über die Einöde der Tundra zu führen. Die Mehrzahl lebt als Nomaden, doch iſt auch ein nicht kleiner Teil ſeßhaft geworden und beſchäftigt ſich mit dem Ackerbau, der allerdings zur Folge gehabt hat, daß ſie ſo manches von ihren Eigentümlichkeiten verloren und vieles von den Ruſſen angenommen haben. Wie viele der ſibiriſchen Völkerſchaften, ſind ſie dem Namen nach Chriſten, da ſich aber ſelten oder nie ein ruſſiſcher Prieſter zu ihnen verirrt, ſo ſind ſie innerlich dem alten Schamanentum ergeben geblieben, trotz ihres mannigfachen Verkehrs mit den Ruſſen.

Oſtjakiſcher Götzenhain.

Dies wäre begreiflicher von den Wogulen, welche nur in einer Kopfzahl von wenigen Tauſenden vom mittleren Ural bis an den Ob wohnen und äußerlich auch Chriſten heißen. Sie ſind ein einfaches Naturvolk, welches von Jagd und Fiſcherei lebt. Ihre Tracht nähert ſich ſehr der ruſſiſchen.

Darin ſtimmen ſie mit ihren nächſten Verwandten, den Oſtjaken, überein, die auch nach Art der Ruſſen als Hauptkleidungsſtück einen langen Pelz, der bis auf die Knöchel reicht, mit der Haarſeite nach innen tragen. Sie ſind ehrliche, friedfertige Menſchen, welche auf dem Ob Fiſcherei, im Ural die Rentierjagd betreiben. Der Raum, den ſie einnehmen, dürfte an Ausdehnung das Deutſche Reich übertreffen. Auch bei ihnen iſt das Chriſtentum nur äußerlich angenommen und auch nur von einem kleinen Teile, in

Digitized by Google

der großen Mehrzahl sind sie Heiden, die allerdings ein gutes Wesen als gewaltigsten Gott anerkennen, der stets bereit ist, dem Menschen zu helfen; aber wie den Samojeden, so stehen auch ihnen die roh aus Holz geschnitzten Götzenbilder näher, die in besonderen Götterjurten, in heiligen Hainen, auf Bergen und unter heiligen Bäumen verehrt werden. Auch bei ihnen sind die Schamanen alles, die mit ihren angeblichen Zauberkünsten das Volk völlig in der Hand haben, trotzdem, daß die Ostjaken in ihren mehr oder weniger festen Wohnsitzen von den Russen in Gemeinden eingeteilt sind, an deren Spitze russische Beamte stehen.

Haben wir vorstehend die Hauptstämme der westlichen sibirischen Völkerschaften kennen gelernt, so haben wir uns nun nach dem Osten zu wenden.

Jakute.

Hier treten uns zuerst die Jakuten entgegen, die ihr Hauptgebiet an der mittleren und unteren Lena haben. Auch sie sind von kleiner Statur, gedrungenem Wuchse, aber hellkupferfarbener Haut. In den südlicheren Gegenden werden Pferde und Rinder gezüchtet, in den nördlichen, wo diese nicht mehr erhalten werden können, nur Hunde; merkwürdigerweise haben sich die Jakuten nie mit der Rentierzucht abgegeben. Der Jakute ist in seiner Nahrung nicht wählerisch, er ißt das Fleisch, am liebsten vom Pferde, wenn er es haben kann, gekocht, roh oder auch in schon fauligem, Fische vorzugsweise in gesäuertem Zustande; als Brot dienen ihm Fladen von Gerstenmehl, und diese bilden mit Ziegeltee für viele fast die einzige Nahrung. Dennoch ist der Jakute eine eiserne Natur, der samt seinem Pferde jedes Wetter und die unglaublichsten Strapazen ertragen kann. Die Pferde sind, wie fast alle Pferde der nordischen Länder, kleine, struppige Tiere, aber von ungemeiner Zähigkeit und Ausdauer. Sie sind imstande, dreißig bis vierzig Kilometer ohne Aufenthalt und im Trabe zurückzulegen und stehen dann nach solchem Laufe, trotz der sibirischen Kälte, ohne Schutz, ohne Decke, bei einem trockenen Bündelchen Heu, das der Jakute mitgenommen hat. Wie sollte er an eine Decke für sein Pferd denken, da er selbst einer solchen nicht bedarf? Auch für die weitesten Reisen versieht er sich zum Schutze gegen die Witterung nie mit besonderen Vorrichtungen, er legt sie in einer Ausrüstung zurück, als ob er seinem nächsten Nachbar einen Besuch machen wollte, und versieht sich höchstens mit dem nötigen Lebensunterhalt für sich und sein Pferd, und für dieses auch nicht einmal während des Sommers, wo es sich mit dem dürftigsten Pflanzenwuchs begnügt, wie ein Rentier. Infolgedessen besorgen auch die Jakuten den ganzen Personen- und Warenverkehr jenseits der Lena; von Jakutsk aus ziehen jährlich Tausende

von beladenen Pferden über das wilde, unwegsame Stanowoigebirge nach Ochotsk am Großen Ozean, bis wohin die Russen ohne die Jakuten wahrscheinlich nie vorgedrungen sein würden.

Den Küstenstrich von dem Delta der Lena an haben die Jukagiren inne, welche ihr früheres Nomadenleben aufgegeben haben und nur noch Jagd und Fischerei treiben. Sie sind vielfach mit Jakuten durchsetzt, von deren Lebensgewohnheiten sie viel angenommen haben. Auch die Russen haben großen Einfluß auf sie geübt, sich sogar mehr mit ihnen gemischt, als mit einem andern sibirischen Stamm, so daß man unter den Jukagiren nicht wenige findet, die längliche, regelmäßige Gesichter und hellere Hautfarbe haben, aber auch bei diesen sind das dunkle Haar und die dunklen Augen immer vorhanden.

Korjäke.

Die nordöstlichsten Teile Sibiriens bis an die Beringsstraße haben die Tschuktschen besetzt, ein größerer, gut gewachsener Menschenschlag, der nicht nur mit den Russen am Großen Ozean, sondern auch mit dem gegenüberliegenden Amerika in vielfacher Verbindung steht. Letzterer Verkehr macht aber eine Seereise nötig, denn obgleich die Entfernung zwischen Asien und Amerika hier über die Beringsstraße vom äußersten asiatischen Ende bis zum äußersten westlichen Ende von Amerika, dem Prinz Wales-Kap, nur etwa achtzig Kilometer beträgt, so ist sie doch einzig in Booten zurückzulegen; denn wenn der Winter auch eine feste Brücke baut, so ist das doch über die ungeheuren Eisberge und Eisblöcke, welche die Meerenge übereinander getürmt verstopfen, keine passierbare Straße. Das Boot allein ist das Verkehrsmittel, und auf dem langen Wege gelten sogar ein paar mitten in der Beringsstraße liegende Inselchen, die Diomedinseln, als willkommene Ruhepunkte auf der langen Fahrt, die natürlich auch nur bei ruhigem Wetter unternommen werden kann.

Die Boote zu diesen Seefahrten fertigen sich die Tschuktschen selbst aus Knochen, Holz und Walroßhäuten, alles fest zusammengebunden; so entstehen Fahrzeuge, die sehr leicht sind und doch bis zu vierzig Personen fassen. Auch Schlitten für ihre Landreisen bauen sie aus Holz und Knochen, und als Zugtiere werden Hunde benutzt, deren zehn und mehr vor einen Schlitten gespannt und nicht mit einer Leine, sondern nur mit einer langen Peitsche dirigiert werden. Aus dem allen ist erklärlich, wenn die Tschuktschen das kühnste der sibirischen Völker genannt werden, dabei sind sie ehrlich und gutmütig, unverdorbene Naturen. Ganz besonderes Lob spendet der berühmte schwedische Nordlandsfahrer Nordenskjöld ihrem Familienleben: „Die Frauen, welche sittsam und sehr arbeitsam sind, genießen seitens der Männer eine gute Behandlung, man hört kein hartes Wort, geschweige

denn etwas Schlimmeres; die Kinder werden weder bestraft, noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten, die ich je gesehen habe."

Südlich von den Tschuktschen, bis etwa in die Mitte der Halbinsel Kamtschatka reichend, haben die Korjäken ihre Wohnsitze. Sie sind bis auf einige tausend Köpfe zusammengeschmolzen und sind teils seßhaft, teils Nomaden. Der größere Teil ist schon fast völlig russifiziert, ein kleiner Teil verharrt noch im schamanischen Heidentum, hat sich auch so manche der Eigenarten des Stammes bewahrt. Den südlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka hält noch ein geringer Rest der Kamtschadalen besetzt, die wie die Korjäken des Winters in Erdhütten hausen, im Sommer dagegen in Pfahlhütten wohnen, die mit Gras und Kräutern eingedeckt sind.

Kamtschadale mit Hund.

Endlich sind noch die Buräten oder Burjäten zu nennen, der zahlreichste Stamm der sibirischen Völkerschaften, welcher den Südosten Sibiriens, jenseits des Baikalsees, der gewöhnlich auch als Transbaikalien bezeichnet wird, besetzt hat; er soll noch weit über 200000 Köpfe zählen und ist, wie die Tschuktschen der kühnste, so die Buräten der vorgeschrittenste Stamm der mongolischen Bevölkerung. Früher dem chinesischen Reiche angehörend, haben sie nämlich von den Chinesen nicht nur äußerlich die Kleidung und den Zopf angenommen, sondern auch die Religion des Buddha und zwar, wie alle sich dazu bekennenden Mongolen, in der Form des Lamanismus, wie er sich im vierten Jahrhundert in Tibet ausgebildet hat, nachdem er im Süden vor dem Brahmanismus, im Westen vor dem Muhamedanismus hatte weichen müssen. Wir werden diese Religionsform später noch näher kennen lernen, hier zum Verständnis für die eigentümliche Erscheinung der Buräten in Sibirien nur einiges.

Der Buddhismus nimmt als obersten Gott ein höheres, unsichtbares Wesen an, das die Welt gerecht, weise und gütig regiert, und mit dem der Mensch allein durch frommen, tugendhaften Wandel vereinigt werden kann, so daß seine Existenz vollständig erlischt und er nicht wiedergeboren zu werden braucht, während der nicht tugendhafte Mensch stets der Wiedergeburt bedarf und durch die verschiedensten Tierleiber wandern muß. Ein mildes Heidentum also, das von seinen Bekennern nur die Beherrschung aller Leidenschaften und Gelüste fordert, ein einfaches, frommes Leben nach den Vorschriften des Buddha, einem indischen Königssohne, der diese Religionsform im Gegensatze zum Brahmanismus gestiftet hat; Sakjamuni soll er geheißen haben und im Jahre 544 vor Chr. Geb. verstorben sein. In diese so einfache und milde Lehre schlich sich aber bald die Anerkennung übernatürlicher Kräfte als Götter ein, deren Mitwirkung zur Erreichung

des angeſtrebten Zieles als notwendig erſchien. Ein weiterer Schritt war der, daß dieſe Götter einen menſchlichen Körper beziehen können, der nun als der inkarnierte Inbegriff des Buddha erſcheint. Da die Prieſter dieſer Religion ſämtlich Lama heißen, ein tibetaniſches Wort, welches ſo viel bedeutet wie jemand, der niemand über ſich hat, ſo wurde dieſe auserwählte Perſon der oberſte Lama, Dalailama, genannt, das Oberhaupt des Buddhismus, das ſeinen Sitz in Lhaſſa in Tibet hat. Der Dalailama ſtirbt nicht, ſondern iſt bei ſeinem Tode ſtets ſchon als neugeboren vorhanden, und das erledigte höchſte Amt wird auf einen dazu erwählten oder vielmehr von dem Dalailama dazu ſchon bezeichneten

Maskentanz der Burätenlamas.

Jüngling übertragen, der als früherer und in ihm wiedergeborener Dalailama gilt und von Stund an dieſelbe faſt göttliche Verehrung genießt.

Die buddhiſtiſche Kirche iſt ganz nach dem Muſter unſerer katholiſchen Kirche organiſiert, weshalb es chriſtlichen Miſſionaren unter buddhiſtiſchen Völkern ganz beſonders ſchwer wird, Boden zu gewinnen. Auch die Lamas leben ehelos und faſt nur in Klöſtern beiſammen, die bei den willigen Opfern der Lamaniten, wie die Anhänger dieſer Religionsform genannt werden, meiſt über große Reichtümer verfügen, ſo daß für die Inſaſſen das Gelübde der Armut, das ihnen vorſchreibt, nur von Almoſen zu leben, durchaus hinfällig iſt. Zahllos ſind dieſe Klöſter über die buddhiſtiſchen Länder verbreitet, zahllos ſind die Tempel und Kapellen, wo gebeichtet und gebetet wird. Die wundertätige Wirkung des Gebetes iſt aber nicht an den heiligen Ort gebunden, denn

Digitized by Google

da seine Kraft um so größer ist, je öfter es wiederholt wird, so soll es stetig und ständig geübt werden. Um dies zu ermöglichen, besteht die völlig genügende Gebetsformel nur aus vier Worten, die auch schon beim bloßen Anblick dieselbe Wirkung haben, als wenn sie gesprochen werden. Deshalb ist die heilige Formel überall angebracht, wohin das Auge blickt; ja man hat sogar Gebetmühlen und Gebetmaschinen erfunden, bei denen durch mechanische Umdrehung das auf Papierhülsen geschriebene Gebet unendlich oft rotiert, was dem gesprochenen Gebet gleichkommt.

Die geschriebene Gebetformel setzt natürlich die Kenntnis der Schrift voraus, und die Russen mögen nicht wenig verwundert gewesen sein, als sie um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Buräten in Transbaikalien ohne nennenswerten Widerstand unterwarfen und ein Volk fanden, das, ganz unähnlich den bis dahin unterjochten Mongolenstämmen, nicht nur zahlreiche Tempel und einen geordneten religiösen Dienst hatte, sondern auch die Schriftsprache kannte und eine gewisse Literatur aufzuweisen vermochte. Die Lamas sind natürlich auch unter den Buräten außerordentlich zahlreich und unterscheiden sich von dem Volke äußerlich auch dadurch, daß sie keinen Zopf, sondern den Kopf völlig kahl geschoren tragen. Bei den zahlreichen Kultusfesten, an denen es auch bei den Buddhisten nicht fehlt, spielen sie eine große Rolle, so bei dem Fest der Menschwerdung des Buddha, das mit pompöser Prozession gefeiert wird, sowie bei dem Neujahrsfest, das bei den Buräten, ganz wie anderswo, von dem ausgelassensten Jubel begleitet ist, der seinen Höhepunkt in einem grotesken Maskentanz der Lamas findet.

Die Buräten erheben sich auch insofern über die andern Mongolenstämme Sibiriens, als sie neben der russischen Einteilung des Landes auch noch ihre eigene Gemeindeverfassung haben, also alle Grundlagen eines geordneten Staatswesens darbieten. — Das ist indessen eine merkwürdige Ausnahme, denn der allergrößte Teil des ungeheuren Sibiriens bietet dafür keinen Boden, und die Zukunft des asiatischen Rußlands liegt nicht hier, sondern in Mittelasien, wo die russische Macht sich stetig ausdehnt und notwendigerweise über kurz oder lang mit der sogenannten Interessensphäre der Engländer zusammenstoßen muß.

2. Die asiatische Türkei.

Wie in Europa die Türken von ihrem einst so großen Reiche nach und nach ein Stück nach dem andern wieder verloren, so hat sich ihr ehemaliges Besitztum in Asien auch wesentlich verringert. Hier indessen waren die unterworfenen Völker der Natur der Unterdrücker mehr oder weniger verwandt und fühlten den Druck nicht in dem Maße, wie die Volksstämme in Europa. Infolgedessen sind in den asiatischen Besitzungen der Türken auch die Versuche von Befreiung des Joches äußerst spärlich gewesen, was verloren gegangen, das haben Nachbarstaaten abgerissen und sich einverleibt. Trotzdem

aber hat die asiatische Türkei eine vielmal größere Ausdehnung als die europäische. Es gehören dazu: Kleinasien, Armenien, Kurdistan, Babylonien, Mesopotamien, Syrien, Palästina, die Sinaihalbinsel und Arabien, letzteres wenigstens an der ganzen Küste des Roten Meeres im Westen und an dem größten Teile der Küste des Persischen Meerbusens im Osten. Da die Landgrenzen größtenteils nicht fest bestimmt sind, so läßt sich nur angeben, daß alle diese Länder insgesamt wohl 2 Millionen qkm Umfang nicht wenig übersteigen mögen.

Kleinasien.

Kleinasien ist die große und einzige Halbinsel, welche Asien nach Westen in das Mittelländische Meer vorstreckt. Sie wird im Norden von dem Schwarzen und Marmarameer, im Westen vom Ägäischen Meer, im Süden vom Mittelländischen Meer begrenzt; die Landgrenze im Osten ist unbestimmt. Es sei bemerkt, daß die Westküste in der Handelswelt unter dem Namen der Levante schon seit dem Mittelalter bekannt und berühmt ist.

Kleinasien ist eine Hochebene, welche eine durchschnittliche Höhe von 1000 m hat, sich im Innern muldenartig vertieft und vielfach steppenartigen Charakter annimmt. Die Gebirge streichen alle von Westen nach Osten und bilden im Norden im Ala und Ilkas Dagh einen schwach erhabenen, im Süden aber mit dem Taurus einen bis zu 3000 m aufsteigenden steilen Rand, der sich noch als Antitaurus in nordöstlicher Richtung in das Land hineinzieht. Einzelne Gipfel, wie der Metdeses und der Erdschjas, streben weit über 3000 m in die Höhe. Die Westküste ist ein reich bewaldetes Stufenland, das sich mit vielen Flußtälern nach dem Meere öffnet.

Die Flüsse sind aber sämtlich Bergströme, kein einziger ist schiffbar. In das Schwarze Meer nach Norden gehen der Jeschilirmak, der Kisilirmak, der Sakaria, ins Marmarameer der Susurlu, in das Ägäische Meer nach Westen der Gediz und Menderez, in das Mittelländische Meer nach Süden der Seihun. Von den zahlreichen Seen, die zum Teil salziges Wasser führen, nennen wir hier nur den Tüs Schölhi, Hoiran und Saghla.

Der vielfache Steppencharakter der Hochebene kennzeichnet schon deren Trockenheit und Unfruchtbarkeit, dagegen sind die von hochstämmigen Wäldern bedeckten Berghalden nach dem Meere zu und die unteren Flußtäler äußerst fruchtbar und könnten, wenn sie unter guter Kultur ständen, Werte von Millionen exportieren; unter türkischer Herrschaft aber befindet sich auch Kleinasien in einem traurigen Zustande, dasselbe Land, welches einst infolge seiner hohen Kultur mit an der Spitze des Völkerverkehrs stand und dessen reiche, blühende Städte in der ganzen Welt genannt wurden. Wenige und geringe Reste sind geblieben, und nur die Geschichte weiß davon zu erzählen, was Kleinasien und die Levante einst gewesen und mit ihnen die griechischen Kolonien auf den zahlreichen, der West- und Südküste vorgelagerten Inseln, von denen wir hier nur Chios, Rhodos und

Cypern, das jetzt von den Engländern verwaltet wird, nennen wollen. Selbſt die muhamedaniſchen Seldſchukken, welche Kleinaſien noch vor den Türken unterwarfen und hier ein großes Reich gründeten, hatten Reſpekt vor der hier vorgefundenen Civiliſation und taten ſogar noch Großes hinzu, wofür die alte Seldſchukkenſtadt Amaſia am Iſchilirmae ein redender Beweis iſt. Darüber ſchreibt der Engländer Wilſon: „Nichts machte auf mich einen größeren Eindruck, als der Beweis von Macht und Civiliſation, den die Seld-

Anſicht von Amaſia.

ſchukken hinterlaſſen haben. Ihre Burgen, Brücken und Straßen haben etwas Römiſches in ihrer Feſtigkeit, und die Schönheit ihrer Moſcheen, Minarets und Gräber findet nur in den beſten arabiſchen Bauwerken zu Kairo ebenbürtige Seitenſtücke".

Die Bewohner Kleinaſiens ſind zur größten Mehrzahl natürlich osmaniſche Türken, die in den Trachten, namentlich der Frauen, mancherlei Eigentümliches haben. Dazu kommen im Weſten und Süden Griechen, im Oſten als Nachbarn Armenier und Kurden; ein kleiner Bruchteil beſteht auch aus eingewanderten Arabern. Der Handel liegt faſt ganz in den Händen der Griechen. „Der Grieche", ſagt Scherzer, „iſt Tag und Nacht auf Erwerb bedacht, ein ſchlau berechnender Kaufmann, tüchtiger Seefahrer, intelligenter Ackerbauer. Er allein nimmt die wiſſenſchaftlichen Berufsarten ein, iſt Arzt, Advokat,

Digitized by Google

Profeſſor, Buchhalter, Bankier; er vermittelt dem Türken den Abſatz ſeiner Erzeugniſſe und hat den Export- wie den Zwiſchenhandel faſt allein in den Händen.“ Und Humann fügt hinzu: „Man kann faſt berechnen, wie lange es noch dauern wird, daß das ganze Land von der Küſte des Marmarameeres bis hinunter nach Lykien von Griechen bewohnt ſein wird, bis die Türken ganz verdrängt ſein werden. Die armen Türken müſſen ihre Äcker verkaufen, und wer ſie kauft iſt immer ein Grieche; Türkendörfer verſchwinden nach und nach, und Griechendörfer entſtehen. Die Eroberung geht vor ſich, mit den ſicherſten Mitteln, dem Pflug, der Schule, der Vermehrung, und iſt ſchon ſoweit vorgeſchritten, daß ein Rückſchritt undenkbar iſt.“

Junge türkiſche Frau vom Lande.

Als die bedeutendſten Städte ſind zu nennen: Skutari, als aſiatiſche Vorſtadt von Konſtantinopel zu betrachten, Smyrna, gegenwärtig der erſte Seehafen der Levante, und auf dem Hochlande Angora, das die beſten türkiſchen Schals liefert und in deſſen Nähe ſich die berühmten Meerſchaumgruben von Eskiſcheher befinden.

Armenien und Kurdiſtan.

Armenien bildet den nördlichen Teil der Oſtgrenze Kleinaſiens und iſt eine höhere Fortſetzung des kleinaſiatiſchen Hochlandes, über das ſich einzelne Kegel, wie der große Ararat bis 5150 m, der kleine Ararat bis 4180 m erheben. Die von Weſten nach Oſten ſtreichenden Gebirgsketten ſind als eine Fortſetzung des Antitaurus zu betrachten. Das armeniſche Hochland gehört nur zum Teil noch den Türken, denn einen großen Teil haben ſie an die Ruſſen zu deren Provinz Transkaukaſien, ein anderes nicht minder großes Gebiet an die Perſer abtreten müſſen. Beſondere Flüſſe hat Armenien gar nicht, es iſt nur das Quellgebiet des Euphrat, der die meiſten kleinen Gewäſſer ſammelt und nach Süden abführt, ſowie des Aras, der zum Flußſyſtem des Kur, alſo zum Gebiet des Kaſpiſchen Meeres gehört. Auch von den großen Seen des ehemaligen Armeniens iſt dem jetzigen nur der Wanſee geblieben, der Goktſcha iſt an Transkaukaſien, der Urmia an Perſien gefallen.

Daß in einem Lande, welches bis in die Region des ewigen Schnees hinaufragt, der auf dem Ararat bei 4000 m beginnt, von Ackerbau nicht viel die Rede ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich, dagegen iſt die Viehzucht nicht ohne Bedeutung; Pferde, Eſel, neben

dem Rind auch Büffel und Kamele, Schafe, Ziegen und Hunde werden mit vieler Sorgfalt behandelt. Die Armenier, unter denen natürlich auch viele Türken, ſowie Angehörige der kaukaſiſchen Volksſtämme leben, ſind hochgewachſene Leute, friedliebend und arbeitſam, dabei enthaltſam und in der Arbeit unermüdlich. Sie wohnen in Dörfern, die aus Lehmhütten beſtehen, aber auch in Erdhöhlen, die in die Hügel und Berge hineingearbeitet ſind und die ſich, namentlich im Winter, wenn hoher Schnee liegt, häufig nur durch den aufſteigenden Rauch bemerklich machen. Im Äußeren halten ſie ſich nach Art der Türken, nur tragen ſie nicht den Turban, ſondern eine hohe Pelzmütze; auch die Frauen dürfen ſich wie bei den Türken nur verhüllt zeigen.

Armeniſches Dorf

Armeniſcher Geiſtlicher.

Unähnlich andern Bergvölkern zeigt der Armenier wenig Liebe zur Heimat, im Gegenteil einen eigentümlichen Zug nach auswärts. Das mag ſeinen Grund in der außergewöhnlich ſtark ausgeprägten Neigung zu Handelsgeſchäften haben, die ihm angeboren zu ſein ſcheint, und er entwickelt dabei eben ſo viel Ausdauer wie Geſchick. Die Zahl der in Armenien ſeßhaften Landeskinder wird auf etwa eine Million veranſchlagt, mehr als halbmal ſo viele aber befinden ſich im Auslande; auf Rußland allein rechnet man eine halbe Million Armenier, auf die Balkanländer eben ſo viele, und ſo ſitzen überall, wohin man im Orient kommt und lebhafter Handel getrieben wird, auch Armenier, die im Auslande treu zuſammenhalten, kleine geſchloſſene Gemeinden bilden und ihre Eigenheiten bewahren. Die Geſchicklichkeit in kaufmänniſchen Geſchäften wird aber ſattſam aufgewogen durch die Gewiſſenloſigkeit des Betriebes, denn noch berüchtigter als die Griechen ſind die Armenier wegen

Digitized by Google

ihrer unehrlichen und betrügeriſchen Manipulationen im Handel. — Obgleich Armenien unter türkiſcher Herrſchaft ſteht, ſind die Armenier doch Chriſten, bilden aber eine eigene armeniſche Kirche, die in verſchiedene Parteien geſpalten iſt, deren eine, und mit ihr auch die türkiſche Regierung, den in Konſtantinopel reſidierenden armeniſchen Patriarchen als Oberhaupt anſieht, während die andere den Katholikos im Kloſter Etſchmiadzin bei Eriwan in Transkaukaſien als ihr Haupt anerkennt. Das Oberhaupt der ſogenannten unierten Armenier, die der griechiſch-katholiſchen Kirche ſehr nahe ſtehen, wird ſogar in Petersburg ernannt; noch andere haben ſich als römiſch-katholiſche Chriſten dem Papſt unterſtellt.

Armeniſche Kirche in Tſchulfa.

Eigentümlich iſt die Bauart der armeniſchen Kirchen, mit denen in der Regel zugleich Klöſter verbunden ſind; als Muſter einer ſolchen gilt die Kirche in Dſchulfa. —

Kurdiſtan umfaßt den ſüdlichen Abfall des armeniſchen Hochlandes und hat weder im Norden gegen Armenien, noch im Weſten gegen Kleinaſien, noch im Süden gegen die Euphratländer, ſondern nur im Oſten beſtimmte feſte Grenzen. Der ganze Teil Perſiens, welcher hier mit Kurdiſtan zuſammenſtößt, gehörte früher mit dazu. Der Hauptfluß Kurdiſtans iſt der Tigris, deſſen Quellen im Gebirge ſich dem oberſten Euphrat, der viel weiter von Norden herkommt, ſich bis auf wenige Stunden nähern.

Die Kurden haben wenig, was ihnen allein eigentümlich wäre, ſie haben von den Armeniern, Perſern und Türken angenommen, und bekennen ſich zur muhamedaniſchen

Digitized by Google

Religion; trotzdem haben die Frauen bei ihnen eine viel freiere Stellung, gehen unverschleiert und dürfen auch mit andern Männern verkehren. Die Kleidung der Kurden ist eine weite Hose, ein anschließender Rock, der von einem Gürtel zusammengehalten wird, und darüber ein brauner oder weißer Kaftan; auf dem Kopfe tragen sie entweder den türkischen Turban oder eine hohe, kegelförmige, gelbe Filzmütze; die Frauen tragen auf dem Kopfe eine mit Schaumünzen verzierte hohe Kappe. Die Kurden teilen sich in sehr viele kleine, oft nur aus wenigen Familien bestehende Stämme, doch kann man zwei große, streng geschiedene Kasten unterscheiden, nämlich die Guranen, welche den Acker bebauen und infolgedessen auch sanftere Sitten üben, und die Assireten, welche ausschließlich Krieger und äußerst gefürchtete Räuber sind. Nach Moltke ist der Kurde „Ackerbauer aus Bedürfnis und Krieger aus Neigung; daher die Dörfer und Felder in der Ebene und die Burgen und Schlösser im Gebirge. Der Kurde ist ein vortrefflicher Schütze, das reich ausgelegte, damaszierte Gewehr erbt vom Vater auf den Sohn, und er kennt es wie seinen ältesten Jugendgefährten.“ Bei seinen Raubzügen übt der echte Kurde eine gewisse Ritterlichkeit, er raubt aus Neigung und Gewohnheit, aber er mordet nur, wenn er Widerstand findet. Die Reiter führen als Waffen seltener das Gewehr, immer aber die bei allen diesen Völkern übliche Lanze, in deren Gebrauch sie eine gefährliche Gewandtheit entwickeln. Oft hängt am Sattel auch noch ein Köcher mit kurzen Wurfspießen. Der Handschar (Dolch) und der krumme Säbel sind von den Türken entlehnt, der Schild aus der Haut des Nashorns stammt aus Indien und wird auf dem Landwege über Bagdad bezogen.

Kurdisches Mädchen.

Eine finstere Schattenseite im Leben der Kurden ist die Blutrache, welche bei ihnen noch in voller Stärke ausgeübt wird, so daß ein einzelner, auf einem Raubzuge vorgekommener Mord schon zur Vernichtung ganzer Familien geführt hat. Zu den Lichtseiten gehört ihre ungemeine Vorliebe für Musik, Gesang und Tanz.

Mesopotamien und Babylonien.

Wir wählen die alten Namen für das Land zwischen dem Euphrat und Tigris, weil sie jedermann geläufig sind, während die jetzigen türkischen Namen Al Dschesira für Mesopotamien und Irak Arabi für Babylonien wohl so gut wie unbekannt sein dürften. Wir betreten damit das riesige Gräberfeld, unter dem eine großartige Kultur verschüttet liegt, die vor Tausenden von Jahren geblüht hat. Ungeheure Schutthügel bedecken das Land,

Digitized by Google

welches der Euphrat und Tigris umſchließen und das zumeiſt wüſt liegt, bevölkert von dürftigen Menſchen, die in elenden Dörfern und halb verfallenen Städten wohnen, und nur die Sage berichtet von großen Reichen und blühenden Städten, die einſt hier geweſen ſind. Auch die älteſten Schriftdenkmäler, die wir beſitzen, in der Bibel ſowohl wie in den Reſten von Büchern, die aus dem grauen Altertum noch erhalten worden ſind, wiſſen davon zu erzählen, aber auch ſie berichten davon nur als von Dingen und Tatſachen, die in einer fernen, fernen Vergangenheit geweſen und geſchehen ſind. Verſunken und vergeſſen waren die Stätten, die vorzeiten als die Mittelpunkte der damals bekannten Welt gegolten hatten. Ninive und Babylon! Sage und Tradition wußten Wunderdinge von ihnen zu erzählen, von ihrer Pracht, ihrem Reichtum, der Herrlichkeit ihrer Paläſte, der Macht ihrer Könige. Aber als die älteſten Schriftſteller dieſe Sagen aufzeichneten, um ſie der ſtaunenden Nachwelt zu erhalten, war alles ſchon vom Erdboden hinweggefegt, ſo daß ſelbſt die Stätten, wo ſie geſtanden, niemand mehr nachzuweiſen vermochte. Jahrtauſende waren darüber hingegangen, neue Völker waren auf demſelben Boden erſtanden und wieder geſchwunden; Alt- und Neuaſſyrien, Alt- und Neubabylon, die Perſer, Alexander, endlich die Römer, und das Land des Euphrat und Tigris war zurückgeſunken in völlige Vergeſſenheit. Noch einmal kam eine Zeit neuer Blüte, die der Kalifen, neue Städte wuchſen empor zwiſchen den Trümmern, die das Land weithin bedeckten, und von denen niemand mehr ſagen konnte, was ſie einſt geweſen. Aber auch dieſe neue Blüte iſt vergangen, die neuen Städte ſind teils ganz verſchwunden, teils zuſammengeſchrumpft zu elenden orientaliſchen Dörfern, und nur Einiges hat ſich erhalten und mahnt noch an dieſe letzte große Vergangenheit. Aber ſelbſt Bagdad, der bedeutendſte Überreſt aus der Kalifenzeit, iſt nur noch ein Schatten von dem, was es damals geweſen.

Schlauchfloß auf dem Tigris.

Der abendländiſchen Wiſſenſchaft erſt war in verhältnismäßig jüngſter Zeit die Entdeckung vorbehalten, daß die Schuttberge, denen man in Meſopotamien auf Schritt und Tritt begegnet, nichts anderes ſind, als die Gräber vergangener Völkerblüte. Aus dem ſie bedeckenden Wüſtenſande traten die Trümmer jener uralten Städte hervor, und

Digitized by Google

eine Geſchichte wurde aus dem Schutt herausgegraben, die bis in das fünfte Jahrtauſend vor Chr. Geb. hinaufreicht und alle die Sagen aus grauer Vorzeit beſtätigt und ergänzt. Wenige Kilometer oſtwärts von der türkiſchen Stadt Moſul ſind die Trümmer des alten Ninive bloßgelegt, noch weiter ſüdöſtlich die ſchwachen Spuren des einſt blühenden Gaugamela, wo das gewaltige Weltreich der Perſer den letzten vernichtenden Stoß erhielt. Bagdad allein zeigt noch Erinnerungen an jene Zeit, da ſie die prächtige Reſidenz der Kalifen geweſen. Die von ſchönen Gärten, Dattelhainen, Reis- und Obſtpflanzungen umrahmte Stadt bringt wohl heute noch Seiden- und Baumwollzeuge, ſchöne Teppiche uſw. hervor und treibt einen nicht unbedeutenden Handel, aber dieſer liegt faſt ganz in den Händen der Ausländer. Südlich von Bagdad, bei Hilleh am Euphrat, ſind die Trümmer des mächtigen Babylon ans Tageslicht getreten, und alle dieſe Reſte der ehemaligen Größe von Meſopotamien und Babylonien oder Al Dſchefirah und Irak Arabi wandern in die europäiſchen Muſeen. Der einheimiſche Muſelmann kümmert ſich nicht darum, er beackert den Boden, ſoweit dies möglich iſt, in derſelben primitiven Weiſe, wie es vor Jahrtauſenden geſchehen ſein mag, und befährt den reißenden Tigris noch heute auf Flößen, deren Tragkraft von aufgeblaſenen und zuſammengeſchnürten Hammelhäuten gebildet wird. Der Türke hat ſich eben unfähig erwieſen, ein Land in Blüte zu erhalten, und die Landſchaften, welche im Altertum und auch noch unter den Kalifen zu den blühendſten der Erde gehörten, bieten heute das traurige Bild vollſter Verwahrloſung und Verarmung dar.

Druſenfrau.

Syrien und Paläſtina.

Wie Meſopotamien und Babylonien, ſo iſt auch Syrien, das Küſtenland am Mittelländiſchen Meer, reich an Überreſten aus der großen Vergangenheit des Orients. Und nicht nur Überreſte, ſondern auch lebende Zeugen hat Syrien noch aufzuweiſen, wie Damaskus, die Hauptſtadt des Landes, welche, ſchon lange vor Chriſti Geburt eine blühende Handelsſtadt, alle ihre verfallenen Schweſtern überdauert hat und heute noch zu den vornehmſten Handelsſtädten des Orients zählt, wie auch die Webereien und Stahlwaren von Damaskus noch in hohem Rufe ſtehen.

Von Kleinaſien her, anſchließend an den Antitaurus, ziehen Gebirgsketten von Norden nach Süden am Geſtade herab, die im Libanon 3000 m, im Hermon 2800 m und im Antilibanon noch über 2000 m Höhe erreichen. Südlich davon, durch das anſchließende Paläſtina, welches von den Türken mit zu Syrien gerechnet wird, iſt niedriges

Bergland, das den Raum zwiſchen dem Mittelländiſchen Meere und dem tief eingeſenkten Jordantal ausfüllt. Öſtlich von dieſem hebt ſich das Land in Stufen empor und geht dann in die Syriſche Wüſte über, welche ſich bis zum Euphrat hin ausdehnt.

Die Flüſſe ſind zumeiſt nur kleine Küſtenflüſſe, die als rauſchende Bergwaſſer nach Weſten ins Meer fallen. Bedeutender iſt der Lita, welcher die große Senkung zwiſchen Libanon und Antilibanon von Norden nach Süden durchfließt, ſüdlich von erſterem das Bergland durchbricht und ſich ebenfalls nach Weſten zum Meer wendet; ſowie der Jordan, deſſen fruchtbares Tal, von Norden nach Süden gerichtet, tief unter dem Meeresſpiegel liegt, und der im Toten Meer, 394 m tiefer als das Meer, endet. Dieſer 914 qkm große See iſt ſo ſalzreich, daß keine Fiſche darin leben können. Das Jordantal ſetzt ſich nach Süden über das Tote Meer hinaus unter dem Namen El Ghor oder Wadi al Arab fort, ſteigt allmählich wieder an und erreicht noch, ehe es zum Meerbuſen von Akabah und dem Roten Meere abfällt, wieder eine Höhe von 200 m.

Ausdreſchen des Getreides.

Die Bewohner Syriens ſind teils Nachkommen der alten Syrer oder Aramäer, teils Türken, Griechen und Juden. Im Libanon ſind außerdem der Stamm der Druſen, die einer beſonderen Abweichung von der muhamedaniſchen Lehre folgen, und die chriſtliche Sekte der Maroniten erwähnenswert. Das Land iſt in den Tälern außerordentlich fruchtbar und bringt Weizen, Südfrüchte aller Art, Oliven, Roſinen, Süßholz u. a. zur Ausfuhr, doch wird der Ackerbau noch durchweg in ziemlich primitiver Weiſe betrieben, wie es die Alten taten, wie ja das bekannte Sprichwort bezeugt: „Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden“; denn heute noch wird das Getreide einfach auf einer harten Fläche im Kreiſe ausgebreitet, und der Dreſcher fährt in einem ſchlittenartigen Wagen, vor den ein paar Büffel geſpannt ſind, darüber hin. Die Viehzucht erſtreckt ſich vornehmlich auf Fettſchwanzſchafe und Ziegen, das Rindvieh iſt klein und unanſehnlich, im Jordantal aber wird es durch den Büffel vertreten.

Die Hauptſtadt Damaskus iſt mit Beirut, dem bedeutendſten Hafenorte Syriens, durch eine gute Straße verbunden. Die andern Häfen haben heute keine beſondere Bedeutung mehr, auch nicht Tyrus (jetzt Sur) und Sidon (jetzt Saida), die Handelshäfen

der alten Phöniker, denn dieser Küstenstreifen Syriens ist es, wo dieses größte Handelsvolk des Altertums seine Sitze hatte, von hier aus gingen ihre Schiffe an den Küsten der ganzen damals bekannten Erde hin.

Palästina, welches die südliche Fortsetzung des eigentlichen Syriens bildet, gehört schon zu den Ländern, in denen man keine Jahreszeiten mehr unterscheidet, sondern nur noch eine Regenzeit und regenlose Periode. Letztere dauert mit ununterbrochenem klaren Himmel von Anfang Mai bis Ende Oktober, und schon Ende Mai fängt in den Steppengegenden, welche in der Bibel stets nur Wüsten genannt werden, alles an zu vertrocknen, das Vieh muß in die Berge getrieben werden, und der Boden wird steinhart. Ende Oktober beginnen die Gewitter und Regen, damit auch die Bearbeitung des Bodens, der bis zum Mai den Bewohnern, gegenwärtig fast durchweg aus arabischen Fellachen bestehend, seine reichen Ernten liefert. Wenn das Land heute nicht mehr so fruchtbar genannt wird, wie es vorzeiten gewesen sein soll, so liegt das wohl mehr nur an den fehlenden Arbeitskräften, da Palästina viel dünner bevölkert ist, als früher.

Frau aus Jerusalem.

Die Einteilung des Westjordanlandes in die Landschaften Galiläa, Samaria und Judäa, während das Ostjordanland Peträa heißt, ist allbekannt und bedarf keiner besonderen Erläuterung. Jerusalem, die so oftmals zerstörte und immer wieder aufgebaute und vielfach veränderte alte Hauptstadt Palästinas ist den Christen, Juden und Muhamedanern gleichmäßig die heilige Stadt. Um den Besitz derselben ist Jahrhunderte zwischen Christen und Muhamedanern gestritten worden, bis sie dann endlich doch in dem Besitz der letzteren geblieben ist. Wie sie sich heute äußerlich darstellt, auf drei Seiten von tiefen Tälern umgeben, auf den Bergen Zion, Morijah und Bezetha erbaut, die von dem 828 m hohen Ölberge im Osten überragt werden, ist sie sogar ein Werk des Sultans Soliman, der auch die hohe, von vierunddreißig viereckigen Türmen gekrönte Ringmauer hat erbauen lassen. Die Heiligtümer der Stadt befinden sich in der Straße, welche von dem Stephanstore zur Heiligen Grabeskirche führt, welche alle die Orte umschließt, die wir aus der Leidensgeschichte des Heilandes kennen, und eine ganze Anzahl

Mann aus Jerusalem.

Digitized by Google

koſtbar ausgeſtatteter Kapellen umfaßt. Auch dieſe Kirche hat wechſelvolle Schickſale durchgemacht, denn ſie iſt mehrmals von Eroberern zerſtört, auch durch Brand eingeäſchert, immer bald aber wieder in größerer Pracht hergeſtellt worden, und daran haben ſich ſtets die verſchiedenſten Konfeſſionen der chriſtlichen Kirche beteiligt, ſo daß nicht nur die

Jeruſalem mit dem Ölberg.

römiſche und griechiſche, ſondern auch die armeniſche und ſogar die koptiſche Kirche Eigentumsrechte daran haben. —

Die aſiatiſche Türkei erſtreckt ſich auch noch über einen Teil Arabiens, den wir natürlich im folgenden Abſchnitt im Zuſammenhange mit der ganzen Halbinſel betrachten.

3. Arabien.

Die westliche der drei südlichen Halbinseln Asiens, Arabien, hat einen Flächenraum von 2 964 800 qkm, von denen etwa 530 000 qkm auf türkischen Besitz entfallen. Arabien ist ein wasserarmes Hochland, welches nur im Norden allmählich zu der Syrischen Wüste sich verflacht. Im übrigen ist es von Randgebirgen umgeben, die bis 2500 m Höhe ansteigen und in kurzen Terrassen zum Meere abfallen, von denen das Rote Meer die Westgrenze, der Golf von Aden und das Arabische Meer die Südgrenze und der Persische Meerbusen die Ostgrenze bilden. Die syrische Wüste wird von dem Hochlande Arabiens durch das Wadi (Tal) Sighan getrennt, hinter welchem der ganze nördliche Teil der Halbinsel von der großen Nefudwüste ausgefüllt wird. Diese wird durch das Wadi Ermek von dem mittleren Arabien geschieden, dem Nedschd, welches von einzelnen Bergketten durchzogen wird, zwischen denen liebliche Täler mit fruchtbarem Boden sich hin erstrecken. Nach Süden geht das Nedschd abermals in eine, der Nefud ganz gleich geartete Wüste über. Zu diesem, fast völlig öden Innern der Halbinsel bilden die Küstenländer zum Teil einen wohltuenden Gegensatz. Weniger im Osten, da hier die Randgebirge oft bis hart an das Meer herantreten und eine schroffe, felsige Küste bilden, hier auch in dem Akhdar, 3018 m, die höchste Erhebung Arabiens erreichen. Die Südküste ist zwar auch in ihrem östlichen Teile sandig und öde, auch fast ganz unbewohnt, wird aber nach Südwesten, in den Landschaften Hadramaut und Jemen oder Yemen am Roten Meere so fruchtbar und ergiebig, daß sie seit dem Altertum schon das „glückliche" Arabien heißt. Weiter am Roten Meere nach Norden hinauf beginnt ein trockener und heißer Küstenstrich, über welchen hinaus die Berge dann wieder hart ans Meer herantreten. Mit dem Golf von Akabah, welcher die östliche Spitze des Roten Meeres bildet, schließt die Halbinsel Arabien ab. Die linke Spitze bildet der Golf von Suez und beide Spitzen schließen die Sinai-Halbinsel ein, deren Gebirgsmasse im Dschebel Katharin bis 2600 m ansteigt; als der Berg, auf welchem Moses die Gesetzestafeln empfing, wird der Dschebel Musa, 2244 m, angenommen, nach andern dürfte es aber der Serbal, 2052 m, gewesen sein. Der Sinai bildet die südlichste Spitze des „steinigen" Arabien, welches nördlich ohne bestimmte Grenze an Palästina und die Syrische Wüste stößt. Die Sinai-Halbinsel gehört übrigens politisch nicht mehr zu Arabien, sondern zu Ägypten.

Beduine.

Die Bewohner Arabiens sind in der Mehrzahl die Beduinen, welche mit ihren Herden nomadisierend im Nedschd umherziehen und sich in viele kleine Stämme spalten, die miteinander in stetem Hader leben. Die ansässigen Araber heißen Hadesi und leben auf dem Lande vom Ackerbau, in den Städten vom Handel, bei welchem sie wenig wählerisch in den Mitteln sind, wenn es ihren Vorteil gilt; Gewerbe werden nicht betrieben. Der nomadisierende Beduine, dessen Reichtum seine Herden sind, unter denen die Schafe den ersten Rang einnehmen, gleicht heute noch seinen Vorfahren, wie sie im Altertum gewesen sind. Das Zelt ist seine Wohnung, Pferd oder Reitkamel sind sein höchstes Gut, seine Waffen Lanze, Schwert und Flinten von oft längst veralteter Konstruktion. Der Beduine ist stolz, mutig, freiheitsliebend, gastfrei und freigebig, voll dichterischer Phantasie, anderseits aber auch habsüchtig im höchsten Grade, deshalb zu Zeiten auch ein gefährlicher Räuber.

Das türkische Arabien.

Die Türken besitzen in Arabien die ganze Küste des Roten Meeres, umfassend die Landschaften Hedschas, Asir und Jemen; am persischen Meerbusen die Landschaft El Hasa. Wichtig ist darunter in erster Reihe das Hedschas, denn hier liegen die heiligen Städte Mekka und Medina, die Mittelpunkte des muhamedanischen Kultus. In Mekka wurde der Prophet Muhamed geboren, hier trat er auch zuerst als Prophet auf, fand aber bei seinen Landsleuten eine so feindselige Stimmung, daß er im Jahre 622 nach Medina entfliehen mußte. Hier hatte er mehr Glück, fand festen Boden für seine neue Lehre und konnte 628 siegreich nach Mekka zurückkehren. Von dem Jahre jener Flucht aber begannen dann die Muhamedaner ihre Zeitrechnung, Hedschra. Die Kaaba in Mekka, eine düstere Halle in dem heiligen Tempel, ist für die Bekenner des Islam der höchste Gegenstand der Verehrung. Hier befindet sich ein schwarzer Stein eingemauert, nach welchem jeder Muhamedaner, er mag sich befinden, wo er wolle, sein Gesicht zu wenden hat; das Gesicht nach Mekka gewendet, daß ist die erste Gebetsvorschrift. In der großen Moschee zu Medina liegt der Prophet begraben. Das Grabmal umgibt ein seidener Vorhang, zwischen welchem und dem äußeren eisernen Filigrangitter ein Raum zum Herumgehen frei gelassen ist. Der Vorhang soll ein Mauerwerk von schwarzen Steinen verdecken, welches von zwei Säulen getragen wird und den weißen Marmorsarg mit Muhameds Leichnam enthält. Außerdem liegen in der Moschee auch noch Muhameds Tochter, sowie seine ersten Nachfolger Abubekr und Omar begraben. Eine Pilgerreise nach Mekka gemacht und dort die vorgeschriebenen, umfangreichen Andachtsübungen verrichtet zu haben, gilt als ein besonderes Verdienst, und der Pilger kommt als Hadschi in den Geruch einer gewissen Heiligkeit. Das Grab des Propheten in Medina zu besuchen, ist zwar verdienstlich, aber nicht vorgeschrieben; die Ceremonien in Mekka nach Vorschrift durchgemacht zu haben, genügt schon, um den Zweck einer solchen Pilgerreise als erfüllt zu betrachten. Aus

allen Teilen der muhamedaniſchen Welt kommen die Gläubigen daher, und es ſoll gar nicht ſelten ſein, daß Mekka dann hunderttauſend Fremde mit ihren Kamelen ſieht.

Die ſüdlich vom Hedſchas ſich am Roten Meere herabziehende Landſchaft Aſir iſt heiß und nicht beſonders fruchtbar, die ſüdlichſte dagegen, Jemen, heißt mit Recht das glückliche Arabien, denn hier entwickelt ſich eine Vegetation, wie ſie ſonſt auf der ganzen Halbinſel weiter nicht vorkommt. Das Uferland iſt zwar flach und ſandig und läßt nur da Pflanzenwuchs erſtehen, wo Waſſer von den Bergen herabrauſcht, aber man ſieht dann doch prachtvolle Dattelpalmen und auch Felder, die mit Durrah, einer Art Hirſe, beſtellt ſind; aber die Bergabhänge, welche von hier terraſſenförmig aufſteigen, ſind mit hoch-

Betende Araber.

ſtämmigen Waldungen bedeckt, und wo ſich nur eine Gelegenheit dazu bietet, ſind Kaffeepflanzungen angelegt. Der Kaffeeſtrauch iſt nicht hier zu Hauſe, wie man wohl fälſchlich glaubt, ſondern im gegenüberliegenden Afrika, von woher er einſt nach dem glücklichen Arabien verpflanzt wurde. Die arabiſche Mythe erzählt: Ein armer Derwiſch, der in einem Tale des glücklichen Arabiens nur eine elende Hütte und einige Ziegen beſaß, bemerkte an den letzteren eines Tages bei ihrer Rückkehr von der Weide eine mehr als gewöhnliche Lebhaftigkeit und Munterkeit. Er folgte ihnen des andern Tags auf ihre Weide, um zu erfahren, was wohl die Veranlaſſung zu dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung geweſen ſei, und bemerkte, daß dieſe Tiere lüſtern an den Früchten, Blüten und Blättern eines kleinen Strauches ſich labten, deren Genuß offenbar jene Wirkung hervorbringen mußte. Dieſe Vermutung ward zur Gewißheit, als er ſelbſt von den Früchten genoſſen

Digitized by Google

hatte und eine ungemeine Fröhlichkeit und unermüdliche Geschwätzigkeit, die ihn selbst bei seinen Nachbarn verdächtig machte, als nächste Wirkung empfand. Er teilte seine Erfahrung andern Derwischen mit, welche dieselben Wirkungen empfanden und den Genuß des Kaffees immer weiter verbreiteten.

Unter den Persern erhielt sich die Sage, daß der Engel Gabriel selbst dem Propheten Muhamed in einer Krankheit einst diesen Trank als Heilmittel gereicht habe. Noch eine andere Sage erzählt, daß der Abt eines arabischen Klosters, dem die Geschichte jenes Derwisches zu Ohren gekommen war, durch dies aufregende Getränk seine Mönche, welche in den nächtlichen gottesdienstlichen Verrichtungen gewöhnlich vom Schlafe überfallen wurden, wach erhalten wollte. Sein Versuch gelang so vollkommen, und seine Untergebenen fanden dieses Getränk so sehr nach Wunsch und Geschmack, daß sie sich fortan ganz daran gewöhnten und seinen Gebrauch verbreiten halfen. Dies soll im 12. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschehen sein. Wie dem nun auch sei, historisch begründen läßt sich, daß der Gebrauch des Kaffees im 9. Jahrhundert der Hedschra, das heißt also im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, unter den Arabern so allgemein war, daß man sich eifrig auf den Anbau desselben legte, und bald labten sich nicht allein die höheren Stände, sondern auch das Volk bis herab zu den elenden Fakirs an diesem Getränk. In den Moscheen sogar wurde Kaffee getrunken und unentgeltlich in großen Gefäßen den Geistlichen wie den Laien gereicht. Im Derwischquartier zu Kairo hatte man einen gemeinsamen großen Kaffeetopf, in dem der Trank bereitet wurde und aus welchem der Vorsteher allen Anwesenden die besondere Tasse einschenkte, die sie voll Respekt empfingen und leerten.

Nach dem Abendlande kam der Kaffee als Getränk nicht vor dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und war lange Zeit noch eine große Seltenheit und auch eine kostspielige Sache. Da man denselben nur aus Jemen beziehen konnte, wo die Stadt Mokka (eigentlich Mokha) der Haupthandelsort war, die ihm auch seinen zweiten Namen verschafft hat, so kamen die Holländer, damals die erste Nation zur See, auf den Gedanken, den Kaffeebaum nach ihren Kolonien auf den ostasiatischen Inseln zu verpflanzen. Der Versuch gelang vollkommen, und schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam die erste Schiffsladung Kaffee von der Insel Java nach Europa. Nun verbreitete sich der Anbau reißend schnell über alle Länder der heißen Erdstriche, und Hunderttausende von Menschen sind mit seinem Anbau beschäftigt, so daß Arabien mit seinem Mokkakaffee, wie diese edle Gattung heute noch heißt, ganz in den Hintergrund getreten ist.

Jemen vermag den Kaffee ja auch nur in beschränktem Maße zu erzeugen, denn die Bewässerung des Bodens verlangt in dem regenlosen Lande viel Mühe und Arbeit. Es sind infolgedessen künstliche Bewässerungssysteme mit großen Wasserbehältern und unterirdischen Kanälen angelegt worden, die freilich auch im Laufe der Zeit wieder vielfach vernachlässigt worden sind. Das Gebiet von Sana gilt als das vorzüglichste in der Landschaft Jemen. —

Am Persischen Meerbusen haben die Türken den nördlichen Teil der Westküste, die Landschaft El Hasa, unter ihre Botmäßigkeit gebracht und damit die in der Bucht von

Bahrein liegenden gleichnamigen Inseln, an deren Küsten ausgedehnte Perlenfischerei betrieben wird, für welche mehrere tausend Boote beschäftigt sind. Der Ertrag der reichen Perlbänke soll sich durchschnittlich, nach unserem Gelde, auf jährlich vier Millionen Mark belaufen.

Das unabhängige Arabien.

Wie wir sehen, hat sich der dominierende türkische Einfluß in Arabien nur auf die Westküste und auf einen Teil der Ostküste erstreckt. Der größte Teil der Halbinsel hat sich unabhängig erhalten.

Von den weit ausgedehnten Wüsten im nördlichen und südlichen Inner-Arabien ist ja weiter nicht zu reden, wohl aber von dem mittleren, das wir schon oben als die Landschaft Nedschd kennen gelernt haben. Das Land ist noch wenig bekannt, doch weiß man im allgemeinen, daß es in den Tälern zwischen den Bergketten guten kultivierbaren Boden enthält. Am bekanntesten ist noch der nordöstliche Teil, welcher sich bis an den unteren Euphrat heranzieht und von den Karawanen durchquert wird, die von Basra oder Bassora, der Handelsstadt an dem genannten Flusse, nach Mesopotamien und Syrien gehen. Da ist das Land sehr fruchtbar, und man darf wohl annehmen, daß es auch weiter im Innern noch fruchtbare Täler gibt, da Nedschd ja die Heimat des edlen arabischen Pferdes ist und die Zahl seiner Bewohner, die von einem Sultan regiert werden, auf über eine Million geschätzt wird.

Auch die Südküste Arabiens, bekannt unter dem Namen Hadramaut, hat sich unabhängig erhalten. Man weiß von ihr auch nicht viel, denn das Reisen in muhamedanischen Ländern ist mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden, und es gelingt einem Forscher nur selten, einzudringen und zuverlässige Nachrichten zu sammeln, was in der Regel nur dann möglich ist, wenn er der Sprache vollkommen mächtig und mit den Gebräuchen des Islam vertraut ist, so daß er als Muhamedaner reisen kann; aber auch dann muß er noch die größte Vorsicht beobachten. Hadramaut ist in viele kleine Sultanate zerspalten, deren kriegerische Tüchtigkeit es den Türken nicht leicht möglich macht, sie zu unterwerfen. Nahe der Grenze zwischen Hadramaut und der Landschaft Jemen haben die Engländer, wie schon erwähnt, die Festung Aden inne, ebenso auch die Insel Perim in der Straße Bab el Mandeb, welche das Arabische mit dem Roten Meer verbindet, so daß es ihnen leicht wird, diesen Durchgang abzusperren und damit die Verbindung zwischen Europa und Ostindien durch den Kanal von Suez aufzuheben.

Mit seinem südöstlichen Teil springt Arabien weit nach Osten in das Arabische Meer vor, so daß der Zwischenraum zwischen ihm und Indien sich zur Straße von Ormuz als Eingang zum Persischen Meerbusen verengert. Hier hat sich unter der Herrschaft des Imams von Mascat das selbständige Reich Oman gebildet. Von der flachen und sehr heißen Küste erheben sich die Bergketten zu der wüsten Hochebene des südlichen Arabiens und erreichen im Akhdar eine Höhe von 3018 m, so daß trotz der südlichen Lage

des Landes schneebedeckte Gipfel keine Seltenheit sind. Die Bevölkerung besteht teils aus ansässigen Arabern, teils aus nomadisierenden Beduinen. Der Anbau beschränkt sich zumeist auf Durrah und Dattelpalmen, denn obwohl die hohen Gebirge, die in der Regenzeit heraufziehenden Wolken zur Entladung nötigen, trocknen die Flüsse in dem langen und heißen Sommer doch vielfach vollständig aus, und der Pflanzenwuchs verdorrt, so daß der Anbau des Bodens nur an bevorzugten Plätzen, gewissermaßen in Kulturoasen betrieben werden kann. Die Hauptstadt des Sultanates ist Mascat.

4. Das Hochland von Iran.

Das zweite der asiatischen Hochländer, das sich an das vorderasiatische anschließt und dieses an Größe weit übertrifft, ist das Hochland von Iran, mit welchem Namen man die, ebenfalls von hohen Randgebirgen eingerahmte Hochfläche bezeichnet, die den ganzen Raum von Vorderasien bis Indien ausfüllt. In diesen gewaltigen Raum teilen sich drei Reiche: Persien, Afghanistan und Beludschistan, welche nicht durch natürliche, sondern nur durch künstlich über die Hochfläche gezogene Grenzen voneinander geschieden werden.

Das Iranische Hochland stößt im Nordwesten an das russische Kaukasien, der Aras, ein Zufluß des Kur bildet hier die Grenze, die dann zum Kaspischen Meere überspringt. An dem Südufer des letzteren wird das Hochland von dem prächtigen Elbursgebirge eingefaßt, das sich in dem Demawend bis zu 5628 m Höhe erhebt. Die sich allmählich nach Osten senkenden Ausläufer dieses Gebirges bilden dann die weitere Nordgrenze Persiens; sie erheben sich aber mit dem Eintritt in Afghanistan wieder mehr und mehr und wachsen zu dem gewaltigen Hindukusch an, der nun zu dem noch fast unbekannten riesigen Gebirgssystem Zentralasiens hinaufleitet. Hier, wo noch vor einem Menschenalter eine Anzahl kleiner Reiche eine abgeschlossene Welt für sich darstellte, treffen jetzt die Interessensphären von Rußland, England und China zusammen, von denen die beiden ersteren, Rußland von Norden und England von Süden her schon tief bis in das Herz von Asien eingedrungen sind und sich fast berühren, an die dann auch wohl China in absehbarer Zeit seinen Anteil daran verlieren wird. Schon der Hindukusch steigt bis 7000 m in die Höhe, und der Hauptzentralstock geht noch weit darüber hinaus. An der Landschaft Kafiristan in diesem Zentralstock, halb und halb schon den Engländern gehörend, wendet sich nun die Grenze des Iranischen Hochlandes nach Süden, und nun bildet der Kamm des Suleimangebirges, dessen Ostgrenze an Afghanistan und dessen Fortsetzung, das Halagebirge die Ostgrenze an Beludschistan bis zum Arabischen Meere hinunter, beide Gebirgszüge parallel mit dem Indus, welcher an deren Ostfuße in Ostindien von Norden nach Süden strömt. Die Südgrenze des Hochlandes wird nun

gebildet von dem Arabischen Meere und dem Persischen Meerbusen, von dessen äußerster Nordspitze, dem Mündungslande des Euphrat und Tigris, endlich die Westgrenze, parallel mit dem letzteren Flusse, an der asiatischen Türkei nördlich wieder bis nach dem russischen Kaukasien an den Aras verläuft.

Im Süden treten die Randgebirge des Hochlandes nicht bis an das Meer heran, bilden also auch nicht die Grenze des Hochlandes, sondern lassen Raum für ein breites Stufenland, von dem das Hochland durch das Serhadgebirge geschieden ist, welches aus Beludschistan in westöstlicher Richtung durch Südpersien zieht, dann nach Nordwesten umbiegt und sich endlich mit den Gebirgszügen von Kurdistan vereinigt. In dem Kohi Dena erreicht dieser Zug eine Höhe von 3650 m, im Kohi Elwend von 3353 m. Ein zweiter persischer Gebirgszug, das Kohrudgebirge, zweigt vom Serhadgebirge unfern der Grenze von Beludschistan ab und zieht parallel mit der Fortsetzung des Serhad nach Nordwesten, im Kohi Hagar die Höhe von 4572 m erreichend.

Diese Gliederung läßt erkennen, daß das Hochland von Iran ein vertieftes Becken darstellt, dessen vielfach weit ausgedehnte Salzsteppen darauf schließen lassen, daß es vor Zeiten ein salziges Binnenmeer gewesen ist. Es liegt auf der Hand, daß also auch in dem eigentlichen Hochlande die Bildung von Flußsystemen nicht möglich gewesen ist; was an Gewässern vorhanden ist, das findet entweder in kleinen Seen sein Ende oder verläuft in der Steppe. Nur in dem südlichen Stufenlande geht eine Anzahl von Küstenflüssen, raschen Bergwassern, in den Persischen Meerbusen, und im Westen strömen von den Gebirgen mehrere Nebenflüsse des Tigris herab, die aber über die Grenze Persiens hinaus erst in Mesopotamien ihre Mündung erreichen. Was sonst an Flüssen noch vorhanden ist, das berührt mehr oder weniger nur die Grenzen, so der erwähnte Aras gegen Transkaukasien, der Atrek gegen Transkaspien, denn weder der Euphrat und Tigris gehören Persien, noch der Indus Afghanistan oder Beludschistan an, sie liegen jenseits der Grenzen des Iranischen Hochlandes.

Was sich sonst über das Hochland von Iran sagen läßt, das wird im folgenden mitgeteilt werden.

Persien.

Das ausgedehnteste der Länder des Iranischen Hochlandes ist Persien, das infolge der Reisen ins Abendland, die sein Herrscher, der Schah, wiederholt unternommen hat, auch bei uns am meisten genannt wird, während Afghanistan und Beludschistan vielen nur dem Namen nach bekannt sind.

Daß Persien im Altertum nach den Vorstellungen von der damals bekannten Erde ein Weltreich gewesen, ist aus der Geschichte jedermann geläufig, denn wer kennt nicht die Geschichte des Cyrus (Kyros), der das Reich der Meder stürzte und das Persische Reich gründete, das dann unter Xerxes seine weiteste Ausdehnung erhielt, aber von

Pflanzen bon Erbsen gebrauchen wurde. Noch früher hatte jedoch Joel den Gedanken gehabt, Erbsen zu Kreuzungen zu benutzen, und hatte auch bereits einige Versuche damit angestellt, die er indessen frühzeitig wieder aufgegeben hat. Mendel's Versuche wurden in den Jahren 1856—1864 ausgeführt und 1865 in den Verhandlungen des Brünner Naturforschervereins veröffentlicht. Sie sind, wie Correns sagt, „ein Musterbeispiel für eine gründliche und geniale Arbeit, die ihrer Zeit weit voraus ist". Mendel hatte 34 verschiedene Sorten Erbsen, die sich durch sieben Merkmale unterschieden, in Kreuzungsversuchen geprüft. Er fand, daß die Bastarde in der ersten Generation nur Merkmale der elterlichen Rasse, in der zweiten Generation aber neben diesen auch solche der Bastarde zeigten, und zwar in einem Verhältnis, das sich in 75 Prozent Dominanten und 25 Prozent Recessive ausdrücken läßt. Er bezeichnete diejenigen Merkmale, welche in der zweiten Generation wieder auftraten, als rein, weil sie sich durch Selbstbefruchtung auch in den folgenden Generationen unverändert vererbten. Ferner fand er, daß die Nachkommen der Bastarde, welche die Merkmale der Eltern zeigten, sich in einem Verhältnis spalten, das sich durch 1 : 2 : 1 ausdrücken läßt, d. h. daß sich auf 1 Pflanze mit dem Merkmal der Mutter 2 Bastarde und 1 Pflanze mit dem Merkmal des Vaters befinden. Mendel hat auch Bastarde von Bastarden untersucht und gefunden, daß sich diese ebenso verhalten wie die Bastarde selbst. Er hat ferner Bastarde von Bastarden mit einer dritten Rasse gekreuzt und gefunden, daß sich die Nachkommen dieser Bastarde ebenso verhalten wie die Bastarde selbst. Er hat ferner Bastarde von Bastarden mit einer dritten Rasse gekreuzt und gefunden, daß sich die Nachkommen dieser Bastarde ebenso verhalten wie die Bastarde selbst. Er hat ferner Bastarde von Bastarden mit einer dritten Rasse gekreuzt und gefunden, daß sich die Nachkommen dieser Bastarde ebenso verhalten wie die Bastarde selbst.

Gemeine Erbse.

Kreuzungen von Bastarden verschiedener Rassen mit einer dritten Rasse hat Mendel nicht vorgenommen, hat darüber keine Versuche angestellt, hat sie daher auch nicht beschrieben. Diese Versuche sind erst in neuerer Zeit von Correns, Tschermak und de Vries ausgeführt worden. Correns hat gefunden, daß sich Bastarde, die sich in zwei Merkmalen unterscheiden, in der zweiten Generation in vier Kombinationen spalten, und zwar in 9 : 3 : 3 : 1. Tschermak hat gefunden, daß sich Bastarde, die sich in drei Merkmalen unterscheiden, in der zweiten Generation in 27 Kombinationen spalten, und zwar in 27 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 1. Bastarde, die sich in vier Merkmalen unterscheiden, spalten sich in der zweiten Generation in 81 Kombinationen, und zwar in 81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1. Bastarde, die sich in fünf Merkmalen unterscheiden, spalten sich in der zweiten Generation in 243 Kombinationen, und zwar in 243 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1. Bastarde, die sich in sechs Merkmalen unterscheiden, spalten sich in der zweiten Generation in 729 Kombinationen, und zwar in 729 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1. Bastarde, die sich in sieben Merkmalen unterscheiden, spalten sich in der zweiten Generation in 2187 Kombinationen, und zwar in 2187 : 729 : 729 : 729 : 729 : 729 : 729 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1. Bastarde, die sich in acht Merkmalen unterscheiden, spalten sich in der zweiten Generation in 6561 Kombinationen, und zwar in 6561 : 2187 : 2187 : 2187 : 2187 : 2187 : 2187 : 729 : 729 : 729 : 729 : 729 : 729 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 243 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 81 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 27 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 3 : 1.

der Erde, bildet ganze Wälder, und die Seidenindustrie steht deshalb hier in hoher Blüte; persische Seide ist ja weltberühmt seit alter Zeit. Schon die Griechen hatten sie auf ihren persischen Feldzügen kennen gelernt, und Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen, weiß dabei zu erzählen, daß das Gespinst einer Raupe von Weibern abgewickelt und dann gewoben worden, von welcher Kunst eine Griechin, Pamphyla mit Namen, eine Tochter des Latous auf der Insel Kos, die Erfinderin gewesen sein soll. „Aus diesem Gespinst", sagte Prokop von Cäsarea, „pflegte man die Gewänder zu verfertigen, welche die Griechen vormals medische (persische) nannten, und welche man jetzt seidene heißt". Sicher ist, daß die Gewänder, welche bei den altgriechischen Schriftstellern und Dichtern unter den Bezeichnungen medische und assyrische Gewänder vorkommen, immer gleichbedeutend mit seidenen sind. Der seidene Kaftan ist ja heute noch ein Hauptkleidungsstück der Perser, sowie vieler anderer Orientalen.

Persische Kaufleute.

Die Perser oder Parsen, die sich selbst Tadschik nennen, geben überhaupt viel auf ihre Kleidung, sie kleiden sich gern prächtig. Der Rock, meist einfarbig grün, gelb, rot, violett usw. und in Streifen geglättet, reicht bis über das Knie und ist so weit, daß die Schöße übereinander schlagen. Er wird mittelst eines Gürtels zusammengehalten, in welchem gewöhnlich die Dinge stecken, welche die Beschäftigung des Trägers kennzeichnen. Auf dem Kopfe trägt man selten noch den früheren Turban, jetzt allgemein eine wohl einen halben Meter hohe, kegelförmige Mütze aus Lammfell oder Tuch mit eingestülpter Spitze, an den Füßen kurze Strümpfe und Pantoffeln. Die Frauen erscheinen in einem indigoblauen Gewande, welches den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen wie ein Domino verhüllt, vor dem Gesicht mit einem schmalen, weißen Tuche, welches vor den Augen einen gitterförmigen Ausschnitt hat; ihre Pantoffeln sind so klein, daß kaum die Fußspitze darin Platz hat.

Die Perser waren in früheren Zeiten berühmt wegen ihrer industriellen Tätigkeit, doch haben sie darin keine Fortschritte, sondern eher Rückschritte gemacht. Die Teppiche, deren Weberei in Persien fleißig betrieben wird, sind heute noch ausgezeichnet durch ihre Dichtigkeit und Dauerhaftigkeit. Von der Seidenindustrie sprachen wir schon; auch in der Fabrikation von Lederarbeiten steht das Land in Ruf, und auch die persischen Schmiede verstehen sich auf gute und kunstvolle Arbeiten, namentlich Panzer, damaszierte Dolche und Säbel, wozu sie das Material allerdings vom Auslande beziehen müssen, da die Ausnutzung des Metallreichtums, der in Persien vorhanden ist, den Bedarf nicht entfernt zu decken vermag. Hervorragend ist der Perser als Kaufmann, der Handel im

Binnenlande liegt ganz in persischen Händen. Im geschäftlichen Verkehr ist er ehrlich und pünktlich in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen, und er genießt im ganzen Lande die größte Achtung.

Die ackerbauende Bevölkerung wohnt in Dörfern, die zur Sicherung gegen räuberische Überfälle, welche gar nicht selten sein sollen, mit einer hohen Lehmmauer umgeben sind, die nur einen einzigen Zugang läßt. Die ansehnlicheren Gehöfte sind von Scheunen und Ställen umgeben, in kleineren dient eine geräumige, aus Pappelholz errichtete Veranda zur Aufbewahrung des Getreides und anderer Mundvorräte, und auf dem flachen Dache wird das Heu und Viehfutter für den Winter aufgeschüttet, dessen Durchnässung in dem so regenarmen Lande nicht leicht zu befürchten ist. Die weiblichen Mitglieder des Hauses nehmen an der Feldarbeit nicht teil, sondern beschäftigen sich im Hause mit Handarbeiten und Küchenwirtschaft, für welche das Mahlen des Getreides auf Handmühlen nicht wenig Zeit in Anspruch nimmt. Auch die Milchwirtschaft steht ganz unter ihrer Herrschaft. Dies nötigt noch zu einem kurzen Hinblick auf die Viehzucht in Persien. Dieselbe erstreckt sich auf alle Arten unserer Haustiere, namentlich auf Schafe. In erster Reihe aber wird das Pferd, welches, durch die arabische Rasse veredelt, als sehr kräftig und ausdauernd gerühmt wird, und das Kamel berücksichtigt, denn in den ausgedehnten wüsten und sandigen Landstrichen des Innern ist es ganz unentbehrlich und sein Besitz macht den Hauptreichtum der Bevölkerung aus.

Sehr reich vertreten ist in Persien das wilde Tierreich, besonders in den Gebirgen, wo wilde Schafe, wilde Ziegen, wilde Esel, die noch flüchtiger als Pferde sind, in Menge leben. Das Land beherbergt auch einen Löwen, der als persischer Löwe eine besondere Abart des Königs der Tiere bildet. Auch der Tiger kommt vor, wenn auch selten. In Persien lebt aber noch eine andere Art der größeren gefleckten Katzen, der Gepard, der gezähmt und zur Jagd abgerichtet werden kann, weswegen er auch Jagdleopard genannt wird. Behufs dieser Jagd wird der Gepard mit einer Haube versehen und auf einen jener leichten, zweirädrigen Karren gesetzt, wie sie im Lande gebräuchlich sind; einzelne Jäger nehmen ihn auch wohl hinter sich aufs Pferd. Man zieht nun nach den Wildplätzen hinaus und sucht sich einem Rudel Wild so viel wie möglich zu nähern. Wie überall, läßt auch das scheuste asiatische Wild einen Karren weit näher an sich herankommen, als Fußgänger. Deshalb kann man mit dem Leoparden bis auf zwei- oder dreihundert Ellen an das Rudel heranfahren. Sobald die Jäger nahe genug heran sind, nehmen sie dem Tier die Haube ab und machen ihn durch ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam. Kaum hat das gut abgerichtete Tier die Beute ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und alle seine natürliche List und Schlauheit bekunden sich. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft es von dem Wagen, schleicht nun sorgfältig an das Wild heran und reißt ein Stück zu Boden. Ein Augenzeuge berichtet: „Wir erhielten Nachricht, daß eine halbe Meile von uns ein Rudel Gazellen weide. Unsere zwei Geparden saßen auf einem offenen, mit zwei Ochsen bespannten Karren ohne Leitern. Sie waren mit einem Halfter an einem leichten Halsbande oben auf den Karren gebunden und wurden noch von den Beileuten an einem

Hütten gelegen. Eine weitere Reise führte dann in Begin. Die Bevölkerung dieses Ortes wird auf 1500 Seelen geschätzt. Es ist der Sitz eines Intendanten, unter den Kreolen ist der Luxus hier sehr hoch entwickelt. Die Frauen tragen meist Seide und in den Kirchen sind sie in Gala gekleidet. Die Kirchen sind sehr reich und prächtig. Die Häuser sind sehr gut gebaut. Begin hat ein Hospital, welches von Barmherzigen Brüdern mit 20 Betten unterstützt wird, ferner verfügt es über Schule, Post- und Telegraphenamt. Die Umgebung ist sehr fruchtbar und gut angebaut. Die Einwohner sind überwiegend Farbige, welche in Begin Handwerke und Gewerbe betreiben.

Straßenszene in Begin.

Nachdem wir einige Tage in Begin verweilt hatten, begaben wir uns Anfangs Juni nach Bayamo. Dieser Ort liegt 1000 Meter über dem Meeresspiegel und ist von Begin 60 Kilometer entfernt. Die Straße führt durch eine Gebirgsgegend, welche sehr fruchtbar ist und gut angebaut wird. Die Straße ist sehr gut und wird von Wagen und Reitern stark benutzt. Die Einwohner Bayamos sind meist Farbige, welche Handwerke und Gewerbe betreiben. Die Häuser sind gut gebaut. Bayamo hat ein Hospital, welches von Barmherzigen Brüdern unterstützt wird, ferner Schule, Post- und Telegraphenamt. Die Umgebung ist sehr fruchtbar und gut angebaut. Bayamo ist der Endpunkt der Eisenbahn, welche von Santiago de Cuba kommt. Die Bahn ist 80 Kilometer lang und wird von Zügen täglich befahren. Die Einwohner

auf 3u in acht neu Bauern ungeheuer Beifpiel gegeben, aufgeteilt. Jene Bauern haben alle Rot, daß ihnen ihre Erbteilung gelinge wieder.

Bei den Jesuiten und Kreuzherren in Prag, Jesuiten-Kirche (Klementinum), Kreuzherren-Kirche (Altstädter Ring). Die Jesuiten-Kirche ist ein Werk des Jesuiten-Architekten Christoph Dientzenhofer, der seine Kirchen, wie die Jesuiten überhaupt, in Böhmen und Mähren, in Prag und Brünn, in Leitomischl und Kremsier, in Glatz und Neiße, in Leitmeritz und Jglau, in Kuttenberg und Budweis, überall, wo sie gehen, sind sie Bahnbrecher, Pfadfinder, Kirchen- und Schulbauer, Lehrer und Erzieher, Beichtväter und Ratgeber, Diener und Herren, Verführer und Verführte, Verderber und Verdorbene, Mörder und Gemordete, Fluch und Segen, Verderben und Heil, Tod und Leben.

Jesuiten-Kirche in Prag.

Jch weiß, daß sie Christ waren in Jrland, Schottland, Frankreich, Spanien, Jtalien, Amerika und China wie Missionierende und Bekehrte noch heutzutage, auch im Deutschen Reiche, wo sie Christ sind, wie sie Christ waren in Böhmen, Mähren, Polen, Ungarn, Jtalien, Spanien, Frankreich, Jrland, Schottland, Amerika und China, wie sie Christ sind, wie sie Christ waren, wie sie Christ sein werden, wie sie Christ sein müssen, wie sie Christ sein können, wie sie Christ sein dürfen, wie sie Christ sein wollen, wie sie Christ sein sollen

Persiens geworden, in der sich das Leben des Landes konzentriert. Prachtvolle Bauten zieren die Stadt, zu welcher durch die Umfangsmauer fünf Tore führen, die ebenfalls von der eigenartigen Baukunst der Perser rühmendes Zeugnis geben. Mehr aber freilich noch der Palast des Schah und seine Lustschlösser in der Nähe von Teheran, denn der Glanz seiner Hofhaltung übertrifft alles, was man sich nur denken kann, und die Großen des Reiches nehmen sich an ihrem Fürsten ein leuchtendes Beispiel und haben auch ihrerseits nichts verabsäumt, um Teheran zum glänzenden Mittelpunkte Persiens zu machen.

Afghanistan.

Der nordöstliche Teil des Iranischen Hochlandes wird von dem Emirat Afghanistan ausgefüllt, das, wie so viele asiatischen Staaten, ebenfalls auf eine große Vergangenheit zurückblicken kann, denn seine Bewohner sind erobernd nach Persien sowohl wie nach Indien eingebrochen und haben sich in diesem weit ausgedehnten Reiche auch lange Zeit behauptet. Nach beiden Seiten hin aber wurde ihre Macht wieder gebrochen, vornehmlich infolge innerer Thronstreitigkeiten, welche schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Engländern, Afghanistans Nachbarn in Indien, einen gelegenen Vorwand zur Einmischung in die afghanischen Verhältnisse gaben. Der erste Krieg Englands gegen den Emir Dost Mohammed lief indessen sehr unglücklich ab. Aber die Engländer, im Streben nach Landerwerb ausdauernd, verloren darum den Mut nicht und benutzten die nach dem Tode des genannten Emirs eintretenden neuen Wirren zwischen dessen Söhnen auch wieder zu neuer Einmischung, und in einem neuen Kriege 1878 wurden die ganzen östlichen Distrikte des Landes von Afghanistan losgerissen und zu Indien geschlagen. Dieser Krieg brachte aber auch die Nebenbuhlerschaft Englands und Rußlands in Mittelasien zu offenem Ausdruck. Die Turkmenen (Kirgisen) von Merw unterwarfen sich den von Norden her vordringenden Russen; damit standen diese an der Nordgrenze Afghanistans und waren nahe daran, auch Herat, den Schlüssel des Weges nach Indien, in ihre Gewalt zu bekommen. Da wurde denn 1884 schleunigst eine Grenzregulierung ins Werk gesetzt, und den Engländern gelang es, diesen Schlag zu verhindern und die Grenze zu ihren Gunsten zu legen. Das ist indessen wohl nur der Anfang der offen ausgesprochenen Nebenbuhlerschaft zwischen England und Rußland, die über lang oder kurz sicher zu neuen Zwistigkeiten führen wird.

Jedenfalls hat Afghanistan durch Abretung weiter Gebiete an beide die Zeche bezahlen müssen, so daß es nun nicht mehr als etwa 550 000 qkm Ausdehnung hat mit 4 Millionen Einwohnern.

Die Afghanen, welche den überwiegend größten Teil der Bevölkerung des Landes ausmachen, teilen sich in viele kleine Stämme, die Durani, Ghilzani, Jusufs, Cheiben, Chatak, Mohmand u. v. a. Sie sind ohne Frage der schönste und stärkste Stamm der indogermanischen Rasse, von großem, schlankem Wuchse mit langem Gesicht, stark markierten Gesichtszügen und großen, dunklen, glänzenden Augen; die Haut schimmert etwas ins

Glaubenslehre. Die Lust erhebt, offnet, schenkt; Neurose, zufammenbricht, beklemmt, kränkt und hält auf den Tod gefangen. Wie ein Gott ist die Lust, wie ein Teufel; wenn man von Neurose noch sprechen soll, so ist sicher, daß sie die Kehrseite jeder hohen Begeisterung ist, daß sie Gott und Teufel zugleich ist, daß sie Lust ist und Qual. Wie Mensch, verhielt sie zum Weltall, wie der Begeisterte zum Begeisterten, wie Mensch zum Menschen. Neurose ist Gemeinschaft, unter Menschen und Menschen und Menschen, unter Menschen und Gott, unter Menschen und Weltall. Neurose ist Begeisterung, Begeisterung ist Neurose. Wer sich begeistert, der ist krank, der ist gesund. Wer sich begeistert, der ist krank, der ist gesund. Wer sich begeistert, der ist krank, der ist gesund

Beludschistan.

Der südöstliche Teil des Iranischen Hochlandes, Beludschistan, 315000 qkm mit nur 400000 Einwohnern, ist nur dem Namen nach noch ein unabhängiger Staat, denn der Emir steht völlig unter der Bevormundung der Engländer, die auch einen großen Teil des Landes unter ihre Verwaltung genommen haben. Die angegebene Bevölkerungsziffer, die nur der von Oldenburg auf einer fünfzig Mal so kleinen Ausdehnung gleichkommt, zeigt, daß Beludschistan zu den am schwächsten besiedelten Ländern der ganzen Erde gehört. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß der ganze Nordwesten des Landes unbewohnbare Wüste ist und die Flüsse meist nur zur Regenzeit Wasser führen, so daß sich der anbaufähige Boden auf oasenartige Distrikte zusammendrängt, die das nötige Getreide liefern. Der glühend heiße Süden liegt in dem Verbreitungsbezirk der Dattelpalme, und die Dattelernte ist deshalb für die Bewohner von der größten Wichtigkeit.

Die erwähnte Sandwüste ist in ein durch Wind und Sturm sich stetig veränderndes Sandhügelland umgewandelt. Diese Sandwüste auf Kamelen zu durchziehen, ist die beschwerlichste Reise, die sich denken läßt. Wenn das Tier eine sanfte Böschung erstiegen hat, läßt es sich die steile, nachgiebige Seite auf den Knieen hinab, und so geht es Welle auf Welle. Der bewegliche Flugsand dringt dabei in Nase, Augen und Mund und wird dem Reisenden zu unerträglicher Qual. Nicht minder plagt ihn die Fatamorgana der Wüste, die ihm, der die unsäglichen Qualen des Durstes empfinden muß, ferne Wasserspiegel vorgaukelt, und er kann Gott danken, wenn ihn nicht auch noch einer jener Wirbelwinde überfällt, der den leichten Sand in undurchdringlichen Wolkensäulen emporwirbelt und ihn zu verschütten droht.

Die Beludschen, der Hauptstamm der Bevölkerung, sind nur zum kleinen Teile fest angesiedelt und wohnen dann in Dörfern aus Lehmhütten oder zumeist in festungsartig verschanzten Weilern. Diese Sicherung ist notwendig, denn eine nicht geringe Anzahl von Stämmen besteht aus wilden Reitern, deren Beschäftigung einzig und allein Raubzüge sind, wodurch sie nicht nur in Beludschistan selbst, sondern auch und vielleicht mehr noch für die benachbarten Perser zu einer förmlichen Landplage geworden sind. Und einen andern Schutz als Mauern und Verschanzungen gibt es gegen diese Räuber nicht, da sie viel zu flüchtig sind, als daß sie zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Flinte, Schwert und Schild sind ihre Waffen, ihre Bekleidung ist höchst primitiv, was die zum Teil außergewöhnliche Hitze des Landes wohl entschuldigen mag. Nur die wohlhabenderen Beludschen gehen in einem bis an die Kniee reichenden blauen Kattunhemd und aus demselben Stoff gefertigten Beinkleidern, tragen auf dem Kopfe auch wohl einen Turban.

Die nicht ackerbauenden und dem wilden Räuberleben ergebenen Beludschen sind nomadisierende Hirten, die mit dem Emir in noch lockererem Zusammenhange stehen, als dies in Afghanistan der Fall ist.

Der Hauptort des Landes, denn eine Hauptstadt kann man ihn nicht nennen, ist das stark befestigte Kelat, das von einer gewaltigen Citadelle überragt wird, trotzdem aber, wie alle Städte Beludschistans, ein elender Ort.

5. Zentralasien.

Unter den Namen Zentralasien begreift man ein Gebiet von Landschaften im Herzen des Erdteils, die zum Teil noch unabhängig sind, zum Teil aber auch seit langer Zeit zu China und neuerdings auch zum russischen Asien gehören. Es sind dies die Landschaften, welche den ungeheuren Zentral-Gebirgsstock Asiens umfassen, den man früher unter dem Namen Turkestan zusammenfaßte.

Rußland reicht mit seinem Generalgouvernement Turkestan und dem von ihm abhängigen Chanat Buchara schon bis tief in diesen Gebirgsstock hinein, welche Gebiete man als Westturkestan bezeichnete und in neuerer Zeit das russische Zentralasien nennt, zu dem viele allerdings auch noch alles das russische Gebiet rechnen, welches jenseits des Kaspischen Meeres liegt und nicht zu Sibirien gehört, also auch ganz Transkaspien und die Kirgisensteppe. Wir haben diese Gebiete schon in dem Kapitel kennen gelernt, welches dem asiatischen Rußland gewidmet ist, und tragen hier dem, was dort über das uralte Samarkand gesagt ist, auch noch den fast in gleicher Höhe liegenden Ort Kokan nach, sowie die tiefer in der Steppe gelegene Stadt Taschkent, die gegenwärtig wohl die wichtigste Stadt des gesamten russischen Zentralasiens ist, und von der Moser sagt, sie sei „eins jener Kraftstücke, die nur Russen und Amerikaner auszuführen verstehen. Mitten in der Steppe ist es heute eine hübsche, lachende kleine Stadt mit geräumigen, geradlinigen Straßen, die des Abends beleuchtet werden und an beiden Seiten Kanäle haben, längs deren eine Reihe schattenstehender Bäume den Trottoirs Schutz gegen die Sonne gewährt. Die von Gärten umgebenen Häuser haben häufig zwei Stockwerke. Es gibt sogar einige öffentliche Gebäude, die jeder Stadt Europas zur Zierde gereichen würden, und Magazine, deren Schaufenster an die Pariser Boulevards erinnern. Die Staatsgebäude zeichnen sich durch ihre Solidität und schöne Architektur aus; der Militärklub hat Ähnlichkeit mit den Kasinos der Badeorte.“ Die Wichtigkeit Taschkents liegt aber darin, daß sich hier die Handelsstraßen von allen Seiten kreuzen.

Unter dem eigentlichen Zentralasien versteht man indessen noch nicht das Gebiet, bis zu welchem Rußlands Besitztum hinanreicht, sondern das darüber liegende Hochland, dessen Eigentümlichkeit vornehmlich darin besteht, daß seine Gewässer von keiner Seite einen Abfluß zum Meere haben, sondern innerhalb des Gebietes in zahlreichen Seen ihr Ende finden. Die Gewässer des russischen Gebietes fließen jedoch noch zum Amu Darja und Syr Darja. Darüber hinaus aber liegt erst der Kern Zentralasiens, der große Gebirgskern von ganz Asien überhaupt, der in der Hauptsache die noch wenig bekannten Landschaften Pamir, Wachan und Kafiristan umfaßt. Von diesem geht nach Westen der Hindukusch ab, nach Osten aber lehnt sich ein stetig weiter sich öffnendes Hochlands-Dreieck an, welches nordöstlich von den hohen Ketten bis zum Altai, südöstlich vom Himalaja eingefaßt wird und das Tarimbecken, sowie Hochtibet einschließt, die früher mit dem Namen

der Hohen Tatarei bezeichnet wurden und zu China gehören. Die Ostgrenze würde eine Linie sein, welche man sich vom Altai südwärts nach Tibet gezogen denkt.

Die Landschaft Pamir ist trotz ihres verhältnismäßig geringen Umfanges eine der gewaltigsten Erhebungen der Erde, denn sie hat eine mittlere Höhe von 4000 m und besteht aus Ketten, zwischen denen breite Hochtäler bleiben, deren Sohle nicht unter 3000 m liegt. Der Ostrand steigt im Mustagatamassiv bis zu 7860 m auf. Rußland macht natürlich auch schon Anspruch auf das Pamirgebiet, und russischen Forschern haben wir es ja auch zu danken, daß wir dasselbe etwa seit 1880 in seinen Grundzügen kennen. Ganz in derselben Weise, wenn auch vielleicht nicht ganz so massig, sind die südlich davon gelegenen Landschaften Wachan und Kafiristan gebaut, die ebenfalls noch unter keiner fremden Botmäßigkeit stehen. Die Gewässer, unter denen die bedeutendsten der Kaschgar und Jarkand, fließen nach Osten ab und vereinigen sich im Tarim, der schließlich, nachdem er die Wüste Takla-Makan durcheilt, in dem sumpfigen Lobnorsee sein Ende findet. In dieses Gebiet hinein ragt auch noch mit ihrem westlichen Ende die Wüste Gobi, und südlich schließt sich dann Tibet bis zum Himalaja an. Die Durchforschung dieses ungeheuren Gebietes ist mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen man sich kaum einen Begriff machen kann. Eine schwache Vorstellung davon wird eine kurze Skizze über die beiden Reisen geben, die der jüngste Forscher, Sven v. Hedin, in kurzer Folge ausführte.

Auf seiner ersten Reise in den Jahren 1895 und 1896 war in der Sandwüste Takla-Makan seine ganze Karawane bis auf zwei Mann und ein Kamel dem Durst erlegen, er selbst war wiederholt dem Untergange nahe und hatte sich zuletzt mit Aufbietung seiner letzten Kräfte noch zu dem Flußbett des Chokandarja geschleppt und in dessen Wasser Rettung gefunden. Alle unsäglichen Schrecken der Wüste hatten ihn aber nicht abhalten können, in den Jahren 1900 bis 1902 eine neue Reise dahin zu unternehmen, für die er sich drei Aufgaben gestellt hatte: die Erforschung des Tarim, des mächtigsten Stromes von Zentralasien, die Aufklärung des Lopnor, in welchem der Tarim ein Ende nimmt, und die Wanderung durch Tibet nach Lhassa, dem Mittelpunkte des Buddhismus.

Von Petersburg erreicht er auf der Eisenbahn Samarkand, von hier in verhältnismäßig kurzer Zeit Kaschgar am Ostfuße des Pamir an einem der großen Quellflüsse des Tarim, und von hier aus wird nun die Stromfahrt angetreten, das eigenartigste Unternehmen, das Zentralasien je gesehen. Die merkwürdige Flottille wird bald von Stromschnellen bedroht, bald von tückischen, unter dem Wasser lauernden Baumstämmen und Sandbänken, bald von donnernd einstürzenden Uferwällen. Und dann kommt der Winter mit 30 Grad Kälte, legt den Strom in Eisesbanden und zwingt den Forscher ins Winterquartier. Mit unwiderstehlicher Gewalt lockte ihn endlich wieder die Wüste, in der 1896 der größte Teil seiner Karawane einen grauenhaften Untergang fand. Es ist die Heimat der wilden Kamele, in die sich Hedin wagt und die er auf einem 300 km langen Ritte unter den härtesten Entbehrungen durchquert. Als wahnsinnige Selbstmörder sahen die Eingeborenen den Forscher und seine Begleiter an, die diese Wanderung durch die schaurigsten, absolut wasserlosen Einöden unternahmen. Der Tarim, von dessen 2000 km langem, gewundenem Laufe Hedin die genaueste Karte aufnahm, endet in dem

wechselungen Gedanken bei Gastes. Auf allen Gesichtern haftete ein unbeschreiblich Ernst. Selten hat es mich so packt, wie dem Anblick dieser ungeheuren Versammlung, unserer

Ethn. Zu dem Abgebildeten, der augenscheinlich durch Lebensumstände stark leidet, scheint sich nicht, wie gewöhnlich, ein großer Kreis Neugieriger gesammelt zu haben.

Digitized by Google

Königreiches. Mit asiatischer Schlauheit suchte sich der Herrscher von Loulan zwischen der Macht des chinesischen Kaisers und der des Hunnenreiches, die damals ihre verheerenden Züge nach Europa noch nicht angetreten hatten, zu halten, bis sein Reich dem mächtigen chinesischen Riesen unterlag. Reiche Schätze einer untergegangenen Kultur, Manuskripte und künstlerische Arbeiten konnte Hedin in jenen öden Wüsten der Vergessenheit entreißen.

Waren diese Teile der Reise schon schwierig und gefahrvoll, zehnmal schwieriger, zehnmal verderbendrohender war die dritte Aufgabe, die sich Hedin gestellt hatte, der Zug durch das eisige Hochland von Tibet. Die Qualen, welche Nansen und Johansen auf ihrem Marsche nach dem Nordpol erduldeten, waren auch ihm beschieden während des ein halbes Jahr dauernden Karawanenmarsches durch Tibet. Über die unwegsamsten Felsen geht es hinauf in Höhen, die hoch über dem Gipfel des Montblanc liegen. Da findet sich morastiger Boden, in den ein Kamel während der Nacht tiefer und tiefer einsinkt, bis es am Morgen steif gefroren in der verräterischen Erde gefunden wird. Tausendfache Hindernisse und Gefahren bedrohen die Karawane und dezimieren sie. Aber der Tatendrang des Forschers treibt ihn vorwärts, einem neuen Ziele zu, der geheimnisvollen Stadt Lhassa, dem Mittelpunkte und der heiligen Stadt des Buddhismus, die noch keines Europäers Fuß betreten hat. Und auch Hedin war es nicht beschieden.

In der Verkleidung als mongolische Pilger wagten er und zwei Begleiter mit vier Pferden und fünf Maultieren das gefahrvolle Unternehmen und kamen bis auf eine Tagereise an die Stadt heran. Schäfer und Yakjäger hatten sie aber überwacht, ihre Ankunft in Lhassa gemeldet, und in einer dunklen Nacht wurde ihnen die Weiterreise durch einen Haufen Bewaffneter unter Bedrohung mit dem Tode verwehrt. Nach fünftägiger Gefangenschaft brachte ihnen der von vielen hohen Würdenträgern der Lamas begleitete tibetanische Gouverneur die Freiheit. Infolge des Befehls des Dalailama sollten die Reisenden gut behandelt und verpflegt, aber bei einem etwa erneuerten Versuche, nach Lhassa zu kommen, getötet werden. Zu größerer Sicherheit vor solchem Beginnen gaben die Tibetaner den Reisenden das Geleit bis zur Grenze. Bei einem trotz aller jener Bedrohungen doch unternommenen neuen Wagnis zu gleichem Zweck, den Hedin durch Eindringen von einer andern Seite her zu erreichen hoffte, wurde er bereits drei Tagereisen vor der Stadt von fünfhundert bewaffneten Reitern angehalten, zwar auch diesmal gut behandelt, aber noch zehn Tage lang auf der Reise bewacht. Die Wachsamkeit für die heilige Buddhistenstadt soll jetzt schärfer als jemals sein, so daß es, wie der Reisende meint, trotz aller List keinem Europäer gelingen werde, in das Innere von Lhassa zu gelangen. Nach weiterem fürchterlichen Marsche erreichten die Trümmer der Karawane endlich Leh und waren hier unter englischem Schutz geborgen.

6. Vorderindien.

Die unvergleichlichen Produkte Indiens sind schon seit dem grauen Altertum ein Hauptgegenstand des Handels gewesen, und diesen Handel in die Hände zu bekommen, war die Sehnsucht und das Bestreben aller seefahrenden Nationen. Die alten Phöniker schon haben indische Produkte auf den Markt gebracht, also auch einen Weg nach Indien gekannt, der höchst wahrscheinlich durch das Arabische Meer in den Persischen Meerbusen und dann den Euphrat aufwärts gegangen ist, von wo dann die Waren über Land nach Phönikien gebracht wurden. Das ging Jahrhunderte hindurch, und da sie stets Stillschweigen über ihre Handelswege beobachteten, so blieben sie auch ohne alle Konkurrenz, bis endlich Alexander der Große auf seinem Eroberungszuge nach Indien den Weg entdeckte, ihn nun aber aus dem Arabischen in das Rote Meer leitete und durch die Gründung Alexandriens den indischen Handel der Phöniker völlig lahm legte. Lange blieb nun diese neue Stadt, wohin die Waren von den Arabern gebracht wurden, der Mittelpunkt des Handels, und die italienischen Städte Amalfi, Salerno, Pisa, Genua und Venedig wurden groß durch die Vermittelung der indischen Produkte an das Abendland.

Leute von den Azoren.

Der Handel mit den ostindischen Gewürzen und morgenländischen Spezereien war eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums. Diese begann sich aber zu verstopfen, als im vierzehnten Jahrhundert die Türken in Vorderasien auftauchten und nach und nach alle Länder und Küsten im Osten des Mittelländischen Meeres unterwarfen. Damit aber geriet auch der ganze indische Handel vollständig ins Stocken, und die italienischen Städte sanken von ihrer Höhe herab. Da trat aber in den Portugiesen ein neues seefahrendes Volk auf den Schauplatz. Ein Sohn des Königshauses von Portugal, Prinz Heinrich, hatte sich die ganze Summe des damaligen geographischen Wissens zu eigen gemacht und mit scharfem Auge erkannt, daß alle die von den Phönikern herstammenden Erzählungen von der Gefährlichkeit und Unfahrbarkeit der fernen Meere nur Fabeln seien, erfunden, um andere abzuschrecken und das Geheimnis ihrer Fahrten zu wahren. Dazu kam, daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Kompaß erfunden worden war, welcher es den Seefahrern ermöglichte, sich von den Küsten zu entfernen und auch in offener See ihren Weg zu finden. Er war überzeugt davon, daß ebenso wie Asien im Süden vom Indischen

Ozean bespült werde, auch Afrika von Wasser umgeben und das Kap Nun an dessen Westküste nicht das Ende der Welt sei, wie man nach den Erzählungen der Phöniker angenommen. Er sandte Schiffe aus, um die Küste von Afrika zu untersuchen. Die Seefahrer wagten sich sogar weit ins Meer hinaus und entdeckten 1432 die Azoren. So kamen die Portugiesen denn auch an das gefürchtete Weltende, umsegelten dasselbe und fanden, daß die Küste Afrikas sich dahinter unabsehbar weit nach Süden hin erstreckte. Auf dem Rückwege fand Cadamosto 1456 auch die Kapverdischen Inseln und nahm sie für Portugal in Besitz.

Mit diesen Entdeckungen ergab sich für Prinz Heinrich die neue Überzeugung, daß Afrika umsegelt und so ein Seeweg nach Indien eröffnet werden könnte. Indes sollte er die Bestätigung dieses neuen und für seine Zeit außergewöhnlich kühnen Gedankens nicht mehr erleben. Er starb 1460, und nach seinem Tode ruhten dann die Entdeckungsfahrten der Portugiesen zwanzig Jahre, da der König Alfons sich mit den erreichten Resultaten begnügte. Erst sein Nachfolger Johann II. nahm Prinz Heinrichs Pläne, dem die Nachwelt den ehrenden Beinamen des Seefahrers gegeben hat, wieder auf, betrieb sie mit allem Eifer und fand auch die rechten Männer, die mit rücksichtslosem Wagemut in überstandenen Gefahren immer nur wieder einen Sporn zu neuen Unternehmungen fanden. Bartholomäus Diaz war es, der die ganze Westküste von Afrika hinunter segelte und 1488 dessen Südspitze entdeckte, die er Kap der Stürme nannte, was der König Johann in Kap der guten Hoffnung veränderte, da nun gute Hoffnung vorhanden wäre, Indien auf diesem direkten Wege zu erreichen.

Leute von den Kapverden.

Die Ausführung unterblieb jedoch noch eine Zeitlang, und inzwischen geschah die größte Tat des Jahrhunderts: Kolumbus entdeckte für die Spanier die neue Welt, und er selbst und jedermann glaubte, daß er das so lange gesuchte Indien gefunden habe. Als aber Jahr um Jahr verstrich, drüben jenseits des Ozeans von Kolumbus und andern Seefahrern immer mehr Land entdeckt, aber von den kostbaren Produkten Indiens nichts gefunden wurde, da wurde der Gedanke immer lebendiger, daß Kolumbus nicht Indien, sondern ein bis dahin ganz unbekanntes neues Land entdeckt habe. Nun hieß es für die Portugiesen eilen, wenn ihnen die Spanier nicht zuvorkommen und die Früchte ihrer fast ein Jahrhundert währenden Mühen ernten sollten. König Emanuel, der Nachfolger Johanns, rüstete eine kleine Flotte aus mit dem Auftrage, Indien auf dem Wege um

Afrika herum aufzusuchen und stellte sie unter den Befehl des erprobten Seefahres Vasco da Gama. Da man wußte, daß der Handel am Indischen Ozean vornehmlich in den Händen der Araber lag, so wurden auch Leute geworben, die der arabischen Sprache mächtig waren, und im Juli 1497 segelte Vasco da Gama aus. Um die Weihnachtszeit passierte er die Südspitze Afrikas, an dessen Ostküste er nun noch bis zum April hinsegelte. Hier fand er auch einen Lotsen, der schon mehrmals in Indien gewesen war, und der ihn nun quer über den Indischen Ozean führte. Am 20. Mai 1498 landete Vasco da Gama im Hafen von Calicut in Indien, die große Aufgabe war gelöst, und reich beladen mit den Schätzen Indiens kehrte der Seefahrer in die Heimat zurück.

In der Folge hatten die Portugiesen in Indien aber doch einen schweren Stand, denn sie mußten den Handel, welcher seit Jahrhunderten in den Händen der Araber lag, diesen erst entreißen, und erst nach langen Kämpfen vermochten sie ihre Macht zu befestigen. Da nun für die von Kolumbus entdeckte neue Welt lange Zeit ebenfalls der Name Indien beibehalten wurde, und man sich nun doch auch überzeugt hatte, daß das rechte Indien erst von den Portugiesen aufgefunden worden war, so kam für dieses im Osten gelegene der Name Ostindien auf, während die amerikanische Inselwelt im Westen zum Unterschiede davon Westindien genannt wurde. Die Portugiesen mußten jedoch, obgleich sie ihre Macht in Ostindien befestigt und den Handel ganz an sich gerissen hatten, bald inne werden, daß das kleine Portugal doch nicht imstande war, eine Macht aufzubringen, um das ungeheure Land in Besitz zu nehmen und zu behaupten, denn es bestand aus den beiden gewaltigen Halbinseln Vorder- und Hinterindien und aus der weit ausgedehnten südasiatischen Inselwelt. Sie mußten sich begnügen, einzelne Hauptpunkte besetzt zu halten, um ihr Hauptziel, möglichst reiche Schätze in die Heimat zu führen, erreichen zu können. Sie konnten es nicht verhindern, daß mit der Zeit sich auch andere seefahrende europäische Nationen einfanden, um an dem ostindischen Handel teilzunehmen. Es entstanden in England, Frankreich, Holland und Dänemark ostindische Handelsgesellschaften, die, von ihrer Heimat aus kräftig unterstützt, in Ostindien festen Fuß faßten und ihren Besitz nach und nach immer mehr erweiterten. Mit aller Energie ging namentlich England vor, und so ist es gekommen, daß fast ganz Vorder- und Hinterindien sich in seinem Besitz befindet, eine Anzahl einheimischer Staaten als Schutzstaaten von ihm abhängig ist und nur wenige noch ihre Selbständigkeit bewahrt haben. Die ganze Inselwelt aber haben die Niederlande in Besitz genommen, und Portugal ist auf einige wenige Punkte beschränkt geblieben. Neben den Engländern und Niederländern haben sich dann nur noch die Franzosen gehalten und die Dänen sind aus dem Wettbewerb ganz ausgeschieden.

Die mittelste der großen südasiatischen Halbinseln, Vorderindien, die man gewöhnlich im Sinne hat, wenn man von Ostindien redet, umfaßt nicht weniger als beinahe 4 Millionen qkm, auf welcher 285 Millionen Menschen leben. Und dieser ganze, un-

geheure Landkomplex gehört bis auf einige kleine Stücke den Engländern, die daraus mit ihren anderweiten asiatischen Besitzungen das Kaiserreich Indien gebildet haben.

Vorderindien ist ein nach Süden schräg zugespitztes Dreieck, dessen Basis eine Linie vom Arabischen Meer hinüber nach dem Bengalischen Meerbusen sein würde, aber es greift nach Norden noch weit über diese Grundlinie des Dreiecks hinaus in das asiatische Festland hinein und findet erst seinen Abschluß mit dem gewaltigen Himalajagebirge, das wir schon in der Einleitung zu dieser Abteilung unseres Buches kurz charakterisiert haben. Hier sei nur noch nachgetragen, daß das Himalajagebirge, diese höchste Erhebung unseres Erdballs, einen Gesamtflächenraum von 400 000 qkm einnimmt, daß die einzig

Im obersten Gangesgebiet.

möglichen Paßübergänge 4000 bis 5000 m hoch liegen und die Schneegrenze ungefähr ebenso weit herunterreicht. Mit dem Nordabfall steht der Himalaja auf der schon geschilderten mittelasiatischen Hochebene, mit dem Südfuße aber ohne besondere Übergänge von allmählich aufsteigenden Stufen fast unmittelbar in der Tiefebene. Ein wunderbarer Anblick, wenn man am oberen Ganges sich befindet, von einer Großartigkeit, wie er auf der Erde nicht zum zweitenmal gefunden wird.

Das Tiefland von Hindostan, welches sich am Südfuße des Himalaja in dessen ganzer Länge ausdehnt, umfaßt in seinem östlichen Teile das Stromgebiet des Ganges und Brahmaputra, im östlichen das des Indus und hat, von der Mündung des ersteren in den Bengalischen Meerbusen und der des letzteren in das Arabische Meer querüber gemessen, eine ungefähre Länge von 2500 km. Die Breite wechselt, sie ist im Westen am größten. Südlich von diesem Tiefland beginnt wieder Gebirgsland, wovon nun das

ganze, sich in den Indischen Ozean hinein erstreckende Dreieck ausgefüllt ist. Es ist das Hochland von Dekhan, in der Mitte ungefähr 600 m hoch, welches an beiden Meeresküsten wieder von Randgebirgen eingefaßt ist. Diese sind im Westen am höchsten, nehmen je weiter nach Süden noch immer mehr zu und übersteigen hier in den Nilgiri sogar eine Höhe von 2600 m. Diese Randgebirge, Ghats (Stufen) genannt, fallen nach dem Arabischen Meere steil ab, so daß sich das ganze Dekhan nach Osten, nach dem Bengalischen Meerbusen abdacht, wo die östlichen Ghats bei weitem niedriger sind und auch keine so steile Mauer bilden.

Im Hindostanischen Tieflande ist die Verteilung der Bewässerung folgende: Das westliche Drittel gehört dem Gebiet des Indus, der aber nur in seiner nördlichen Hälfte die Abflüsse des Himalaja aufnimmt und zwar sämtlich nur auf seiner linken Seite, da an die rechte die Grenzgebirge von Afghanistan und Beludschistan dicht herantreten. Unter diesen Zuflüssen sind die bedeutendsten der Dschitam und der Satladsch. In der ganzen südlichen Hälfte seines Laufes nimmt der Indus keinen Nebenfluß mehr auf, denn er wird hier eingeschlossen von der gänzlich wasserlosen Sandwüste Thar. Die östlichen zwei Dritteile der Hindostanischen Tiefebene gehören dem Gebiet des Ganges, der dieselbe in südöstlicher Richtung in einer Länge von 2460 km durchströmt und als größte Nebenflüsse von der linken Seite den Ramganga, Gumti, Gaghra oder Sartschu, Ghandak u. a., von der rechten den Dschamna und San aufnimmt. Bei Kalkutta fällt er in den Bengalischen Meerbusen und vereinigt sich hier mit dem Brahmaputra, mit dem er ein gemeinschaftliches Mündungsdelta bildet, das größte Delta der Welt, das in den zahllosen Mündungsarmen der beiden Ströme eine Breite von 265 km erreicht. Die Nebenflüsse des Brahmaputra sind, mit Ausnahme des Barak, der aber schon mit in das Delta einmündet, unbedeutend, da der von Nordosten herkommende, den Himalaja umschließende Strom ganz von dem Hochgebirge und den Gebirgen von Assam eingeschlossen ist. Trotz seiner Mächtigkeit ist der Ganges für die Schiffahrt von geringer Bedeutung, nicht nur wegen der Schlammablagerungen in seinem Delta, sondern auch wegen seiner geringen Tiefe, die z. B. bei Bhagalpur streckenweise bei 1500 m Strombreite nur einen halben Meter beträgt. Durch Kanäle hat man diesen Übelstand einigermaßen zu heben gesucht.

Was nun die weitere Bewässerung Vorderindiens betrifft, so bleibt für das Arabische Meer nach Westen hin nur noch Raum zwischen dem südwestlichen Teile des Tieflandes und den Stufen, mit welchen das Hochland von Dekhan dahin abfällt. Hier sind noch bemerkenswert der Luni, Saraswati, Mahi, Narbada und Tapti. In dem südlichen Dreieck aber treten nun die Ghats dicht an das Meeresgestade heran, und es bleibt keinerlei Raum für die Entwickelung von Flüssen, diese folgen vielmehr sämtlich der anderseitigen Abdachung nach Osten in den Bengalischen Meerbusen. Von diesen sind als die größten zu nennen der Mahanadi, Godawari, Krischna, Panar und Kobrun. — Die Seenbildung ist in Vorderindien ganz unbedeutend.

Daß ein unter so glücklichem Himmel liegendes Land, in welchem alle Arten von Klima und Boden vertreten sind, vom sumpfigen Tiefland bis zum Hochgebirge, einen außerordentlich reichen Pflanzenwuchs haben muß, liegt auf der Hand. Hier kann alles

angebaut werden, was überhaupt nur anbaufähig ist, selbst die Kartoffel ist eingeführt worden und gedeiht in entsprechenden Höhen sehr gut. Alle unsere Getreidearten sind vertreten, werden aber durch den Reis übertroffen, der die Hauptnahrung der Bewohner bildet. Der Landbau teilt sich ferner in die Pflege von Kaffee, Tee, Tabak, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Jute, Mohn zur Gewinnung des Opiums, der ein Monopol der englischen Regierung ist, Hanf zur Bereitung des Haschisch, eines berauschend wirkenden Genußmittels, usw. usw. Auch den Gewürzpflanzen aller Art, sowie den Arzneipflanzen, Sassaparilla, Jalappa, Cassia u. a. wird großer Raum gewährt, nicht zu vergessen die Ölpflanzen, die im Leben der Inder eine große Rolle spielen. Die Wälder enthalten eine Fülle von Nutzhölzern aller Art. Der Teak- oder Eisenholzbaum, der das unübertrefflichste Schiffsbauholz liefert, Schwarzholz, Ebenholz, Sandelholz, Gummibäume, der Brotfruchtbaum, Mango, Pisang, Tamarinden, ganze Kardamomenwaldungen. Die Krone des Waldes sind die Palmen in den denkbar mannigfachsten Arten. Eine der wichtigsten Pflanzen ist für die Inder das Bambusrohr, welches die Sumpfniederungen, Dschungeln, in ausgedehnten, fast undurchdringlichen Dickichten bedeckt. Schließlich ist auch noch ein Wunder der Pflanzenwelt zu erwähnen, die Baniane, eine Feigenart, welche horizontal weit hingestreckte Zweige aussendet, die an ihren Enden Luftwurzeln bilden, die sich zur Erde niedersenken und hier festwachsen, einen neuen Stamm bilden und so fort, so daß ein einzelner Baum auf diese Weise ein ganzes Wäldchen erzeugt, unter dessen dichtem Laubdach Herden von Affen ihr Wesen treiben, aber auch die in Indien so gefährlichen Giftschlangen sich aufhalten.

Nicht minder reich ist die Tierwelt Indiens. Obenan steht der Elefant, der hier bekanntlich gezähmt und zu allen möglichen Arbeiten verwendet wird, für viele sogar infolge seiner Kraft und Klugheit unentbehrlich ist. Den Fang dieses Tieres haben sich die Engländer auch schon lange als ein Kronrecht vorbehalten, nur in Bengalen darf der Elefantenfang auch privatim betrieben werden. Löwen sind in Indien selten geworden, dafür ist der Königstiger aber noch um so häufiger, das kühnste und blutgierigste aller Raubtiere. Die Länder am Ganges, Brahmaputra, Indus, überhaupt die mit mächtigen Rohrwaldungen bedeckten Sumpfgegenden sind zwar sein Hauptaufenthalt, doch kommt er auch in den Gebirgen vor und streift sogar bis nach Sibirien und Persien hinein. Seine Schlupfwinkel sind meist so unzugänglich, daß es immer noch nicht hat gelingen wollen, die Zahl dieser Ungeheuer bemerkbar zu verringern, selbst in der Nähe großer Städte, wie z. B. Kalkutta, werden noch immer alljährlich Menschen von Tigern getötet. Leoparden, Bären, Wölfe, Füchse werden im ganzen Lande gefunden. In den dichten, feuchten Wäldern Bengalens ist neben dem Elefanten auch noch das Nashorn zu Hause. Unzählig ist die Menge der Affen in den verschiedensten Arten. Eine der schlimmsten Plagen Indiens aber sind die zahlreichen Giftschlangen. Man hat berechnet, daß in einem einzigen Jahre gegen zwanzigtausend Menschen von Tigern getötet wurden und fünfzehntausend an dem Biß giftiger Schlangen zu Grunde gegangen sind. Dennoch wird die gefährlichste, die Brillenschlange, von Gauklern sogar gezähmt und nach dem Ton einer Pfeife und Trommel zu allerhand tanzartigen Bewegungen abgerichtet. Zur Abrichtung haben diese Menschen

ihre Faust mit baumwollenen Streifen dick bepanzert und diesen Panzer mit Nadeln und Dornen gespickt, deren sich die Schlange beim Versuch des Zubeißens viele auf einmal in den Rachen drückt. Dadurch wird sie bald behutsam gemacht, sie beißt weniger, endlich gar nicht mehr, und so hat sie der Gaukler in seiner Gewalt, er braucht sich die Faust nicht mehr zu bewickeln, und nach dem Takt der Trommel und Pfeife fährt er damit der Schlange bald rechts, bald links unter die Nase, und das Tier macht alle diese Bewegungen mit.

Zu den Haustieren gehören in Indien außer dem Elefanten Pferde, Esel, Rinder der verschiedensten Arten, Büffel- und Buckelochsen, Schafe, Ziegen, im Norden auch Kamele. Überreich ist Indien ferner an den prachtvollsten Vögeln, und die Gärten sind belebt von Pfauen, Gold- und Silberfasanen, Papageien, Hühnern und Tauben.

Indischer Gaukler mit Schlangen.

Berühmt ist Indien auch durch seinen Reichtum an Edelsteinen, denn vom Diamant und Smaragd bis zum Karneol und Granat kommen die schönsten aus Indien, und sie in erster Reihe waren es, welche von dem ersten Auftreten der Portugiesen an die Habgier der Europäer reizte, durch welche die Inder zu Grunde gerichtet wurden und ihr Land eine Beute der Fremden geworden ist. Und die Engländer haben es verstanden, alle Rivalen aus dem Felde zu schlagen: das ganze Land gehört ihnen, indische Fürsten sind nur noch Scheinfürsten, denn ihre Länder werden von den Engländern verwaltet, und auch die letzten unabhängigen Reste werden schwerlich noch lange bestehen.

Im östlichen Teile des Himalaja liegen an dessen südlichem Abfall die beiden einzigen Landstücke, welche sich bis jetzt von britischem Regiment noch unabhängig erhalten haben: Nepal und Bhutan, die durch einen in den Hochhimalaja eingeschobenen britischen Keil voneinander getrennt werden. Das größere von beiden, Nepal, umfaßt 154 000 qkm mit 3 Millionen Einwohnern und ist eine erbliche Monarchie eines Maharatscha. Die Bewohner sind ein Mischvolk von Hindu und Tibetanern, betreiben Ackerbau und Viehzucht und sind sehr geschickt in der Bearbeitung der Metalle, haben sogar eine eigene Gewehrfabrik. Der Anbau erstreckt sich auf Weizen, Mais, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr und Ingwer, auch die Obstbaumzucht ist nicht unbedeutend. Die Viehzucht beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Schaf und der Kaschmirziege. In den waldreichen niederen Gebirgsstrichen hausen Tiger und Leoparden, Elefanten und Nashörner. Die Hauptstadt des Landes ist Katmandu. — Bhutan, 34 000 qkm mit 200 000 Einwohnern, ist noch wenig bekannt. Es wird von einem Radscha regiert, der als Vertreter des Buddha gilt

und die Leber, obgleich ihre Zubereitungsart schwierig ist. Ich weiß nun in der That nicht, weshalb man diese Speisen so hoch schätzt, da sie mir weder angenehm noch gesund scheinen. Der Lieutenant W. Bowman, so berichtet Jakobsen, hatte Jahrelang mit Kopfweh zu thun, und seitdem er sich des Thranes bedient, ist er davon vollständig befreit geblieben.

Merkwürdig dünkt mich, daß die Grönländer so wenig Durst haben. Alle Tage sind sie entsetzlich kalt und dem Erfrieren nahe, gewöhnlich bei sehr wolkigem und finsterm Wetter, und dann wieder bei Sonnenschein und Windstille, wo sie sich dem Schweiße nicht entziehen können. Sie essen viel Fleisch und Fett, und trinken dabei nur wenig Wasser, oder gar nichts. Ich habe sie oft gefragt, ob sie nicht Durst hätten, und sie haben mir immer geantwortet, sie hätten keinen. Vielleist ist ein Mangel an Salz in ihren Speisen die Ursache davon.

Grönländer.

Ihre Kleidung ist sehr warm und bequem. Sie besteht aus Hemd, Beinkleidern, Jacke und Stiefeln. Das Hemd ist von Vogelbälgen gemacht, die Beinkleider von Seehundsfellen, die Jacke von Rennthierfellen, und die Stiefeln von Seehundsfellen. Die Jacke hat eine Kapuze, worin sie ihre Kinder tragen. Die Weiber haben eine Art Schürze, die sie vorn vor sich hängen. Sie ist von Seehundsfellen gemacht, und mit Perlen und Knochen in Figuren verziert. Die Männer haben eine ähnliche Schürze, aber sie ist kürzer und nicht so reich verziert. Die Kleidung in gutem Wetter gebrauchen sie nicht, sondern ziehen nur ihre Jacken an. Sie haben auch Handschuhe und Strümpfe, und sind sehr sorgfältig, daß sie ihre Beinkleider und ihr Schuhwerk nicht naß machen.

Ihre Wohnungen sind sehr schlecht. Sie haben Grundstücke gemacht, die haben die Gestalt eines Backofens, und sind mit Steinen und Erde bedeckt. Sie sind sehr klein. Ungefähr sechzehn Menschen leben darin. Ihre Betten, sagt der Bericht, sind sehr schlecht. Sie bestehen aus Seehundsfellen, die auf dem Boden ausgebreitet sind. Sie haben keine Kissen, sondern legen ihre Köpfe auf Steine, die mit Fellen bedeckt sind. Sie haben auch Lampen, die mit Thran gespeist werden, und geben ein gutes Licht. Sie haben auch Kochgeschirre, die sie aus Speckstein machen. Sie sind sehr geschickt darin, und machen sie sehr schön und glatt. Sie machen sie meist von der Gestalt eines Kessels, mit einem Henkel, um sie daran aufzuhängen. Sie machen auch Schüsseln und Teller, die sie sehr schön machen. Sie machen sie meist von der Gestalt eines Kessels, mit einem Henkel, um sie daran aufzuhängen. Sie machen auch Schüsseln und Teller, die sie sehr schön machen.

Mängen, dann hat sich wohl die Gewohnheit noch mehr über sie erstreckt, denn Blicke bes Bräutigams. Selbst wenn gegen altgewohnte Sitten Verstöße in Kleidung und Schmuck eingerissen, gewahrt man sie nicht, solange auch Frauen, und besonders Bräute, sich ihrer bedienen. Wenn aber Frauen, die sonst nicht Mode tragen, plötzlich Mode tragen, wenn Bräute in diesem Schmucke erscheinen, so hat es nur den einen Beweggrund: Neue zu unterscheiden und damit erkennt Jedyge sich. In dieser Unterscheidung, in dem Erkennen und Gesehenwerden sind Gefallen und Reichthum, und damit auch Eitelkeit und Hochmuth.

Der Hochzeitszug geht von seinem Lagerplatze langsam und ernst, ganz in der Weise, wie ich meinen Zug nach dem Lagerplatze nachgeschildert. Obenauf, wie Hochzeitszug und Bräutigam, voran, sind die Hochzeitsgeschenke, die Kleider, Schmuck, Waffen, Pferde, Kameele, Zelte, Teppiche, Hausgeräthe, Lebensmittel, Alles, was Bräutigam und Braut, Eltern und Verwandte, Freunde und Gäste, die Braut besitzt, geschenkt hat oder noch zu ihrer Ausstattung schenken wird. Ein Theil dieser Geschenke ist auf Kameele geladen, ein Theil wird von Pferden getragen, ein Theil von Menschen. Obenauf, d. h. in der Mitte des Zuges, ist die Braut. Auf der Braut sieht der Zug, der sich hinter ihr an Menschen zusammen schließt, wie auf einer Schnur. Die Braut ist in ihrem Brautstaate, in ihrem Schmucke, in ihrer Waffe, in ihrem Gefolge, in ihrer Würde, in ihrer Freude, in ihrer Eitelkeit, in ihrer Pracht, in ihrer Verlegenheit, in ihrer Scheu, in ihrer

alle zu verschieden in den Einzelheiten, um sie hier aufzuführen. Ebenso wenig kann man von einem Typus der Kirchen in Moskau sprechen. Jede Kirche, vor den Thoren Kreml's oder innerhalb der Mauern, hat ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge und Mängel, ihre eigenthümlichen Schönheiten und Verzierungen aufzuweisen. — Wenige Jahre früher, als Napoleon I. in Moskau einzog, hatte man die Kirchen, welche in der Nähe des Kremlin standen, niedergerissen, um den Franzosen freies Schußfeld zu geben. Nach dem Brande Moskau's wurden sie wieder aufgebaut, und zwar größer, schöner, prächtiger. — Die Kirche des Heiligen Basilius, welche unsere Abbildung darstellt, ist ein Meisterwerk der Baukunst, und zwar in ihrer Art

Kirche des heiligen Basilius in Moskau.

einzig. Man sah diese Kirche, wie die Napoleons in der Nähe stand, — ja auch noch die Verwüstung der letzten Brandlegung an den Thoren Moskau's sogar das Feuer nicht, welches die Kirche des heiligen Nikolaus in Moskau zerstörte, — und sie ist wieder aufgebaut worden, wie sie war. Sie ist ein Meisterwerk der Baukunst, ein Meisterwerk der Architektur, ein Meisterwerk der Malerei, ein Meisterwerk der Vergoldung. Sie ist ein Meisterwerk, wie keine Kirche sonst! Kühn, phantastisch, barock, moderne Geschmacksart, — Arabesken, Verzierungen, Vergoldungen, Malereien, Alles ist in einander verwoben, Alles ist Eins, Alles ist Ganz und Vollendet.

dazu gehörigen Gärten sind märchenhaft, nicht minder die prachtvolle Moschee des Königs Asaf, wie auch die Grabmäler der Königinnen von Audh. Fast alle diese Städte sind ehemals Königssitze gewesen, wie auch Lahore im Pendschab oder Pandschab im Gebiete des Indus, die noch gut erhaltene arabische Bauten aus der glänzenden Zeit der muhamedanischen Herrschaft bewahrt.

Die Bevölkerung Ostindiens besteht in dem Tieflande Hindostans aus Hindus; im Dekhan wohnen daneben, ziemlich gedrängt, Dravidas. Außer diesen beiden Stämmen aber finden sich im Lande noch in großer Zahl auch die Abkömmlinge der verschiedenen früheren Eroberer, wie Afghanen, Beludschen, Perser, Araber; daneben viele eingewanderte Fremde, welche sich teils für immer dort niedergelassen haben, teils des Handels wegen nur zeitweise dort leben, wie Chinesen, Birmanen, Tibetaner, Armenier, Türken und die zuletzt erschienenen Europäer: Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer.

Die Hindu, das Hauptvolk Vorderindiens, sind jedenfalls hier auch nicht einheimisch, sondern eingewandert, allerdings schon in vorgeschichtlicher Zeit, die sich nicht mehr bestimmen läßt; ihre Sagen und religiösen Mythen deuten an, daß sie von Norden her in die südlichen Gegenden herabgezogen sind und sich hier ausgebreitet haben. Sie zählen nach allgemeiner Annahme gegen 200 Millionen. Das äußere Ansehen, Gestalt und Gesichtsbildung der Hindus ist ungemein schön, von höchstem Ebenmaß; sie gehören unzweifelhaft zum edelsten Stamm der kaukasischen Rasse. Das Haar ist fein und glänzend schwarz, die Haut überaus zart und weich, die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße fällt jedem Fremden auf. Die Hindu sind eigentlich nicht groß, doch sind sie in der ganzen Figur so schön proportioniert, daß diese mindere Größe nicht auffällt, zudem besitzen sie eine ganz ungewöhnliche Ausdauer und können bei äußerst geringer Ernährung viel länger und viel schneller marschieren, als die kräftigeren und wohlgenährten Europäer, denen sie an Gewandtheit und Geschicklichkeit weit überlegen sind.

Die Hindu leben meist ausschließlich von Pflanzenkost, ihre Wohnung, ihr Hausgerät, ihr Handwerkszeug sind unendlich einfacher, als alles verwandte europäische. Ihre Goldschmiede verfertigen mit einem Handwerkszeuge, das sie überall hin in einer sehr mäßigen Tasche mit sich herumtragen, die zierlichsten und bewundernswertesten Arbeiten, wie sie kein europäischer Goldschmied unter Zuhilfenahme seiner ganzen Werkstatt und seiner ganzen Geschicklichkeit nachzuahmen imstande ist. Und wie ihre Wohnung und Speise, so ist auch ihre Kleidung sehr einfach, wenn auch insofern verschieden, als die niederen Klassen sich damit begnügen, einen Streifen Zeug um den Leib zu wickeln und allenfalls noch einen zweiten um den Kopf als turbanartige Kopfbedeckung.

Die echt indische Tracht erfordert drei Stücke Zeug von weißer oder gelblichweißer Farbe. Das eine wird zweimal um die Hüften und die Beine geschlungen und mit einem Gürtel zusammengehalten; das zweite, meist ein halbdurchsichtiger Wollenstoff, wird um den Nacken gelegt, über der Brust gekreuzt und mit den Enden dann wieder von hinten über die Schulter geworfen; das dritte wird um ein glattes Mützchen turbanartig um den Kopf gewunden. Als Fußbekleidung dienen Pantoffel mit aufgebogener Schnabelspitze, die im Hause und auch bei Besuchen abgelegt werden. Auch bei den Frauen ist,

abgesehen von kurzen, oft kostbar verzierten Jäckchen, die Bekleidungsweise mit langen Tüchern vorherrschend, die bei den Reichen ebenfalls mit wertvollen Verzierungen versehen werden. Bei feierlichen Gelegenheiten strotzen reiche Frauen förmlich von Gold und Silber, arme schmücken sich dafür mit Blumen. Überhaupt liebt der Inder den Putz, Männer sowohl wie Frauen. Die Krieger zeigen ihn an den Waffen, welche immer mit Edelsteinen oder doch mit edlen Metallen ausgelegt sind; die Frauen lieben denselben in Arm-, Hals- und Fußbändern und in Ringen, welche sie im Nasenknorpel tragen, wie unsere Frauen in den Ohrläppchen. Es ist bemerkenswert, daß die Frauen der Hindus nicht Sklavinnen der Männer sind, wie bei den Muhamedanern, sondern sie sind in jeder Hinsicht gleichberechtigt, sind die Gehilfinnen der Männer.

Da es in diesem glücklichen Lande sehr leicht ist, eine Familie zu ernähren, so gilt der ehelose Stand für nicht ehrenhaft. Das trifft für die niederen Stände zu, denn der vornehme Hindu lebt keineswegs wohlfeil. Der Aufwand, den er machen muß, um seinem Stande gemäß zu leben, übersteigt alle unsere Begriffe. So hat der vornehme Hindu für jede Dienstleistung einen eigenen Diener. Standesgemäß läuft er nicht, sondern läßt sich tragen, was in einem sogenannten Palankin geschieht, ein mehr oder minder reich verziertes Himmelbett, welches an einer langen Stange hängt und von vier Leuten auf die Schultern genommen wird, denen ein fünfter voranläuft, um dem Zuge Platz zu machen. Zwei solcher Gespanne muß jeder Mann von Rang haben, und so sind denn schon für dies eine Bedürfnis zehn Leute notwendig. Die Pfeife wird von einem Diener getragen, die Tabaksdose von einem andern, das Feuerzeug von einem dritten, die Betelschachtel von einem vierten, die Opiumschachtel von einem fünften; ein sechster trägt dem Herrn die Pantoffel nach, vier andere haben große Federfächer und mächtige Sonnenschirme, womit sie neben dem Palankin herlaufen, um denselben zu beschatten. Ein paar Leute sind erforderlich, um den Teppich, ein paar andere, um die Polster zu tragen, auf denen der Herr sich niederlassen wird. Und so haben wir schon einige zwanzig Personen, welche nötig sind, damit ein vornehmer Hindu einem andern einen Besuch machen kann. Daß die Frauen beim Ausgehen aus dem Hause in gleicher Weise bedient werden, versteht sich von selbst, und daß es nicht die nämliche Bedienung ist, versteht sich auch von selbst. Dazu kommen nun noch die zahlreichen Diener und Dienerinnen des Hauses, der Küche, des Gartens — kurz, der wohlhabende Hindu hat Hunderte von Müßiggängern zu ernähren, und der Europäer, der da hinkommt, muß sich diesen Sitten unterwerfen, denn er wird keinen Diener finden, der etwa zwei Beschäftigungen übernähme; der Diener, welcher ihm die Pfeife stopft, würde sich ohne weiteres weigern, ihm die Stiefel zu putzen.

Bei keinem Volke der Erde wird die Trennung der Stände, Farben nennen es die Inder, Kasten nannten es die Portugiesen, so streng beobachtet, wie bei den Hindu. Dieser Stände oder Kasten, wie sie ja gewöhnlich bezeichnet werden, sind vier: Brahmanen, aus dem Haupte Brahmas entsprungen; die Kschetrias, Krieger, aus den Schultern und Armen; Visas oder Vaisyas, die Handel, Viehzucht und Ackerbau treibenden, aus dem Leibe; und die Sudras, Handwerker, aus den Beinen Brahmas entstanden. Man liest

Kämpfen nach wenig mehr als einer Stunde flieht, der Herzog aber, von der Reiterei Adams in Stücke gehauen, sich tödtlich verwundet, noch in die Stadt Lodi zurückzieht, wo er bald darauf stirbt, und so die Schlacht vollständig verloren ist. Nun hat auch der Kaiser seine Truppen in Bewegung gesetzt, und Adam, der sich mit seinen Reitern bei Lodi befindet, wird von ihm zu Hilfe gerufen, um, wie er sagte, Ehren, wo möglich Gewinn, vielleicht beides gleichzeitig zu erwerben. Er eilt mit seinen Reitern nach Pavia, wo er sich mit dem Kaiser vereinigt, und nimmt an der Belagerung der Stadt Theil.

Es verwundert Adam die Stadt so lange Widerstand leisten zu sehen, und er ist der Ueberzeugung, dass sie sich nicht lange mehr halten könne. Dieser Ansicht ist auch der Kaiser, und so kommt es, dass dieser, als Pavia, wie Adam es vorhergesagt hatte, sich am 24. November 1524 ergeben hatte, Adam zum Ritter schlägt und ihm zum Lohne für seine Tapferkeit 1000 Gulden schenkt.

Kaiserliche Münze.

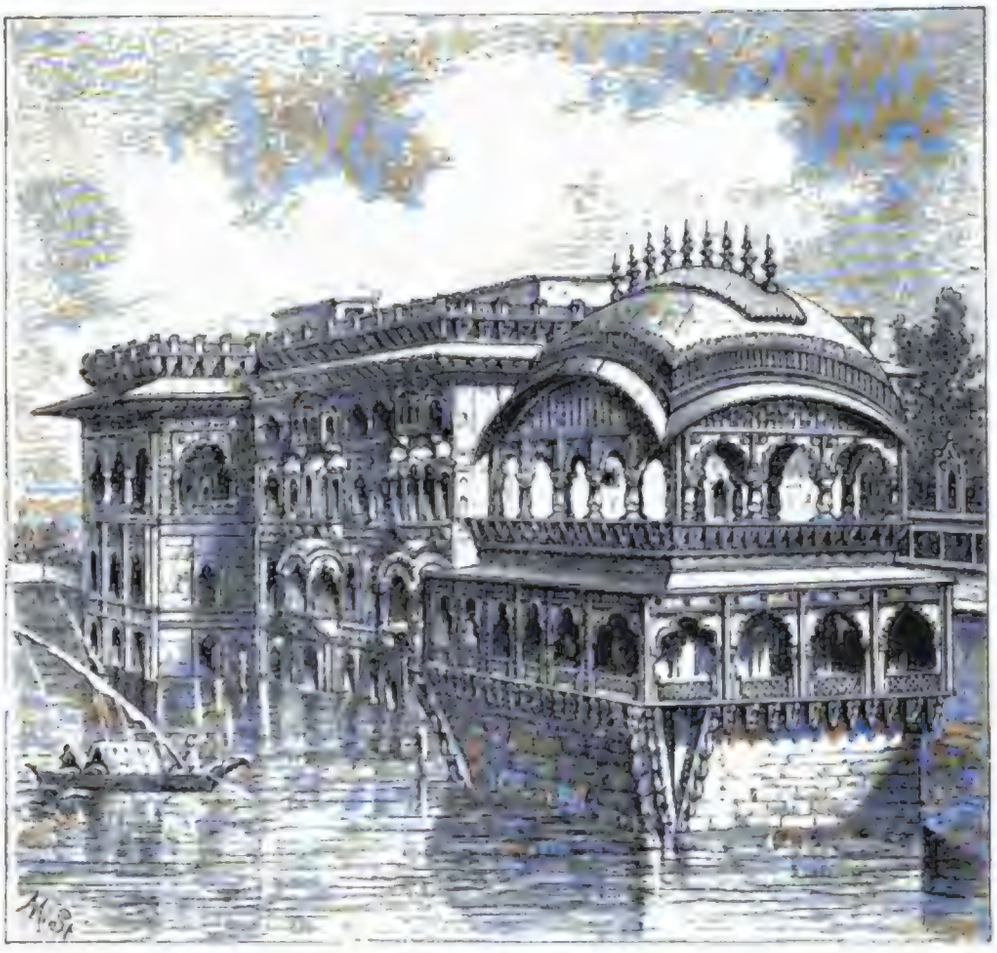
Es war Zeit, dass Pavia sich den Kaiserlichen ergab, denn die Pfeifen und Klagen wurden immer lauter, die Noth immer grösser. Die Soldaten, welche sich in der Stadt befanden, waren meistens Deutsche, Bürgerliche und Bauern, die sich für den Herzog hatten anwerben lassen, und die Lust zum Kriegführen war ihnen bald vergangen. Sie hatten sich, wie Adam sagt, in Pavia eingeschlossen, wie in einen Kerker, und sie hatten Recht, denn sie waren ja auch wirklich eingekerkert. Sie hatten nicht einmal Luft, sagt Adam, weil sie sich nicht ins Freie wagen durften, und sie hatten nicht Wasser genug, weil sie es nicht aus dem Flusse holen durften. Sie hatten nicht Brod genug, weil sie keines backen durften, und sie hatten nicht Fleisch genug, weil sie es nicht kochen durften. Sie hatten nicht Wein genug, weil sie keinen trinken durften, und sie hatten nicht Ruhe genug, weil sie nicht schlafen durften. Sie hatten nicht Kleider genug, weil sie sie nicht wechseln durften, und sie hatten nicht Betten genug, weil sie sie nicht benützen durften. Sie hatten nicht Gesundheit genug, weil sie nicht gesund werden durften, und sie hatten nicht Tod genug, weil sie nicht sterben durften. Sie hatten nicht Leben genug, weil sie nicht leben durften. Sie hatten nicht Alles genug, weil sie nicht Alles haben durften.

nehmen pflegt und sie durch pflegt. Es folgt dann die Zahnes wird und bei- Zahnes, wie Zahnes, Zahnes, Zahnes,

der heiligen Handlung in heiligen Stunden geübte werden, lehrt unter 3B mit alle Deutlichkeit das Leben. Wer nicht Gelübde ablegt an sich selber treu, der wird sie auch nicht halten gegen andere. Wer nicht Ehen schließt, die Gott will, der wird die Ehen, deren Verbindung gegen ihn ist, nicht auch für Gott lösen können

ſich hier auch Statuen von Brahma, Wiſchnu, Schiwa und vielen andern indiſchen Gottheiten, die ganz vortrefflich ausgeführt ſind und von der Kunſtfertigkeit ihrer Bildner das beredteſte Zeugnis ablegen. Wann dieſe aber gelebt haben, und wann dieſe unterirdiſchen Bau- und Bildwerke entſtanden ſind, das weiß niemand.

Zahllos und prachtvoll durch eigenartigen Bau und glänzende Ausſtattung ſind die Hindutempel am heiligen Ganges. Nicht minder bewundernswürdig die rieſigen Pagoden der Dravidavölkerſtämme, die ſich mehr durch ihren rieſigen Umfang und verſchwenderiſch angebrachte Figurenfülle, als durch ebenmäßige Schönheit auszeichnen. Eine ſolche Pagode umſchließt einen viereckigen Raum, bis tauſend Schritt lang und



Palaſt Gopal Bhawan bei Agrah.

ebenſo breit, genau nach den Weltgegenden gerichtet, von einer ſehr hohen Mauer eingefaßt. In der Mitte der einen Seite befindet ſich der Haupteingang und über demſelben ein mächtiger, ſich nach oben verjüngender Turm, der über und über mit Figuren bedeckt iſt. Man gelangt in einen Hof, der einen zweiten und dieſer wieder einen dritten einſchließt, jeder wieder von einer hohen Mauer mit einem Turm umſchloſſen. Erſt im Innerſten ſteht der eigentliche Tempel, in welchem das Bild des hier verehrten Gottes ſich befindet, mit den prächtigſten Gewändern und koſtbarſten Schmuckſachen behängt. Den Tempel darf nur der Prieſter betreten. Nachdem das Volk in dem erſten Hofe ſich gereinigt und geheiligt hat, wird es, natürlich gegen ein Opfer, zu dem zweiten zugelaſſen,

auf welchem sich eine vorderasiatische Herrscherin wiegt, eine Sirene, und ein zweites Relief, dem leider der Kopf fehlt, scheint eine Nike darzustellen, die mit einem Fuß auf einer Kugel steht. Ein Gegenstück dazu bildet ein Relief, das eine Nike mit Schwert und Schild zeigt, die auf einem Stier reitet. Ein Relief, das Hermes und Aphrodite darstellt, ist leider nur noch in Bruchstücken vorhanden.

Ferner sind die Bruchstücke [illegible] Reliefs der Basilika des Hadrian zu nennen. Sie

Rekonstruktion der Basilikafassade.

stammen wohl aus der Zeit Hadrians, wo die Akropolisbauten fast keine mehr boten. Besonders bedeutsam erscheinen unter ihnen noch zwei Reliefs [illegible] Nike, die einen Stier opfern, und [illegible] Nike, die einen Stier schlachten. Ein Relief, das Hermes und Aphrodite darstellt, ist leider nur noch in Bruchstücken vorhanden.

Ferner sind die Bruchstücke [illegible] Reliefs der Basilika des Hadrian zu nennen. Sie stammen wohl aus der Zeit Hadrians, wo die Akropolisbauten fast keine mehr boten. Besonders bedeutsam erscheinen unter ihnen noch zwei Reliefs [illegible] Nike, die einen Stier opfern, und [illegible] Nike, die einen Stier schlachten. Ein Relief, das Hermes und Aphrodite darstellt, ist leider nur noch in Bruchstücken vorhanden.

Geschäfte betreiben, die den Hindu anstößig sind. Sie sind nicht so duldsam wie die Inder. Die Bekehrungswut, mit welcher einst die Kalifen fremde Länder durchzogen und deren Bewohner durch die Bekehrung zum Islam mit Gewalt glücklich machen wollten, hat die eifrigen Bekenner desselben heute noch nicht verlassen. Ihre Unduldsamkeit erstreckt sich aber nicht nur auf Andersgläubige, sondern auch auf die eigenen Glaubensgenossen, sobald diese einer andern religiösen Richtung angehören. Und gerade in Indien haben sie sich nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen, sondern in zahlreiche Sekten gespalten, die sich untereinander unablässig befehden. Nur wenn das Muharram gefeiert wird, das Neujahrsfest der Muhamedaner, dann herrscht in allen Sekten gleichmäßig eitel Freude und Wonne. In den Städten, wo ja die Bekenner des Islam sich vornehmlich zusammendrängen, werden große Umzüge veranstaltet, und es wird ein Lärm vollführt, der noch weit über einen europäischen Karneval hinausgeht. Man läßt sie natürlich auch gewähren, selbst wenn die Grenzen harmloser Fröhlichkeit überschritten werden sollten.

In Kalkutta, das sich zur Hauptstadt, nicht nur Vorderindiens, sondern von ganz Britisch-Indien aufgeschwungen hat, gibt es neben zweihundert Hindutempeln auch nicht weniger als hundert Moscheen, ein Beweis, wie stark der Prozentsatz von Muhamedanern in dieser Stadt von etwa 900 000 Einwohnern sein muß. Zu dieser Bedeutung als Hauptstadt des indischen Kaiserreiches war Kalkutta berufen durch seine Lage im Gangesdelta, in der Mitte zwischen Vorder- und Hinderindien, und die Stadt zählt heute schon unter seinen zahlreichen palastartigen Gebäuden viele im europäischen Stil. —

Südöstlich vor der südlichsten Spitze Vorderindiens, dem Kap Comorin, durch den Golf von Manar und die Palkstraße vom Festlande getrennt, liegt die Insel Ceylon, von den Eingeborenen Singhala genannt, eine der wertvollsten Perlen in dem indischen Besitztum der Engländer. Das ist die Insel nicht nur wegen ihrer wunderbaren tropischen Natur und ihrer für den Handel so wichtigen Erzeugnisse, sondern auch wegen ihrer vorzüglichen Lage als Zwischenstation auf dem Seewege nach dem ferneren Ostasien, da kein Schiff, welches seinen Lauf nach den asiatischen Inseln oder nach Japan und China gerichtet hat, Ceylon zur Seite liegen lassen kann.

Schon die Völker des Altertums kannten Ceylon, wenn auch nur mehr dem Namen nach, als ein Land, welches wertvolle Edelsteine und Perlen, vornehmlich aber die kostbaren Gewürze lieferte, und nannten es Taprobane. Als die Portugiesen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nach Ceylon kamen, fanden sie es im Besitze der Araber, denen sie es natürlich abnahmen. Da sie jedoch auch diesen Besitz nicht lange behaupten konnten, so setzten sich hundert Jahre später die Holländer fest, und für sie wurde besonders der Zimthandel zu einem Monopol, welcher so viel eintrug, daß es mit der Zeit den Neid der in fremden Zonen immer weiter um sich greifenden Engländer erweckte. Wie sie jede Gelegenheit benutzten, um wichtige Punkte in den fernen Meeren zu gewinnen, so wußten sie auch den Holländern schließlich Ceylon zu entwinden, sie mußten ihnen 1802 in dem Frieden von Amiens ihre Kolonien auf der Insel abtreten. Nun waren ja freilich einheimische Fürsten vorhanden, denen das Land gehörte und von denen sie Land für

weiten Reisens keine einzelne weiße, kaum noch schneite gab und gegen Abend schon die Sonne so warm schien, daß man sich ihr gern aussetzte, um sich zu erwärmen.

Am 12. Januar 1879 ging auch der 8 Millionen Rupienten, den wegzahlen eine Regierung hat, Kabuls glückwünschender Gesandter, Sirdar Gholam Hyder Khan, von Kabul ab. Ich sah ihn nicht. Denn Kabuls europäische Kolonie hatte sich, als dieser Gesandte ankam, in Masse in Bewegung gesetzt, um ihn zu empfangen, und ich hatte mich, um ihn nicht zu sehen, in meinem Zimmer eingeschlossen. Ich hab es nicht bereut. Denn Sirdar Gholam Hyder Khan ist, wie Mohammed Hyder, der Gesandte Abdur Rahmans, ein Afghane, und ich habe mich nie gern mit Afghanen abgegeben.

Sirdar Gholam Hyder Khan.

Ich habe sie nicht gern, weil sie mir nicht gefallen. Ich habe sie nicht gern, weil sie mir nicht gefallen können. Ich habe sie nicht gern, weil sie mir nicht gefallen können und weil ich ihnen nicht gefallen kann. Ich habe sie nicht gern, weil sie mich nicht gern haben. Ich habe sie nicht gern, weil sie mich nicht gern haben können. Ich habe sie nicht gern, weil sie mich nicht gern haben können und weil ich sie nicht gern haben kann. Ich habe sie nicht gern, weil sie mich nicht gern haben können und weil ich sie nicht gern haben kann

einander gemischt. Keins von beiden Völkern gehört aber den Urbewohnern von Ceylon an, von denen sich unter dem Namen der Wedda aber auch noch ein kleiner Rest erhalten hat, der im Innern der Insel von der Jagd lebt. Die Tamilen sind der intelligenteste und unternehmendste Zweig der Dravida, sie haben sich von Vorderindien aus auch über ganz Hinterindien und den indischen Archipel ausgebreitet. Die Singhalesen, sehr anspruchslose und einfache Menschen, haben vom Festlande her allerdings auch das Kastenwesen mit auf die Insel herübergebracht, aber nicht in der festen Umgrenzung gehalten, wie dort. Da sie sich sämtlich zum Buddhismus bekennen und friedfertige Ackerbauer sind, so gibt es weder eine Brahmanen- noch Kriegerkaste, vielmehr bilden die Ackerbauer den vornehmsten Stand. Buddhistische Priester gibt es natürlich in großer Menge, und buddhistische Tempel nicht minder. Die herrschende oder wenigstens die tonangebende Bevölkerung sind jedoch die Europäer und die aus ihrer Vermischung mit den Singhalesen hervorgegangenen Mischlinge, die hier Eurasier heißen.

Singhalesen aus Ceylon.

Die Hauptstadt Ceylons ist Kolombo an der Westküste, die allerdings keinen Hafen, sondern nur eine gute Reede hat, dagegen bieten Point de Galle an der Südwestküste, vornehmlich aber Trincomali an der Ostküste den Schiffen auch vortreffliche Häfen. Überhaupt ist Ceylon ringsum für Seeschiffe zugänglich, mit Ausnahme im Nordwesten, wo die erwähnte Inselkette der Adamsbrücke eine nicht ungefährliche Passage zwischen Ceylon und dem Festlande ergibt, und nur unmittelbar an letzterem, das sich gerade hier jenen Inseln auch noch mit einer langen Landzunge entgegenstreckt, bietet der Paumbemkanal einen, wenn auch ebenfalls noch mit Vorsicht zu benutzenden Durchgang aus dem Golf von Manar in die Palkstraße. Der Golf von Manar war früher berühmt wegen seiner Perlenfischerei, die seinem Gestade einen Zug von außergewöhnlichem Leben verlieh; aber rücksichtslose Ausbeutung der Muschelbänke haben dieselben nahezu erschöpft, und es wird geraumer Zeit bedürfen, ehe der Nachwuchs soweit gediehen ist, daß die Fischerei wieder mit aller Lebhaftigkeit betrieben werden kann. Ebenso sind die Schätze, welche Ceylon ehemals an Edelsteinen lieferte, nicht mehr von besonderem Belang. Sie befanden sich in der Nähe der alten Königsstadt Anaradhapura im Norden, die jetzt auch in Ruinen liegt. — — —

Außer Ceylon ist endlich auch noch eine zum britischen Vorderindien gehörende Inselkette zu erwähnen, welche sich im Indischen Ozean etwa 250 km westlich von der Malabarküste in nordsüdlicher Richtung über zwölf Breitengrade bis über den Äquator

hinweg ausdehnt. Sie teilt sich in zwei große Gruppen, eine nördliche und eine südliche. Die nördliche sind die Lakediven, etwa vom zwölften bis zum neunten Grade nördlicher Breite sich erstreckend, größere und kleinere Koralleninseln, deren man über vierzehntausend zählt, von denen jedoch nur etwa fünfhundert bewohnt sind. Die Inseln sind schon von Vasco da Gama auf seiner ersten Rückfahrt von Ostindien entdeckt worden, blieben dann aber völlig unbeachtet. Das machte sie trefflich geeignet als Zufluchtsorte für die arabischen Seeräuber im Indischen Ozean, die hier lange Zeit ungestört ihr Unwesen trieben. Wurden sie einmal gejagt, so verschwanden sie zwischen den zahllosen Korallenbänken und Inseln. Die Bewohner dieser entlegenen Inseln sind heute noch Araber, die aber nun den Engländern, welche die Lakediven 1855 besetzt haben, zinspflichtig geworden sind. — Die südliche Inselgruppe, welche die Fortsetzung der Lakediven bis über den Äquator hinaus bildet, sind die Malediven, die aber noch kleiner und noch zahlreicher sind. Trotzdem sind auch sie bewohnt, und auf einigen der größeren, die sich mit einer dünnen Humusschicht bedeckt haben, wird sogar einiger Anbau betrieben. Die hier wachsenden Kokospalmen liefern eine besonders lange und starke Faser für Schiffstaue. Hauptsächlich aber sind diese, ebenfalls von den Engländern zinspflichtig gemachten Inseln der Sammelplatz der in zahlloser Menge vorkommenden Kaurimuscheln, die in Ostindien und in vielen Teilen Innerafrikas die Stelle der Münze vertreten. — — —

Schließlich müssen wir nun hier noch anführen, daß sich in Vorderindien trotz der Allgewalt der Engländer doch auch noch zwei andere europäische Nationen behauptet haben, wenn auch nur mit verschwindend kleinen Bruchstücken des Landes. Die Portugiesen haben auf der Westküste südlich von Bombay die Stadt Goa und einen Landbezirk darum her schon seit dem Jahre 1510 inne und haben daraus nicht vertrieben werden können, obgleich die Bedeutung Goas mit allen nur denkbaren Mitteln herabgedrückt worden ist, so daß es jetzt nicht einmal mehr eine Station der großen asiatischen Postdampfer ist. Außerdem besitzen die Portugiesen noch nördlich von Bombay zu beiden Seiten des Einganges der Bay von Kambhayat die stark befestigten Orte Diu und Daman (Damao), den ersteren seit 1515, den letzteren seit 1558, beide mit gutem Ankerplatz und gutem Hafen, aber auch beide bedeutungslos, seitdem die Engländer den Portugiesen deren früheren Opiumhandel mit dem Indierlande abgeschnitten haben und ihr Monopol darauf aufs strengste überwachen. Dieses ganze Gebiet, das den Portugiesen in Vorderindien noch geblieben ist, wird etwa 3800 qkm umfassen.

Weit unbedeutender noch ist das Besitztum der Franzosen in Vorderindien. Außer dem Orte Tschandarnagor in Bengalen, in der Nähe von Kalkutta beschränkt sich das französische Vorderindien auf Stadt und Bezirk Pondicherry auf der Ostküste, in Summa auf nur 290 qkm. Sie erhielten das kleine Gebiet schon 1672 von einem einheimischen Fürsten abgetreten, und obgleich es die Engländer während ihrer Kriege mit Frankreich mehrmals an sich gerissen hatten, haben sie es immer wieder herausgeben müssen, bis es dann 1814 endgültig Frankreich verblieben ist. Es ist allerdings der beste, mit einem Leuchtturm versehene Hafen an der Ostküste Vorderindiens.

7. Hinterindien.

Die dritte der großen südlichen Halbinseln Asiens, Hinterindien, ist auch schon zum größten Teil eine Beute europäischer Nationen geworden, vornehmlich natürlich wieder die der Engländer. Die nördliche Landgrenze zieht sich vom Golf von Tongking am Großen Ozean an China hin bis zum Durchbruch des Brahmaputra durch das Himalajagebirge, dann bildet dieser Strom bis zu seiner Mündung im Delta die Grenze. Von hier läuft das Westgestade der Halbinsel nach Süden hinunter bis zum Kap Negrais, buchtet dann mit dem Golf von Martaban tief in das Land ein und läuft nun weiter nach Süden, die beinahe 1500 km lange Halbinsel Malakka vorstreckend, welche in ihrem südlichen Teile von der parallel streichenden Insel Sumatra durch die Straße von Malakka getrennt ist. Um das Kap Buru, die südlichste Spitze des asiatischen Festlandes, herum treten wir in das Chinesische Meer, von welchem die ganze Ostseite der zungenförmigen Malakka-Halbinsel bespült wird und das an ihrem nördlichsten Ende den Golf von Siam bildet. Die weitere östliche Grenze bildet dann das Chinesische Meer bis zum innersten Golf von Tongking. Wie schon früher erwähnt, bleibt hier Asien mit dem Kap Burn nur noch etwa anderthalb Breitengrade von dem Äquator entfernt.

Die Gliederung Hinterindiens ist eine ganz andere, als die Vorderindiens. Es ist ebenfalls mehr oder weniger Gebirgsland, welches aber die Natur der Kettengebirge zeigt, die sich im Norden an die östlichen Ausläufer des Himalaja anlehnen und, von vier großen Strömen getrennt, in fünf mächtigen Gruppen das Land von Norden nach Süden durchziehen. Die erste Gruppe, welche im äußersten Norden noch einen Zweig durch das Land Assam parallel mit dem Brahmaputra aussendet, streicht zwischen dem Meerbusen von Bengalen und dem Irawadi hinab bis zum Kap Negrais. Die zweite Gruppe geht zwischen dem Irawadi und Salwen bis zum Golf von Martaban. Die dritte Gruppe läuft zwischen dem Salwen und dem Menam in die Halbinsel Malakka hinein und durchzieht diese bis zu ihrer äußersten Südspitze. Die vierte Gruppe, zwischen dem Menam und Mekhong breitet sich nach Süden hochlandartig aus, und die fünfte Gruppe endlich, streicht zwischen dem Mekhong und dem Chinesischen Meere hin, dessen Küste verfolgend. Da die Gebirge mit Ausnahme der Halbinsel Malakka nirgends schroff an das Meer herantreten, so bleibt für die Entwickelung des Tieflandes an den Küsten noch Raum übrig, so daß mehrere der genannten Flüsse sogar noch mächtige Deltas bilden können.

Aus der vorstehenden Höhengliederung ist schon klar geworden, daß auch die Flüsse Hinterindiens sämtlich von Norden nach Süden laufen. Der Irawadi kommt in mehreren großen Quellflüssen vom Südfuße der östlichen Himalaja-Ausläufer herab. Er mündet im Golf von Martaban mit einem Delta, das an Breitenausdehnung dem Delta des mit dem Brahmaputra vereinigten Ganges wenig oder nichts nachgibt. Der Salwen entspringt im tibetanischen Hochlande, durchbricht die Ausläufer des Himalaja und mündet, in seinem langen Laufe keinen einzigen Nebenfluß von Bedeutung aufnehmend, auf der Ostseite des

Meerbusens von Martaban. Der Menam hat einen weit kürzeren Lauf, er entsteht aus dem Meping und Mewang, die auf dem Berglande Hinterindiens selbst ihren Ursprung haben, und mündet in den Golf von Siam. Der Mekhong endlich, der größte der hinterindischen Ströme, entspringt wie der Salwen im Hochlande von Tibet, muß ebenfalls die Ausläufer des Himalaja durchbrechen und fällt endlich in das Chinesische Meer, mit einem Delta, welches das des Ganges und Irawadi an Breite noch weit übertrifft. Salwen und Mekhong sind klippenreiche, wilde Gebirgsgewässer und trotz ihrer Größe für die Schiffahrt wenig nutzbar.

Hinterindien ist ein feucht-heißes Tropenland, in welchem sich die schon bei Vorderindien geschilderten Verhältnisse der Pflanzen- und Tierwelt wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Hinterindien sich noch weit großartiger entwickeln. Auch die Produkte sind dieselben, aber erst durch den Eingriff der Europäer ist Hinterindien in den Weltverkehr mit eingetreten, bis dahin war es ein Land, das ganz abseits von der Heerstraße der Schiffahrt lag. Infolgedessen sind auch die Absatzgebiete seiner Produkte bis jetzt noch beschränkt, heben sich aber mächtig von Jahr zu Jahr. Die Gebirge, welche ungeheure Waldgebiete darstellen, verhinderten eine einheitliche Entwickelung, die vielen kleinen Reiche lebten abgeschlossen für sich und wurden so eine leichte Beute für die Fremden.

Zwei Nationen sind es, die sich gewissermaßen in ganz Hinterindien geteilt haben, die Engländer und die Franzosen. Zwischen beiden hat sich bis jetzt nur das Königreich Siam selbständig erhalten, und da sich sein intelligentes Volk und dessen Herrscher dem allgemeinen Kulturfortschritt nicht mit asiatischer Verbissenheit verschlossen haben, so ist wohl anzunehmen, daß es sich auch länger selbständig erhalten und nicht so bald gleichfalls aufgeteilt werden wird. Fraglich bleibt es immerhin, ob das Land nicht doch über kurz oder lang ein Zankapfel zwischen den beiden europäischen Nationen werden wird, die es ja schon völlig umschlossen halten.

Britisch-Hinterindien.

Außerordentlich wechselreich ist die Geschichte Hinterindiens, denn von den vielen kleinen Reichen, aus welchen es bestand, errang bald das eine, bald das andere die Oberhand und unterjochte die Nachbarn, bis sich diese dann wieder frei machten und das umgekehrte Spiel begann. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren drei besonders mächtig geworden: im Westen Birma, Siam in der Mitte und Anam im Osten, und auch zwischen diesen hatten die Verwickelungen kein Ende. Dazu begannen dann aber auch Streitigkeiten mit den europäischen Mächten, die schon hart an ihren Grenzen saßen, und das wurde ihnen natürlich zum Verderben, da sie europäischer Kriegführung und europäischen Waffen nicht widerstehen konnten.

Zuerst gerieten Birma und die Engländer aneinander, und das führte in Zeit von sechzig Jahren durch mehrere Kriege zum völligen Untergange Birmas und Einverleibung

dieses Staates in die englisch-ostindischen Besitzungen. Im ersten Kriege von 1826 gingen die an Bengalen grenzenden Landschaften Assam und Manipur verloren, 1834 und 1853 folgten die ganzen Küstenländer, also Arakan, Pegu und Tenasserim, und 1886 wurde das ganze innere Birma annektiert. So hat das Reich Birma aufgehört als solches zu existieren, und wenn auch viele Versuche gemacht worden sind, die Herrschaft der Fremden wieder abzuschütteln, so sind sie doch stets gescheitert, und Birma ist eine englische Provinz, welche in Niederbirma, die Länder am Meer, und Oberbirma, die inneren Länder geteilt wird; zu letzterem werden auch die Schan-, Luschai- und Katschinstaaten gerechnet, die England vorläufig als nur mittelbare Besitzungen betrachtet; aber auch diese durften nicht vergessen werden, denn hier steckt der Reichtum des Landes an Mineralschätzen, in erster Reihe an Silber und Edelsteinen. In Summa beträgt dieser ganze Ländererwerb Englands rund 800 000 qkm, ist also fast dreimal so groß wie Großbritannien mit Irland in Europa.

Daß die nun geordnete Verwaltung den Ländern zum Segen gereichen wird, unterliegt keinem Zweifel, denn der vormals herrschende Despotismus, der häufige Thronwechsel, der gewöhnlich von entsetzlichen Blutbädern begleitet war, hatte natürlich auch immer eine Verwüstung des Landes und eine Aussaugung des Volkes im Gefolge. Reis und Holz sind die obersten Ausfuhrartikel. Man kann wohl sagen, daß Hinterindien das Zentrum der gesamten Reiskultur der Erde darstellt, denn der Reis wächst hier, besonders in den schlammigen Ablagerungen der riesigen Flußdeltas in einer Fülle, wie nirgends sonst. Die ungeheuren Waldgebirge haben einen Überfluß an nutzbaren Hölzern, der noch für lange Zeit als unerschöpflich gelten muß. Nicht nur der Seehandel ist in mächtigem Aufblühen begriffen, sondern auch der Binnenhandel, denn ein solcher bestand zwischen Birma und China schon lange, und die Schätze des birmanischen Reiches an edlen Metallen und kostbaren Steinen hatten ja auch die Chinesen schon mehrmals veranlaßt, erobernd in Birma einzubrechen, was ihnen aber nie gelang. Diesen Landweg nach China in ihre Hände zu bekommen, haben die Engländer lange gestrebt, was ihnen ja nun durch die Wegnahme des ganzen birmanischen Reiches auch endlich gelungen ist.

Im nachfolgenden soll nur einiges besonders Bemerkenswerte aus diesem oder jenem der früheren birmanischen Länder hervorgehoben werden.

Assam, die nördlichste der birmanischen Landschaften, gehört zum Stromgebiet des Brahmaputra und wird infolgedessen von vielen noch mit zu Vorderindien gerechnet, da es von diesem aus auch mit verwaltet wird. Indessen liegt nicht allein der ganze mittlere Lauf des Stromes, der hier in Betracht kommt, im Bereich der hinterindischen Halbinsel, sondern auch die Gebirge im Süden des Flusses sind von Vorderindien vollständig abgetrennt und sind Ausläufer des hinterindischen Gebirgssystems. Das niedere Land ist häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, und meilenweite Sumpfstrecken sind mit wildem Dschungelgebüsch bedeckt, in denen noch Tiger, Büffel, Rhinozerosse und Elefanten in Menge hausen. Die Wälder der höheren Gegenden sind reich an Nutzhölzern. Alle übrigen nutzbaren Produkte des fruchtbaren Landes treten zurück gegen den Tee. Nachdem man die überraschende Entdeckung gemacht hat, daß der echte chinesische Teestrauch

auch in Bälde sich ereignet, ist natürlich, bei seinem Charakterzuge in den Hochgesang gerissen. Allerdings ist bei Hebel eine Schuld, daß hier in der Schlußzeile zu hohen Worten der Stimmung auch solche Wörtchen treten, die keine hohe Würde, sondern eher eine Schwäche haben, wie: „Und wenn's Gott will", „Und wenn's Gott gefällt". Diese Wörtchen, sonst keine im Reiche der Poesie, sind hier nicht ohne Bedeutung und Wirkung. Sie gehören, und es steht nun Hebel darin besonders, zu dem feinen Zug: Gottvertrauen.

Hebeldenkmal in Hausen.

Die Hebeldenkmäler Karlsruhe, Hausen und Lörrach (siehe nebenstehende Abbildung) sind Werke des Bildhauers Adolf Heer. Das Karlsruher Denkmal wurde 1892 beim Hebelfest in Hausen feierlich enthüllt. Die Kosten (6 000 Mark) hatte Hebels Heimat Hausen beigesteuert. Lörrach (siehe Bild) errichtete 1895 das schönste seiner Hebeldenkmäler. Es ist 4 m hoch und kostete 10 000 Mark. Das Denkmal in Hausen ist das einfachste seiner Hebeldenkmäler. Kosten 2000 Mark.

Im Schwarzwald, dem Land des Tannen, liegt oft die schon dichte und dunkle, tief um den verschlossenen Horizont sich schließende Landschaft. Dichte Tannen, Berg

in Trümmer und sind nur noch Ruinenstädte, wie es deren in Asien so unendlich viele gibt. Von dem ungeheuren Reichtum, der ja keinen Weg ins Ausland fand, gibt aber Mandale, die erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zur Haupt- und Residenzstadt erhoben wurde, noch heute ein Bild. „Mandale genießt mit vollem Rechte den Ruf, die herrlichsten und reichsten Tempel zu besitzen", schreibt Kreitner. „Die schmutzigen Gassen von Wohngebäuden aus Holz und Bambusgeflecht durcheilend, wird der Beschauer bald von der Großartigkeit der Kunstwerke im vollsten Maße überwältigt und geblendet. Ein unberechenbarer Reichtum blickt uns entgegen, wenn wir die himmelanstrebenden Pyramiden oder die ausgebauchten Kuppeln der mit wundervoller Ornamentik überschwenglich ausgestatteten Türme bewundern; wir senken das Auge von der Pracht der goldenen Spitzen, auf deren Spiralen nußgroße Rubine und Smaragde funkeln und blitzen, und versinken bei dem Betrachten der kunstvollen Schnitzarbeiten, welche die Wände überfüllen, in stumme Bewunderung des Schaffens und Wirkens. Solcher Tempel gibt es in Mandale Hunderte." Der Hauptstapelplatz für den Binnenhandel ist aber nicht Mandale, sondern Bhamo am oberen Irawadi, bis wohin der Strom mit Dampfern befahren werden kann. —

Die Engländer haben sich aber nicht nur in Birma, sondern auch weiter südlich auf der Halbinsel Malakka festgesetzt, wo sie schon eine Anzahl von Küstengebieten erworben und von hieraus auch mehreren kleinen Fürsten ihre Schutzherrschaft aufgedrängt haben. Alle diese noch unzusammenhängenden Stücke werden in der Verwaltung unter dem Namen der Straits-Settlements zusammengefaßt. Die Stadt Malakka war die erste europäische Kolonie in Hinterindien. Die Portugiesen eroberten sie im Jahre 1509, um von hier aus dem Handel der Araber ein Ende zu machen, mußten sie später aber an die Holländer abtreten. Während dieser holländischen Periode kaufte die englisch-ostindische Kompanie von einem der kleinen malaischen Sultane das wüste Inselchen Singapore (Singapur) an der äußersten Spitze von Malakka, da die Wichtigkeit dieser Meeresstraße auf der Hand lag, und hier wuchs nun sehr rasch die Stadt Singapore auf, die infolge ihrer günstigen Lage eine der bedeutendsten Handelsstädte geworden ist. Dies voraussehend, tauschte England seine Kolonien auf der Insel Sumatra gegen die holländischen Besitzungen auf der Halbinsel Malakka ein, und so entstanden diese Straits-Settlements, die nun ebenfalls stetig erweitert werden und den birmanischen Besitzungen nach Norden hin entgegen wachsen.

Endlich gehören zu Englisch-Hinterindien auch noch die Inselgruppen der Andamanen und Nikobaren, die sich in einem großen Bogen vom Kap Negrais in Birma nach der Nordspitze von Sumatra im Meerbusen von Bengalen hinziehen und als eine unterseeische Fortsetzung der beiderseitigen Gebirge zu betrachten sind. Die Inseln sind mit dichtem Urwalde bedeckt, haben aber, da sie keinerlei Nutzgewächse in hinreichender Menge hervorbringen, keinerlei Wert. Das sehr feuchte Klima macht sie sehr ungesund, und die Engländer haben daher auch keinen andern Gebrauch von ihnen zu machen gewußt, als daß sie auf Großandaman, der größten der Andamanen, die Strafkolonie Port Blair anlegten, nach welcher zuerst die Gefangenen aus den englisch-ostindischen

Kriegen deportiert wurden, jetzt aber auch andere Gefangene aus den indischen Staaten gebracht werden. Es sollen zu Zeiten dort zwölftausend Gefangene beisammen sein. Auch auf Kamorta, der größten Insel der Nikobaren, besteht eine kleinere Strafkolonie. Die paar tausend Eingeborenen, welche noch auf den Inseln leben, sind der Rest einer sehr dunklen Rasse, von der bald nichts mehr übrig sein wird.

Französisch-Hinterindien.

Wie die Engländer an der Westküste, so haben sich die Franzosen an der Süd- und Ostküste von Hinterindien festgesetzt und diese ganz und gar in Besitz genommen. Sie hätten bei dem Wettbewerb um den Besitz Hinterindiens die ersten sein können und sind doch die letzten gewesen. Schon im Jahre 1786 nämlich, als Hinterindien noch völlig unbeachtet blieb, war zwischen einem der kleinen Fürsten auf der Ostküste und Frankreich ein Vertrag zustande gekommen, wonach die Franzosen den Bezirk von Turon besetzen und die Schutzherrschaft übernehmen sollten. Bald darauf aber brach die große französische Revolution aus, und das Abkommen geriet völlig in Vergessenheit. Anstatt daß die Kolonialmacht in Indien größer wurde, gingen im Gegenteil noch die französischen Besitzungen in Vorderindien bis auf wenige Punkte an die Engländer verloren, die indessen mit Vorderindien noch genug zu tun hatten und sich um Hinterindien vorläufig nicht kümmerten. Die Ostküste Hinterindiens hatte vordem unter chinesischer Herrschaft gestanden, von dieser hatte sie sich nach und nach losgemacht und es waren hier allmählich vier Reiche entstanden: Kambodscha, Cochinchina, Anam und Tongking. Hier waren zahlreiche spanische und französische Missionare tätig, deren Einmischung in politische Dinge um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer blutigen Christenverfolgung führte. Dies gab Veranlassung zu einer Einmischung Frankreichs, denn Napoleon der Dritte sah nicht nur die stetig wachsenden Erwerbungen der Engländer auf der westlichen Seite von Hinterindien mit eifersüchtigen Augen an, sondern hielt es auch für notwendig, die Aufmerksamkeit des französischen Volkes von den inneren Verhältnissen Frankreichs fort nach außen zu lenken, und da kam ihm die Klage der verfolgten französischen Missionare sehr gelegen. Der Krieg wurde beschlossen, und die Folge war, daß 1862 die drei südlichen Provinzen Cochinchinas an Frankreich abgetreten und zu der Kolonie Französisch-Cochinchina gemacht wurden. Schon im folgenden Jahre stellte sich dann auch Kambodscha freiwillig unter den Schutz Frankreichs, welchem damit der ganze Süden der hinterindischen Ostküste mit dem ungeheuren Mündungsdelta des Mekhong in die Hände fiel.

Der deutsch-französische Krieg und der Sturz Napoleons brachten die hinterindischen Angelegenheiten in Frankreich allerdings zum Stillstand. Nachdem sich aber Frankreich als Republik neu gefestigt hatte, konnte es seine Blicke auch wieder nach seiner Kolonie Cochinchina richten, um so mehr, als die in Indien mit ihnen rivalisierenden Engländer auf der andern Seite der Halbinsel Schritt um Schritt vorwärts gingen. Als sich nun 1882 eine gute Gelegenheit bot, sich in die Angelegenheiten Anams und Tongkings ein-

zumischen, verfuhren die Franzosen ganz nach englischem Muster: Tongking wurde unterworfen und zu einer französischen Kolonie, Anam aber zu einem französischen Schutzstaat erklärt. So ist nun die ganze Ostküste Hinterindiens französisch, und das Land heißt seit 1888 offiziell Französisch-Indochina. Und daß die Franzosen gewillt sind, auch weiter in der Weise der Engländer zu verfahren, haben sie 1893 bewiesen, als sie die Grenzstreitigkeiten mit Siam benutzten, um den nördlichsten Teil ihrer Besitzungen, Tongking, bis an den hier weit drinnen im Lande fließenden Mekhong vorzuschieben.

Wirkliche Kolonien sind Cochinchina, gewöhnlich Niedercochinchina genannt, und Tongking, Schutzstaaten Kambodscha und Anam. Das ganze Gebiet umfaßt 489 500 qkm und hat gegen 19 Millionen Einwohner.

Mädchen aus Cochinchina.

Cochinchina, 59 500 qkm, umfaßt das Mündungsdelta des Mekhong. Der Name rührt von den Portugiesen her. Zu deren Zeit soll die Hauptstadt des Landes Cochin (oder Kotschin, daher auch Kotschinchina) geheißen haben, welchen Namen sie dann, weil hier der Weg nach China ging, mit diesem verbunden haben. In den sumpfigen Niederungen gedeiht der Reis vorzüglich und in solcher Fülle, daß im Jahre 1890 die Ausfuhr desselben, hauptsächlich nach China, 42 Millionen Franken betrug. Die Bewohner des Landes bestehen nur zum kleineren Teile aus eingeborenen Chochinchinesen, zum größeren Teile aus wirklichen Chinesen, die einmal im siebzehnten Jahrhundert hierher ausgewandert sind und sich mit der Zeit fast des gesamten Reisbaues bemächtigt haben; auch die Industrie liegt fast ganz in den Händen dieses äußerst betriebsamen Volkes. Die Hauptstadt ist Saigon, nicht am Meere, sondern an einem Arm des Mekhong im Lande gelegen, aber auch für große Schiffe erreichbar. Die Bewohner derselben sind ebenfalls fast ausschließlich Chinesen. Europäer befinden sich nur in geringer Anzahl im Lande, denn für sie ist dasselbe sehr ungesund. Die Franzosen haben auch nicht versäumt, die der Küste südöstlich vorlagernde Inselgruppe Pulo Condor in Besitz zu nehmen, denn hier sind vortreffliche Häfen vorhanden, und von hier aus kann der Seeweg von und nach Ostindien beherrscht werden.

Tongking, die nördlichste Kolonie, 100 000 qkm, im Norden an China grenzend, macht einen ganz chinesischen Eindruck, denn die Hauptmasse seiner Bewohner sind Chinesen, und diese bereiten, in Verbindung mit ihren Landsleuten jenseits der Grenze, den Franzosen große Schwierigkeiten, so daß sie sich dieses ihres Besitztums noch nicht sonderlich haben freuen können. Mehr als einmal haben sie harte Kämpfe mit ihren chinesischen Nachbarn gehabt, angeblich mit räuberischen Stämmen, die ihnen aber wiederholt recht empfindliche Niederlagen beigebracht haben, so daß wohl zu vermuten

Zeit, und er regierte friedlich. Trauen konnte Karl, obwohl von Natur klug und stets aufgeweckt, wenig. Er ging von vor Liebe Blumen, Gärten und von der Weiberwirtschaft, die ihn, wenn er sich ihr hingab, ganz in Anspruch nahm, und wo er sich nicht mit Gärtnern und Gärtnerinnen abgab, da war er auf der Jagd, oder auf Reisen, oder auf Schmausereien, und wenn noch Zeit übrig war, so ging er in den Kirchen, oder in den Klöstern, und betete, und sang und betete, und sang, und betete, und sang und Litaney, und so ist es ihm gegangen, daß er nicht einmal Zeit hatte, sich zu verheiraten.

Karl der Große als Jäger.

Der Schauplatz der Regierungen Karl des Großen und Ludwig des Frommen ist Deutschland. Aber die Regierungsgeschichte dieser Kaiser ist nicht die Geschichte des Landes und Volkes. Sie ist nicht die Geschichte der Gesittung, der Bildung, der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, des Handels, des Ackerbaues, des Gewerbes, des Verkehrs, der Landwirthschaft, der Gärtnerei, der Weinbereitung, der Viehzucht, der Jagd, der Fischerei, der Bergwerke, der Forste, der Straßen, der Brücken, der Wege, der Flüsse, der Bäche, der Wasserleitungen, der Brunnen, der Quellen, der Seen, der Teiche, der Sümpfe, der Moore, der Haiden, der Wälder, der Thäler, der Berge, der Felsen, der Höhlen, der Ebenen, der Hügel, der Gebirge, der Thiere, der Pflanzen, der Bäume, der Sträucher, der Kräuter, der Blumen, der Früchte, der Gemüse, der Getreidearten, der Metalle, der Steine, der Erden, der Luft, des Wetters, des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Sterne, der Planeten, der Kometen, der Meteore, der Nebelflecken, der Milchstraße, der Fixsterne, der Sternbilder, der Sternsysteme, der Sternhaufen, der Sternschnuppen, der Feuerkugeln, der Sternschnuppenschwärme, der Sternschnuppenströme, der Sternschnuppenringe, der Sternschnuppenwolken, der Sternschnuppenmeere, der Sternschnuppenozeane, der Sternschnuppenwelten, der Sternschnuppenuniversen, der Sternschnuppenunendlichkeiten, der Sternschnuppenewigkeiten, der Sternschnuppenallmächtigkeiten, der Sternschnuppenallgegenwärtigkeiten, der Sternschnuppenallwissenheiten, der Sternschnuppenallgütigkeiten, der Sternschnuppenallgerechtigkeiten, der Sternschnuppenallheiligkeiten, der Sternschnuppenallseligkeiten, der Sternschnuppenallbarmherzigkeiten, der Sternschnuppenallmenschlichkeiten, der Sternschnuppenallgöttlichkeiten, der Sternschnuppenallmenschgöttlichkeiten, der Sternschnuppenallgottmenschlichkeiten, der Sternschnuppenallgottmenschheiten, der Sternschnuppenallgottmenschthümlichkeiten, der Sternschnuppenallgottmenschthümlichkeiten, der Sternschnuppenallgottmenschthümlichke

Selbständigkeit ganz unter dem Einfluß der Chinesen. In seinem jetzigen Umfange ist es der am wenigsten fruchtbare Teil des östlichen Hinterindiens, da die Küstenflüsse in der heißen Jahreszeit zum großen Teil austrocknen und nicht genügend Wasser zur Bewässerung des Bodens vorhanden ist. Nichtdestoweniger bringt das Land die gewöhnlichen tropischen Erzeugnisse hervor, Reis, Gewürze, Zucker u. a. Der Reis spielt auch hier die wichtigste Rolle, die ärmere Bevölkerung lebt fast ausschließlich davon. Der lange Einfluß Chinas hat bewirkt, daß das Land einen ganz chinesischen Eindruck macht. Auch die Bevölkerung, der kleinste Menschenschlag Hinderindiens, ist, wenn nicht direkt ehemals aus China eingewandert, so doch sehr nahe mit den Chinesen verwandt. Sie kleiden sich auch mehr oder weniger chinesisch. Der lange, bis auf die Knöchel herabfallende Rock ist je nach dem Range mit verschiedenartigen Stickereien versehen. Der Kopf aber bleibt ungeschoren, und das Haar wird hinten in die Höhe gebunden. Die Vornehmen tragen eine turbanartige Kopfbedeckung, das Volk den ungeheuren, mit einem Firnis überzogenen Strohhut. Dem chinesischen Einfluß entsprechend bekennen sich die Einwohner Anams zumeist auch zur Lehre des Konfutse oder zum Buddhismus. Es soll aber auch über 400000 römisch-katholische Christen im Lande geben, Nachkommen der aus China und Malakka vertriebenen Portugiesen, die hierher eingewandert sind; die Anamiten haben aber stets sorgfältig darüber gewacht, daß diese Christen ohne jeden Einfluß geblieben sind. Der lebhafte Handelsgeist äußert sich in zahlreichen Messen und Märkten. Die Hauptstadt des Landes ist Hue am Südchinesischen Meer.

Königreich Siam.

Das Königreich Siam, im Westen und Norden vom britischen, im Osten vom französischen Hinterindien eingeschlossen, im Süden vom Südchinesischen Meere begrenzt, das hier den Golf von Siam bildet, umfaßt 633 000 qkm mit 9 800 000 Einwohnern, und dehnt sich auch noch über den größten Teil der nach Süden vorgestreckten Halbinsel Malakka aus. Es ist aber wohl nur eine Frage der Zeit, daß wenigstens diese Halbinsel in den Händen der Engländer sein wird, denn der birmanischen Landschaft Tenasserim, welche von Norden her schon weit in die schmale Halbinsel hineinragt, rücken sie mit den Straits-Settlements von Süden her allmählich, aber unaufhaltsam entgegen.

Die Grundlage des siamesischen Lebens ist der Ackerbau, der sich indessen ganz auf den Reis konzentriert, neben dem fast kein anderes Getreide gebaut wird. Das ist erklärlich, denn der Reis wird von Siam aus in solchen Mengen ins Ausland geschickt, daß dessen Ausfuhr allein im Jahre 1890 nach unserem Gelde den Wert von weit über sechzig Millionen Mark repräsentierte. Daneben sind für den Ackerbau dann nur noch Gemüse, Obst, Opium und Pfeffer zu nennen, welch letzterer auch eine sehr bedeutende Ziffer in der Einnahme des Landes darstellt, die aber noch weit höher ausfallen würde, wenn der Ackerbau nicht durch viele Monopole der Regierung niedergehalten würde.

Als Beispiel für die Übungen mit dem Schlagball, der 1 kg wiegt und in vier verschiedenen Größen, von 10 cm bis 20 cm Durchmesser, hergestellt wird, sei folgendes Übungsbeispiel angeführt:

Der Schlagball wird mit beiden Händen über den Kopf nach hinten geworfen, dann mit beiden Händen zurückgefangen, das Werfen und Fangen wird so lange fortgesetzt, bis der Ball nicht mehr zurückgefangen werden kann.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

indessen steht dem entgegen, daß das Material der Bauten ein ganz anderes ist und in Birma sich kaum die Spuren von ähnlichen Bauwerken nachweisen lassen.

Daß ursprünglich der Einfluß der indischen Kultur auf Siam eingewirkt hat, dafür spricht allein wohl schon die allgemeine Verbreitung des Buddhismus; aber schon früh muß das Vordringen der Chinesen von Osten her begonnen haben, und sie haben dann das Leben in Siam nach allen Richtungen hin beeinflußt, wie aus der Bauart der Häuser und Tempel hervorgeht. Aber abgesehen davon ist die Geschichte Siams außergewöhnlich wechselvoll, kaum ein anderes Land hat so viele Bürgerkriege, so häufige Wechsel der Regenten und Regentenhäuser, die immer mit den blutigsten Ereignissen verbunden waren, so viele gewaltsame Entthronungen gesehen, wie Siam.

Männer aus Siam.

Allerdings traten auch Perioden der Größe ein, denn es kamen von Zeit zu Zeit kraftvolle Fürsten zur Regierung, die mit starker Hand die widerstrebenden Elemente nieder zu halten, die Kräfte des Landes zusammenzufassen wußten und die Nachbarvölker tributpflichtig machten. Dann aber trat auch wieder das umgekehrte Verhältnis ein, daß die Nachbarn Siams dessen Zwistigkeiten benutzten, um es selbst dienstbar zu machen. Kurz, Siam hat eine überaus wechselvolle Geschichte hinter sich. Verhältnismäßige Ruhe ist erst seit etwa der Mitte des letzten Jahrhunderts eingetreten, seit der König Mongkut in richtiger Erkenntnis der Neuzeit, die ihm ja die Europäer als nächste Nachbarn brachten, das Land ihnen nicht länger verschloß, wie es bis dahin der Fall gewesen war. Er ließ sogar seinen Sohn und Nachfolger auf europäische Weise erziehen, und als dieser 1897 Europa bereiste, war man allgemein erstaunt, in einem hinterasiatischen Despoten einen Gentleman von durchaus guter Erziehung zu finden. Vieles wurde nun in Siam nach europäischem Muster angelegt, sogar Schulen, in denen die königlichen Kinder und die der höheren Beamten unterrichtet werden.

Nichtsdestoweniger hat auch diese neue Aera in Siam den alten buddhistischen Glauben nicht erschüttert, und derselbe König konnte mehrere Menschen hinrichten lassen, weil sie einen weißen Elefanten getötet hatten. An und für sich schon spielt der Elefant auch bei den Siamesen eine große Rolle, ist auch bei ihnen für viele Arbeitsdienste unentbehrlich, wird sogar im Kriege mit größtem Nutzen verwendet. Den weißen Elefanten aber wird fast göttliche Verehrung gezollt. Sie kommen natürlich sehr selten vor, und große Belohnung erwartet den, welcher ein solches Tier entdeckt und dessen Fang veranlaßt, denn es gilt den Buddhisten als eine Inkarnation der verschiedenen Buddhas und ist Staatseigentum, das in besonderen Tempeln sorgfältig gepflegt wird. Auch im Äußeren

darf ich für Pferde nicht nur dem Pflegepersonal befehlen, sondern auch dem Pferde den Wunsch für mich und für die Kameraden, welche ihn heute reiten werden, kundgeben. Demgemäß aber befehlen wir gleichzeitig Wunsch und Zuversicht vertrauen, und so wollen wir denn unsere Gläser erheben und rufen: Unser Pferd, es lebe hoch, hoch, hoch!

Der begeisterte Widerhall, der sich darauf hören ließ, ist ein Beweis dafür, daß die Worte des Kameraden Wiedergabe gefunden haben. Ich bin überzeugt, daß jeder von einem Lieblingspferde besitzt, und ich denke, auch ausgezeichneten Kameradschaft mit ihm gepflogen hat. Ich selbst habe in meinem Leben mehrere Pferde gehabt, die mir ganz besonders lieben. Mein jetzt 20 Jahre alter Schimmel Bajazzo

Bajazzo, Eigentum des Verfassers.

Bajazzo, Eigentum des Verfassers.

Bajazzo, Eigentum des Verfassers.

bei Klingenthal auf seinem linken Ufer den Landgraben. Bei dem Städtchen Kehl angelangt, ist der Rhein 1 Kilometer breit und 2 Meter tief. Hier wird er von der Kehler Schiffbrücke überschritten, die 1861 durch eine Eisenbahnbrücke ersetzt wurde. Diese Brücke ist 1 Kilometer lang und hat 6 Öffnungen, wovon 2 Drehbrücken sind. Bei Kehl nimmt der Rhein den Kinzigfluß auf, welcher bei Straßburg vorüberfließt und sich bei Gerstheim in den Rhein ergießt. Bei Straßburg hat der Rhein 1 Kilometer Breite und 3 Meter Tiefe. Bei Straßburg ist der Rhein 1 Kilometer breit und 3 Meter tief

8. Die Ostindische Inselwelt.

Im Südosten von dem asiatischen Festlande, um Hinterindien herum, dehnt sich eine Welt von großen und kleinen Inseln aus, die den ganzen Raum des Großen Ozeans zwischen Asien und Australien ausfüllt, sowie nach Norden in einem großen Bogen bis nach China hinaufzieht, zwischen sich und dem Festlande von Asien das Südchinesische Meer umschließend. Diese Inselwelt wird in vier natürliche Gruppen zerlegt: die großen Sundainseln, die kleinen Sundainseln, die Molukken und die Philippinen. Häufig werden auch noch die Andamanen und Nikobaren im Bengalischen Meerbusen mit dazu gerechnet und insofern nicht mit Unrecht, als sie die verbindende Inselbrücke mit dem Kap Negrais auf dem Festlande von Hinterindien darstellen.

Hier befinden wir uns in der Heimat der Gewürze: Pfeffer in seinen verschiedenen Arten, Ingwer, Kurkuma, Kardamome, Zimt und Zimtblüte, Muskatnuß und Muskatblüte, Gewürznelken und wie sie alle heißen, jener kostbaren Produkte, die schon seit dem Altertum jedes Volk reich gemacht haben, das den Weg zu ihrer Quelle kannte und hier ungestört aus dem nie versiegenden Born schöpfen durfte. Wir haben schon gesehen, wie die alten Phöniker ihnen zum großen Teil ihre Bedeutung verdankten, wie dann Alexandrien der Mittelpunkt des ganzen Handels von und nach Ostindien wurde und eine Reihe italienischer Städte sich durch den bloßen Zwischenhandel mit den ostindischen Produkten zu weltgebietenden Mächten erhob. Die Quelle selbst, d. h. die gewürzreiche Ostindische Inselwelt, kannten nur die Araber, und sie blieben auch in dem ungestörten Genuß, bis es den unermüdlichen Anstrengungen der Portugiesen gelang, einen direkten Seeweg von Europa nach Ostindien aufzufinden, ein Bestreben, das gleichzeitig ja auch zur Entdeckung von Amerika durch Christoph Kolumbus führte. Nun bedurfte man weder der Araber, noch der Zwischenhändler mehr, und der ganze ungeheure Reichtum, der durch diesen Handel erworben werden konnte, mußte nun in die Tasche der Portugiesen fließen. Das würde auch geschehen sein, wenn sie es verstanden hätten, das mit so schweren Opfern Errungene festzuhalten und so zu befestigen, daß es ihnen nie wieder verloren gehen konnte. Die Gier nach Schätzen, welche leichter zu erringen waren, als auf dem immerhin mühsamen Wege des Handels, nach edlen Metallen und Edelsteinen, die man ja auch in Ostindien in Fülle vorfand, ließ es nicht dazu kommen, gut organisierte Kolonien anzulegen und den unversiegbaren Schatz der Naturprodukte zu sichern. Auch die Portugiesen strebten nur darnach, es den Spaniern in Amerika gleich zu tun. Ihre Unternehmungen in Ostindien wurden ein Raubsystem, das mit den abscheulichsten Grausamkeiten Hand in Hand ging und sie bei den Indern gründlich verhaßt machte, und die Araber wußten diesen Haß zu schüren, so daß um jede neugewonnene Position unaufhörlich gestritten werden mußte. An Schonung des Menschen oder des Landes, der vorgefundenen wunderbaren Bauwerke, der vorhandenen Kultur dachte niemand, und die von der Regierung eingesetzten Beamten verfolgten nur den einen

Zweck, für sich selbst in möglichst kurzer Zeit die möglichst größten Reichtümer zu erwerben. Daß solche verrotteten Zustände keine Dauer haben konnten, liegt auf der Hand, sie mußten zusammenbrechen, sobald die Portugiesen aufhörten, ihre Schiffe ununterbrochen nach Indien zu schicken. Und dies trat schon nach hundert Jahren ein.

Portugal war mit seinem Nachbar Spanien in Krieg und unter dessen Herrschaft geraten, und damit hörten die Fahrten der Portugiesen nach Indien auf. Wenn nun diese Unterjochung auch nur sechzig Jahre dauerte, so war diese Zeit doch hinreichend, ein anderes Volk auf den Schauplatz treten zu lassen, und das waren die Holländer. Diese waren als europäisches Handelsvolk emporgekommen, waren aber noch keine Seemacht und besaßen auch keine überseeischen Kolonien. Dazu gab nun aber ein Zufall den erfolgreichen Anstoß. In Lissabon betrieb ein dort ansässiger Holländer, Houtman mit Namen, ein einträgliches Geschäft mit ostindischen Produkten, mußte dasselbe aber schließen, als die Spanier Portugal erobert hatten und allen Fremden diesen Handel verboten, und da er sich widersetzlich zeigte, wurde er sogar eingesperrt und sollte ein hohes Lösegeld zahlen. Da ließ er der Kaufmannschaft von Antwerpen heimlich das Anerbieten machen, daß er ihr, wenn sie ihn auslösen würde, die genauesten und wichtigsten Aufschlüsse über den ostindischen Handel geben wolle. Damit waren die praktischen Holländer durchaus einverstanden. Sie zahlten das verlangte Lösegeld, Houtman kehrte in sein Vaterland zurück, und auf Grund seiner Erfahrungen bildete sich nun eine Handelsgesellschaft, die eine Flotte von vier Schiffen ausrüstete und unter Houtmans Leitung nach Ostindien schickte. Der Erfolg entsprach zwar nicht den Erwartungen, denn die Verhältnisse in Indien hatten sich nach dem Fall Portugals nicht unwesentlich verändert, aber man lernte diese Verhältnisse nun genauer kennen, und die mitgebrachten Schiffsladungen waren immerhin bedeutend genug, um den Mut zu neuen Anstrengungen anzufachen. Eine zweite Expedition fiel dann um so glänzender aus, und nun traten, um möglichst große Mittel für diese Unternehmungen zu gewinnen, mehrere Gesellschaften zusammen, und es wurde die holländisch-ostindische Kompanie gegründet.

Die Holländer traten aber den Eingeborenen ganz anders gegenüber, als die Portugiesen und Spanier, nicht als Unterdrücker und schatzgierige Räuber, sondern als friedliche Kaufleute, und so erwarben sie sich sehr bald das Vertrauen der Inselbewohner, und es gelang ihnen in kurzer Zeit, überall festen Fuß zu fassen und den Handel mit kostbaren Produkten ganz in ihre Hände zu leiten. Feindseligkeiten erfuhren sie nur von den dort angesiedelten Portugiesen, gegen die sie auch mehrfach Ernst gebrauchen mußten, was ihnen jedoch in den Augen der Eingeborenen nicht im geringsten schadete, sondern um so mehr nützte, als viele der kleinen indischen Fürsten nun mit ihnen Verträge und Bündnisse schlossen. So wurden die Holländer in durchaus friedlicher Weise erst Schutzherren und dann zum großen Teil wirkliche Herren fast der ganzen ostindischen Inselwelt. Und die praktischen Holländer haben sich keine Mühe verdrießen lassen, diesen ihren ausgedehnten Kolonialbesitz näher kennen, auch wissenschaftlich untersuchen zu lassen. Sehr richtig hatten sie erkannt, daß jene rohe Gier nach Gold und Edelsteinen, von der die Spanier und auch die Portugiesen allein geleitet wurden, den Besitz ferner Länder

auf die Dauer wertlos machen müsse, wenn nicht zugleich oder vielmehr in erster Reihe die natürlichen Reichtümer derselben, die für die Menschheit nutzbaren Produkte, zugänglich gemacht wurden. Sie ließen sich deshalb von Anfang an von dem Grundsatz leiten, daß nur die genaue Kenntnis eines Landes die wahren Reichtümer desselben erschließen könne, und suchten immer wissenschaftlich gebildete Männer, Botaniker, Zoologen, Ärzte, überhaupt Naturforscher zu gewinnen, welche die Handelsexpeditionen begleiteten. Und das belohnte sich überreich, denn je mehr ihnen später der allgemeine Welthandel von den Engländern aus der Hand gewunden wurde, desto mehr vertieften sie sich in ihre überseeischen Kolonien, desto mehr suchten sie deren natürliche Quellen zu erweitern und immer reichlicher fließen zu machen, desto eifriger wurde die Untersuchung des Landes betrieben, um womöglich neue Produkte aufzufinden, die reichen Gewinn versprachen, und mit all diesem hier zu ersetzen, was ihnen an andern Stellen verloren ging. Solche Bemühungen sind denn auch nicht fruchtlos gewesen, sondern stets von gutem Erfolge gekrönt worden, und so sind die Holländer im Besitz fast der ganzen ostindischen Inselwelt geblieben bis auf den heutigen Tag. —

Die ostindischen Inseln gehören zu dem großen Vulkangürtel, der von der Ostküste Asiens, vom Kamtschatka an sich bis hierher herunter erstreckt, auf sämtlichen Inselgruppen finden sich viele stets tätige Vulkane, unter denen nur der Korintji, 3760 m, auf Sumatra, der Semeru, 3700 m, auf Java, der Rindjani, 4200 m, auf Lombok, als die höchsten der vielen Vulkankegel genannt sein mögen. Obwohl diese Inselvulkane im allgemeinen verhältnismäßig nur geringe Mengen von Lava ausfließen lassen, so sind ihre ungeheuren Stein- und Aschenregen um so gefährlicher; die Einwohner sind aber so daran gewöhnt, daß viele dieser feuerspeienden Berge hoch hinauf noch mit bebautem Boden besetzt sind. Es haben jedoch furchtbare Katastrophen stattgefunden, unter denen der Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, auf einer kleinen Insel zwischen Sumatra und Java, wohl der bedeutendste gewesen sein mag, der in historischer Zeit überhaupt dagewesen ist. Die von ihm ausgestoßenen Rauchsäulen sind auf 30 000 Meter berechnet worden, und viele tausend Menschen haben dabei ihr Leben eingebüßt. Das Klima ist natürlich tropisch heiß, auf den westlichen Inseln in der Nähe Asiens mit reichlichen Regenmengen, so daß hier der überaus üppige Pflanzenwuchs, wie auch die Tierwelt mit denen Indiens übereinstimmen. Je weiter sich die Inselwelt dem australischen Kontinent nähert, desto mehr nimmt auch die Trockenheit zu, und Pflanzen- und Tierwelt werden der australischen ähnlicher.

Was nun endlich die Bewohner der Inseln anbetrifft, so sind sie in der allergrößten Mehrzahl Malaien, unter denen sich sehr viele Chinesen angesiedelt haben. Doch finden sich auch Stämme, die zwar mit den Malaien offenbar verwandt, aber infolge ihrer dunklen Hautfarbe und des wolligen Haares zu den Australnegern gerechnet werden müssen, namentlich die Negritos, d. h. kleine Neger, deren auffallende Kleinheit zu ihrem Namen Veranlassung gegeben hat. Sie scheinen die Urbewohner der Philippinen zu sein.

Die gesamte ostindische Inselwelt umfaßt rund 1 997 000 qkm mit etwa 38 400 000 Einwohnern.

Die großen Sundainseln.

Zu den großen Sundainseln werden nur die vier größten gerechnet, nämlich: Sumatra, Java, Celebes und Borneo.

Sumatra, die dem asiatischen Festlande zunächst liegende Insel, umfaßt mit den kleinen Nebeninseln 440 000 qkm und zählt 3 570 000 Einwohner. Die Insel dehnt sich von Nordwesten nach Südosten aus und hält dieselbe Richtung inne, wie die Halbinsel Malakka, von der sie durch die Straße von Malakka getrennt ist. Die höchsten Erhebungen sind die beiden Vulkane Indrapura, der bis 3700 m ansteigt, und der Gunongdempo, der sich zu 2650 m erhebt. Die Gebirgsketten streichen der Länge nach durch die Insel. An der Westküste treten sie bis hart an den Indischen Ozean heran, an der Ostküste dagegen hat sich ein mehr oder weniger breites Tiefland vorgelagert. Hier ist infolgedessen auch die Küstengliederung manigfaltiger und der Hafen von Palambang der bedeutenste für Sumatra. Im Jahre 1620 erschienen die Holländer hier zum erstenmal und vertrieben die Portugiesen, die hier schon seit hundert Jahren Faktoreien gegründet hatten. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts fanden sich zwar auch die Engländer ein, belegten einen Bezirk an der Westküste mit Beschlag und taten dem holländischen Handel Abbruch nach Kräften. Aber auch das wußten die Holländer mit der Zeit zu beseitigen, indem sie den Engländern ihre Besitzungen auf der Halbinsel Malakka dafür eintauschten und somit auf Sumatra freie Hand behielten, das sie nach und nach ganz unterwarfen, soweit das den wilden Volksstämmen gegenüber möglich gewesen ist, von denen in den Gebirgen heute noch Reste existieren, die sich der Abhängigkeit

Malaiische Frauen von Sumatra.

Malaien von Java und Sumatra.

Mittelpunkt Erfurts. Hier, wo einst Bischof Adalbert von Lichtenstein den Grundstein zu der Kirche legte, und wo der Reformator Martin Luther in den Jahren 1505—1511 als Augustinermönch seine Studien betrieb und Predigten hielt, wird man den Eindruck nicht los, daß man sich in einer Kirche befindet, die ihrer Bestimmung nicht mehr dient. Die Wände sind kahl, die Fenster ohne Glasmalereien, die Altäre und Kanzel ohne Schnitzwerk. Das Mittelschiff und die Seitenschiffe sind durch Pfeilerarkaden getrennt, und das Dach ruht auf Kreuzgewölben. Die Kirche ist 105 Meter lang und 32 Meter breit. Ihre Türme sind 62 Meter hoch. Im Innern der Kirche befinden sich die Grabsteine der Familie Amplonius, des Stifters der Amplonianischen Bibliothek, und Melchior Ayrmanns Grabstein, welcher letzterer Bürgermeister Erfurts war.

Dreifaltigkeitskirche in Erfurt.

Ferner, wenn wir durch Erfurts Straßen wandern, so finden wir noch manche Gebäude, welche uns Zeugnisse aus der Vergangenheit sind, und welche uns Interesse einflößen. Da ist zunächst das Rathaus, welches 1870 in seinem jetzigen Gewande hergestellt wurde. Es ist ein Renaissancebau, der 1562 vollendet wurde. Seine Hauptfront ist 50 Meter lang und 20 Meter hoch. Sie ist mit Statuen geziert, welche Kaiser Karl den Großen, Kaiser Rudolf von Habsburg, Kaiser Maximilian I., Kaiser Karl V., Kaiser Ferdinand I. und Kaiser Maximilian II. darstellen. Ferner sehen wir noch die Statuen der Landgrafen Ludwig IV. und Hermann I. von Thüringen. Das Innere des Gebäudes ist ebenfalls sehr sehenswert. Der Saal mit seiner prächtigen Holzdecke, die Ratsstube, die Gerichtsstube und der Ratskeller sind Räume, die jeden Besucher interessieren müssen. Ein Bild des Gebäudes gibt unsere Abbildung.

Gott von Athen; hier ist sein voller Name; im Heraion in der östlichen Ebene die große Göttin Hera.

Man hat Jahrhunderte lang nicht gewußt, wo sie lagen, von Forschung wußte man nichts, und so ist es kein Wunder, daß die Tempel Jahrhunderte lang ungestört

Grundriß des Heraion von Samos.

dalagen. Erst 1854 hat der schwedische Konsul Finlay in Athen sich systematisch daran gemacht, sie zu finden, und hat auch wirklich den Parthenon, den Tempel der Athena Nike, das Erechtheion, das Tor zu Ehren des Hadrian, das Olympieion und das Theater des Dionysos ausgegraben. Er hatte dabei die Freude, daß er auf der Akropolis, wo man bisher nur Ruinen gesehen hatte, auf Schritt und Tritt Reste der Bemalung fand, die den Bauten ihren ganz besonderen Reiz gaben. Nachher ist dann Ernst Curtius, der

Grundriß des Parthenon.

spätere Lehrer Kaiser Friedrichs, an die Arbeit gegangen, hat die Propyläen, die Pinakothek, die Nike- und die Erechtheion-Terrasse freigelegt und die Ausgrabungen des Theaters des Dionysos vollendet. Dann kamen die Engländer, die das Theater des Herodes Atticus ausgruben, und die Franzosen, die sich an die Ausgrabung des Südabhanges der Akropolis machten. Aber die Hauptarbeit mußte doch den Deutschen zufallen, die ihre Ausgrabungen auf dem Kerameikos, auf dem Dipylon, auf dem Areopag, auf dem Pnyx, auf der Südostecke der Akropolis, auf dem Olympieion, auf dem Theater des Dionysos, auf dem Theater des Herodes Atticus, auf dem Stadion, auf der Akropolis

gewachsen, daß die Lebensluft Regierung hat dreißig Jahr bei Zeit. Er hat auch noch großer Arbeit, daß er Frauen in Wehren und Kindsnöthen beistehen kann, durch Gottesgnaden wunderlich. Er besitzet Zeugnis in vielen Büchern.

Item, er hat auch Wissen, daß er kann Kinder, die im Mutterleibe abgestorben sind, in großen Nöthen herausziehen, also daß sie lebendig werden. Item, er kann Kinder, die im Leibe sind, so daß sie Zähne und Haar haben, herausziehen, so daß sie lebendig werden. Item, er kann Kinder, die im Leibe sind, so daß sie Zähne und Haar haben, herausziehen, so daß sie lebendig werden. Item, er kann Kinder, die im Leibe sind, so daß sie Zähne und Haar haben, herausziehen, so daß sie lebendig werden. Item, er kann Kinder, die im Leibe sind, so daß sie Zähne und Haar haben, herausziehen, so daß sie lebendig werden. Item, er kann Kinder, die im Leibe sind, so daß sie Zähne und Haar haben, herausziehen, so daß sie lebendig werden.

Hebammenstuhl aus Kloster Lorsch

Schlosser und Werkführer A. in St. die Hauptsache über Jagen, doch kommen hier die gewöhnlichen Bewohner des Hauses, der Schlosser, Werkführer und Wagner nicht weiter zur Sprache, sondern nur der Herr des Hauses, der Fabrikbesitzer. Dieser ist ein Mann von etwa 50 Jahren, der sich sehr viel mit Jagden zu tun hatte, namentlich mit Wasserjagden. Er ist ein Mann

vorübergehen. Beide sind nackt, ungeflügelt. Der weibliche gleicht fast dem Typus der Venus von Milo, der männliche dem Apollo von Belvedere. Ihr Gesichtsausdruck ist ein ernster, ihre Haltung ist würdevoll, ihre Bewegungen sind langsam, ihre Gebärden sind sparsam. Sie sprechen nicht miteinander, sie sehen sich nicht einmal an. Sie gehen, ohne sich zu kennen, ohne sich zu suchen, ohne sich zu finden, ohne sich zu meiden, ohne sich zu fliehen, ohne sich zu lieben, ohne sich zu hassen, ohne sich zu begehren, ohne sich zu verachten, ohne sich zu bemerken, ohne sich zu beachten, ohne sich zu kennen, ohne sich zu erkennen, ohne sich zu verkennen, ohne sich zu verstehen, ohne sich zu missverstehen, ohne sich zu vertragen, ohne sich zu entzweien, ohne sich zu versöhnen, ohne sich zu trennen, ohne sich zu vereinigen, ohne sich zu scheiden, ohne sich zu meiden, ohne sich zu suchen, ohne sich zu finden

auf Pfählen errichtet. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Reis, den sie mit großer Sorgfalt anbauen, doch werden auch Schweine, Hühner und Hunde gezogen, deren Fleisch, wie das von Affen und Krokodilen, bei festlichen Gelegenheiten genossen wird. Ihre Hauptwaffe neben einem dolchartigen Messer ist ein Blaserohr, aus welchem vergiftete Bolzen geschossen werden. — Unheimlich floriert unter diesem Menschenstamm noch die unheimliche Sitte des Kopfabschneidens, die besonders unter den im Innern der Insel noch in halbwildem Zustande lebenden Stämmen in einem Umfange herrscht, daß sich oft sogar mehrere Hundert vereinigen und einen gemeinsamen Zug gegen ferner wohnende Stämme unternehmen, um möglichst viele Köpfe zu erbeuten. Die Anzahl der in ihren Wohnungen vorhandenen Menschenköpfe ergibt die Höhe des Rufes der Tapferkeit, obwohl von solcher gar nicht die Rede sein kann, da der Feind nicht im offenen Kampfe, sondern aus dem Hinterhalt erlegt wurde, gleichviel, ob Mann, Weib oder Kind.

Die kleinen Sundainseln.

Östlich von Java zieht sich die Kette der kleinen Sundainseln hin, im ganzen 39 Inseln, zusammen 143 000 qkm mit 1 340 000 Einwohner, von denen wir als die bedeutendsten, von Westen nach Osten nennen: Bali, Lombok, Sumbava, Sumba oder Sandelbosch, Flores, Lomblen, Ombai und Timor. Von letzterer bilden kleinere Inselgruppen weiter nach Osten eine Brücke hinüber nach Neuguinea.

Es sind gebirgige Inseln, die sich bis über 4000 m erheben, aber doch auch mehr oder weniger für den Anbau aller der Produkte, welche auf den großen Sundainseln gebaut werden, Raum gewähren, so daß sie an dem Handel mit Reis, Kaffee, Baumwolle, Tabak teilnehmen; Timor die größte Insel der Gruppe, liefert noch Vieh und Schildkröten, auch wird auf dieser Insel Gold gefunden. Das Hauptprodukt aber ist das Sandelholz, ein hartes, dichtes, schwer spaltbares Holz von stark aromatischem, angenehmen Geruch, der besonders beim Anschneiden und Erwärmen bemerkbar wird. Dieses gelbrötliche Holz, deswegen auch gelbes Sandelholz genannt zum Unterschiede von einer dunkelroten, weniger begehrten Sorte, spielt in der Parfümerie und Kunsttischlerei eine wichtige Rolle und geht besonders massenhaft nach China, wo es zu den kunstvollen chinesischen Schnitzarbeiten, namentlich Fächern, verwendet wird. Sehr reich an diesem wertvollen Produkt ist die Insel Sumba, welche deshalb von den Holländern auch Sandelbosch genannt wird. Zu bemerken ist noch, daß der kleinere östliche Teil von Timor nicht den Holländern, sondern den Portugiesen gehört, das einzige Fleckchen Erde, was sie von ihren ehemaligen Besitzungen im ostindischen Archipel gerettet haben.

Wie die großen, so sind auch die kleinen Sundainseln ein Herd beständiger vulkanischer Tätigkeit, die zu Zeiten gewaltige Dimensionen annimmt. Da ist nicht eine, die nicht einen oder mehrere Vulkane aufzuweisen hätte. Den ungeheuren Ausbruch des Krakatau auf der gleichnamigen kleinen Insel zwischen Sumatra und Java haben wir

Spur erhalten. Zunächst wird auch die Rechtsform gewahrt sein, da der Landesherr auf den Land-Gerichten 1565 ausdrücklich, daß sie nicht Gerichte seien, sondern allein wandern Räthe und Leute gehaltener Leu, und der Beklagte 1566, wenige Wochen vor 1567 vor sie kam, über Leu, Räthe, Herr Leu, Herr Räthe, Herr Leu und Räthe.

Der Rückzug.

Der Bauer gerieth durch all die schweren Leiden, welche Josef Benjamins Adern in Strömen zog, über Gebühr aus und auf die verschiedene Beschäftigten, die Johannes Benjamin Leu, Johannes Leu, Johann Leu, Johann Benjamin Leu, Johann Benjamin Leu, Benjamin Leu, Benjamin Leu,

der hoch stand und die Hitze oft um 10° wechselte, auf allen meinen Wanderungen nicht ein einziges Mal Fieber bekommen habe, während ich in Europa selten einen Sommer durchmachte, ohne es zu haben. Obwohl gelang es ihm langsamen Annäherungen und Geduld, sich das Vertrauen der Leute zu erwerben, so daß er sie in ihre Häuser und Höfe hineinließ. Er sah, daß sie in recht guten Hütten und Höfen wohnten, daß sie gute Kleidung besaßen, einige Haussteine darunter waren sehr schön, und daß sie gute Ackerbauer waren. Ihre Hauptnahrung bestand in Mais, Bohnen, Kürbissen, Kartoffeln und Yams, und daneben aßen sie Hühner, Schweine, Ziegen und Schafe. Es überrascht, wenn man hört, daß sie auch Bier brauten, das sie aus einigen Getreidearten gewannen.

Die Philippinen.

Schlecht war der Boden Manilas nicht zu Anfang. Auch in jungen Jahren hatte es Bäume unter den schönsten Bäumen gegeben, von dem es von Anfang an Bäume gegeben hatte, die ihm Ehre machten. Aber es war ein Boden, der sorgfältiger Bearbeitung bedurfte, wenn er seine Früchte hervorbringen sollte. Die schwülen Sommer hat junge Bäumchen leicht dahingerafft. Die Bäume, die sich entwickelten, waren widerstandsfähig, und in ihrer Jugend hatten sie sich mit ihren Wurzeln tief in den verwitterten Kalkboden und die gutmütigen Lehmschichten eingegraben. Sie hatten sich ihre Nahrung aus den tieferen Schichten des Bodens geholt, wo sie nicht durch Trockenheit litten, und sie hatten sich ihre Feuchtigkeit dort gesucht. Wo größere Bäume standen, war Wasser in der Nähe, und wo Wasser in der Nähe war, da gab es auch Bäume, gleichviel, ob sie angepflanzt oder wild gewachsen waren.

Die Bäume, die Manila umgeben und ihre Schattenalleen bilden, sind fast alle Importbäume. Sie sind nicht einheimisch. Aber Europäer, die Manila nur für ein paar Wochen besuchen, sehen sie für einheimisch an. Sie denken, daß sie schon immer dagewesen seien, und daß sie zu Manila gehörten, wie die Kokospalmen, die Bambusbäume und die Mangobäume. Sie wissen nicht, daß sie von Menschenhand gepflanzt worden sind, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie wachsen konnten, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Schatten spenden konnten, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Früchte trugen, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Blüten trugen, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Blätter trugen, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Holz gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Gummi gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Harz gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Gerbstoff gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Farbstoff gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Arzneien gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Gift gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Pfeile gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Bogen gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Speere gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Schwerter gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Schilde gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Kriegsschiffe gaben, daß sie gepflanzt werden mußten, damit sie Handelsschiffe

der Vögel, welche die Inseln in unglaublicher Menge beherbergen; die von den Europäern eingeführten Haustiere sind die größten und wichtigsten Vertreter des Tierreiches.

Die Bewohner der Philippinen, abgesehen von den im Lande wohnenden paar tausend Spaniern, eingewanderten Chinesen und den vielen Mischlingen, sind malaiische Indios vom Stamm der Tagalen, die sämtlich Christen und halb und halb europäisiert sind. Außer diesen wohnt aber im Innern der Insel der Stamm der Negritos, völlig schwarze, negerartige Menschen von geringer Größe, mit wolligem Haar, aber regelmäßigeren Gesichtszügen, als man sie bei den afrikanischen Negervölkern findet. Diese Negritos sind noch Götzendiener und teilen sich in eine ganze Anzahl kleinerer Stämme, die sich unter ihren Häuptlingen unabhängig erhalten haben.

Luzon, die nördlichste und größte Insel der Gruppe, hat den Aufschwung, den sie und die an einer geschützten Bai liegende Hauptstadt Manila in der Gegenwart genommen, nicht den spanischen Besitzern zu danken, sondern fremden Kaufleuten, die sich dort niedergelassen haben, um von dem Reichtum des gesegneten Landes Nutzen zu ziehen, um den sich die Spanier trotz ihres dreihundertjährigen Besitzes nie sonderlich gekümmert haben. Denn nachdem die Portugiesen die Inseln schon auf der ersten Weltumsegelung 1521 entdeckt hatten, wurden dieselben bald darauf von Spaniern besetzt und sind dann bis in die allerjüngste Zeit auch im Besitz geblieben. Erst infolge des spanisch-amerikanischen Krieges haben nun 1902 die Amerikaner ihre Hand auf die Philippinen gelegt, und damit ist auch für diese gesegneten Inseln ein entscheidender Wendepunkt eingetreten.

9. Das Kaiserreich Japan.

Die nördlichste große Insel Luzon der Philippinen wird nur noch durch einige kleinere Inselgruppen und durch den Barlingtang- und Baschikanal von der Insel Formosa getrennt, und mit dieser Insel betreten wir das Kaiserreich Japan, welches keinerlei Besitzungen auf dem asiatischen Festlande hat, sondern ein ausschließliches Inselreich ist. Es besteht aus fünf großen Inseln und mehreren kleineren, welch letztere im Süden und im Norden eine lange Kette bilden, durch welche zwischen jenen und dem Festlande ein lockerer Zusammenhang hergestellt wird. Von der südlichsten Insel Formosa, welche nur durch die Fukianstraße von dem Festlande geschieden wird, leitet die Kette der Liukiu zu den andern Hauptinseln über. Diese sind von Süden nach Norden Kiuschiu, Schikoku, Hondo (japanisch Honschiu) oder Nippon und Jesso, von der dann wieder die Inselkette der Kurilen nach der lang vorgestreckten sibirischen Halbinsel Kamtschatka hinüberführt. Durch die Liukiukette wird das Ostchinesische Meer gegen China eingeschlossen, durch die Hauptinseln das Japanische Meer, welches mit jenem durch die Koreastraße in Verbindung steht, und durch die Kurilen das Ochotskische Meer gegen Sibirien. Das Land umfaßt insgesamt einen Flächenraum von 417 400 qkm mit 46 542 000 Einwohnern.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Japan schon in sehr früher Zeit mit dem Festlande von Ostasien, also mit China in inniger Verbindung gestanden und von dort seine ganze frühere Kultur erhalten hat; bildet doch die lang vorgestreckte Halbinsel Korea, die nur durch die Koreastraße von den japanischen Hauptinseln getrennt ist, sowie die noch dazwischen mitten in der Meerenge liegenden kleinen Tsu Schima-Inseln eine förmlich einladende Brücke hinüber und herüber. Von dem Reichtum und der hohen Kultur Japans wie Chinas war schon im Mittelalter Kunde nach Europa gekommen, und die Nachrichten von deren prächtigen Städten und unglaublichen Schätzen war neben den kostbaren indischen Produkten auch ein Sporn zu der Entwickelung des Zeitalters der großen Entdeckungen. Zipangu (Japan) und Chatai (China) und deren Aufsuchung spielen auch in den Unternehmungen des Kolumbus eine große Rolle. Aber erst 1543 wurde Japan von Portugiesen aufgefunden, die durch einen Sturm von Indien aus nach Kiuschiu verschlagen worden waren. Sie fanden freundliche Aufnahme und es entwickelte sich, nachdem ihnen ein Hafen gestattet worden war, ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr. Es fanden sich auch Missionare ein, und das Christentum fing sich an auszubreiten. Dies gute Einvernehmen hatte aber keinen Bestand. Einerseits war es der Umstand, daß sich die eingedrungenen und nur geduldeten Europäer Einfluß auf die Landesangelegenheiten zu verschaffen suchten, anderseits der Sklavenhandel, der auch hier zu gewalttätigem Menschenraub führte, was die Japaner derart empörte, daß eine allgemeine Christenverfolgung ausbrach, die Fremden vertrieben und ihnen bei Todesstrafe verboten wurde, das Land je wieder zu betreten. Es erfolgte nun ein vollständiges Absperrungssystem gegen alles Fremde, wie es auch die Chinesen von jeher beobachtet haben, und so blieb es bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

In Japan standen sich zwei Reichsoberhäupter gegenüber, der Mikado oder oberste Kaiser, und der Schogun, welcher der Befehlshaber der Armee und der eigentliche Regent des Landes war. Mit diesem schloß der amerikanische Admiral Perry 1854 einen Vertrag ab, nach welchem den Amerikanern drei Häfen für den Verkehr mit Japan wieder geöffnet wurden. Natürlich folgten nun sehr bald England, Frankreich und vor allen das zunächst gelegene Rußland. Die Partei des Schogun hatte somit den Fremdenverkehr wieder eröffnet, der seinen stetig wachsenden Fortgang nahm, und da die Japaner ein sehr intelligentes und bildungsfähiges Volk sind, so begriff man den Segen dieses Verkehrs gar bald in allen Schichten der Bevölkerung, und auch der Mikado und seine Partei konnten sich dieser Erkenntnis nicht verschließen. Dennoch standen sie diesen Verhältnissen grollend gegenüber, aber es handelte sich nach zehn Jahren nicht sowohl mehr um den Fremdenverkehr oder gar um die abermalige Vertreibung der Fremden, als vielmehr um den Groll gegen den Einfluß, den der Schogun damit gewonnen hatte, und der den des Mikado ernstlich bedrohte. Endlich kam es zum Bruch und zum offenen Kampfe, in welchem der Schogun schließlich unterlag, und seit 1868 ist nun der Mikado der alleinige Herrscher des Landes. Die Fremden aber sind geblieben, und reißend schnell hat sich der europäische Kultureinfluß geltend gemacht, so daß man sagen muß, die Japaner haben sich der europäischen Kultur vollständig angeschlossen und gestalten die Verhältnisse ihres

Kinder heranwuchs, und dem unermüdlichen Streben. Wir lernen Gneisenaus treu-deutsche Gattin in vielen Briefen kennen, die sie an ihren Gatten und ihre geschiedene Freundin Pertz schrieb. Sie erscheint uns als eine Frau, welche die Bewunderung und Liebe ihres Gatten vollauf verdient hat.

Gneisenau.

Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieser Briefe, welche für weitere Kreise von großem Interesse sind, ein großes Verdienst erworben. Er hat sie mit einer Einleitung und mit Anmerkungen begleitet, welche uns in die Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, einführen und uns das Verständniß derselben erleichtern.

Wir wünschen dem Buche eine recht große Verbreitung.

Die Geschichte der Stadt Berlin von Prof. Dr. Heinrich Berghaus. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1879. 1. Lieferung. Quartformat. Mit zahlreichen Holzschnitten, Karten, Ansichten und Plänen. Subscriptionspreis für die Lieferung 1 Mark.

Prof. Dr. Heinrich Berghaus, der Verfasser der „Geschichte der Stadt Berlin", hat sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Geographie, Statistik und Geschichte der Mark Brandenburg einen guten Namen erworben. Er ist wie kaum ein Anderer berufen, eine Geschichte der Stadt Berlin zu schreiben, welche nicht nur für die Bewohner der Stadt, sondern auch für alle Freunde der Geschichte unseres Vaterlandes von großem Interesse sein wird. Die vorliegende Lieferung, welche bis zum Jahre 1709 reicht, verspricht ein gutes Werk zu werden. Wir wünschen dem Buche eine recht große Verbreitung.

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Goedeke. Dritte Auflage. Dresden, Ehlermann. 1879. Erster Band. Mit Illustrationen. Lieferung 1—3. Subscriptionspreis für die Lieferung 1 Mark.

Wir haben bereits bei Gelegenheit der Besprechung der ersten Auflage dieses Werkes unsere Ansicht über dasselbe ausgesprochen. Wir können nur wiederholen, daß es ein vortreffliches Buch ist, welches in keiner Familie fehlen sollte. Die dritte Auflage ist eine sehr gute Revision der zweiten. Sie ist reicher an Illustrationen und Porträts, und wird dadurch noch mehr Leser finden, als die zweite Auflage.

tum der Regierung und der Ackerbauer nur Pächter war, der nicht die Hälfte des Ertrages sein nennen durfte. Auch das ist anders geworden, denn die neue Aera in Japan hat dafür die Geldsteuer eingeführt. Da die Hauptnahrung der Japaner aus Reis besteht, so ist der größte Teil des Anbaus natürlich diesem Getreide gewidmet. Dem Reis zunächst steht die Zucht der Seidenraupe und in dritter Linie die Teekultur, die allerdings die chinesische nicht erreicht. Indessen werden natürlich auch unsere Getreidearten, sowie Indigo, Tabak, und als wichtig für den Handel Baumwolle und Faserpflanzen angebaut. Die Viehzucht ist in Japan unbedeutend, dagegen wird die Fischerei sehr eifrig betrieben. Den Ruf, den das unbekannte Japan im Mittelalter als unsäglich reich an Gold und andern edlen Metallschätzen genoß, ist geschwunden, seitdem man das Land näher kennen gelernt hat. Nur vorzügliches Kupfer und reichlich Antimon kommen zur Ausfuhr, im übrigen hat der japanische Bergbau nicht sonderlich viel zu bedeuten.

Aino von Jesso.

Der Japaner, eine kleine, aber stämmige Figur, dem Chinesen sehr ähnlich, wie dieser der mongolischen Rasse angehörend, aber dem uralaltaischen Stamme, ist eine bewegliche, heitere Natur, außerordentlich geweckt und flink auffassend. Die frühere Gewohnheit des Kopfscherens ist schon vielfach ganz abgekommen, nur die Stirn tragen die Männer meist frei bis auf den Vorderkopf. Die Frauen dagegen wenden große Sorgfalt auf die Pflege ihres Haares, das zwar etwas starr, aber stark und dicht ist und nicht selten bis auf die Fersen hinunterfällt. Ihre Coiffuren sind so geschmack- und kunstvoll, daß sich keine europäische Salondame derselben zu schämen brauchte. Die Hauptmasse wird von einer oder mehreren Schildpattnadeln und Holzkämmen zusammengehalten und außerdem durch eingeflochtene Streifen eines eigenartigen roten oder blauen Kreppgewebes verziert. Da sie sich aber Gesicht und Hals zur Erhöhung der Schönheit mit einer Pasta von Bleiweiß und Stärke bemalen, dazu die Lippen rot und die Zähne schwarz färben, so macht diese Schönheit einen mehr grotesken, als angenehmen Eindruck. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern nahezu dieselbe und besteht bei allen Ständen aus einem langen, offenen Rock aus Seide oder Baumwolle, der von einem Gürtel mit aufgedruckten oder gestickten Symbolen zusammengehalten wird. Der Rock der Frau läuft gewöhnlich in eine Schleppe aus. Unter dem Rock werden weite, kurze Beinkleider getragen, an den bestrumpften oder auch nackten Füßen hohe Sandalen aus Holz oder Stroh. In den höheren Ständen und namentlich in den Städten nimmt jedoch jetzt auch niemand mehr Anstoß an europäischer Kleidung, und die

wenigen Jahrzehnten in Cöln fand. Ob ungerne, weiß der weniger Kluge. Aber Thatsache ist, daß man sich vielerorts bekehrte, daß in der Schule Gesang und Religion, als Mittel zu religiöser Weihe und Erbauung, Hand in Hand gingen.

Auch war man bestrebt, den Kirchengesang selbst zu heben. Die Regierungen wollten, daß die Gemeinden nicht nur singen, sondern auch singen lernen. Sie ließen daher Bücher drucken, welche nach Art Zahns, heute noch in Gebrauch, Melodien und Texte enthielten. Sie ließen Lehrer anstellen, welche den gregorianischen Choral lehrten. Diese Lehrer, die sogenannten Kantoren, Organisten und Präzentoren, waren

Gesangbuch-Titelblatt.

oft in ihren evangelischen Gemeinden die Vorsänger. Sie waren es, welche den Text und die Melodien vorsangen, bevor die Gemeinde einfiel. Sie waren es, welche Lieder und Melodien auswählten, welche Gesangbücher einführten. Sie waren es, welche Gesangbücher verfaßten, welche Gesangbücher drucken ließen. Sie waren es, welche mit der sogenannten Kunde der Choral-Noten, Takte, Tonarten, Intervallen, Vorzeichen, Schlüssel, Pausen, Punkten, Bindungen, Triolen, Quintolen, Sextolen, Septolen, Oktolen, Nonolen, Dezimolen, Undezimolen, Duodezimolen, Tredezimolen, Quartdezimolen, Quintdezimolen, Sextdezimolen, Septdezimolen, Oktodezimolen, Nonodezimolen, Vigintolen, Trigintolen, Quadragintolen, Quinquagintolen, Sexagintolen, Septuagintolen, Oktogintolen, Nonagintolen, Centumolen, Ducentumolen, Trecentumolen, Quadringentumolen, Quingentumolen, Sexcentumolen, Septingentumolen, Oktingentumolen, Nongentumolen, Millenolen, Duomillenolen, Trimillenolen, Quadrimillenolen, Quinquemillenolen, Sexmillenolen, Septimillenolen, Oktimillenolen, Nonamillenolen, Centumillenolen, Ducentumillenolen, Trecentumillenolen, Quadringentumillenolen, Quingentumillenolen, Sexcentumillenolen, Septingentumillenolen, Oktingentumillenolen, Nongentumillenolen, Millionolen, Duomillionolen, Trimillionolen, Quadrimillionolen, Quinquemillionolen, Sexmillionolen, Septimillionolen, Oktimillionolen, Nonamillionolen, Centumillionolen, Ducentumillionolen, Trecentumillionolen, Quadringentumillionolen, Quingentumillionolen, Sexcentumillionolen, Septingentumillionolen, Oktingentumillionolen, Nongentumillionolen, Milliardolen, Duomilliardolen, Trimilliardolen, Quadrimilliardolen, Quinquemilliardolen, Sexmilliardolen, Septimilliardolen, Oktimilliardolen, Nonamilliardolen, Centumilliardolen, Ducentumilliardolen, Trecentumilliardolen, Quadringentumilliardolen, Quingentumilliardolen, Sexcentumilliardolen, Septingentumilliardolen, Oktingentumilliardolen, Nongentumilliardolen, Billionolen, Duobillionolen, Tribillionolen, Quadribillionolen, Quinquebillionolen, Sexbillionolen, Septibillionolen, Oktibillionolen, Nonabillionolen, Centumbillionolen, Ducentumbillionolen, Trecentumbillionolen, Quadringentumbillionolen, Quingentumbillionolen, Sexcentumbillionolen, Septingentumbillionolen, Oktingentumbillionolen, Nongentumbillionolen, Billiardolen, Duobilliardolen, Tribilliardolen, Quadribilliardolen, Quinquebilliardolen, Sexbilliardolen, Septibilliardolen, Oktibilliardolen, Nonabilliardolen, Centumbilliardolen, Ducentumbilliardolen, Trecentumbilliardolen, Quadringentumbilliardolen, Quingentumbilliardolen, Sexcentumbilliardolen, Septingentumbilliardolen, Oktingentumbilliardolen, Nongentumbilliardolen, Trillionolen, Duotrillionolen, Tritrillionolen, Quadritrillionolen, Quinquetrillionolen, Sextrillionolen, Septitrillionolen, Oktitrillionolen, Nonatrillionolen, Centumtrillionolen, Ducentumtrillionolen, Trecentumtrillionolen, Quadringentumtrillionolen, Quingentumtrillionolen, Sexcentumtrillionolen, Septingentumtrillionolen, Oktingentumtrillionolen, Nongentumtrillionolen, Trilliardolen, Duotrilliardolen, Tritrilliardolen, Quadritrilliardolen, Quinquetrilliardolen, Sextrilliardolen, Septitrilliardolen, Oktitrilliardolen, Nonatrilliardolen, Centumtrilliardolen, Ducentumtrilliardolen, Trecentumtrilliardolen, Quadringentumtrilliardolen, Quingentumtrilliardolen, Sexcentumtrilliardolen, Septingentumtrilliardolen, Oktingentumtrilliardolen, Nongentumtrilliardolen, Quadrillionolen, Duoquadrillionolen, Triquadrillionolen, Quadriquadrillionolen, Quinquequadrillionolen, Sexquadrillionolen, Septiquadrillionolen, Oktiquadrillionolen, Nonaquadrillionolen, Centumquadrillionolen, Ducentumquadrillionolen, Trecentumquadrillionolen, Quadringentumquadrillionolen, Quingentumquadrillionolen, Sexcentumquadrillionolen, Septingentumquadrillionolen, Oktingentumquadrillionolen, Nongentumquadrillionolen, Quadrilliardolen, Duoquadrilliardolen, Triquadrilliardolen, Quadriquadrilliardolen, Quinquequadrilliardolen, Sexquadrilliardolen, Septiquadrilliardolen, Oktiquadrilliardolen, Nonaquadrilliardolen, Centumquadrilliardolen, Ducentumquadrilliardolen, Trecentumquadrilliardolen, Quadringentumquadrilliardolen, Quingentumquadrilliardolen, Sexcentumquadrilliardolen, Septingentumquadrilliardolen, Oktingentumquadrilliardolen, Nongentumquadrilliardolen, Quintillionolen, Duoquintillionolen, Triquintillionolen, Quadriquintillionolen, Quinquequintillionolen, Sexquintillionolen, Septiquintillionolen, Oktiquintillionolen, Nonaquintillionolen, Centumquintillionolen, Ducentumquintillionolen, Trecentumquintillionolen, Quadringentumquintillionolen, Quingentumquintillionolen, Sexcentumquintillionolen, Septingentumquintillionolen, Oktingentumquintillionolen, Nongentumquintillionolen, Quintilliardolen, Duoquintilliardolen, Triquintilliardolen, Quadriquintilliardolen, Quinquequintilliardolen, Sexquintilliardolen, Septiquintilliardolen, Oktiquintilliardolen, Nonaquintilliardolen, Centumquintilliardolen, Ducentumquintilliardolen, Trecentumquintilliardolen, Quadringentumquintilliardolen, Quingentumquintilliardolen, Sexcentumquintilliardolen, Septingentumquintilliardolen, Oktingentumquintilliardolen, Nongentumquintilliardolen, Sextillionolen, Duosextillionolen, Trisextillionolen, Quadrisextillionolen, Quinquesextillionolen, Sexsextillionolen, Septisextillionolen, Oktisextillionolen, Nonasextillionolen, Centumsextillionolen, Ducentumsextillionolen, Trecentumsextillionolen, Quadringentumsextillionolen, Quingentumsextillionolen, Sexcentumsextillionolen, Septingentumsextillionolen, Oktingentumsextillionolen, Nongentumsextillionolen, Sextilliardolen, Duosextilliardolen, Trisextilliardolen, Quadrisextilliardolen, Quinquesextilliardolen, Sexsextilliardolen, Septisextilliardolen, Oktisextilliardolen, Nonasextilliardolen, Centumsextilliardolen, Ducentumsextilliardolen, Trecentumsextilliardolen, Quadringentumsextilliardolen, Quingentumsextilliardolen, Sexcentumsextilliardolen, Septingentumsextilliardolen, Oktingentumsextilliardolen, Nongentumsextilliardolen, Septillionolen, Duoseptillionolen, Triseptillionolen, Quadriseptillionolen, Quinqueseptillionolen, Sexseptillionolen, Septiseptillionolen, Oktiseptillionolen, Nonaseptillionolen, Centumseptillionolen, Ducentumseptillionolen, Trecentumseptillionolen, Quadringentumseptillionolen, Quingentumseptillionolen, Sexcentumseptillionolen, Septingentumseptillionolen, Oktingentumseptillionolen, Nongentumseptillionolen, Septilliardolen, Duoseptilliardolen, Triseptilliardolen, Quadriseptilliardolen, Quinqueseptilliardolen, Sexseptilliardolen, Septiseptilliardolen, Oktiseptilliardolen, Nonaseptilliardolen, Centumseptilliardolen, Ducentumseptilliardolen, Trecentumseptilliardolen, Quadringentumseptilliardolen, Quingentumseptilliardolen, Sexcentumseptilliardolen, Septingentumseptilliardolen, Oktingentumseptilliardolen, Nongentumseptilliardolen, Oktillionolen, Duooktillionolen, Trioktillionolen, Quadrioktillionolen, Quinqueoktillionolen, Sexoktillionolen, Septioktillionolen, Oktioktillionolen, Nonaoktillionolen, Centumoktillionolen, Ducentumoktillionolen, Trecentumoktillionolen, Quadringentumoktillionolen, Quingentumoktillionolen, Sexcentumoktillionolen, Septingentumoktillionolen, Oktingentumoktillionolen, Nongentumoktillionolen, Oktilliardolen, Duooktilliardolen, Trioktilliardolen, Quadrioktilliardolen, Quinqueoktilliardolen, Sexoktilliardolen, Septioktilliardolen, Oktioktilliardolen, Nonaoktilliardolen, Centumoktilliardolen, Ducentumoktilliardolen, Trecentumoktilliardolen, Quadringentumoktilliardolen, Quingentumoktilliardolen, Sexcentumoktilliardolen, Septingentumoktilliardolen, Oktingentumoktilliardolen, Nongentumoktilliardolen, Nonillionolen, Duononillionolen, Trinonillionolen, Quadrinonillionolen, Quinquenonillionolen, Sexnonillionolen, Septinonillionolen, Oktinonillionolen, Nonanonillionolen, Centumnonillionolen, Ducentumnonillionolen, Trecentumnonillionolen, Quadringentumnonillionolen, Quingentumnonillionolen, Sexcentumnonillionolen, Septingentumnonillionolen, Oktingentumnonillionolen, Nongentumnonillionolen, Nonilliardolen, Duononilliardolen, Trinonilliardolen, Quadrinonilliardolen, Quinquenonilliardolen, Sexnonilliardolen, Septinonilliardolen, Oktinonilliardolen, Nonanonilliardolen, Centumnonilliardolen, Ducentumnonilliardolen, Trecentumnonilliardolen, Quadringentumnonilliardolen, Quingentumnonilliardolen, Sexcentumnonilliardolen, Septingentumnonilliardolen, Oktingentumnonilliardolen, Nongentumnonilliardolen, Dezillionolen, Duodezillionolen, Tridezillionolen, Quadridezillionolen, Quinquedezillionolen, Sexdezillionolen, Septidezillionolen, Oktidezillionolen, Nonadezillionolen, Centumdezillionolen, Ducentumdezillionolen, Trecentumdezillionolen, Quadringentumdezillionolen, Quingentumdezillionolen, Sexcentumdezillionolen, Septingentumdezillionolen, Oktingentumdezillionolen, Nongentumdezillionolen, Dezilliardolen, Duodezilliardolen, Tridezilliardolen, Quadridezilliardolen, Quinquedezilliardolen, Sexdezilliardolen, Septidezilliardolen, Oktidezilliardolen, Nonadezilliardolen, Centumdezilliardolen, Ducentumdezilliardolen, Trecentumdezilliardolen, Quadringentumdezilliardolen, Quingentumdezilliardolen, Sexcentumdezilliardolen, Septingentumdezilliardolen, Oktingentumdezilliardolen, Nongentumdezilliardolen, Undezillionolen, Duoundezillionolen, Triundezillionolen, Quadriundezillionolen, Quinqueundezillionolen, Sexundezillionolen, Septiundezillionolen, Oktiundezillionolen, Nonaundezillionolen, Centumundezillionolen, Ducentumundezillionolen, Trecentumundezillionolen, Quadringentumundezillionolen, Quingentumundezillionolen, Sexcentumundezillionolen, Septingentumundezillionolen, Oktingentumundezillionolen, Nongentumundezillionolen, Undezilliardolen, Duoundezilliardolen, Triundezilliardolen, Quadriundezilliardolen, Quinqueundezilliardolen, Sexundezilliardolen, Septiundezilliardolen, Oktiundezilliardolen, Nonaundezilliardolen, Centumundezilliardolen, Ducentumundezilliardolen, Trecentumundezilliardolen, Quadringentumundezilliardolen, Quingentumundezilliardolen, Sexcentumundezilliardolen, Septingentumundezilliardolen, Oktingentumundezilliardolen, Nongentumundezilliardolen, Duodezillionolen, Duoduodezillionolen, Triduodezillionolen, Quadriduodezillionolen, Quinqueduodezillionolen, Sexduodezillionolen, Septiduodezillionolen, Oktiduodezillionolen, Nonaduodezillionolen, Centumduodezillionolen, Ducentumduodezillionolen, Trecentumduodezillionolen, Quadringentumduodezillionolen, Quingentumduodezillionolen, Sexcentumduodezillionolen, Septingentumduodezillionolen, Oktingentumduodezillionolen, Nongentumduodezillionolen, Duodezilliardolen, Duoduodezilliardolen, Triduodezilliardolen, Quadriduodezilliardolen, Quinqueduodezilliardolen, Sexduodezilliardolen, Septiduodezilliardolen, Oktiduodezilliardolen, Nonaduodezilliardolen, Centumduodezilliardolen, Ducentumduodezilliardolen, Trecentumduodezilliardolen, Quadringentumduodezilliardolen, Quingentumduodezilliardolen, Sexcentumduodezilliardolen, Septingentumduodezilliardolen, Oktingentumduodezilliardolen, Nongentumduodezilliardolen, Tredezillionolen, Duotredezillionolen, Tritredezillionolen, Quadritredezillionolen, Quinquetredezillionolen, Sextredezillionolen, Septitredezillionolen, Oktitredezillionolen, Nonatredezillionolen, Centumtredezillionolen, Ducentumtredezillionolen, Trecentumtredezillionolen, Quadringentumtredezillionolen, Quingentumtredezillionolen, Sexcentumtredezillionolen, Septingentumtredezillionolen, Oktingentumtredezillionolen, Nongentumtredezillionolen, Tredezilliardolen, Duotredezilliardolen, Tritredezilliardolen, Quadritredezilliardolen, Quinquetredezilliardolen, Sextredezilliardolen, Septitredezilliardolen, Oktitredezilliardolen, Nonatredezilliardolen, Centumtredezilliardolen, Ducentumtredezilliardolen, Trecentumtredezilliardolen, Quadringentumtredezilliardolen, Quingentumtredezilliardolen, Sexcentumtredezilliardolen, Septingentumtredezilliardolen, Oktingentumtredezilliardolen, Nongentumtredezilliardolen, Quartdezillionolen, Duoquartdezillionolen, Triquartdezillionolen, Quadriquartdezillionolen, Quinquequartdezillionolen, Sexquartdezillionolen, Septiquartdezillionolen, Oktiquartdezillionolen, Nonaquartdezillionolen, Centumquartdezillionolen, Ducentumquartdezillionolen, Trecentumquartdezillionolen, Quadringentumquartdezillionolen, Quingentumquartdezillionolen, Sexcentumquartdezillionolen, Septingentumquartdezillionolen, Oktingentumquartdezillionolen, Nongentumquartdezillionolen, Quartdezilliardolen, Duoquartdezilliardolen, Triquartdezilliardolen, Quadriquartdezilliardolen, Quinquequartdezilliardolen, Sexquartdezilliardolen, Septiquartdezilliardolen, Oktiquartdezilliardolen, Nonaquartdezilliardolen, Centumquartdezilliardolen, Ducentumquartdezilliardolen, Trecentumquartdezilliardolen, Quadringentumquartdezilliardolen, Quingentumquartdezilliardolen, Sexcentumquartdezilliardolen, Septingentumquartdezilliardolen, Oktingentumquartdezilliardolen, Nongentumquartdezilliardolen, Quintdezillionolen, Duoquintdezillionolen, Triquintdezillionolen, Quadriquintdezillionolen, Quinquequintdezillionolen, Sexquintdezillionolen, Septiquintdezillionolen, Oktiquintdezillionolen, Nonaquintdezillionolen, Centumquintdezillionolen, Ducentumquintdezillionolen, Trecentumquintdezillionolen, Quadringentumquintdezillionolen, Quingentumquintdezillionolen, Sexcentumquintdezillionolen, Septingentumquintdezillionolen, Oktingentumquintdezillionolen, Nongentumquintdezillionolen, Quintdezilliardolen, Duoquintdezilliardolen, Triquintdezilliardolen, Quadriquintdezilliardolen, Quinquequintdezilliardolen, Sexquintdezilliardolen, Septiquintdezilliardolen, Oktiquintdezilliardolen, Nonaquintdezilliardolen, Centumquintdezilliardolen, Ducentumquintdezilliardolen, Trecentumquintdezilliardolen, Quadringentumquintdezilliardolen, Quingentumquintdezilliardolen, Sexcentumquintdezilliardolen, Septingentumquintdezilliardolen, Oktingentumquintdezilliardolen, Nongentumquintdezilliardolen, Sextdezillionolen, Duosextdezillionolen, Trisextdezillionolen, Quadrisextdezillionolen, Quinquesextdezillionolen, Sexsextdezillionolen, Septisextdezillionolen, Oktisextdezillionolen, Nonasextdezillionolen, Centumsextdezillionolen, Ducentumsextdezillionolen, Trecentumsextdezillionolen, Quadringentumsextdezillionolen, Quingentumsextdezillionolen, Sexcentumsextdezillionolen, Septingentumsextdezillionolen, Oktingentumsextdezillionolen, Nongentumsextdezillionolen, Sextdezilliardolen, Duosextdezilliardolen, Trisextdezilliardolen, Quadrisextdezilliardolen, Quinquesextdezilliardolen, Sexsextdezilliardolen, Septisextdezilliardolen, Oktisextdezilliardolen, Nonasextdezilliardolen, Centumsextdezilliardolen, Ducentumsextdezilliardolen, Trecentumsextdezilliardolen, Quadringentumsextdezilliardolen, Quingentumsextdezilliardolen, Sexcentumsextdezilliardolen, Septingentumsextdezilliardolen, Oktingentumsextdezilliardolen, Nongentumsextdezilliardolen, Septdezillionolen, Duoseptdezillionolen, Triseptdezillionolen, Quadriseptdezillionolen, Quinqueseptdezillionolen, Sexseptdezillionolen, Septiseptdezillionolen, Oktiseptdezillionolen, Nonaseptdezillionolen, Centumseptdezillionolen, Ducentumseptdezillionolen, Trecentumseptdezillionolen, Quadringentumseptdezillionolen, Quingentumseptdezillionolen, Sexcentumseptdezillionolen, Septingentumseptdezillionolen, Oktingentumseptdezillionolen, Nongentumseptdezillionolen, Septdezilliardolen, Duoseptdezilliardolen, Triseptdezilliardolen, Quadriseptdezilliardolen, Quinqueseptdezilliardolen, Sexseptdezilliardolen, Septiseptdezilliardolen, Oktiseptdezilliardolen, Nonaseptdezilliardolen, Centumseptdezilliardolen, Ducentumseptdezilliardolen, Trecentumseptdezilliardolen, Quadringentumseptdezilliardolen, Quingentumseptdezilliardolen, Sexcentumseptdezilliardolen, Septingentumseptdezilliardolen, Oktingentumseptdezilliardolen, Nongentumseptdezilliardolen, Oktdezillionolen, Duooktdezillionolen, Trioktdezillionolen, Quadrioktdezillionolen, Quinqueoktdezillionolen, Sexoktdezillionolen, Septioktdezillionolen, Oktioktdezillionolen, Nonaoktdezillionolen, Centumoktdezillionolen, Ducentumoktdezillionolen, Trecentumoktdezillionolen, Quadringentumoktdezillionolen, Quingentumoktdezillionolen, Sexcentumoktdezillionolen, Septingentumoktdezillionolen, Oktingentumoktdezillionolen, Nongentumoktdezillionolen, Oktdezilliardolen, Duooktdezilliardolen, Trioktdezilliardolen, Quadrioktdezilliardolen, Quinqueoktdezilliardolen, Sexoktdezilliardolen, Septioktdezilliardolen, Oktioktdezilliardolen, Nonaoktdezilliardolen, Centumoktdezilliardolen, Ducentumoktdezilliardolen, Trecentumoktdezilliardolen, Quadringentumoktdezilliardolen, Quingentumoktdezilliardolen, Sexcentumoktdezilliardolen, Septingentumoktdezilliardolen, Oktingentumoktdezilliardolen, Nongentumoktdezilliardolen, Nondezillionolen, Duonondezillionolen, Trinondezillionolen, Quadrinondezillionolen, Quinquenondezillionolen, Sexnondezillionolen, Septinondezillionolen, Oktinondezillionolen, Nonanondezillionolen, Centumnondezillionolen, Ducentumnondezillionolen, Trecentumnondezillionolen, Quadringentumnondezillionolen, Quingentumnondezillionolen, Sexcentumnondezillionolen, Septingentumnondezillionolen, Oktingentumnondezillionolen, Nongentumnondezillionolen, Nondezilliardolen, Duonondezilliardolen, Trinondezilliardolen, Quadrinondezilliardolen, Quinquenondezilliardolen, Sexnondezilliardolen, Septinondezilliardolen, Oktinondezilliardolen, Nonanondezilliardolen, Centumnondezilliardolen, Ducentumnondezilliardolen, Trecentumnondezilliardolen, Quadringentumnondezilliardolen, Quingentumnondezilliardolen, Sexcentumnondezilliardolen, Septingentumnondezilliardolen, Oktingentumnondezilliardolen, Nongentumnondezilliardolen, Centillionolen, Duocentillionolen, Tricentillionolen, Quadricentillionolen, Quinquecentillionolen, Sexcentillionolen, Septicentillionolen, Oktocentillionolen, Nonacentillionolen, Centumcentillionolen, Ducentumcentillionolen, Trecentumcentillionolen, Quadringentumcentillionolen, Quingentumcentillionolen, Sexcentumcentillionolen, Septingentumcentillionolen, Oktingentumcentillionolen, Nongentumcentillionolen, Centilliardolen, Duocentilliardolen, Tricentilliardolen, Quadricentilliardolen, Quinquecentilliardolen, Sexcentilliardolen, Septicentilliardolen, Oktocentilliardolen, Nonacentilliardolen, Centumcentilliardolen, Ducentumcentilliardolen, Trecentumcentilliardolen, Quadringentumcentilliardolen, Quingentumcentilliardolen, Sexcentumcentilliardolen, Septingentumcentilliardolen, Oktingentumcentilliardolen, Nongentumcentilliardolen, Centdezillionolen, Duocentdezillionolen, Tricentdezillionolen, Quadricentdezillionolen, Quinquecentdezillionolen, Sexcentdezillionolen, Septicentdezillionolen, Oktocentdezillionolen, Nonacentdezillionolen, Centumcentdezillionolen, Ducentumcentdezillionolen, Trecentumcentdezillionolen, Quadringentumcentdezillionolen, Quingentumcentdezillionolen, Sexcentumcentdezillionolen, Septingentumcentdezillionolen, Oktingentumcentdezillionolen, Nongentumcentdezillionolen, Centdezilliardolen, Duocentdezilliardolen, Tricentdezilliardolen, Quadricentdezilliardolen, Quinquecentdezilliardolen, Sexcentdezilliardolen, Septicentdezilliardolen, Oktocentdezilliardolen, Nonacentdezilliardolen, Centumcentdezilliardolen, Ducentumcentdezilliardolen, Trecentumcentdezilliardolen, Quadringentumcentdezilliardolen, Quingentumcentdezilliardolen, Sexcentumcentdezilliardolen, Septingentumcentdezilliardolen, Oktingentumcentdezilliardolen, Nongentumcentdezilliardolen, Undezentillionolen, Duoundezentillionolen, Triundezentillionolen, Quadriundezentillionolen, Quinqueundezentillionolen, Sexundezentillionolen, Septiundezentillionolen, Oktiundezentillionolen, Nonaundezentillionolen, Centumundezentillionolen, Ducentumundezentillionolen, Trecentumundezentillionolen, Quadringentumundezentillionolen, Quingentumundezentillionolen, Sexcentumundezentillionolen, Septingentumundezentillionolen, Oktingentumundezentillionolen, Nongentumundezentillionolen, Undezentilliardolen, Duoundezentilliardolen, Triundezentilliardolen, Quadriundezentilliardolen, Quinqueundezentilliardolen, Sexundezentilliardolen, Septiundezentilliardolen, Oktiundezentilliardolen, Nonaundezentilliardolen, Centumundezentilliardolen, Ducentumundezentilliardolen, Trecentumundezentilliardolen, Quadringentumundezentilliardolen, Quingentumundezentilliardolen, Sexcentumundezentilliardolen, Septingentumundezentilliardolen, Oktingentumundezentilliardolen, Nongentumundezentilliardolen, Duodezentillionolen, Duoduodezentillionolen, Triduodezentillionolen, Quadriduodezentillionolen, Quinqueduodezentillionolen, Sexduodezentillionolen, Septiduodezentillionolen, Oktiduodezentillionolen, Nonaduodezentillionolen, Centumduodezentillionolen, Ducentumduodezentillionolen, Trecentumduodezentillionolen, Quadringentumduodezentillionolen, Quingentumduodezentillionolen, Sexcentumduodezentillionolen, Septingentumduodezentillionolen, Oktingentumduodezentillionolen, Nongentumduodezentillionolen, Duodezentilliardolen, Duoduodezentilliardolen, Triduodezentilliardolen, Quadriduodezentilliardolen, Quinqueduodezentilliardolen, Sexduodezentilliardolen, Septiduodezentilliardolen, Oktiduodezentilliardolen, Nonaduodezentilliardolen, Centumduodezentilliardolen, Ducentumduodezentilliardolen, Trecentumduodezentilliardolen, Quadringentumduodezentilliardolen, Quingentumduodezentilliardolen, Sexcentumduodezentilliardolen, Septingentumduodezentilliardolen, Oktingentumduodezentilliardolen, Nongentumduodezentilliardolen, Tredezentillionolen, Duotredezentillionolen, Tritredezentillionolen, Quadritredezentillionolen, Quinquetredezentillionolen, Sextredezentillionolen, Septitredezentillionolen, Oktitredezentillionolen, Nonatredezentillionolen, Centumtredezentillionolen, Ducentumtredezentillionolen, Trecentumtredezentillionolen, Quadringentumtredezentillionolen, Quingentumtredezentillionolen, Sexcentumtredezentillionolen, Septingentumtredezentillionolen, Oktingentumtredezentillionolen, Nongentumtredezentillionolen, Tredezentilliardolen, Duotredezentilliardolen, Tritredezentilliardolen, Quadritredezentilliardolen, Quinquetredezentilliardolen, Sextredezentilliardolen, Septitredezentilliardolen, Oktitredezentilliardolen, Nonatredezentilliardolen, Centumtredezentilliardolen, Ducentumtredezentilliardolen, Trecentumtredezentilliardolen, Quadringentumtredezentilliardolen, Quingentumtredezentilliardolen, Sexcentumtredezentilliardolen, Septingentumtredezentilliardolen, Oktingentumtredezentilliardolen, Nongentumtredezentilliardolen, Quartdezentillionolen, Duoquartdezentillionolen, Triquartdezentillionolen, Quadriquartdezentillionolen, Quinquequartdezentillionolen, Sexquartdezentillionolen, Septiquartdezentillionolen, Oktiquartdezentillionolen, Nonaquartdezentillionolen, Centumquartdezentillionolen, Ducentumquartdezentillionolen, Trecentumquartdezentillionolen, Quadringentumquartdezentillionolen, Quingentumquartdezentillionolen, Sexcentumquartdezentillionolen, Septingentumquartdezentillionolen, Oktingentumquartdezentillionolen, Nongentumquartdezentillionolen, Quartdezentilliardolen, Duoquartdezentilliardolen, Triquartdezentilliardolen, Quadriquartdezentilliardolen, Quinquequartdezentilliardolen, Sexquartdezentilliardolen, Septiquartdezentilliardolen, Oktiquartdezentilliardolen, Nonaquartdezentilliardolen, Centumquartdezentilliardolen, Ducentumquartdezentilliardolen, Trecentumquartdezentilliardolen, Quadringentumquartdezentilliardolen, Quingentumquartdezentilliardolen, Sexcentumquartdezentilliardolen, Septingentumquartdezentilliardolen, Oktingentumquartdezentilliardolen, Nongentumquartdezentilliardolen, Quintdezentillionolen, Duoquintdezentillionolen, Triquintdezentillionolen, Quadriquintdezentillionolen, Quinquequintdezentillionolen, Sexquintdezentillionolen, Septiquintdezentillionolen, Oktiquintdezentillionolen, Nonaquintdezentillionolen, Centumquintdezentillionolen, Ducentumquintdezentillionolen, Trecentumquintdezentillionolen, Quadringentumquintdezentillionolen, Quingentumquintdezentillionolen, Sexcentumquintdezentillionolen, Septingentumquintdezentillionolen, Oktingentumquintdezentillionolen, Nongentumquintdezentillionolen, Quintdezentilliardolen, Duoquintdezentilliardolen, Triquintdezentilliardolen, Quadriquintdezentilliardolen, Quinquequintdezentilliardolen, Sexquintdezentilliardolen, Septiquintdezentilliardolen, Oktiquintdezentilliardolen, Nonaquintdezentilliardolen, Centumquintdezentilliardolen, Ducentumquintdezentilliardolen, Trecentumquintdezentilliardolen, Quadringentumquintdezentilliardolen, Quingentumquintdezentilliardolen, Sexcentumquintdezentilliardolen, Septingentumquintdezentilliardolen, Oktingentumquintdezentilliardolen, Nongentumquintdezentilliardolen, Sextdezentillionolen, Duosextdezentillionolen, Trisextdezentillionolen, Quadrisextdezentillionolen, Quinquesextdezentillionolen, Sexsextdezentillionolen, Septisextdezentillionolen, Oktisextdezentillionolen, Nonasextdezentillionolen, Centumsextdezentillionolen, Ducentumsextdezentillionolen, Trecentumsextdezentillionolen, Quadringentumsextdezentillionolen, Quingentumsextdezentillionolen, Sexcentumsextdezentillionolen, Septingentumsextdezentillionolen, Oktingentumsextdezentillionolen, Nongentumsextdezentillionolen, Sextdezentilliardolen, Duosextdezentilliardolen, Trisextdezentilliardolen, Quadrisextdezentilliardolen, Quinquesextdezentilliardolen, Sexsextdezentilliardolen, Septisextdezentilliardolen, Oktisextdezentilliardolen, Nonasextdezentilliardolen, Centumsextdezentilliardolen, Ducentumsextdezentilliardolen, Trecentumsextdezentilliardolen, Quadringentumsextdezentilliardolen, Quingentumsextdezentilliardolen, Sexcentumsextdezentilliardolen, Septingentumsextdezentilliardolen, Oktingentumsextdezentilliardolen, Nongentumsextdezentilliardolen, Septdezentillionolen, Duoseptdezentillionolen, Triseptdezentillionolen, Quadriseptdezentillionolen, Quinqueseptdezentillionolen, Sexseptdezentillionolen, Septiseptdezentillionolen, Oktiseptdezentillionolen, Nonaseptdezentillionolen, Centumseptdezentillionolen, Ducentumseptdezentillionolen, Trecentumseptdezentillionolen, Quadringentumseptdezentillionolen, Quingentumseptdezentillionolen, Sexcentumseptdezentillionolen, Septingentumseptdezentillionolen, Oktingentumseptdezentillionolen, Nongentumseptdezentillionolen, Septdezentilliardolen, Duoseptdezentilliardolen, Triseptdezentilliardolen, Quadriseptdezentilliardolen, Quinqueseptdezentilliardolen, Sexseptdezentilliardolen, Septiseptdezentilliardolen, Oktiseptdezentilliardolen, Nonaseptdezentilliardolen, Centumseptdezentilliardolen, Ducentumseptdezentilliardolen, Trecentumseptdezentilliardolen, Quadringentumseptdezentilliardolen, Quingentumseptdezentilliardolen, Sexcentumseptdezentilliardolen, Septingentumseptdezentilliardolen, Oktingentumseptdezentilliardolen, Nongentumseptdezentilliardolen, Oktdezentillionolen, Duooktdezentillionolen, Trioktdezentillionolen, Quadrioktdezentillionolen, Quinqueoktdezentillionolen, Sexoktdezentillionolen, Septioktdezentillionolen, Oktioktdezentillionolen, Nonaoktdezentillionolen, Centumoktdezentillionolen, Ducentumoktdezentillionolen, Trecentumoktdezentillionolen, Quadringentumoktdezentillionolen, Quingentumoktdezentillionolen, Sexcentumoktdezentillionolen, Septingentumoktdezentillionolen, Oktingentumoktdezentillionolen, Nongentumoktdezentillionolen, Oktdezentilliardolen, Duooktdezentilliardolen, Trioktdezentilliardolen, Quadrioktdezentilliardolen, Quinqueoktdezentilliardolen, Sexoktdezentilliardolen, Septioktdezentilliardolen, Oktioktdezentilliardolen, Nonaoktdezentilliardolen, Centumoktdezentilliardolen, Ducentumoktdezentilliardolen, Trecentumoktdezentilliardolen, Quadringentumoktdezentilliardolen, Quingentumoktdezentilliardolen, Sexcentumoktdezentilliardolen, Septingentumoktdezentilliardolen, Oktingentumoktdezentilliardolen, Nongentumoktdezentilliardolen, Nondezentillionolen, Duonondezentillionolen, Trinondezentillionolen, Quadrinondezentillionolen, Quinquenondezentillionolen, Sexnondezentillionolen, Septinondezentillionolen, Oktinondezentillionolen, Nonanondezentillionolen, Centumnondezentillionolen, Ducentumnondezentillionolen, Trecentumnondezentillionolen, Quadringentumnondezentillionolen, Quingentumnondezentillionolen, Sexcentumnondezentillionolen, Septingentumnondezentillionolen, Oktingentumnondezentillionolen, Nongentumnondezentillionolen, Nondezentilliardolen, Duonondezentilliardolen, Trinondezentilliardolen, Quadrinondezentilliardolen, Quinquenondezentilliardolen, Sexnondezentilliardolen, Septinondezentilliardolen, Oktinondezentilliardolen, Nonanondezentilliardolen, Centumnondezentilliardolen, Ducentumnondezentilliardolen, Trecentumnondezentilliardolen, Quadringentumnondezentilliardolen, Quingentumnondezentilliardolen, Sexcentumnondezentilliardolen, Septingentumnondezentilliardolen, Oktingentumnondezentilliardolen, Nongentumnondezentilliardolen, Centinillionolen, Duocentinillionolen, Tricentinillionolen, Quadricentinillionolen, Quinquecentinillionolen, Sexcentinillionolen, Septicentinillionolen, Oktocentinillionolen, Nonacentinillionolen, Centumcentinillionolen, Ducentumcentinillionolen, Trecentumcentinillionolen, Quadringentumcentinillionolen, Quingentumcentinillionolen, Sexcentumcentinillionolen, Septingentumcentinillionolen, Oktingentumcentinillionolen, Nongentumcentinillionolen, Centinilliardolen, Duocentinilliardolen, Tricentinilliardolen, Quadricentinilliardolen, Quinquecentinilliardolen, Sexcentinilliardolen, Septicentinilliardolen, Oktocentinilliardolen, Nonacentinilliardolen, Centumcentinilliardolen, Ducentumcentinilliardolen, Trecentumcentinilliardolen, Quadringentumcentinilliardolen, Quingentumcentinilliardolen, Sexcentumcentinilliardolen, Septingentumcentinilliardolen, Oktingentumcentinilliardolen, Nongentumcentinilliardolen, Centdezillionolen, Duocentdezillionolen, Tricentdezillionolen, Quadricentdezillionolen, Quinquecentdezillionolen, Sexcentdezillionolen, Septicentdezillionolen, Oktocentdezillionolen, Nonacentdezillionolen, Centumcentdezillionolen, Ducentumcentdezillionolen, Trecentumcentdezillionolen, Quadringentumcentdezillionolen, Quingentumcentdezillionolen, Sexcentumcentdezillionolen, Septingentumcentdezillionolen, Oktingentumcentdezillionolen, Nongentumcentdezillionolen, Centdezilliardolen, Duocentdezilliardolen, Tricentdezilliardolen, Quadricentdezilliardolen, Quinquecentdezilliardolen, Sexcentdezilliardolen, Septicentdezilliardolen, Oktocentdezilliardolen, Nonacentdezilliardolen, Centumcentdezilliardolen, Ducentumcentdezilliardolen, Trecentumcentdezilliardolen, Quadringentumcentdezilliardolen, Quingentumcentdezilliardolen, Sexcentumcentdezilliardolen, Septingentumcentdezilliardolen, Oktingentumcentdezilliardolen, Nongentumcentdezilliardolen, Undezentillionolen, Duoundezentillionolen, Triundezentillionolen, Quadriundezentillionolen, Quinqueundezentillionolen, Sexundezentillionolen, Septiundezentillionolen, Oktiundezentillionolen, Nonaundezentillionolen, Centumundezentillionolen, Ducentumundezentillionolen, Trecentumundezentillionolen, Quadringentumundezentillionolen, Quingentumundezentillionolen, Sexcentumundezentillionolen, Septingentumundezentillionolen, Oktingentumundezentillionolen, Nongentumundezentillionolen, Undezentilliardolen, Duoundezentilliardolen, Triundezentilliardolen, Quadriundezentilliardolen, Quinqueundezentilliardolen, Sexundezentilliardolen, Septiundezentilliardolen, Oktiundezentilliardolen, Nonaundezentilliardolen, Centumundezentilliardolen, Ducentumundezentilliardolen, Trecentumundezentilliardolen, Quadringentumundezentilliardolen,

weit die jetzige Breite der Straße sich ohne unverhältnismäßige Mühe resp. Kosten ver-
mehren ließe, und ob sich bei dieser Verbreiterung die ausgebildete Ecke wohl genügend behaupten würde. Bei dem sehr hohen Preise, den man Grundstücken gerade hier, wo durch Bahnen, Brücken, Tunnels und Straßenbauten so viel Terrain in Anspruch genommen und vernichtet worden ist, bezahlen müssen, und diesem gegenüber der sehr hohen Leistungsfähigkeit unserer heutigen Technik darf man dem Bedürfnis nach einer geräumigen Straßenbreite nicht zu hohe Bedeutung beimessen, und man gelangt vielmehr zu der Ansicht, daß eine Verbreiterung der Straße, wenn sie überhaupt ausführbar ist, nur in der Weise geschehen könnte, daß man die ausgebauten Ecken beseitigte und durch neue, den ausgebauten Ecken ähnliche Bauten ersetzte, wie dies in Fig. 1 angedeutet ist.

Fig. 1. Ecke in der Kaiserstraße in Frankfurt a. M.

Wenn man sich nun auf den Standpunkt stellt, daß eine Verbreiterung der Straße nicht möglich ist, so kann man die Ecke in zweierlei Weise ausbauen. Entweder man läßt sie in der Fluchtlinie der Straßenwände stehen, wie dies in Fig. 1 dargestellt ist, oder man baut sie in der Weise aus, daß sie über die Fluchtlinie hinausragt, wie dies in Fig. 2 dargestellt ist. Im ersteren Falle ist die Ecke in der Regel nur wenig geeignet, um Läden darin anzulegen, da sie zu wenig Schaufläche bietet. Im letzteren Falle ist sie dagegen sehr geeignet, um Läden darin anzulegen, da sie eine große Schaufläche bietet. Sie ist aber auch sehr geeignet, um Wohnungen darin anzulegen, da sie eine große Anzahl von Fenstern bietet, die nach zwei Straßen gehen. Ich bin daher der Ansicht, daß die Ecke, wenn sie überhaupt ausgebaut werden soll, in der Regel so ausgebaut werden muß, daß sie über die Fluchtlinie hinausragt, wie dies in Fig. 2 dargestellt ist.

Fig. 2. Ecke in der Kaiserstraße in Frankfurt a. M.

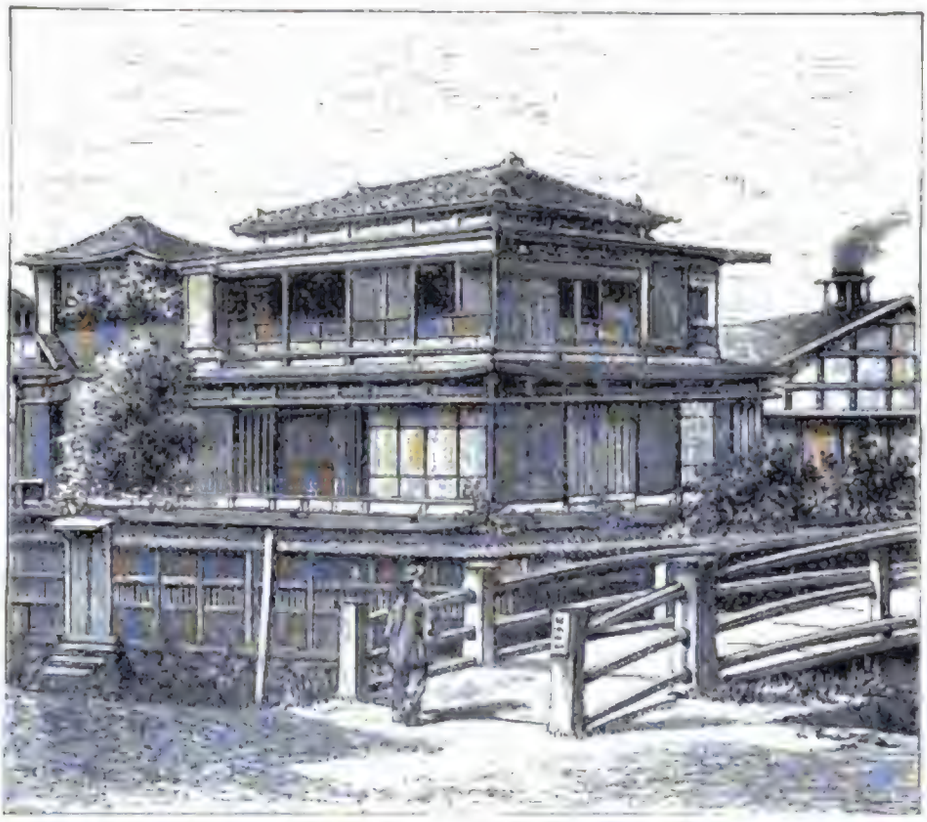
Es kommt nun darauf an, wie weit die Ecke über die Fluchtlinie hinausragt. Ragt sie zu weit hinaus, so wird sie dadurch zu einem Hindernis für den Verkehr, und es ist daher nicht zu empfehlen, sie zu weit hinausragen zu lassen. Ragt sie dagegen nicht weit genug hinaus, so ist sie nicht geeignet, um Läden darin anzulegen, da sie zu wenig Schaufläche bietet. Ich bin der Ansicht, daß sie in der Regel nicht weiter hinausragen darf, als daß sie noch eine Schaufläche bietet, die ungefähr gleich ist der Schaufläche, die sich an der Straßenseite befindet. Ich halte es für zweckmäßig, daß sie in der Regel nicht weiter hinausragt, als daß sie noch eine Schaufläche bietet, die ungefähr gleich ist der Schaufläche, die sich an der Straßenseite befindet.

Ecke.

Ecke, Winkel, Kante, eine durch Zusammenstoß zweier Flächen entstehende Kante.

nicht angebaut werden können. Ebenso ist es mit der Herstellung der oft bewunderten japanischen Papiersorten, die auch auf bestimmten Pflanzenfasern beruhen und deshalb bei uns nicht hergestellt werden können. Mit Recht erfreuen sich auch die japanischen Malereien auf Porzellan, Holz, Papier und andern Stoffen eines guten Rufes, denn die Farbengebung ist trotz der oft recht kindlichen Zeichnungen stets eine ungemein glänzende.

Von der Baukunst der Japaner ist nicht viel Rühmliches zu melden. Die Wohnungen sind fast sämtlich Holzbauten, ohne Fundament. Die Haupttragebalken ruhen auf Eck-steinen oder starken Pfählen, die bis einen Meter hoch sind, alles übrige ist aus leichtem Rahmwerk hergestellt und natürlich wenig dauerhaft, und das Ganze nur für eine Familie berechnet. Es ist ein niedriges, meist einstöckiges, seltener zweistöckiges Gebäude mit schwerem Dach, welches in der Regel stumpfwinklig und weit ausgreift und auf hölzernen



Japanisches Haus in Yokohama.

Pfosten ruht, die eine das Haus umgebende Veranda darstellen, meist mit Stroh, in den Städten aber auch mit Schindeln oder Ziegeln gedeckt. An den Tempeln zeigt sich das Dach in der Regel nach oben geschweift. Der Baustil ist überall derselbe, in Dörfern wie in den Städten, für Arme wie für Reiche, höchstens unterscheidet sich der Bau durch die Verwendung besseren Materials. Die Zimmer sind nicht durch Mauern, sondern auch nur durch Holzwände voneinander getrennt, die verschiebbar sind, so daß man die Räume je nach Bedürfnis beliebig vergrößern und verkleinern kann. Die Größe derselben wird bestimmt durch die vorhandenen Binsenmatten, womit der Fußboden belegt wird. Diese Matten haben zwei Meter Länge und einen Meter Breite, und je nach deren Anwendung spricht man von Zimmern von drei, vier oder mehr Matten. Zur Auf-

Digitized by Google

Bewegung der Zehen seinen Mittelpunkt am Sprunggelenk und nicht, wie Borelli annimmt, die Articulationen der Zehen mit dem Mittelfuße, in der sie selbst, wie Winslow noch 1 Jahr später Alles leugnet. Borelli ist selbst weiter an den Zehen der Schlange, wie Winslow an den Zehen des Menschen, nicht gegangen, als bis zu den Mittelfußknochen. Und noch die Schlangenzehen sind complicirter. Die Hauptzehe kann zu Stützzwecken und zum Abdrücken, wie beim Laufen, nicht taugen und wird auch nie dazu benutzt und ist, wie bei den Vögeln, nur ein Anhängsel, das nicht einmal Gelenkflächen hat, sondern nur durch Bandmasse mit dem Mittelfußknochen verbunden ist. Die Mittelzehe ist die längste, ihr Mittelfußknochen ist der kürzeste, die Zehe selbst besteht aus 3 Gliedern, die Endzehe besitzt 2 Glieder, ihr Mittelfußknochen ist der längste. Die Mittelzehe ist also die Stützzehe, sie hat auch die meisten Gelenkflächen, die Endzehe die wenigsten. Die Zehen sind also nicht, wie bei Anderen angenommen wird, gleichmäßig gebaut, sondern sie sind ungleichmäßig gebaut, und zwar so, daß sie sich zu einander wie Stützzehe, Mittelzehe und Hauptzehe verhalten. Es sind nur Gelenkung, die zum Laufen gebraucht werden, und die Hauptzehe ist nicht einmal ein Gelenk, sondern nur ein Band, das sie mit dem Mittelfußknochen verbindet. Die Mittelzehe besitzt die Gelenkung, die Hauptzehe besitzt sie nicht

und der Bachforelle an die Seite gestellt. Der Körper der Bachsaibling ist schlanker und der Kopf, die Flossen, die Farben dieses und jenes des Lachses und der Bachforelle ähnlich. Sein Fleisch, geschätzter wegen Zartheit, als wegen Schönheit, hat nicht selten Aehnlichkeit mit dem der Bachforelle, ist aber weniger fett und gut. Die Laichzeit ist der Bachforelle ähnlich, nur geht sie gewöhnlich früher vor sich und dauert kürzere Zeit. Die Bachsaiblinge sind in Gebirgsgegenden, wo sie vorkommen, sehr gemein, und werden in Menge gefangen. Ihre Nahrung ist der Bachforelle ähnlich, sie fressen Würmer, Insekten, Fischlaich und kleine Fische.

Bachsaibling (Salmo salvelinus).

Bachsaiblinge werden in Menge in Teichen gezogen und sind sehr beliebt. Sie sind leichter zu ziehen als Bachforellen, weil sie weniger Wasser und weniger Nahrung brauchen. Sie werden auch in Seen gefangen.

Eine zweite Abänderung, und die Bachforelle, welche sie ist, ist der Salmo Hucho, der Huchen, Donaulachs, Donaurenke, Donauforelle, Donaurutte, Donaurutte, Donaurutte

Mörser und einige Bett. Ein Tisch, Schränke, Schemel, Leiter u. a., auch 20 Ringbuchen und Bohnen und Schaufel und Schaufelwerkzeug. Die ganze Einrichtung schätzt ich verschiedentlich auf 800, 900, 1000, 1100 fl. Mehrere Jahre Ruhegehalt.

Will Ehrenamt. Ehrenamt oder Ehrenbürgerrecht. Nach § 12 der Verfassung Ehrenbürgerrecht, welches 1870/80 jene verliehen und 1870 Ehrenbürgerrecht, jetzt Ehrenbürgerrecht, welches jene Ehrenbürgerrecht, jetzt Ehrenbürgerrecht. Nr. 34, und zwar

Ehrenbürgerrecht in Ehrler.

Ehrenbürgerrecht, Ehrenbürgerrecht, welches jene Ehrenbürgerrecht, jetzt Ehrenbürgerrecht, Ehrenbürgerrecht. Ehrenbürgerrecht, Ehrenbürgerrecht, Ehrenbürgerrecht,

Zu ungefärbtem Kammzug sind bei Strichgarnen, besonders bei **Double-**, wie **Triple-**garnen, weiße Wie Kreuzbreite, und bei Mischungen, wie bei Melangegarnen, die Mischungen, aus denen Kammzug hergestellt wird, zu verwenden.

Die Kammzüge werden in Bündeln von 5 kg Gewicht in Ballen von 100 kg Gewicht und mehr verpackt. Die Verpackung muß eine derartige sein, daß die Kammzüge vor Verunreinigungen, Staub, Feuchtigkeit und Beschädigungen gut geschützt sind. Ballen mit Kammzügen und Kammzugabfällen dürfen nicht mit Ballen mit Wollen, Garnen oder Geweben zusammen gelagert werden.

Abb. 1. Kammzug.

Abb. 1 stellt einen Kammzug dar, wie er aus der Kämmerei kommt. Die Kammzüge werden in Bündeln von 5 kg Gewicht in Ballen von 100 kg Gewicht und mehr verpackt. Die Verpackung muß eine derartige sein, daß die Kammzüge vor Verunreinigungen, Staub, Feuchtigkeit und Beschädigungen gut geschützt sind. Ballen mit Kammzügen und Kammzugabfällen dürfen nicht mit Ballen mit Wollen, Garnen oder Geweben zusammen gelagert werden.

Abb. 2 stellt einen Kammzug dar, wie er aus der Kämmerei kommt. Die Kammzüge werden in Bündeln von 5 kg Gewicht in Ballen von 100 kg Gewicht und mehr verpackt. Die Verpackung muß eine derartige sein, daß die Kammzüge vor Verunreinigungen, Staub, Feuchtigkeit und Beschädigungen gut geschützt sind. Ballen mit Kammzügen und Kammzugabfällen dürfen nicht mit Ballen mit Wollen, Garnen oder Geweben zusammen gelagert werden.

Abb. 2. Kammzug.

16. Das Kaiserreich China.

China hat 14 Provinzen, darunter 3 Mandschurei, 18 Provinzen und 4 Provinzen, 1 Provinz, 1 Provinz, 1 Provinz

Jahre Besuchern. In der kühlen Jahre des regnerischen Sommers, der natürlich von Wasserfreunden, die dieses großartige Gebirgsbad kennen und lieben gelernt haben, nicht gefürchtet wird, ist die Frequenz eine noch größere. Wasserarmut, und der Mangel an ausgedehnteren Bädern ist in seinem Gefolge, war bisher der Hauptfehler des Gebirges, der nun durch die Wasserleitung, die Bäder und Schwimmbassins in Kürze beseitigt sein wird.

Die Wasserleitung, die das Wasser der Quelle des Kaltenbaches, die 1½ Stunden von Reichenau liegt, in die Stadt bringt, ist bereits vollendet. Sie ist 6 Kilometer lang, hat 2 Reservoirs, das eine mit 1000 Kubikmeter Inhalt, das andere mit 2000 Kubikmeter Inhalt, und ist mit Hydranten versehen. Die Quelle selbst liefert 3 Liter in der Sekunde, und ist gefaßt. Es ist ein Wasser, das sich durch seine Reinheit und Weichheit auszeichnet, und das Trinkwasser und Wasser für Badezwecke vorzüglich abgeben wird. Das Wasser wird in Röhren von 15 Zentimeter Durchmesser geleitet, und hat 3 Atmosphären Druck.

Wasserleitung, Bäder und Schwimmbassins in Reichenau.

Die Wasserleitung kann in jenem Maße bis 30 Sekundenliter, wie sie für die Bäderanlage nötig sind, gebracht werden, wenn man die Quelle des Kaltenbaches, die 1½ Stunden von Reichenau entfernt ist, und die Quelle des Schwarzbaches, die 2½ Stunden entfernt ist, hinzuleitet. Die Bäderanlage, die Reichenau mit Recht, wie Semmering und seinen Nachbarn Breitenstein und Prein, in die Reihe der ersten Sommerfrischen stellen wird, ist in der Nähe des Bahnhofes, und wird in einem Gebäude untergebracht werden, das 30 Wannenbäder enthalten wird, mit einem Schwimmbassin von 25 Meter Länge und 12 Meter Breite, und einem Bassin für Nichtschwimmer, das 10 Meter lang und 6 Meter breit ist. Die Bäder werden mit Dampf geheizt werden, und sind mit Douchen, Sitzbädern, Fußbädern, Inhalationsapparaten, Einrichtungen für Kohlensäurebäder, Moorbäder, Fichtennadelbäder, Solbäder, Eisenbäder, Schwefelbäder, Sandbäder, Kleienbäder, Malzbäder, Gelatinebäder, Leimbäder, Kalkbäder, Kreidebäder, Alaunbäder, Salzbäder, Laugenbäder, Kamillenbäder, Lindenblütenbäder, Kleebäder, Eichenrindenbäder, Kiefernadelbäder, Tannenbäder, Wermutbäder, Schwefelleberbäder, Jodbäder, Bromkalibäder, Kochsalzbäder, Eisenvitriolbäder, Kupfervitriolbäder, Zinkvitriolbäder, Alaunbäder, Bleiessigbäder, Sublimatbäder, Arsenikbäder, Kalkwasserbäder, Kalkmilchbäder, Schwefelkalk

Ethik (griechisch von ἦθος sittliche Beschaffenheit, auch Sitten) heißt die Wissenschaft, welche sich mit der sittlichen Beschaffenheit des Menschen und mit den sittlichen Gesetzen, die sie regeln, befaßt. Sie bedeutet, wie schon Aristoteles sagte, die Lehre vom Menschen, sofern er Mensch ist. Sie ist also Anthropologie, Mensch-, Psychologie, Seelenkunde, Bestimmung und Erforschung des Wesens, der Eigenschaften, Kräfte und Tätigkeiten der menschlichen Seele. Sie ist Psychologie, weil sie sich mit der Seele befaßt, aber sie ist Psychologie, weil sie sich mit der Seele befaßt, sofern diese Seele sittliche Anlagen besitzt, sittlich handelt, sittlich urteilt, sittlich empfindet, sittlich sich entwickelt, sittlich sich bildet, sittlich sich vervollkommnet. Sie ist also Psychologie, aber sofern

Kanton, auf Kähnen oder Flößen bleibende Wohnungen errichtet werden, mit denen man ja auch den Platz des Wohnsitzes beliebig verändern kann.

Der Chinese trägt über einem Hemd aus Seide, Baumwolle oder Leinen weite Beinkleider und einen langen Rock, von einem Gürtel zusammengehalten, in welchem er Fächer, Tabaksbeutel und andere kleine Gebrauchsgegenstände mit sich trägt. Darüber hängt eine sackartige, weitärmelige Jacke. Auf dem Kopfe wird im Sommer ein leichter Hut aus Reisstroh, im Winter eine kegelförmige Kappe aus Samt oder Seide getragen, an den Füßen Schuhe mit sehr dicken Sohlen aus Pappe, die mit Leder überzogen sind. In ihrem Anzuge bevorzugen die Männer die blaue Farbe, die Frauen tragen meist grün oder rosarot. Die Männer scheren ihr Haar bis auf einen Büschel auf dem Scheitel, der zu einem Zopf geflochten wird, auf den der Chinese einen außerordentlichen Wert legt, denn den Zopf verlieren heißt der Ehre verlustig gehen. Die Frauen tragen das Haar bis zu ihrer Verheiratung lose herabhängend, nach der Hochzeit wird es zu allen möglichen künstlichen Frisuren geformt. Bei den Frauen der höheren Kreise spielen Putz und Luxus eine große Rolle. Eine abscheuliche Sitte oder vielmehr Unsitte ist die Verstümmelung der Füße bei den Frauen. Sie wird dadurch herbeigeführt, daß schon den Kindern in frühester Jugend die Füße mit Bandagen fest eingeschnürt werden, was dann unausgesetzt weiter geschieht, bis der Fuß an der allgemeinen Körperentwickelung überhaupt keinen Anteil mehr nimmt. Die Unsitte verliert sich auch schon in graue Vorzeit, ist aber gegenwärtig, nach der mannigfachen Berührung mit den Europäern, im Abnehmen begriffen.

Das Haus des Chinesen ist nie über ein Stockwerk hoch und enthält nur kleine Zimmer, deren mit Papierscheiben versehene Fenster von der Straße abgewendet sind und nach einem Hofe oder Garten hinausgehen. An Ventilation denkt niemand, und dies macht, verbunden mit großer Unsauberkeit, das Haus der Chinesen niederen Standes nicht gerade zu einem angenehmen Aufenthalt. In den höheren Ständen fällt die Unreinlichkeit natürlich mehr oder weniger fort, aber von bequemer Einrichtung nach europäischen Begriffen ist auch da keine Rede. Gemeinschaftlich ist allen Häusern das wenig geneigte Dach mit ausgeschweiften und aufgebogenen Rändern. Im nördlichen China sind die Häuser mit unterirdischen Öfen versehen, von denen die Wärme durch Röhren nach den Zimmern geleitet wird. Die Unansehnlichkeit der Häuser bedingt auch den wenig schönen Eindruck, den die chinesischen Städte auf den Beschauer machen. Davon ist selbst die Hauptstadt Peking nicht ausgenommen, so daß sie von einem Reisenden wohl nicht mit Unrecht das größte Dorf Chinas genannt worden ist. In der Mitte der Hauptstraßen führt eine Chaussee entlang, auf der zur Not gerade zwei Wagen nebeneinander Platz haben könnten. Zwischen diesem Wege und den zahllosen Läden zu beiden Seiten der Straße ist der Raum aber derart mit Buden, Zelten und Verkaufsständen besetzt, daß nur noch ein schmaler Fußweg übrig bleibt. Daß in den Straßen fortgesetzt ein sehr reges Leben herrscht, ist bei der Fülle der Bevölkerung der chinesischen Städte nicht anders zu erwarten. Peking ist zwar reich an Gärten, selbst die Ärmeren haben ihr Gärtlein, und „wo man", sagt Obrutschew, „Baum und Blumen sieht, da hofft man

auf hellen Tuch. Diese Bilder muß man durch Spiegelung betrachten. Setzt man Rohr, welches auf Glastafel(am Spiegel) steht, in Stiefel ein, daß es in Loch oben durchgeht, Rohrbo- den darauf kleben und etc. Die Bilderchen gefallen Kindern besonders. Ich habe sie selbst gemacht. Sie sind sehr leicht zu machen. Ich habe sie auch Kindern gegeben. Sie sie dann selbst machen, oder ihre selbstgemachten Bilderchen. Ich habe sie abmalen lassen. Kinder, Kinder! sind Kinder gefallen in jede Gestalten. Kinder sind Kinder, Kinder! sind Kinder!

Bestimmung, Lebensgesetz, Ideal der Gemeinschaft haben wollen? Vielleicht ist es gut, wenn wir gelegentlich die Gedanken und Begriffe beschränkter Menschen sind, und dieses unbedingte Vertrauen Menschen auch Philosophie und Religion, das heißt, Erkennen und Ahnen des Unbedingten, Ewigen, Göttlichen, Gott selbst, Gottes Gesetz, Gottes Reich, Gottes Gerechtigkeit, Gottes Barmherzigkeit, Gottes Allgegenwart, Gottes Allgenügsamkeit, Gottes Allgüte, Gottes Allmacht, Gottes Allweisheit, Gottes Allgerechtigkeit, Gottes Allbar

Elektronen Atome an sich gezogen haben. Die so gebildeten Ionen üben bei ihrer Wanderung durch die Lösung Reibungswiderstände, welche den Strom stark vermindern. Es hat sich darum dieses Zahlen zur Messung in dem System Kohl. bzw. Ost. eingebürgert, daß man die Leitfähigkeit einer Lösung, welche 1 Mol. in 1 Liter enthält, als Maß nimmt, und die Leitfähigkeitsziffer, welche sie gibt, als 100 bezeichnet. Verdünnt Kohl. z. B. man eine Lösung von Säure oder Salz weiterhin durch, so wird auch

Leitfähigkeitsgefäß.

die Leitfähigkeit größer, weil die Reibungswiderstände der Ionen sich vermindern. Sie steigt bis zu einem Maximum, welches bei starken Säuren und Salzen bei 1000 Liter, bei schwachen Säuren bei 10000 Liter Verdünnung erreicht wird. Dann sinkt sie wieder, weil die Ionen sich zu weit voneinander entfernen. Bei Säuren, Basen, Salzen, Metallen, Legierungen, Schlacken ist sie verschieden groß. Um sie zu messen, schaltet man in den Stromkreis, welcher durch die Lösung geht, eine Wheatstonesche Brücke ein. Diese besteht aus 2 Widerständen, einem Kontakt und einem Galvanometer. Ist der eine Widerstand bekannt, so kann der andere berechnet werden. Ist dieser auch bekannt, so kann die Leitfähigkeit der Lösung selbst berechnet werden. Ist sie bekannt, so kann man die Konzentration der Lösung berechnen. Ist diese bekannt, so kann man die Leitfähigkeit berechnen. Ist diese bekannt, so kann man die Leitfähigkeit der Lösung selbst

bild zeigt. Diese ältere Büste gehört dem Anfang des 19. Jahrhunderts an. Sie ist wenigstens ähnlicher als die spätere, welche sich in der Aula befindet. Diese ist nämlich nach einer Maske gearbeitet, welche Beethoven kurz vor seinem Tode nehmen ließ. Sie ist ein Werk des Bildhauers Klein, welcher sie im Jahre 1845 vollendete. Die Maske, nach welcher sie gearbeitet ist, wurde nämlich nach dem Tode Beethovens von dem Arzte Wawruch genommen. Dieser ließ sie dem Bildhauer Klein zu dem Zwecke, eine Büste nach ihr zu arbeiten, übergeben. Klein hatte sich aber nicht genau an die Maske gehalten, sondern hatte sich erlaubt, nach seinem Gutdünken Veränderungen vorzunehmen. Diese Büste ist daher nicht ähnlich.

Beethoven-Denkmal.

Beethoven-Denkmal.

Ferner ist noch zu erwähnen, daß Beethoven, welcher auf allen Seiten von Freunden und Verehrern umgeben war, auch in Bonn ein Denkmal erhalten hat. Dasselbe befindet sich auf dem Münsterplatze, gegenüber dem Münster. Es ist ein Werk des Bildhauers Hähnel in Dresden und wurde im Jahre 1845 enthüllt. Es stellt Beethoven dar, wie er, sinnend, den rechten Fußknöchel auf sein linkes Knie gestützt, auf einem Felsblocke sitzt. Die Figur ist 2,5 m hoch. Der Felsblock ist 3,5 m hoch. Das Ganze ist also 6 m hoch. Die Figur ist aus Bronze gegossen, der Felsblock besteht aus Granit. Die Kosten betrugen 60 000 Mark. Sie wurden durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Die Einweihung fand unter großen Festlichkeiten statt. Es waren viele Fremde aus der Nähe und Ferne gekommen, um dieser Feier beizuwohnen. Auch Franz Liszt war zugegen. Er dirigierte die Aufführung einer Beethovenschen Symphonie. Die Einweihung selbst wurde durch eine Rede des Professors Welcker eingeleitet. Dann folgte der Vortrag einer Ode, welche Simrock gedichtet hatte. Hierauf wurde das Denkmal enthüllt. Nachdem dies geschehen war, hielt der Bürgermeister Windeck eine Ansprache, in welcher er die Übergabe des Denkmals an die Stadt vollzog. Nun folgte eine Kantate, welche Breidenstein gedichtet hatte. Diese wurde von dem Gesangvereine „Concordia“ vorgetragen. Dann hielt der Professor Dahlmann eine Rede, in welcher er die Verdienste Beethovens um die Kunst würdigte. Nachdem diese geendet hatte, wurde ein Lorbeerkranz auf das Haupt des Denkmals gelegt. Hierauf folgte der Vortrag einer

Gastfreundschaft schwarzhaarige Schönheiten darreichen, welche, bekleidet mit hellen Gewändern, sich in großen Reifen schwingen. Man schaut sie da bald in der Mannigfaltigkeit ihrer Stellungen, bald in ihrer Ruhe, bald in ihrer Bewegung, bis sie endlich, wie ein Schwarm Vögel, sich in die Lüfte erheben und davon fliegen. Ich sah sie noch nie so vollendet ihre Kunststücke ausführen, als in diesem Hause, wo sie sich gewiß ihrer Vollkommenheit bewußt waren. Ich sah sie auch noch nie so schön, als in diesem Hause, wo sie sich gewiß ihrer Schönheit bewußt waren.

Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen.

Reise in Europa.

Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie sich vorzüglich vor Abgewandten und Fremden, die sie nicht kannten, sehr gefielen und ihre Künste sehr gut machten. Ich war ihnen auch so fremd, daß sie sich gewiß recht viel Mühe gaben, mir zu gefallen.

weilen sechstausend Personen, von denen jedoch nur 270 das Zeugnis als „Staatsperson“ erhalten und damit für jeden Staatsdienst befähigt erklärt werden; aber auch die andern erfreuen sich nach dieser bestandenen Prüfung allgemeiner hoher Achtung. —

Unter den Nebenländern des chinesischen Reiches steht in erster Reihe die Mandschurei, welche dem Reiche seine gegenwärtige Herrscherdynastie gegeben hat, ohne daß damit irgend welche Umwandlungen im Lande stattgefunden hätten. Hier müssen wir, um dies zu erklären, ein wenig zurückgreifen. China rechnet seine historische Zeit bis zu Konfutse, dem Stifter der Religion, also bis in das sechste Jahrhundert vor Chr. Geb. zurück und nennt als damalige Beherrscher des Landes die Tschou-Dynastie, welche von den Tschin im Jahre 221 abgelöst wurde, deren erster Kaiser die gewaltige Einheit des Reiches begründete. Er war auch der Erbauer der großen Mauer gegen die Einfälle der Barbaren. Nur wenige Herrscher werden von seinen Nachfolgern noch genannt, dann folgte die Han-Dynastie, welche über vierhundert Jahre den chinesischen Thron inne hatte. Die bedeutendste der nun in buntem Wechsel aufeinander folgenden Dynastien war die der Tang-Kaiser, die bis zu Anfang des zehnten Jahrhunderts nach Chr. Geb. regierten. Im zwölften Jahrhundert wurde dann durch die Mongolen unter Dschingischan der Selbstständigkeit des chinesischen Reiches ein Ende gemacht, dessen Sohn Kublaichan jenes glänzende Mongolenreich mit der Hauptstadt Peking gründete, welches seinen Ruf bis nach Europa verbreitete und im Mittelalter zu den Erzählungen jenes fabelhaft reichen Landes „Chatai“ Veranlassung gab, das zu finden ja Christoph Kolumbus auszog, der es für identisch mit Indien hielt. Das Mongolenreich erhielt sich aber nur hundert Jahre, die Chinesen erhoben sich unter den schwachen Nachfolgern der Begründer mit Erfolg und wurden unter der Ming Dynastie im vierzehnten Jahrhundert wieder selbständig. Sie hat dreihundert Jahre regiert und wurde im siebzehnten Jahrhundert von der Mandschu-Dynastie abgelöst. Die Mandschu waren kein fremdes Volk, sondern ein chinesischer Stamm, der von den Mongolen nach dem Nordosten zurückgedrängt und im Laufe der Jahrhunderte zu neuer Kraft erstarkt war. Die Mandschu traten nicht als Unterdrücker auf, sondern schonten alle Einrichtungen des Reiches, nahmen chinesische Sitte und Kultur an und zwangen den Chinesen nur ihren glatt geschorenen Kopf und den Zopf auf.

Mandschufrauen.

Die Mandschurei ist das Gebiet des Amurstromes, der die Nordostgrenze gegen Sibirien bildet, so daß die Landschaften am linken Ufer des Stromes russisch, am rechten

Allmacht hat. Aber meinen wir auch beinahe Nichts; denn bei eigentlich Wunderbarem, das wir hier und jetzt sogar doch gewahren, ist Wunder, das wir nur hier sehen, verhältnißmäßig Nichts. Wir sind nämlich, wie gesagt, eingeschränkt, unfähig, Wirkliches, wie wirkliches Wunder, in seiner Ganzheit zu erfassen. Wir sehen nur Einzelnes, Bruchstücke, Fragmente, Ausschnitte, Andeutungen, Anfänge und das Weitere. Es ist ein Einzelnes, das gerade heute Wunderbar hat vor sich hat, Einzelnes, das wir vielleicht für Ursache halten, das aber nur Wirkung ist, Einzelnes, das wir für Wirkung halten, das aber nur Ursache ist.

Nichts ist so Wunderbar, als das Wunderbare. Wenn wir Wunder gedenken, Wunder sehen, Wunder hören, Wunder fühlen, Wunder erleben, Wunder vollbringen, Wunder verkündigen, Wunder lehren, Wunder glauben, Wunder hoffen, Wunder lieben, Wunder preisen, Wunder anbeten, Wunder ersehnen, Wunder erwarten, Wunder ersehen, Wunder ersehnen, Wunder erwarten, Wunder ersehen, Wunder ersehnen, Wunder erwarten, Wunder ersehen

mäßig in den heimischen Hauptstädten. Ist doch in manchen Jahrzehnten der Bevölkerungszuwachs einer Hauptstadt größer als der ganzen Provinz, in der sie liegt. Und wenn auch in Deutschland nicht die Verhältnisse vorliegen, wie in Frankreich, wo Paris 1/6 der Gesamtbevölkerung des Landes beherbergt, so ist doch auch bei uns die Zunahme der Bevölkerung in den Großstädten eine ganz gewaltige. Berlin hatte 1871 rund 826 000 Einwohner, 1900 aber 1 888 848, also mehr als das Doppelte. Ähnlich ist es mit Hamburg, Leipzig, Dresden, München, Köln, Breslau, Frankfurt a. M. und Magdeburg. Diese Städte haben sich in dem Zeitraum von 1871 bis 1900 mehr als verdoppelt. Ähnlich ist es mit Barmen, Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Aachen, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Nürnberg, Fürth, Augsburg, Kiel, Altona, Bremen, Hannover, Chemnitz, Halle a. S. und Straßburg. Diese Städte haben sich in dem Zeitraum von 1871 bis 1900 mehr als verdreifacht. Ähnlich ist es mit Barmen, Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Aachen, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Nürnberg, Fürth, Augsburg, Kiel, Altona, Bremen, Hannover, Chemnitz, Halle a. S. und Straßburg. Diese Städte haben sich in dem Zeitraum von 1871 bis 1900 mehr als verdreifacht.

Bahnhof und Hafen in Boulogne.

Zweifelhaft sind Dresden, Kiel, Altona, Bremen, Braunschweig, auch Leipzig und Magdeburg. Die Zunahme in diesen genannten Städten hat ihre Ursachen auch in der Eingemeindung von Vororten. Dresden hat z. B. Cotta, Kiel Gaarden, Altona Ottensen, Bremen Walle und Gröpelingen, Braunschweig Wenden, Leipzig Reudnitz, Connewitz, Gohlis und Eutritzsch, Magdeburg Sudenburg und Buckau eingemeindet. Diese Städte haben sich in dem Zeitraum von 1871 bis 1900 mehr als verdreifacht. Ähnlich ist es mit Barmen, Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Aachen, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Nürnberg, Fürth, Augsburg, Kiel, Altona, Bremen, Hannover, Chemnitz, Halle a. S. und Straßburg. Diese Städte haben sich in dem Zeitraum von 1871 bis 1900 mehr als verdreifacht.

Ostturkestan endlich und der größte Teil von Tibet bilden den chinesischen Anteil an Zentralasien und sind schon in einem früheren Kapitel (S. 180) besprochen worden. Von Tibet ist noch nachzutragen, daß es fast nur in der Nähe seiner Südgrenze, welche durch das Himalajagebirge gezogen ist, bewohnt wird, da die nördlichen Bezirke als Wüste mit einem fürchterlichen Klima so gut wie ganz unbewohnbar sind. In dem bewohnbaren Teile liegt, wie dort schon erwähnt, die Hauptstadt Lhassa, der unnahbare Sitz des Dalailama, dessen Kloster Labhrang nicht allein der Mittelpunkt der Stadt, sondern auch als das Zentrum des gesamten Buddhismus zu betrachten ist. Abgesehen davon, daß Lhassa ein wichtiger Handelsposten für ganz Ostasien ist, wird es auch stets von buddhistischen Pilgern belebt. Infolge der gänzlichen Absperrung gegen alles Fremde und der außerordentlichen Hindernisse, welche die Natur Tibets dem Reisenden entgegenstellt, weiß man von dem merkwürdigen Lande sonst herzlich wenig.

Es muß der Zeit überlassen bleiben, ob das bewohnte Tibet mit seinem Mönchs- und Klosterwesen auch einmal gezwungen werden wird, sich für die Fremden zu öffnen, wie ja das chinesische Reich im allgemeinen dazu gezwungen worden ist. Die zopftragenden Söhne des himmlischen Reiches der Mitte waren zu der Erkenntnis gekommen, daß nicht dem Stärksten, sondern dem Klügsten die Herrschaft gebührt, und da sie sich selbst an Klugheit hoch über allen Völkern stehend meinten, so betrachteten sie alle als ihre Vasallen, und in der Tat hat in den mannigfachen Verhandlungen über Handelsverbindungen mit Europa die große Schlauheit der Chinesen mehrmals den Sieg davon getragen. Die englischen Kanonen haben dann endlich den Beginn der Eröffnung des Landes dekretiert, die Chinesen alle Bedingungen, unter denen die Öffnung einer Anzahl Häfen für den Verkehr mit den Europäern obenan stand, bewilligt.

Deutsch-Asien.

An diesem Wettbewerb um den Verkehr mit China hat sich auch Deutschland beteiligt, das in neuerer Zeit ja auch als See- und Kolonialmacht mit allen Kräften in die Höhe strebt. Es hatte schon lange das Bedürfnis, seiner stetig wachsenden Industrie neue Absatzgebiete zu erschließen, und daher, da in China eine Gründung von Kolonien in der Art, wie die in Afrika und Ozeanien, nicht wohl möglich war, ein wohlberechtigtes Interesse daran, einen ähnlichen Stützpunkt zu finden, wie andere Mächte lange schon in China gesucht und gefunden hatten. Wie für diese, so kam es auch für das Deutsche Reich darauf an, einen Seehafen zu erwerben, der als ein solcher fester Stützpunkt für die deutsche Marine und als Eingangstor zu dem chinesischen Markte dienen konnte. Tiëntsin am Peihoflusse und Hangtschou am Jangtsekiang, wo auch die deutschen Schiffe Zutritt gefunden hatten, eigneten sich nicht sonderlich für die Gründung eines Seehafens, und so warf man denn die Augen auf die Bucht von Kiautschau am Gelben Meer und begann 1897 die Verhandlungen deswegen mit allem Nachdruck zu betreiben. Das

hätte nach der Gewohnheit der Chinesen, derartige Verhandlungen mit den Fremden durch tausenderlei Winkelzüge in die Länge zu ziehen, Jahre dauern können, ehe man zum Ziel kam. Da sollte aber ein trauriges Ereignis der Sache eine rasche und entscheidende Wendung geben: Chinesische Fanatiker hatten in ihrem Christenhaß mehrere deutsche Missionare ermordet, und nun forderte der deutsche Kaiser nicht allein die strengste Bestrafung der Übeltäter, sondern er ergriff auch die Gelegenheit, um die schwebenden Verhandlungen mit aller Energie zu einem schnellen Ende zu führen.

Die in den chinesischen Gewässern befindliche Kreuzerdivision erhielt Befehl, sofort die Bai von Kiautschau als Bürgschaft für die deutschen Forderungen zu besetzen. Dies geschah ohne alles Blutvergießen, und nun regelten sich die Sühneforderungen des deutschen Kaisers auch in Peking schnell. Der Hauptpunkt war die Überlassung des Gebietes von Kiautschau in Form eines Pachtvertrages, der im Eingang etwa folgenden Wortlaut hat: „Die kaiserliche chinesische Regierung, um den berechtigten Wunsch der deutschen Regierung zu erfüllen, ebenso wie andere Mächte in den ostasiatischen Gewässern einen Punkt zu besitzen, wo deutsche Schiffe ausgebessert und ausgerüstet, die Materialien und Vorräte dafür niedergelegt, sowie sonstige zugehörige Einrichtungen getroffen werden können, überläßt der deutschen Regierung pachtweise vorläufig auf neunundneunzig Jahre das auf beiden Seiten des Eingangs der Bai von Kiautschau in Süd-Schantung belegene, weiter unten näher bestimmte Gebiet dergestalt, daß es der deutschen Regierung frei steht, innerhalb dieses Gebietes alle nötigen Baulichkeiten und Anlagen zu errichten und die zu deren Schutze erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Außerdem verpflichtet sich die chinesische Regierung, in einer Zone von 50 km im Umkreise rings um die Bucht keine Maßnahmen oder Anordnungen ohne Zustimmung der deutschen Regierung zu treffen und insbesondere einer etwa notwendig werdenden Regulierung der Wasserläufe keine Hindernisse entgegen zu setzen."

Das Deutsche Reich erhielt damit also das Hoheitsrecht über das Pachtgebiet, außerdem mußte die chinesische Regierung den Bau einer Eisenbahn in die überaus reichen Kohlengebiete der Provinz Schantung und deren Ausbeutung durch deutsche Unternehmer gestatten, wie auch der Eisenbahngesellschaft mindestens ebenso günstige Bedingungen gewährt werden sollten, wie andern europäisch-chinesischen Gesellschaften.

Die Grenzen des Pachtgebietes umfassen die ganze Bucht von Kiautschau mit den Inseln und außerdem an den Seiten noch soviel Land, wie es deutscherseits aus militärischen Rücksichten für nötig erachtet wurde. Im Osten der Bucht erheben sich die bis 1000 m emporstrebenden Granitberge des Lauschangebirges, im Norden und Westen ist Ebene, aus der sich nur einzelne Berge erheben, im Süden wird sie von einer schmalen Landzunge mit etwa 200 m hohen Hügeln umschlossen. Das Klima entspricht etwa dem des nördlichen Italiens und ist auch für Deutsche gesund, und was die Hauptsache ist: die Bucht gewährt auch den größten Seeschiffen ungehinderten Zugang und friert im Winter niemals zu. Die Bedeutung Kiautschaus für den Handel war von den Chinesen schon längst erkannt worden, daher auch ihre Zögerung, dasselbe in fremde Hände zu geben, und es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß Kiautschau der Hauptstapelplatz des Handels nicht

nur für die so überaus ertragreiche Provinz Schantung, sondern für die südlichen chinesischen Provinzen überhaupt sein wird.

Die entsetzlichen Wirren in China, welche zu dem jüngsten europäisch-chinesischen Kriege führten, haben die deutsche Siedelung glücklicherweise wenig berührt, obgleich das Hinterland in der Provinz Schantung auch mit hineingezogen wurde. Diese Wirren brachten den Fremdenhaß der Chinesen zum blutigsten Ausdruck, und ihn in die Tat umzusetzen und womöglich alle Fremden in China zu vernichten, war ja auch für die Mandarinen, welche bis dahin die alleinigen Kaufleute, die allein Besitzenden gewesen waren, eine Lebensfrage. Der sogenannte Boxeraufstand, von ihnen in jeder Weise geschürt und unterstützt, ergriff die ganze Bevölkerung, zu Hunderten, ja Tausenden wurden die Christen grausam ermordet, die Missionen und Kirchen zerstört. Auch die höchstgestellten Europäer waren keine Stunde mehr ihres Lebens sicher, und selbst die Gesandten der fremden Mächte, die in der ganzen Welt nach dem Völkerrecht für unverletzbar gelten, wurden in ihren Hotels von den fanatisierten Massen belagert und würden sämtlich der Volkswut erlegen sein, wenn nicht in letzter Stunde noch die europäischen Heere rechtzeitig eingetroffen wären. Nur der deutsche Gesandte und ein japanischer Gesandtschaftssekretär waren von Mörderhand gefallen. Das aber war die Veranlassung, daß sich Deutschland an die Spitze der kriegführenden Mächte stellte, denn es hatte Genugtuung für die schändliche, jeder Kultur hohnsprechende Ermordung seines Gesandten zu verlangen, und wie es in dem Telegramm des deutschen Kaisers an den chinesischen lautet: „Neben Meinem ermordeten Gesandten ist auch eine große Zahl von Brüdern christlichen Glaubens, Bischöfe, Missionare, Frauen und Kinder, vor den Thron Gottes getreten, die um ihres Glaubens willen, der auch der Meinige ist, unter Martern gewaltsam gestorben sind und als Ankläger Ew. Majestät erscheinen. Die Ratgeber des Thrones, die Beamten, auf deren Häuptern die Blutschuld des Verbrechens ruht, das alle christlichen Nationen mit Entsetzen erfüllt, müssen ihre Schandtat büßen, und wenn Ew. Majestät sie der verdienten Strafe zuführen, so will Ich dies als eine Sühne betrachten, die christlichen Nationen genügt."

Auf diese entsetzlichen chinesischen Wirren hier näher einzugehen, verbietet uns der Raum, würde auch dem Zweck unseres Buches nicht entsprechen. Die von allen Mächten verlangte Sühne ist auch so streng ausgefallen, daß China schwerlich noch einmal den Versuch machen wird, das Land gegen die Fremden abzuschließen, und daß Handel und Verkehr mit andern Völkern wohl für immer gesichert bleiben werden.

Die Bucht hat ihren Namen von der Stadt Kiautschau, die nicht unmittelbar an der Bucht, sondern tiefer drinnen im Lande liegt. Sie hat jedoch zweifellos früher einmal an der Bucht gelegen, ist aber durch die stetig zunehmenden Sandablagerungen des Kiauflusses nach und nach vom Meere abgedrängt und zu einer Landstadt gemacht worden. Daraus allein geht schon hervor, daß es eine sehr alte Stadt sein muß, die allerdings von ihrer ehemaligen Bedeutung viel verloren hat, von den Chinesen aber heute noch für eine bedeutende Stadt angesehen wird. Nach unseren Begriffen würden wir den Ort einen mit hohen Ringmauern umgebenen Marktflecken nennen. Immerhin hat Kiautschau mancherlei bewahrt, was auf seine ehemalige Bedeutung schließen läßt.

Der Handel mit dem Inlande ist noch immer sehr rege und die Industrie lebendig. In den Geschäftsstraßen reiht sich Laden an Laden, in denen die fleißigen Chinesen unter den Augen der Vorübergehenden Pfeifen drechseln, hübsche Messingwaren, Leuchter, Opiumlämpchen und dergleichen herstellen, spinnen, weben, nageln, hämmern und vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein rastlos tätig sind.

Wichtiger für die Bucht von Kiautschau als diese Stadt ist ohne Frage das Dorf Tsingtau, auf einer kleinen Halbinsel gelegen, die sich von Nordosten nach Südwesten in die Bucht hinein erstreckt und diese in eine Vorbucht und eigentliche Bucht teilt. In der letzteren, wo hart an der Küste zwei kleine Inselchen eben noch aus dem Meere herausragen, ist ein Wellenbrecher zum Schutze gegen den winterlichen Nordost-Monsun errichtet und der Hafen angelegt worden. Die Einfahrt in diesen Hafen ist ganz unabhängig von Ebbe und Flut, leicht und ungefährlich und kann zu jeder Tages- und Nachtstunde vor sich gehen. Die Wassertiefe ist eine derartige, daß die größten Schiffe der Welt an dem Bollwerk selbst anlegen können. Die ganze Bucht ist ringsum von Bergen eingeschlossen, sehr geschützt und dem gefährlichen Taifun der chinesischen Gewässer nicht ausgesetzt. Günstiger zur Anlegung eines Hafens dürfte an der ganzen chinesischen Küste nicht leicht ein Platz gefunden worden sein.

Dazu kommt aber noch ein anderes: das Hinterland von Kiautschau ist die reich gesegnete Provinz Schantung, die allgemein für einen der fruchtbarsten Teile des großen chinesischen Reiches gehalten wird. Sie liegt durchweg unter Kultur, und wo der Chinese Ackerbau treibt, da ist jedes Fleckchen Erde in der denkbar nutzbringendsten Weise verwertet. Abgesehen von den Kulturgewächsen, die China überhaupt liefert, gedeihen hier auch fast alle europäischen Früchte, an der Küste auch unsere Äpfel, Birnen, Kirschen und andere Obstarten. Und hier wird nicht einmal, sondern dreimal im Jahre geerntet. Auch mit Weinbergen hat man es schon versucht und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Die nächste, im Innern der Provinz gelegene größere Handelsstadt, Weihsien, einer der Zentralpunkte des chinesischen Seidenhandels, ist nur hundert Kilometer von Kiautschau entfernt, und so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unser Deutsch-Asien in China in absehbarer Zeit in der Handelswelt eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird.

Afrika

Digitized by Google

Afrika.

1. Allgemeines.

Afrika, „der dunkle Erdteil“, dessen größtes Gebiet noch immer nicht der Forschung erschlossen ist, hat einen Flächengehalt von 29 283 390 qkm, was 531 817 deutschen Quadratmeilen entspricht. Dazu treten noch die Inseln, welche ein Areal von 626 054 qkm oder 11 369 3/4 deutsche Quadratmeilen umfassen. Die Küstenlinie beträgt nur 27 638 qkm, und auf der ganzen Fläche sind 179 1/2 Millionen Menschen angesiedelt, so daß ungefähr auf einen qkm 6 Personen kommen. Im Norden wird Afrika von Europa durch das Mittelmeer und die Straße von Gibraltar, von Asien durch den Meerbusen von Suez, das Rote Meer und den Meerbusen von Aden, von Amerika durch den Atlantischen Ozean getrennt. Mit Asien hängt es nur durch die Landenge von Suez zusammen, die eine Breite von 120 km besitzt. Als äußerste Punkte Afrikas kann man annehmen: im Norden das Cap Blanco in Tunis unter 37° 19′ nördlicher Breite, im Süden das Cap Agulhas oder Nadelkap unter 34° 51′ südlicher Breite, im Westen das Cap Verde, 17° 34′ westlicher Länge, im Osten das Cap Guardafui, 51° 16′ östlicher Länge. Der Erdteil besitzt demnach von Norden nach Süden eine Länge von 8000 km, von Westen nach Osten eine Breite von 7500 km. Afrika übertrifft an Größe Europa um das dreifache und darf den fünften Teil des Gesamtfestlandes für sich in Anspruch nehmen.

Der afrikanische Kontinent besitzt die geringste oder einseitigste Küstenbildung, und das ist auch mit der Grund, weshalb es bisher immer noch nicht gelungen ist, einzelne Teile der Forschung zu erschließen. Die Beschaffenheit der Küsten ist eine ganz verschiedenartige und wechselnde. Eine steile Küste herrscht fast vollständig am Roten Meer; dieselbe Gestaltung ist vom Cap Guardafui bis zum Äquator und von der Delagoa-Bai bis Kapstadt zu verfolgen. Auch die Küste von Nieder-Guinea, sowie die Mündung des Gabun und der Calabar-Flüsse ist felsig; zum Teil auch die Küste von Ober-Guinea,

sowie die Strecke von Rif in Marokko bis zum Kap Bon. Flache Sandstrecken finden sich im Nildelta, an der Küste der beiden Syrten und der Sahara zwischen Wadi Draa und Senegal. Hier hausen auch die giftigen Fieber, die namentlich dem Europäer so verhängnisvoll werden. Auch die ganze Ostküste von Afrika, vom Äquator bis zum Sululand, die Küste von Tripolis und Senegambien, sowie ganze Strecken von Guinea sind flach und sandig. Im Norden und Süden stößt man auf öde Wüstenstellen, die nicht die geringste Vegetation bieten, wie die Küste der Sahara, die des Roten Meeres, des Mittelmeeres von Tripolis bis zum Nildelta, und der südwestliche Strich vom Kap Frio bis zum Olifant-Fluß.

Halbinseln sind in Afrika fast gar nicht vorhanden, denn die wenigen, die man mit diesem Namen vielleicht bezeichnen könnte, sind mehr oder weniger zum Festland gehörig und werden — wie zum Beispiel das große Horn des Somali-Landes — durch das Meer in ganz unbedeutender Weise gegliedert. Dasselbe läßt sich von den Ausläufern von Barka, Tunis und Tanger, sowie von den Nil-, Niger-, Ogowe- und Sambesi-Deltas sagen. An der Ost-, West- und Südküste finden sich gar keine Halbinseln, und Afrika ist deshalb fast gar nicht gegliedert, eine Eigentümlichkeit, die es in erster Reihe mit Süd-Amerika teilt.

Hand in Hand mit dem Mangel an Halbinseln geht der Mangel an Buchten, die in auffallend geringer Zahl vorhanden sind. Als bedeutendste mag noch in Nordafrika der Golf von Gabes oder die kleine Syrte an der Grenze zwischen Tripolis und Tunis gelten. In Betracht käme ferner noch die große Syrte und der Golf von Guinea, den man aber kaum noch als Meerbusen ansehen kann. Im Südwesten finden sich die Walfischbai und die von einer sandigen Küste umgebene Bucht von Angra-Pequena, und an der Küste des Kaplandes die Tafelbai, die Falsebai und die Mosselbai, die einige nicht unbedeutende Häfen bieten. An der Ostküste finden sich noch die Delagoa-Bai und die Tadschurra-Bai.

Ebenso gering wie die Meerbusen und Halbinseln sind auch die Inseln, die der schwarze Erdteil aufzuweisen hat. An der Nordküste sind gar keine Inseln vorhanden, dagegen findet sich im Atlantischen Ozean die vulkanische Insel Madeira, die unter dem 33. Grad nördlicher Breite liegt und 675 km von der Küste entfernt ist; die Kanarien, die aus sieben großen und sechs kleinen Inseln bestehen, die Kap Verdischen Inseln, die das frühere äußerste Ende des Festlandes bildeten und sich aus einer aus zehn Teilen bestehenden — östlichen und nordwestlichen Reihe — zusammensetzen, Fernando-Po im Golf von Guinea, Sao Thomé, Annobon, St. Helena, die durch den Aufenthalt Napoleon I. und in den letzten Jahren durch die 3700 Buren unter Cronje, die dort gefangen gehalten wurden, große historische Bedeutung erlangt hat, die Himmelfahrts-Insel oder Ascension und Tristan da Cuñha oder Erfrischungsinsel, die mehrere gefährliche Vulkane aufzuweisen hat. Wenden wir uns der Ostseite zu, so stoßen wir auf die Comoren, die im nördlichen Teil des Kanals von Mozambique gelagert sind, auf die größte afrikanische Insel, Madagaskar, die gleichzeitig die drittgrößte Insel der Welt repräsentiert und durch den Kanal von Mozambique vom Kontinent geschieden wird; auf die aus den drei Inseln Mauritius, Rodriguez und Réunion bestehende Gruppe der

Maskarenen, auf die Amiranten, die Seychellen oder Mahé-Inseln, auf Sansibar, Pemba (nördlich von Sansibar und zum Sultanat Sansibar gehörig), Sokotora, Neu-Amsterdam und Saint Paul (zwei vollständig unbewohnte vulkanische Inselchen), und endlich auf die Crozet- und Kerguelen-Gruppe, die aus 130 Inseln besteht, vollständig unbewohnt ist und als Anlegestationen für Walfischfänger dient.

Geologisch zerfällt Afrika in mehrere Systeme: in das Atlas-System, die Plateaus der Sahara und des Sudan, in das zentral-äquatoriale, das ostafrikanische und südafrikanische Hochland. Der Atlas bildet keine zusammenhängende einheitliche Gebirgskette, sondern setzt sich aus drei Teilen, im Norden dem Kleinen Atlas oder Tell-Atlas, dem Hochland der Schotts und im Süden aus dem großen oder Sahara-Atlas, zusammen. Von der Küste von Tunis aus zieht sich der Atlas zweikettig, südwestlich hin; die eine Kette beginnt am Cap Bom, die andere am Cap Blanco. Im hohen oder marokkanischen Atlas, der ebenfalls aus mehreren Zügen gebildet ist, ist der höchste Berg der Djebel-Ajaschi mit 4500 m, doch schätzt ein englischer Reisender Thompson den Tamjurt-Berg höher, den er mit 7500 m bemißt. Der Kleine Atlas oder Tell-Atlas zerfällt in eine Reihe kleiner Gruppen, deren höchste Erhebung der Djebel-Lalla mit 2308 m bildet, während das daran anschließende Setif-Gebirge im Djebel-Babor mit 1900 m seine höchste Spitze besitzt. Die Schotts beginnen westlich von Tebessa und unter ihren Erhebungen sind der Djebel-Aures, der Chelia mit 2310 m, der Mahmel mit 2306 m zu erwähnen. Die Südküste trägt die verschiedenartigsten Namen, wie Ulad-Nayl, Djebel-Amour und Montagnes des Ksours und hat seine höchste Spitze mit 1940 m im Djebel-Tonilo, auf dem nördlich die Stadt Géryville, südlich Laghonat liegt. Vorgelagert dem Atlas ist im Süden der Anti-Atlas, der Höhen von 3000 bis 3400 m erreicht und vom Wadi-Draa, dessen Quellen auf dem Hauptkamm des Gebirges liegen, durchbrochen wird.

Das zweite System, das der Sahara, wird von einzelnen Berggruppen mit ungeheuren Höhen gebildet. Die Sahara ist eine Sandsteinhochfläche, in die sich stellenweise tiefe Becken aus Thonboden eingesenkt haben, und die sich zum Teil aus Felsflächen, Kiessteppen, Dünenregionen und kahlen Steppen zusammensetzt, die wieder vereinzelt von Oasen und Kulturflächen unterbrochen werden. In ihrer Mitte liegen die drei Bergländer von Ahaggar, von Air oder Asben und Tibesti. Das Ahaggar-Gebirge beginnt mit einer Höhe von 600 m, entwickelt sich aber bis zu 2000 m, und die höchsten Erhöhungen haben drei Monate im Jahr Schnee aufzuweisen. Davor liegt das zerklüftete, von Seen durchflutete Tasili-Tafelland, das von 1200 bis 1500 m ansteigt. Am nördlichen Abhang liegt die Oase Rhat.

Das Air oder Asben-Gebirge, das sich nach Nordsüden erstreckt, trägt fünf verschiedene Berggruppen, von denen das Timge-Gebirge im Norden bis zu 2000 m sich erhebt, während im Süden das Baghsen-Gebirge seine höchsten Höhen bis 1500 m mißt. Das Gebiet östlich zwischen den großen Karawanenstraßen der Sahara ist noch gänzlich unbekannt. Von Mursuk aus führt eine Karawanenstraße durch die Oasen Kauar und Bilma bis zur der waldreichen Gegend des Tsad-Sees durch eine wüste Steppe, vor der östlich das Tibesti-Gebirge gelagert ist.

Kaufleute gelte. Ich war damals noch nicht 1000 Jahre alt, sondern ein junger Handelsmann von 1000 Jahren. Ich hatte ungefähr Mengen von der Größe, wie sie heute noch in Kisten verpackt werden. Auch Fässer sah ich bei Gelegenheit, in denen Flüssigkeiten verschickt wurden. Aber ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, Kleinigkeiten, wie Nadeln, Knöpfe, Bänder, Spitzen, Schnallen, Ringe, Uhren, Schmuck, Bücher, Spielsachen, Schreibmaterialien, Tabak, Zigarren, Zigaretten, Schnupftabak, Kaffee, Tee, Schokolade, Gewürze, Arzneien, Farben, Lacke, Kämme, Bürsten, Spiegel, Lampen, Gläser, Porzellan, Steingut, Glas, Kleider, Schuhe, Hüte, Mützen, Handschuhe, Regenschirme, Stöcke, Fächer, Pfeifen, Waffen, Munition, Werkzeuge, Maschinen, Möbel, Teppiche, Vorhänge, Lederwaren, Koffer, Taschen, Reisetaschen, Körbe, Bürsten, Besen, Seife, Parfümerien, Kerzen, Streichhölzer, Zündhölzer, Feuerzeuge, Schirme, Fahrräder, Automobile, Flugzeuge, Luftschiffe, Photographien, Bilder, Spielkarten, Musikinstrumente, Noten, Schallplatten, Grammophone, Kinematographen, Filme, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Briefpapier, Briefumschläge, Postkarten, Briefmarken, Stempel, Siegellack, Tinte, Federhalter, Stahlfedern, Bleistifte, Radiergummi, Tintenlöscher, Tintenfässer, Schreibmaschinen, Kopierpressen, Vervielfältigungsapparate, Rechenmaschinen, Kassenschränke, Geldschränke, Geldsäcke, Geldtaschen, Portemonnaies, Banknoten, Wechsel, Schecks, Anweisungen, Quittungen, Rechnungen, Briefbogen

mit den Gipfeln des Djebel-Sebara (2230 m) und Um Delpha (2180 m). — Südlich von der Sahara liegt das Plateau des Sudan, das von dem Tsad-See in zwei Hälften getrennt wird. Das ganze Gebiet ist im großen und ganzen eine Hügellandschaft, westlich sogar eben, doch erheben sich auch hier einzelne Granit- und Sandsteinfelsen. Größere Höhen zeigen sich im Djebel-Maria, im Mendif, im Saranda und in den Gendere-Bergen, mit einer Durchschnittshöhe von 2000 bis 2500 m.

Das äquatoriale Afrika liegt südlich vom Beinuë und Schari-Tal und wird hier hauptsächlich durch das Flußgebiet des Kongo charakterisiert. Nördlich erreicht es nur eine Höhe von 800 m und in seinem mittleren Teile sogar nur eine solche von 500 m; dagegen sind die dem Golf von Benue bis zur Mündung des Coanza parallel liegenden Berge 1800 m hoch, während das im Nordwesten gelagerte Kamerun-Gebirge im Kamerun und seinem höchsten Gipfel, dem Mongoc ma Loba oder Pik von Kamerun, sogar 4000 m erreicht. Dieses Gebiet ist zum größten Teil noch nicht erschlossen.

Das umfangreichste von allen Hochländern ist das ostafrikanische, das auch gleichzeitig die höchsten Erhebungen aufzuweisen hat. Es beginnt beim Njassa-See, zieht sich nördlich in Höhen von 1000 m bis Massaua und wird zwischen dem Kilimandscharo und Kongo 1200 m breit, fällt dann aber nach Süden und Norden ab. Das ostafrikanische Hochland hat zwei Ränder aufzuweisen, von denen der östliche in Abessinien beginnt und 2000 bis 3000 m erreicht. Am Njassa-See finden sich eine Reihe hoher Gipfel, von denen der Kenia mit 5600 m, der Kilimandscharo (6100 m) und der Gelei am Natron-See (4200 m) die höchsten sind. Weniger hoch sind die Gipfel des Westens; doch hat auch hier der Ras-Dedschan, der höchste Berg von Abessinien, 4620 m aufzuweisen. Am Westufer des Albert-Sees finden sich die Riesenberge des Ruwenzori (5000 m), des Gordon-Bennett (4600 m) und Mfumbiro (3000 m). Die Gegend vom letzteren bis zum Tanganika ist noch unerforscht, doch kennt man hier bereits die ansehnlichen Gipfel des Samburuso und Sabia.

Das südafrikanische Tafelland beginnt im Tal des Sambesi und setzt sich bis zur südlichen Spitze des Kontinents fort. Dieser Teil Afrikas, der etwa ein Fünftel des ganzen Erdteils ausmacht, zerfällt in verschiedene Partien, von denen das Kapland von einer terrassenförmigen Bergkette durchzogen wird, die den Namen Langen-, Outeniqua- und Langkloff-Berge führen und in ihren Höhenverhältnissen zwischen 1000 und 1500 m schwanken. Daran schließt sich die steile Kette der großen Karroo, die sich, etwa 55 000 qkm umfassend, durch die britische Kapkolonie zieht und im großen Tafelberge (1438 m) und den Elandsbergen (1490 m) die höchsten Erhebungen besitzt. Der großen Karroo folgt der Zug der Roggeveld-, Nieuweveld-, Winter- und Koudveld-Berge mit dem 2440 m erreichenden Kompaßberg. An der Westseite der Kapkolonie bei Kapstadt erhebt sich der „Löwenkopf" mit 1082 m, während im Südwesten an den Quellen des Olifant-Flusses der Winterhoek mit 2080 m liegt.

Die Cedar-Gebirge begleiten die Westküste, und ihre Fortsetzung sind die Bokeveld-Berge, denen die Kamies und Kupferminen-Berge folgen, indes sich nach dem Innern hin

die Rood-Berge und der Groote Doorn-Berg (1520 m) finden. An sie schließt sich nach Osten eine große Ebene, die von zahlreichen Bergzügen gegliedert wird.

In Südosten erblicken wir die Rosch-Berge, die Tandtjes-Berge mit dem großen Winter-Berg und im Nordosten die Draken-Berge mit dem Mont aux Sources (3400 m), dem Champagne-Castel (3160 m) und dem Giants-Peak.

Auch an der östlichen Küste finden sich drei Terrassen, westlich das Lebombo-Gebirge, die Ausläufer der Draken-Berge und der Spitzkop, sowie einzelne Terrassen, die bis zu 900 m ansteigen.

Im Tafelland der Matebele begegnen wir im Norden dem Umrukwe-Gebirge, im Süden dem Matoppo und Isimunle-Gebirge, während für die Hochebene der Burenstaaten der Vaal mit dem Hoogeveld und die Magalis-Berge bei Prätoria zu nennen sind. Auch am westlichen Rande des Tafellandes treffen wir Gebirgslandschaften: so im Lande der Herero und Damaras, wo wir in dem Homatako (2300 m) die höchste Erhebung vor uns haben.

Auch die Inseln sind gebirgig, häufig auch mit Vulkanen durchsetzt, wie auf den Comoren, deren größte Insel Groß-Comoro noch in einer Höhe von 2250 m einen tätigen Vulkan beherbergt. Dasselbe gilt von Madagaskar, wo sich auf Nossi-Bé an der Ambaro-Bai zahlreiche Krater finden. Auch das Ankaratra-Gebirge ist vulkanisch, obwohl die meisten Krater hier erloschen sind, genau wie auf den Maskarenen; doch macht auf Réunion der seit 1785 tätige Vulkan Piton de la Fournaise oder Grand Brulé davon eine Ausnahme, da er noch fortwährend große Lavamassen auswirft und überhaupt als tätigster Vulkan in der Umgebung des indischen Ozeans anzusehen ist. Auch die Amiranten haben Berge aufzuweisen, von denen der Djebel-Haggier mit 1419 m der bedeutendste ist.

Von den Flüssen und Seen ist es in erster Reihe der Nil, der für die ganze Gestaltung des Landes ausschlaggebend ist. Er ist der längste Fluß des ganzen Erdteils, ja, man könnte fast sogar sagen, der ganzen Welt, da ihm nur der Mississippi in dieser Beziehung überlegen ist. Seine Länge beträgt 5900 km, und er umfaßt ein Stromgebiet von 2533000 qkm. Seine Quelle liegt auf dem ostafrikanischen Tafellande, doch ist es bisher noch nicht gelungen, den eigentlichen Sitz derselben zu entdecken. Hinter Khartum tritt er in die Nubische Wüste und durchläuft dieselbe, um sich in der Nähe von Kairo in zahlreiche Arme zu teilen. Der eine dieser Arme, der weiße Nil, auch Bahr el Abiad genant, durchfließt das Land der Schilluk und schlängelt sich an der Küste von Kordufan entlang; der andere, der Blaue Nil oder Bahr el Azrak, beginnt unter dem Namen Abai auf dem Hochplateau von Amhara, um zunächst den Tana-See zu durchfließen. Von den Nebenflüssen des Nil seien in erster Reihe der Atbara genannt, der auf den Anhöhen westlich vom Tana-See entspringt und sich bei Tomat mit seinem Nebenfluß Setit vereinigt. Der Blaue und Weiße Nil fließen zusammen durch Nubien und Ägypten und münden bei Kairo in einem Delta, das einen Umfang von 22000 qkm hat und eine Breite von 207 km besitzt. Die beiden Hauptarme des Deltas münden im Westen bei Rosette, im Osten bei Damiette. Trotz der vielen Kanäle, die man angelegt, tritt der Nil fast alljährlich in den Monaten Juli, August und September über seine Ufer, und seine Schwellungen

bringen oft einschneidende Veränderungen in der Gestaltung der Landschaft hervor. In seinem Laufe stößt er auf sechs Katarakte, die der Schiffahrt sehr hinderlich sind, so daß er an seinem Unterlaufe nur auf 1130 km, in seinem Mittellaufe auf 1800 km und in seinem Oberlaufe auf 250 km schiffbar ist. Vom Abessynischen Hochlande fließen außerdem noch verschiedene Flüsse ab, wie zum Beispiel der Hawasch, der in den Gargori-See abströmt, der Webi Doboi, der das Land der Galla durchzieht und zwischen Mogdischu und Kismaju von einem kleinen See aufgenommen wird, und der Dschub oder Jub, der sich in den Indischen Ozean ergießt. Wie der Nil, so besitzen auch alle diese Flüsse Stromschnellen und Katarakte, so daß ihre Befahrung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wir erwähnen ferner den auf dem Kenia entspringenden Tana, dessen Mündung im Witu-Lande vermutet wird, den Sabaki, der auf dem Kilimandscharo entspringt, den Pangani, der deutsches Gebiet durchströmt, und den Rowuma, der sich in den Indischen Ozean ergießt. Weit bedeutender als alle diese Flüsse ist der Sambesi, der die Ostküste bewässert und dem Indischen Ozean tributpflichtig ist. Er bildet die wunderbaren Victoria- oder Mosiwatunja-Fälle, wird bei Tete schiffbar und mündet in drei Armen in den Indischen Ozean. Seine Länge beträgt 2660 km, und er umschließt ein Stromgebiet von 1½ Mill. qkm. Ihm gegenüber fließt der Okawango oder Kubango, der den Ngami-See durchzieht und sich später in einer Reihe kleiner Seen entwässert. Für Transvaal maßgebend ist der Limpopo, der eine Länge von 1900 km besitzt, und der zweitgrößte Strom des südlichen Afrikas genannt werden kann. Dieser Fluß, der auch der Krokodil-Fluß genannt wird, entspringt auf den Magalies-Bergen und besitzt zahlreiche Nebenflüsse, wie den Matlabas, den Pongola und den Palala. Der größte Fluß Süd-Afrikas ist der Oranje-Fluß, — bei den Hottentotten Gariep genannt — der die Nordgrenze der Kapkolonie bildet, in den Atlantischen Ozean fällt, aber trotz seiner Länge von 2247 km keine Schiffbarkeit besitzt.

Wir kommen nunmehr zu dem nächst dem Nil bedeutendsten Flusse von ganz Afrika, dem Kongo, der zu den Riesenströmen der Welt gehört. Er führt zuerst den Namen Lualaba und durchfließt den Bangweolo-See. An der Südwestecke des Sees tritt der Kongo aus ihm heraus und ergießt sich in den Meru-See. Zwischen ½ Grad südlicher Breite und 0° 15′ nördlicher Breite passiert der Kongo die sogenannten sieben Stanley-Fälle und nimmt dann eine Reihe von Nebenflüssen, wie den Aruwimi, den Boloko oder Lubilasch, den Ubangi, den Kassai und den Sankuru auf. Er mündet nach einem Laufe von etwa 4200 km, nachdem er in Stanley-Pool — einer mit zahlreichen Inseln besetzten seeartigen Erweiterung — seinen tiefsten Punkt erreicht hat, bei Banana in den Atlantischen Ozean. Von den 4200 km, die seine Länge beträgt, sind nur 2000 km schiffbar, während er ein Gebiet von 3 Millionen qkm umschließt.

Von weit geringerer Bedeutung ist der Ogowe, der den Njong, den Mbam und den Kamerun mit sich führt, während der Niger mit dem Nil und dem Kongo an Bedeutung rivalisieren kann. Hinsichtlich der Länge und des Stromgebiets steht er unter den Strömen an dritter Stelle, und seine Schiffbarkeit ist noch eine weitaus größere als die des Nils und des Kongo. Er setzt sich aus drei Quellflüssen zusammen und heißt zuerst Tembi, dann Djoliba, Mayo und Issa. Im Südosten nimmt er den Binue auf und

bildet im Golf von Guinea ein Delta. Seine Länge beträgt 4150 km, sein Stromgebiet umfaßt 2600000 km. An der Küste von Guinea ist noch der Volta-Fluß und der Comoe zu erwähnen. Für den Sudan sind der Gambia und der Senegal maßgebend, von denen der erstere eine Länge von 740 km und ein Stromgebiet von 182000 km, der letztere 1435 km Länge bei einem Gebiet von 440000 qkm besitzt. Beide entspringen in der Landschaft Futa-Djallon, und der Senegal ist selbst zur Zeit der Dürre auf 700 km schiffbar. Von den übrigen Flüssen des Sudangebietes seien noch der Cassini und der Rio-Grande genannt.

Was die Seen betrifft, so ist ganz Ost-Afrika davon bedeckt, doch viele derselben sind fast ausgetrocknet und bilden nur noch Sümpfe. Dazu gehört der Schirwa- und der nördliche Teil des Rikwa-Sees. Auch der Bangweolo-See, der Salzsee Majara, der Natron-See und der Stephanie-See befinden sich in ähnlicher Lage. Einzelne dieser Seen sind wohl auf vulkanischen Ursprung zurückzuführen wie die östlich von Abessinien gelagerten und der Jipe-See am Kilimandscharo. In tiefen Grabenversenkungen liegen der Tanganika, der Njassa, der Albert- und der Albert-Edward-See. Bei einer größeren Reihe von Seen läßt sich die Art des Ursprunges nicht mehr erkennen, einzelne liegen zwischen Granit und Schiefern eingekeilt.

Die Höhe der Seen über dem Meere ist eine ganz verschiedene. Während einzelne, wie der Aschangi-See und der Ardibbo-See über 2000 m hoch liegen, haben andere wie der Tanganika-, der Muero-, der Albert-See, der Schirwa unter 1000 m, ja, der Njassa kann sogar nur auf 480 m, der Rudolf-See nur auf 400 m Anspruch erheben.

In betreff der Größe ist der Victoria-Njansa-See, der 1200 m hoch liegt, der bedeutendste, denn er besitzt eine Fläche von 75000 qkm. Ihm folgt mit 40000 der Tanganika, mit 27000 der Njassa, während der Tana-See nur 3000 qkm besitzt, und dieselbe Größe dürfte auch der Albert-Edward-See haben. Die größte Tiefe hat wohl der Tanganika mit 300 m, der Njassa mit 200, die geringste der Albert-See mit 10 bis 15 und der Bangweolo mit 3 bis 5 m.

Das Klima.

Klimatisch zerfällt Afrika in drei Zonen, nämlich in die heiße, die nördlich gemäßigte und die südlich gemäßigte. Den weitaus größten Teil umfaßt die erstgenannte, denn sie erstreckt sich nördlich bis zur Sahara, südlich bis zum Limpopo und dem Gebiet der Hereros.

Betrachten wir zuerst das Klima des tropischen Afrikas, so ist der Sudan als die heißeste Gegend des ganzen Erdteiles anzusehen. In den Ländern vom südlichen Teile des Roten Meeres bis zum oberen Niger beträgt die Temperatur das ganze Jahr hindurch nicht weniger als 30 ° C. Im Juli steigt diese Temperatur noch bis 38 °, und in

dem ganzen Gebiet von Khartum westlich bis Timbuktu, nördlich nach El Goles, dann wieder bis Murfuk und von dort nach Berber, ist die Temperatur die gleiche. Hier wird die Hitze oft so stark, daß man nicht fehl geht, wenn man sie bis zu 60 ° veranschlagt. In den Gebieten des mittleren Kongo, von der Mündung des Ubangi bis zu den großen Seen und zwischen dem oberen Sambesi und der Karroo ist die Luftwärme durchschnittlich über 30 °, während Madagaskar im Sommer eine Wärme von 23 bis 28 °, im Frühjahr sogar unter 20 ° aufweist. Die stärkste Temperatur im Innern des Landes ist gewöhnlich um die Julizeit zu erwarten, doch haben Reisende auch um diese Zeit große Schwankungen beobachtet.

In den Hochländern Ostafrikas ist an heißen Tagen die Luft in der Nacht mäßig warm, oft sogar kalt, und der Unterschied ist so frappant, daß man nach Tagesatmosphären von 32 ° C. oft am Morgen mit Reif bedeckte Gräser vorfindet. Auch Hagelwetter sind in den ostafrikanischen Hochländern nichts Seltenes. Ebenso sind im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet die Temperaturschwankungen außerordentlich, während die Höhen Abessiniens oft Temperaturen unter dem Gefrierpunkt haben, was übrigens nicht besonders zu verwundern ist, da fast alle diese Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind und Gletscher aufzuweisen haben.

In den tieferen Teilen des Kontinents ändert sich die Temperatur bedeutend, und selbst in der kühlsten Jahreszeit sind nach Schweinfurth bei starkem Gewitter 19 ° Wärme vorhanden gewesen; auch im Januar hatte man bei starkem Nord-Ostwind bei Tagesanbruch bereits 16 bis 17 ° Wärme.

In den Küstengegenden sind die Schwankungen nicht besonders stark; so konstatierte man in der deutschen Station Tschinschoscho im Februar und März 26,3 und im Juli und August (den kühlsten Monaten) 20,7 °, eine nicht allzu hohe Differenz. Im Rufe der allerheißesten Häfen Afrikas stehen die Küstenstädte am Roten Meere, wo man Temperaturen von 54 bis 56 ° begegnen kann, bei einer Durchschnittswärme von 31,6 °, einem Juni von circa 37 und einem Januar von 25½ °. In Senegambien und Sierra Leone sind die Temperaturschwankungen sehr stark; am frühen Morgen und im Winter weht der Nordostwind ziemlich frisch, dagegen ist es im Sommer und um Mittag sehr heiß. In Ober- und Nieder-Guinea führen die Südwinde die Herrschaft; die Schwankungen bewegen sich hier zwischen 15 und 37 °. Die wärmsten Monate sind der April und Dezember; am kühlsten sind der August, September und Februar. Im Süden des Äquators steht die Gegend unter dem Einfluß des Südwestwindes und der Meeresströmung, so daß infolgedessen fast gar kein Regen fällt. Hier herrscht der sogenannte Harmattan, ein trockener, kalter Ostwind, der Augen und Lunge stark angreift, aber die Fieber herabmindert. Das tropische Klima Afrikas ist für Europäer äußerst ungesund, und der Aufenthalt ist häufig mit dauernder Schädigung der Gesundheit verknüpft. Ganz besonders sind in dieser Hinsicht die Küstenländer zu fürchten, und gerade die fruchtbarsten Gebiete sind die ungesundesten.

Das nördliche außertropische Afrika wird hauptsächlich durch den geringen Regen charakterisiert, und nur im Winter kommt es zu geringen Niederschlägen, die aber auf

die Kultur der Gegend keinen Einfluß haben. Die Nordgrenze der Sahara hat im Winter einen verhältnißmäßig hohen Luftdruck aufzuweiſen, der die Trockenheit des Gebietes zur Folge hat. Im Winter wehen nur ſehr ſchwache Winde und noch häufiger iſt Windſtille zu konſtatieren. Der Erdboden kann eine Hitze bis zu 70° annehmen, doch kommt auch hier zuweilen Regen vor, der allerdings keine nachhaltige Wirkung auf die Temperatur übt. Auch in Kairo regnet es nur ſehr ſelten, ebenſo in Unterägypten und an der nördlichen Küſte des Roten Meeres. Alexandrien iſt faſt regenlos, denn vom April bis zum Oktober fällt faſt nie ein Tropfen. Dasſelbe gilt von Tripolis; auch die Kanariſchen

Beduine beim Samum.

Inſeln müſſen vom Mai bis zum Oktober auf das Himmelsmanna verzichten, während Madeira 5 Monate, Marocco 6 bis 7 Monate ſich ohne Regen behelfen müſſen. Nicht vergeſſen darf hier der berüchtigte Wüſtenwind Nordafrikas, der ſogenannte Samum, werden, der in Ägypten auch Chamſin genannt wird und bei einer Temperatur von 50° und darüber einen heißen, trockenen Sand aufwirbelt. Karawanen, die in der Wüſte vom Samum überfallen wurden, ſind ſchon oft vom Tode überraſcht worden. Seine Dauer ſchwankt außerordentlich; oft nur wenige Minuten, oft aber ſtundenlang, und wehe den Ärmſten, die in der Wüſte ſeinen Schreckniſſen preisgegeben ſind.

In Südafrika ſind klimatiſche Gegenſätze im Weſten und Oſten zu konſtatieren. Da

Digitized by Google

die Meeresströmung im Westen eine kalte ist, so ist auch das Klima ein kaltes; der Osten dagegen ist wegen der warmen Meeresströmung warm und im Sommer stark vom Regen heimgesucht, während der westliche Sommer durchgängig trocken ist. Im Innern des Landes auf den Hochebenen sind Schneefälle nichts Seltenes und auf den hohen Bergen der Drakenkette und der schwarzen Berge kommen in jedem Jahr Schneefälle vor, was an der Ostküste, der Südküste bis zur Algoa-Bai und der Westküste nicht der Fall ist.

Die Pflanzenwelt.

Das Pflanzenreich Afrikas läßt sich nach der Vegetation in fünf Abteilungen zerlegen: In das tropische Reich, in die Hochgebirgsflora Ostafrikas, in die Flora des Kaplandes, die Flora der Sahara und in die Flora des Atlasgebietes.

Das tropische Afrika wird vor allem durch die Gräser charakterisiert, die sich in massenhaften Ausdehnungen, ganz besonders in Abessinien, vorfinden. Hier finden sich so hohe Gräser, daß selbst die Giraffen sich darin zu verbergen vermögen; ja, noch mehr, in einzelnen Prairien oder Savannen — wie in denen von Senaar — stehen die Gräser in einer Höhe von 4 bis 6 Metern, und am Viktoria Njansa hat man noch höhere angetroffen. Daneben wachsen an den Flußufern Schilfrohr und Papyruspflanzen, die das Wasser auf allen Seiten umgeben und zum Teil verdecken.

Herrlich sind die großen Baumwälder, die einen überwältigenden Eindruck machen, und deren Stämme in einzelnen Teilen des Erdteils eine Höhe von 20 bis 24 m erreichen. In Senegambien hat man sogar Bäume angetroffen, die 32 m Höhe aufwiesen. Ein äußerst merkwürdiger Baum, der sich durch seinen ungeheuren dicken Stamm auszeichnet, ist der Baobab, auch Affenbrotbaum genannt, dem man in Afrika in reicher Fülle begegnet. Er ist ein wichtiger Nutzbaum; das Mark seiner Früchte ist eßbar, und sein Saft ergiebt einen vielbenutzten Klebestoff; ganz besonders geschätzt wird seine Rinde, denn sie bildet ein bewährtes Mittel gegen die in Afrika so häufig auftretenden Fieber. Neben ihm sei die Delebpalme erwähnt, die allerdings hinter Abessinien nicht mehr zu finden ist, und auch lange keine so große Verbreitung besitzt, als der Baobab. Riesenfrüchte liefern die Bananenbäume, deren Blätter sich zu einer Länge entwickeln, wie man sie bei keinem andern Baum der Welt wiederfindet. Äußerst häufig stößt man im tropischen Afrika auch auf Mimosen und Akazien, auf Tamarinden und Sykomoren, denen man in ganz Zentralafrika und vor allen Dingen im oberen Tale des Nils begegnet. Der Maulbeerfeigenbaum wächst in Ägypten und liefert wallnußgroße, eßbare, sogenannte Pharaofeigen; im Altertume hatte er auch dadurch seine Bedeutung, daß man das Holz der Mumiensärge seinem Stamme entnahm.

Im Gegensatz zu Amerika und Asien treten die Palmen Afrikas nicht mit so starker Häufigkeit auf. Wirkliche Verbreitung haben nur drei Arten, die Ölpalme, die Dumpalme

und die schon vorher erwähnte Delebpalme gefunden. Daneben sei noch die Dattelpalme, die Cokospalme und die Zwergpalme genannt.

In den westlichen Wäldern und in der Gegend des Kongobeckens stößt man auf Bambussträucher, Farrenbäume und Pisang, sowie andere Formen des tropischen Urwaldes, die immer häufiger auftreten, je mehr man sich dem Kapland nähert. Das Hochland Abessiniens zeichnet sich besonders durch die schönen Oleanderbäume aus, die sich hier zu respektabler Höhe entwickeln. Im Kapland selbst findet sich noch der Kaffeebaum und der Kusso, der ein sehr wirksames Bandwurmmittel ergiebt, während die sogenannte Giraffenakazie von den Tieren gleichen Namens sehr geschätzt wird, da sie ihnen eine sehr schmackhafte Nahrung liefert.

Dattelernte.

Die eigentliche Kapflora hat zahlreiche Strauch- und Krautgewächse aufzuweisen, und das größte Kontingent stellen wohl die Ericaceen, die in etwa 400 Arten vertreten sind. In der Karroo wuchern die Dornensträucher, von denen der sogenannte Karroodorn am häufigsten vorkommt. Daneben blühen Aloe, eine riesenhafte Anzahl von Zwiebeln, Orchideen, Lilien und Irisspflanzen, deren Entwickelung der harte Boden und die mangelhafte Bewässerung in jeder Weise Vorschub leistet, da gerade diese beiden Eigenschaften für die gedeihliche Entfaltung dieser Pflanzen Vorbedingung ist. Gräser sind im Kaplande wenig zu finden, und im Westen vermißt man sie vollständig. Eine eigentümliche Schilfart wächst hier am Ufer der Flüsse, und ihr ist es einzig und allein zuzuschreiben, daß die Sonnenstrahlen das Wasser nicht austrocknen und die Flüsse auf diese Weise zum Versiegen bringen; die Pflanze bedeckt nämlich mit ihren Blättern den Wasserspiegel derartig, daß kein Sonnenstrahl durchzudringen vermag.

Wenig hervorragend ist in der Kapgegend die Baumvegetation, und Wälder finden sich eigentlich nur im Süden an der Küste, wo die Oliven, Cypressen, die Kastanie, das Eisenholz und der Safranbaum vertreten sind.

Wenden wir uns der Hochgebirgsflora Ostafrikas zu, so ist es der schon erwähnte Kusso, der uns in erster Reihe entgegentritt; ebenso zahlreich ist die Gibarra vorhanden,

Digitized by Google

die zu ihrer Entwickelung nur wenig Wärme verlangt. In den oberen Teilen des Hochlandes finden sich noch Erikaarten und Coniferen, die man bis zum nördlichen Somaliland verfolgen kann.

Wie nicht anders anzunehmen, ist die Saharaflora eine sehr minderwertige, da in der Sandwüste bei dem fast ständigen Mangel an Bewässerung nichts Ersprießliches gedeihen kann; nur in den Oasen ist Vegetation zu bemerken, wenngleich auch einige Stellen der Wüste mit Gräsern bewachsen sind, die eine Nahrung für die Kamele bilden. Wie auch klimatisch zwischen dem Osten der Sahara und dem Westen ein bedeutender Unterschied besteht, so ist ein solcher auch bei der Flora dieser Gegend zu konstatieren, denn der Westen bietet eine Steppenflora, während der Osten nichts weiter als eine öde Sandfläche darstellt, in der außer einigen Gräsern und Sträuchern fast nichts gedeiht. Dagegen zeigt der Westen auch Bäume, von denen in erster Reihe die arabische Akazie und die Dattelpalme genannt sein mögen. Die Früchte der letzteren bilden ein geschätztes Nahrungsmittel; ihr Kern gibt gemahlen ein sehr gutes Viehfutter, und ihre Fasern und Rippen werden zum Flechten von Seilen, Körben und Matten vielfach benutzt. Die Akazie trifft man nur an einzelnen Stellen, doch erreichen ihre Exemplare eine ansehnliche Höhe. Die Dattelpalmen dagegen sind in ganzen Gehölzen vorhanden, und man hat sie sogar nördlich vom Atlas anzupflanzen versucht, doch sind die Erfolge nicht allzuhoch anzuschlagen, da das trockene Wüstenklima für ihre gedeihliche Entwickelung am vorteilhaftesten ist. Neben diesen beiden Bäumen, die in diesen Gebieten die erste Rolle spielen, finden wir noch Mimosen und weiter nach Süden die Tamariske, der der salzhaltige Boden äußerst zuträglich ist; außerdem ist im Niltal und an der Küste von Tripolis eine Zwergpalme und der aus dem Sudan stammende Oscherstrauch bemerkenswert, dessen Samenhaare Seide liefern. In den Oasen gedeihen eine ganze Reihe von europäischen Pflanzen, die sich auch in den Gebirgszügen der Sahara vorfinden.

Wie in der Sahara sind auch im Atlas zwei Regionen zu unterscheiden, die eine ganz entgegengesetzte Flora aufzuweisen haben. So finden sich Wälder im Süden, Norden und Westen der Schotts, und namentlich tritt hier die Ceder in den Vordergrund. In Höhe von 1500 m sind Kiefern und Eichen zu Hause, doch über 2500 m setzen Wiesen und Matten ein, die von Sträuchern, Moosen und Flechten bedeckt werden.

Das Barkagebiet zeichnet sich durch einen großen Reichtum an Cypressen aus; auch die Dattelpalme taucht hier auf, so wie das Halfagras, das auch in Spanien vorkommt, und dessen schmale feste Blätter dort zur Papierfabrikation benutzt werden.

Die afrikanischen Küsten, besonders die Küsten von Guinea sind von Dickichten umzogen, und hier ist es in erster Reihe der Mangrovenbaum, den man in reicher Fülle antrifft und dessen Früchte eßbar sind, während die Rinde zum Gerben und Färben benutzt wird. Diese Mangrovendickichte sind für die Sumpfbildung äußerst wichtig, da die zahlreichen, nach allen Seiten sich verästenden Wurzeln den Meeresströmungen ein schätzenswertes Gegengewicht leisten.

Die Tierwelt.

Wie bei der Pflanzenwelt ist auch bei der Tierwelt eine Teilung vorzunehmen, und zwar ist es hier die paläarktische und die äthiopische Region, mit der wir zu rechnen haben. Die erstere umschließt den Norden der Sahara, das Atlasgebiet, Tripolis, Barka und Ägypten, während die Sahara zwischen den beiden Abteilungen das Mittelglied bildet.

In den nördlichen Ländern der Saharagebiete finden sich Löwen und Panther, doch die Sahara selbst ist von großen Raubtieren frei, mit Ausnahme der Hyäne, die hier ihr unheimliches Wesen treibt. In den Strichen der Sahara, welche zeitweise bewässert werden, taucht von Raubtieren der Schakal auf, daneben lebt hier eine Pavianart, der Wüstenhase, das Mähnenschaf und der Klippschliefer, eine Art Dachs, der ein sehr eßbares Fleisch liefert. Darauf dürfte sich das Tierleben der Sahara beschränken, doch erwähnen einige Reisende, darunter Nachtigal und Lenz, noch einige Raben, Eulen, Gazellen, den Wüstenfuchs und die Feldratte.

Nach Tibesti zu sind — ebenfalls nach Nachtigal — außer Gazellen Säbelantilopen zu Hause, während auf den Bäumen und Felsen ein großer Pavian sich zeigte. Von Raubtieren erwähnt er nur die Hyäne, die gestreifte, die gefleckte und eine dunkel-einfarbige, die aber noch feiger als ihre Rassengenossen ist, den Karawanen scheu aus dem Wege geht und sich nur von Tierleichen nährt. Von den Schlangen erwähnt er Vipern, von den Reptilien Chamäleon und Eidechsen, von Vögeln Perlhühner, Tauben, Aasgeier und Wüstenraben. Nur selten taucht der Strauß auf, während Insekten fast ganz verschwunden sind.

Von der Tierwelt des Atlasgebietes schreibt Lenz in seinem Werke „Timbuktu", daß er Löwen in Marocco gar nicht, Panther nur ab und zu zu Gesicht bekommen habe. Ebenso erwähnt er das Mouflon, das Wildschaf, dessen Fleisch sehr geschätzt wird, und von Vögeln Geier, Adler und Alpenkrähen. Ganz anders gestaltet sich die Fauna an der Grenze der Sahara und des Sudan. Hier leben in den großen Mimosenwäldern zahlreiche Tiere; auch der Löwe ist hier anzutreffen. Ferner findet man in Nordafrika mehrere Gattungen von Bären, Hirschen, Ziegen und Schafen, und ganz besonders zahlreich begegnet man dem Damhirsch, der außer in diesen Gegenden nur noch in Mitteleuropa anzutreffen ist.

Wenig verbreitet ist jetzt in der Sahara das Kamel, das in Afrika als Haustier gehalten wird. In Ägypten steht im Vordergrunde der Tierwelt das Ichneumon, die sogenannte Pharaosratte, das den alten Ägyptern heilig war und bei der Vernichtung der Krokodile, deren Eier es mit Vorliebe frißt, schätzenswerte Dienste leistet. Unter den Reptilien Nordafrikas sind die Wassereidechsen und Landeidechsen bemerkenswert. Unter den Affen finden wir die Gattung der Makaken, die sogenannten schwanzlosen Affen, die sich bis nach Gibraltar hinübergezogen haben.

Über einen ganz beſonderen Vogelreichtum haben die Kanariſchen Inſeln und Madeira zu verfügen; auf der letzteren gibt es 28 Gattungen, auf den Kanariſchen Inſeln ſogar 50, und viele Tiere Europas wie Schwalben, Lerchen, Sperlinge, Hänflinge, Droſſeln, Raben und Rebhühner kommen hier vor.

Wenn wir nun die Haustiere betrachten, ſo müſſen wir in erſter Reihe das Kamel nennen, das man nicht mit Unrecht das Schiff der Wüſte getauft hat. Es hat alle Tugenden, die den andern zur Transportbeförderung beſtimmten Tieren — wie dem Pferd oder Eſel — abgehen; es iſt genügſam, ausdauernd, gutmütig, iſt als Reit- und

Kamel-Karawane.

Laſttier zu benutzen, und man kann an dieſes wahrhaft unſchätzbare Tier hinſichtlich der Tragfähigkeit weitaus die größten Anforderungen ſtellen, denn es trägt Laſten von 150 bis 250 Kilo und legt damit in 24 Stunden etwa 120 km zurück. Nur alle zehn Tage bedarf es einer längeren Ruhe und verlangt Waſſer höchſtens zweimal in der Woche. Von hoher Bedeutung in Afrika iſt das Pferd, das in manchen Strichen des dunklen Erdteils faſt gar nicht vorkommt und den Negern zuerſt vollſtändig unbekannt war. Der gefährlichſte Feind des Pferdes iſt die Tſetſefliege, die im tropiſchen Afrika von den Bewohnern mehr als das Fieber gefürchtet wird und oft ganze Karawanen von Pferden

Digitized by Google

und Rindern vernichtet. Die Tsetsefliege hat schon so manchen Ansiedler an den Bettelstab gebracht, indem es ihn an einem einzigen Tage seines ganzen Viehstandes beraubte; denn der Stich dieses Insekt wirkt auf manche Tiere unbedingt tötlich, während es dem Menschen nichts anzuhaben vermag.

Dem Pferde nahe verwandt ist der Esel, dessen ursprüngliche Heimat nach Ostafrika verlegt, und der in gezähmtem Zustande viel benutzt wird, während die ungezähmte Art, der sogenannten Wildesel, in den Steppengegenden von Ostafrika haust.

Das Schwein ist von Europa eingeführt worden und hat schnell Verbreitung gefunden. Auch die Neger züchten es, soweit sie nicht der mohamedanischen Religion anhängen, denn dann gilt es als unrein, und der Genuß seines Fleisches ist ihnen durch den Koran verboten. Das Schaf ist hauptsächlich in Abessinien und im Sudan zu Hause, und zwar das sogenannte Schwarzkopfschaf, auch Fettschwanzschaf genannt, das eine vortreffliche Wolle liefert. Vielfach trifft man das Schaf an der Südwestküste bei den Völkern der Herero, Damara und Ovambo, die eifrig die Viehzucht betreiben. Auch bei den Opferfesten dieser Völker spielen die Schafe eine große Rolle, denn hier werden sie in Massen geschlachtet und den Götzen zum Opfer dargebracht. In Südafrika steht die Schafzucht im Vordergrunde, und der Reichtum vieler Grundbesitzer wird durch die Anzahl der Schaf- und Rinderherden charakterisiert.

Auch das Rind ist nicht in Afrika heimisch, sondern erst eingeführt worden, und die sich mit Viehzucht beschäftigenden Völker, auch die Ansiedler Südafrikas, widmen ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In Ägypten und in der Libyschen Wüste, sowie im Nordosten des Kontinents findet man es nicht, sonst aber ist es im ganzen Erdteil vertreten.

Unter den Vögeln ist es das Huhn, das überall gehalten wird; selbst die der Jagd huldigenden Völker im Innern halten es, und schon die antiken Schriftsteller erwähnen, daß die Pygmäen, jenes sagenhafte Zwerggeschlecht, von dem Homer erzählt, sich Hühner als Haustiere hielten.

In Südafrika hat man versucht, Strauße zu zähmen, doch ist dies bisher noch nicht gelungen, so daß man sich bis jetzt darauf beschränken muß, einzig und allein an die Verwertung der Federn zu denken, die denn auch einen bedeutenden Nutzen abwerfen. In Ostafrika wird vielfach Bienenzucht betrieben, unter anderm von den Buschmännern, die auch ganz hübsche Resultate erzielt haben; überhaupt ist die Bienenzucht ein Gebiet, das bei rationeller Ausbeute bedeutende Erfolge zeitigen dürfte.

Wenden wir uns nach dieser kurzen Abschweifung der Tierwelt der äthiopischen Region zu, so finden wir in den Savannen Ostafrikas eine Reihe von Antilopen und Vögeln, die von Senegambien bis Abessinien zu Hause sind. In Abessinien und an der Küste von Mozambique finden sich eine Affenart und zwei insektenfressende Elefantenspitzmäuse, die ausschließlich in dieser Gegend vorkommen und nicht wie die übrigen Tiergattungen sich auch nach anderen Teilen des Landes ausdehnen. Im übrigen begegnet man in Abessinien einer großen Reihe von Raubtieren, wie Löwen, Panthern und Leoparden, Luchsen, Zibetkatzen und Hyänen. Daneben finden sich Zebras, Ottern, Wildesel, Giraffen und viel Antilopenarten, Büffel, Nilpferde, Elefanten, Klippschliefer,

Krokodile, Rieſenſchlangen, Strauße und das eigenartige Warzenſchwein. Auch das Rhinozeros oder Nashorn kommt ziemlich zahlreich vor, darunter das ſogenannte ſchwarze, zweihörnige Rhinozeros, das in Südafrika Keitloa genannt wird.

Die Jagd auf dieſes Tier iſt äußerſt gefährlich, da es bösartig iſt und den Menſchen ohne weiteres angreift. Trotz ſeiner plumpen Geſtalt iſt es ſehr behende und beſitzt eine außerordentliche Schnelligkeit. Da ein Schuß gewöhnlich an dem dicken Fell des Tieres wirkungslos abprallt, ſo wird zur Jagd ein ſcharf geſchliffener Säbel benutzt, und der Jäger bemüht ſich, dem Tiere die Sehnen zu zerſchneiden. Nicht immer gelingt dies, und iſt das Tier nur auf einem Fuße verletzt, ſo wird die Situation ſehr gefährlich,

Straußenhahn.

weil das Rhinozeros auch auf drei Füßen eine ganz hervorragende Schnelligkeit zu entwickeln vermag.

Auch im Sudan zeigt die Fauna ungefähr daſſelbe Bild wie in Abeſſinien, doch treten hier ganz beſonders ſtark die großen Dickhäuter auf. Zu erwähnen ſind noch die Schakale, die Steppenfüchſe und Hyänen und die Seekuh, die außer in dieſen Gegenden noch in dem in Abeſſinien gelegenen Tanaſee beobachtet worden iſt; von den Vögeln nennen wir den Ibis, den Flamingo, den Pelekan und Reiher, die an den Ufern der Flüſſe auftauchen, während in den Gewäſſern zahlloſe Scharen von Fiſchen herumſchwimmen.

Je weiter man am Nil emporſteigt, deſto zahlreicher entwickelt ſich die Tierwelt. Ganze Scharen von Antilopen, Nilpferde, Nashörnern, Büffeln, Löwen, Leoparden, Hyänen, Wildeſel tummeln ſich hier; auch Gazellen und Giraffen fehlen nicht; nur der

Elefant ist verschwunden, und auch unter den übrigen großen Tieren ist infolge der zahlreichen Jagden stark aufgeräumt worden. Zwei eigenartige Tiere sind das Erdferkel und das Schuppentier, die in eigenartiger Weise ihre Nahrung suchen. Beide leben von Ameisen und andern Insekten, die sie mit ihren starken Tatzen aus den Hügeln scharren und dann mit ihrer langen klebrigen Zunge aufsaugen.

Von Affen finden sich südlich in den Suntwäldern die große und rote Meerkatze und die Nachtaffen, die sich von Insekten und merkwürdiger Weise auch — von Gummi nähren und äußerst lichtscheu sind. Der Forschungsreisende Marno fand ferner hier den Wüstenfuchs, die afrikanische Wildkatze, die in der Berberei als Haustier gehalten und dort zur Vernichtung der Ratten benutzt wird. Das Geschlecht der Nager wird durch die Stachelschweine, Hasen, Erdeichhörnchen und nach tausenden zählenden Ratten, Mäuse repräsentiert, während in den Sandhügeln große Massen von Springmäusen hausen. Von den Vögeln erwähnt Marno den kleinen Sudanstorch, der sich hier eines hohen Ansehens erfreut, den Schrei-Seeadler und den Marabu. Daneben kommen Kibitze vor, Krokodilwächter, Strandläufer, Witwenenten, Nil- und Sporengänse, Höckergänse und Kronenkraniche, die allerdings mehr in den Wäldern beheimatet sind und das Wasser nur selten aufsuchen. Von Insekten findet man in Ostafrika Tausendfüße, Landblutegel und Termiten, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Weit geringfügiger wird die Fauna des Westens. Am oberen Sambesi werden mangels Wild Mäuse zur Nahrung genommen, weil die Bewohner nicht in der Lage sind, genügende Mittel zur Befriedigung ihres Hungers heranzuschaffen. Im Flußgebiet des Kuango und Quanza sind die größeren Säugetiere mit Ausnahme von Elefanten und Nilpferden nicht mehr anzutreffen; Giraffen, Zebras und Antilopen treten nur noch vereinzelt auf. Die Tsetsefliege, von der wir bereits gesprochen, ist auch hier ein gefürchteter Feind der Pferde und Rinder, und die Viehzucht wird durch sie in der verhängnisvollsten Weise beeinträchtigt.

In der Gegend des Kilimandscharo ist die Tierwelt eine äußerst reiche. Nach den Schilderungen der Reisenden finden sich hier neben ganzen Heerden von Gnus, Antilopen, Zebras und Büffeln, Löwen und Leoparden, die sich unter den harmlosen Grasfressern ihre Opfer suchen. Ganz besonders zahlreich und häufig kommen die Antilopen vor, von denen die schönsten und seltensten Arten hier vertreten sind. Auch der Büffel ist noch häufig anzutreffen und kommt auch an der Westküste vor. Er war früher in Südafrika in Herden von 600 bis 800 Stück anzutreffen, ist aber jetzt schon stark aufgerieben, und sein Bestand hat sich sehr verringert.

In der westafrikanischen Region, in den Wäldern Guineas, im Kongo-Land, im Hinterland von Kamerun und im Nigergebiet ist die Tierwelt nicht so reichhaltig vertreten. Doch gibt es hier einzelne Tiere, die man in Ostafrika vermißt. Dazu gehören vor allem die menschenähnlichen Affen, wie der Gorilla und der Schimpanse, der gesellig lebt und eine Höhe von 1,5 m erreicht, zwei Lemuren oder Halbaffenarten; drei Gattungen von Zibet-Katzen, ein Zwerg-Moschustier und eine Art fliegendes Eichhörnchen. Von

Vögeln sind Meisen, Krähen, Sonnenvögel, Finken, Staare, Webervögel, Pisangfresser, Eisvögel, Spechte und graue Papageien zu erwähnen.

Einzelne Reisende, wie Pechuel-Loesche, leugnen das Vorhandensein einer großen Anzahl dieser Tiere und konstatieren nur das häufige Auftreten des Flußpferdes, während sie Büffel und Elefanten fast nie zu Gesicht bekommen haben.

Die interessantesten Individuen dieser Gegend sind zweifellos die menschenähnlichen Affen, und in erster Reihe der Gorilla. Erst im Jahre 1846 brachte man einen Schädel desselben nach Europa, obwohl schon aus dem 16. Jahrhundert Beschreibungen und Charakteristiken dieses Tieres existieren, ja schon aus weit früheren Zeiten, vor Christi Geburt, existieren Aufzeichnungen, daß die alten Karthager Gorillas auf ihre Jagden erbeutet haben. Den Forschungsreisenden kommt der Gorilla selten zu Gesicht, weil er in den Urwäldern haust, die gerade in West-Afrika so unzugänglich sind. Er erreicht eine Höhe bis zu zwei Metern, und sein Gewicht übersteigt zuweilen 200 Kilo. Berüchtigt ist seine Wildheit, und an Kraft und Tücke nimmt er es mit den größten Raubtieren auf.

Bei weitem zugänglicher, weniger kräftig und harmloser ist der Schimpanse, der häufig in den zoologischen Gärten Europas zu sehen ist, obwohl die Tiere das Klima nicht vertragen können und schon nach kurzer Zeit eingehen. Er lebt im Innern des Kontinents und soll sich in einigen Kreuzungsarten auch am Luapula und am Uëlle-Fluß aufhalten.

Häufig trifft man, wie schon erwähnt, das Hippopotamus oder Flußpferd, auch Nilpferd genannt, das in Herden von 20 bis 30 Exemplaren auftaucht und in den schlammigen Gewässern sein schwerfälliges Dasein führt. Einzelne Reisende, wie Mense, berichten, daß sie große Scharen von Flußpferden, wohl 60 an der Zahl, beobachtet, die sich um die Menschen gar nicht kümmerten, sondern mit ruhiger Verachtung weiter im Wasser herumplätscherten.

Auch Elefanten haben einzelne Reisende, wie Johnston, am oberen Kongo häufig angetroffen, wo sie nachts in bedeutender Anzahl auftauchten, um ihren Durst zu löschen. Während der Elefant früher in ganz Afrika anzutreffen war, hat er sich jetzt mehr in die Tropengegenden zurückgezogen, und infolge der grausamen Verfolgung ist er an einzelnen Stellen des Erdteils — besonders an den Küsten — dezimiert und läßt sich nur noch selten sehen. Nach den Ausfuhren in Elfenbein zu urteilen, muß in wahrhaft fürchterlicher Weise unter den Elefanten aufgeräumt worden sein, so daß sie in nicht langer Zeit wohl auch zu den ausgestorbenen Tierrassen gehören und demselben Schicksal anheim fallen werden, das den Bison Nord-Amerikas schon ereilt hat.

Weit übertroffen an Tierreichtum wird Ostafrika und Westafrika durch den südafrikanischen Bezirk, der zur Fauna des Erdteils das größte Kontingent stellt. Mehrere Tierarten sind ganz allein auf dieses Gebiet beschränkt, wie einzelne Gattungen Zibetkatzen, drei Arten Mäuse, eine Maulwurfsratte, ein Kaphase, eine Schrotmaus, das Erdschwein, der Hyänenhund, der langohrige Fuchs und der Insekten fressende Goldmull. Am häufigsten trifft man — nach den Aufzeichnungen Mohrs — auf die Antilopen, die in den Familien der Klippspringer, des Steinbocks, des Elands, des Kudu und Riedbocks

hier überall verbreitet sind. Von den Raubtieren erwähnt er den Leoparden und Panther, während Fritsch die Hyänen nennt, die jedoch nur nachts auf Raub ausgehen. In früheren Jahren waren auch Rhinozerosse hier anzutreffen, die aber — ebenso wie die Flußpferde — seit einem halben Jahrhundert aus dem Kaplande verschwunden sind. Der Jagdlust fielen namentlich die Springböcke zum Opfer, und das Auftreten der Elefanten beschränkte sich fast ausschließlich auf das Matabeleland. Zahlreich dagegen ist noch die Vogelwelt, von der Mohr ganz besonders einen trappenartigen Vogel, Pan, erwähnt, dessen Fleisch einen äußerst schmackhaften Braten ergeben soll, und der in stattlichen Exemplaren bis zu 40 und 50 Pfund vorkommt. Genannt seien ferner noch die Paradieswitwe, der rote Prachtweber, der Lori, das Perlhuhn, das Frankolinhuhn, mehrere Arten Rebhühner, die Schnepfe, verschiedene Familien der Honigsauger und der „Sekretär", der durch die Vernichtung von Schlangen, Heuschrecken und Käfern großen Nutzen stiftet.

Von den Insekten sind die Termiten die charakteristischsten, weil sie infolge ihrer Minierwut ganzen Landschaften ein bestimmtes Gepräge geben. Sie leben staatenweise, bauen in und auf den Bäumen, über und unter der Erde, und ihre Hügel erreichen oft eine Höhe von 2 bis 3 Fuß. Häufig werden diese Hügel von feindlichen Ameisen erstürmt, und die eigentlichen Besitzer daraus vertrieben; ja, selbst große Tiere wie Schakale suchen hier Unterschlupf. Die Termiten sind sehr gefräßig und schädlich, ebenso wie die Heuschreckenschwärme, die sich abends auf den Sträuchern niederlassen und mit eigentümlichem Geräusch die Gräser abnagen. Von den Eingeborenen des Innern werden sie verspeist und in einen Kuchen gebacken, genau wie die Mücken des Njassa-Sees, die den am See hausenden Bewohnern ebenfalls zur Nahrung dienen.

Das gefürchtetste Insekt dieser Gegend ist die schon mehrfach erwähnte Tsetsefliege, deren Stich allen Haustieren — bis auf Ziegen und Esel — sicher den Tod bringt. Der Mensch und die wilden Tiere werden weniger betroffen, obwohl der Stich ihnen auch Schmerzen verursacht, ohne jedoch nachteilige Folgen zu haben.

Die Fauna Madagaskars, der man auch die der Inseln der Komoren, der Maskarenen und Seychellen zuzählen darf, ist bemerkenswert durch den Mangel aller größeren Säugetiere und durch die große Anzahl der Insektenfresser, Halbaffen und Vögel; von den letzteren sind etwa hundert eigene Arten vorhanden. Von den erstgenannten bieten die Igel mit den rüsselförmigen Schnauzen und die Warzentiere oder Flußschweine recht eigenartige Erscheinungen, während das Fingertier Aye-Aye eine Kreuzung zwischen Raubtier, Insektenfresser und Affe darstellt. Von den Insekten sind in erster Reihe die schönen bunten Schmetterlinge und die Landschnecken zu nennen. Auf den Maskarenen und den Mauritius-Inseln verdienen die Papageien und Tauben Beachtung, während die Riesenschildkröte auf der kleinen Koralleninsel Aldabra zu Hause ist und sich hier bis zu der stattlichen Größe von $1^1/_2$ m entwickelt. Baumfrösche sind auf den Seychellen zu Hause, doch wird auch hier die Fauna hauptsächlich durch die Vogelwelt charakterisiert.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung Afrikas festzustellen ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da gewisse Gebiete noch gar nicht erforscht sind, und man einzelne Völker nur dem Namen nach kennt. Nach den neuesten Schätzungen nimmt man eine Gesamtbevölkerung von etwa 182 Mill. an, was einer Volksdichtigkeit von 5,7 auf einen qkm entspricht. Man ist mehr oder weniger auf die Aufzeichnungen der Forschungsreisenden angewiesen, da bei der Fülle von Völkerschaften und dem Mangel an Verkehrswegen eine regelrechte Statistik ein Ding der Unmöglichkeit ist. Infolgedessen kann hier auch nur von den Hauptrassen gesprochen werden, doch soll bei der Behandlung der Einzelstaaten auch ein Teil der Nebenstämme Berücksichtigung finden.

Schon die Einteilung der Hauptrassen bietet große Schwierigkeiten, denn die Aufzeichnungen der Gelehrten gehen hierin vollständig auseinander. Während O. Peschel drei Hauptrassen aufstellt, spricht F. Müller von fünf und R. Cust sechs erwähnt, die nach seiner Aufzeichnung in siebzehn Zweige mit 438 Sprachen und 153 Dialekten, zerfallen. Noch weit bedeutender ist die Sprachenkarte von Gerland, die 600 Idiome umfaßt.

Bei unserer Betrachtung wollen wir rein geographisch vorgehen, indem wir die Völkerschaften nach den Ländern betrachten, in denen sie beheimatet sind und so 13 Gruppen von Eingeborenen aufstellen, denen die in Afrika wohnenden Europäer angeschlossen sein mögen. Zunächst haben wir zu unterscheiden zwischen wirklich Eingeborenen und eingewanderten Völkerrassen. Die ersteren setzen sich aus den Hamiten (Berber, Ägypter, Abessinier, Nubier, Ostafrikaner, Fulben) Sunda-Negern, Bantus (Kaffern, Sulus, Matabelen, Betschuanen) und Hottentoten (Buschmänner und Zentralafrikanische Zwergvölker) zusammen; unter den letzteren sind die Semiten (Araber, Juden und Europäer) zu verstehen.

Beginnen wir unsere Wanderung nunmehr in Ägypten, so ist zunächst zu konstatieren, daß dieses Land von den ältesten Zeiten her ein beliebtes Ziel der Einwanderung gewesen, so daß sich im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Verschmelzungen, Mischungen und Kreuzungen vollzogen haben. Die heutige Bewohnerschaft Ägyptens stammt in ihrem Kern von den ältesten Einwohnern, und wahrscheinlich ist die Einwanderung von Norden her erfolgt. Um das Jahr 2000 v. Christi kam es zu einem Einfall der semitischen Hyksos, die ein neues Element in die Ursprungsbevölkerung brachten. Später herrschten Äthiopier und Assyrer; auch das persische Element wußte sich um das Jahr 525 Eingang zu verschaffen, bis sich 641 nach Christi die Araber des Landes bemächtigten, denen sich im 16. Jahrhundert die Türken zugesellten.

Aus diesen zahlreichen Völkerklassen sind als reine Nachkommen der alten Egypter die Kopten und Fellahs zu nennen. Sie hängen der christlichen Religion an, sind nach den Aufzeichnungen von Schweinfurth etwa 400000, nach andern Aufzeichnungen 600000 Köpfe stark, und haben sich den Dialekt der alten ägyptischen Sprache am längsten erhalten.

Sie sind äußerst religiös, und ein besonderes Charakteristikum ihres Gottesdienstes besteht darin, daß sie vielfache Fasttage halten. Diese Religiosität aber ist eine rein äußerliche, und ihre Sittlichkeit steht auf ziemlich niedriger Stufe; auch huldigen viele der Trunksucht, wovon selbst ihre Priester keine Ausnahme machen. Die Klöster liegen im Norden der sogenannten arabischen Wüste, und die Mönche erwerben sich ihren Lebensunterhalt hauptsächlich dadurch, daß sie die Fremden anbetteln. Ihre Bibelübersetzung wird in verschiedenen Schulen gelehrt; doch hat dieser Unterricht wenig Bedeutung, da die Schüler das, was sie lesen, gar nicht verstehen. Ein Teil der Kopten hat sich dem Katholizismus angeschlossen, und in Kairo besitzen sie einen eigenen Bischof, der ebenso wie ihre Priester selbst verheiratet ist.

Koptenmädchen.

Von den alten Ägyptern stammen ebenfalls ab die Fellah, die im Gegensatz zu den Kopten in Dörfern leben und hauptsächlich dem Ackerbau ihren Lebensunterhalt entnehmen, wie schon der Name besagt, der „Pflüger“ oder „Bauern“ bedeutet. Es sind hagere Gestalten über Mittelgröße, mit runden, breiten Gesichtern, starkem Kinn, dicken Lippen und großen, mandelförmigen Augen, die ein wenig an den Negertypus erinnern. Die gelbbraune Hautfarbe wandelt sich in helles Braun, je näher man dem Süden Ägyptens kommt. Dem Charakter nach ist der Fellah ein recht gutmütiger, fleißiger Mensch, der allerdings von den andern Bewohnern Ägyptens verachtet und geringgeschätzt wird. In religiöser Hinsicht ist er Bekenner des Islam, an dem er mit fatalistischer Hartnäckigkeit festhält. Infolgedessen ist es den Missionen auch noch nicht gelungen, dem Christentum bei den Fellahs Eingang zu verschaffen.

Fellah.

Die Leistungen des Europäers erfüllen diesen einfachen und harmlosen Menschenschlag mit Bewunderung, er tritt ihm nie feindlich entgegen, sondern bemitleidet ihn nur, da er ja nach dem Glauben des Islam der Hölle rettungslos verfallen ist. Die Einwanderer aus dem mittleren Nitale bezeichnet man in Ägypten als Berbern. Da sie

in ihrer Heimat ihren Lebensunterhalt nur schwer fristen können, so wandern sie meistens nach den größeren Städten in Unterägypten, wie Kairo und Alexandria, wo sie als Türsteher, Hausdiener, Köche, Kutscher, Pferdeknechte und Läufer geschätzt sind. Sie halten sich übrigens nicht dauernd in Ägypten auf, sondern kehren, sobald sie eine gewisse Summe erspart haben, nach Hause zurück. Sie halten sich sehr abgeschlossen und heiraten nur ihre Stammesgenossinnen. Sie sind weniger zäh und fleißig wie der Fellah, aber noch weit abergläubischer und hängen noch fanatischer an ihrer Religion.

In der Gegend zwischen dem Nil und dem Roten Meere hausen die Ababde, die sich kümmerlich von Viehzucht, Fischerei und Jagd nähren. Sie sind den Nubiern verwandt, haben eine rötlich-braune Haut, mittlere Gestalt, längliche Schädel, große schwarze Augen und krause Haare.

Berber aus Marokko.

Die Neger Ägyptens zerfallen in freie Eingewanderte und Sklaven. Sie stehen auf sehr niedriger Kulturstufe, werden zu den schwersten Arbeiten verwendet und bilden das Proletariat des Landes, das gerade in Ägypten infolge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse tagtäglich sich vermehrt.

Die Araber, die in Ägypten beheimatet sind, zerfallen ebenfalls in zwei Klassen: in Eingesessene und Beduinen. Die letzteren sind roh und unwissend, und was ihnen an Moral abgeht, ersetzen sie durch einen unglaublichen Stolz und Hochmut. Das Leben des Beduinen beschränkt sich fast ausschließlich auf seine Herden; er wohnt in Zelten und ist in seiner Nahrung ungemein bescheiden; wenn ihm nichts anderes zur Verfügung steht, begnügt er sich auch mit Heuschrecken. Sein religiöses Leben wird durch den Koran bestimmt, der möglichst auswendig gelernt werden muß. Wie bei den Türken ist die Vielweiberei und das Wesen des Harems bei den Beduinen sehr verbreitet. Sie teilen sich in mehrere Kasten, die streng voneinander unterschieden sind und sich in keiner Weise vermischen dürfen.

Neben den genannten Völkerschaften sind es zunächst noch die Türken, die in den verschiedenartigsten Berufen als Beamte, Soldaten oder Kaufleute in Ägypten tätig sind. Der türkische Beamte genießt ein sehr geringes Ansehen, da er bestechlich und faul ist, während der türkische Kaufmann sich dagegen bei den Europäern durch sein liebenswürdiges Benehmen einer großen Beliebtheit erfreut. Als Kaufleute ziemlich geachtet, stehen auch die Levantiner da; ebenso sind die Armenier und die meisten aus Palästina kommenden Juden kaufmännisch tätig und wirken besonders in den großen Städten wie Kairo und Alexandria als Geldwechsler und Bankiers.

Wenden wir uns Nubien und dem östlichen Sudan zu, so stoßen wir zunächst auf die Berabra, die früher im ganzen Niltal bis nach Khartum hausten. Sie sind mittel-

Digitized by Google

groß, hager, mit dunkelbraunem Teint und schwarzem, krausem Haar. Ihre zahlreichen Stämme aufzuzählen, würde zu weit führen; wir beschränken uns deshalb darauf, den Stamm der Zogawa, der Tumale, der Kolbadschi und Takkavin zu nennen.

Ihnen nahe verwandt sind die Bedja, die zwischen dem Roten Meere und dem Nil ein Nomadenleben führen und in drei Hauptstämme, die bereits erwähnten Ababde, die Bischarin und Hadendoa zerfallen. Ihnen zugezählt werden noch eine Reihe von Stämmen, die alle dem Islam anhängen, zum Teil arabisch sprechen, zum Teil aber auch ihr eigenes Idiom sich bewahrt haben.

Von den Negervölkern sind in dem Gebiet des westlichen Abessiniens eine ganze Reihe von Stämmen zu bemerken, von denen die Funje das Mittelglied zwischen den Bedja und den Negern zu bilden scheinen. Sie sind etwas über Mittelgröße, und ihre Hautfarbe schwankt zwischen gelbbraun und tiefschwarz. Wie die Bedjas tragen auch sie nur sehr geringe Bekleidung und sind sehr kriegerisch veranlagt. Sie wohnen in sauber gehaltenen Pfahlhütten und verdienen sich ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau, Viehzucht und Jagd, gehen aber auch einzelnen Gewerben nach, von denen die Gerberei, die Baumwollenweberei und die Lederfärberei in erster Reihe stehen.

Berberin aus Marokko.

In Abessinien gelten als Urbewohner des Landes die Agau, die noch jetzt in zwei Provinzen den größten Teil der Bevölkerung bilden; sie repräsentieren die niedrigste Klasse des Volkes und stehen in ziemlich geringem Ansehen. Scharf geschnittene Gesichtszüge und ein spärlicher Bartwuchs sind ihr hervorstechendstes Charakteristikum. Ihnen zuzählen darf man die Falascha, die durch fast alle Provinzen Abessiniens zerstreut sind und oft mit den Juden verwechselt werden, weil sie sich verschiedene Gewohnheiten derselben zu eigen gemacht haben. Wir finden ferner noch in Abessinien am Roten Meere die Bogos, auf der Hochfläche von Mensa den Stamm gleiches Namens, in der Provinz Amhara den gleichnamigen Stamm, und in der Landschaft Tigre die Tigre, die alle eng miteinander zusammenhängen und im Äußern wie auch in den Gebräuchen verwandschaftliche Beziehungen zu den Semiten haben. Daneben finden sich auch noch einige Nomadenstämme, wie die Schoho in der Samhara, die Homram am Setitfluß, die Habab u. a.

Die Kultur der Abessinier ist noch ziemlich weit zurück, wenngleich sie äußerlich dem Christentume anhängen, wie schon aus der Art hervorgeht, in der sie ihre Nahrung einnehmen; sie schlingen nämlich das rohe Fleisch — noch möglichst blutend und zuckend — herunter, ohne sich die Mühe zu nehmen, es zu kochen oder zu braten. Dazu trinken sie eine Art Honigwasser, das stark berauschend wirkt, sogenanntes Sorghumbier, von dem sie große Quantitäten vertilgen. Dieses Sorghumbier wird aus einer Hirse gebraut, die

Digitized by Google

man in Afrika unter den verschiedensten Namen wie Negerkorn, Durrah, Himalajakorn, Moorhirse, indisches Korn und Negerhirse kennt, und deren Rispen zu Bürsten und Besen benutzt werden.

In religiöser Hinsicht sind die Abessinier seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. dem monophysitischen Bekenntnis beigetreten, doch ist ihre Glaubensanschauung mit jüdischen, muhamedanischen und heidnischen Gebräuchen sehr verquickt. Der Gottesdienst wird viermal täglich abgehalten und die zahlreichen Kirchen, die bald große Steinhäuser, bald elende Hütten sind, beherbergen eine große Schar von Priestern, die — geistig und moralisch durchaus unentwickelt — der Bevölkerung zur Last liegen und nicht gerade zum Wohlstande des Landes beitragen.

Galla-Mann.

Auch hier sind, wie in allen Staaten des nördlichen Afrikas, die Kastenunterschiede sehr streng; der Beherrscher von Abessinien — zur Zeit Menelik II. besitzt absolute Gewalt über das Leben seiner Untertanen.

Im Süden von Abessinien leben die Galla, die in eine große Reihe von Stämme zerfallen, von denen die Soma, die Danakil, die Massai, die Wakuafi und die Wahuma genannt sein mögen. Sie haben alle so viel Berührungspunkte miteinander, daß sie fast ineinander aufgehen, so daß wir sie in eine Kategorie stellen können. Sie bilden ein Mittelglied zwischen den Negern und den hamitisch-semitischen Völkern Afrikas; einzelne Stämme nähern sich den Abessiniern, andere haben wieder mit den Negern verschiedene Merkmale gemein; gewisse Stämme erinnern sogar an die Araber. Die drei Völker der Galla, Somali und Massai sind vorwiegend kriegerisch veranlagt und ganz besonders gelten die Massais als ein gefürchtetes Räubervolk. Sie stehen sich gegenseitig als Todfeinde gegenüber, und auch gegen Europäer hat der Somali sich oft streitsüchtig und feindselig benommen. Am sympatischsten von allen drei Völkern ist noch der Galla, zu dessen guten Eigenschaften Anhänglichkeit, Redlichkeit und Zuverlässigkeit gehören. In religiöser Hinsicht weist das Gallavolk drei Klassen auf: die in der Nähe von Abessinien

Somali-Frau.

lebenden sind Christen, ein anderer Teil Muhamedaner, während die übrigen Götzendienerei treiben und vor allem einem finsteren Aberglauben anhängen. Fast ausschließlich zum Islam zählen sich die Somalis, ohne aber die Vorschriften des Koran mit besonderer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, was schon daraus hervorgeht, daß eigentliche Bethäuser gar nicht vorhanden sind. Die Moral ist sehr wenig entwickelt, und der Aberglaube ist es in erster Reihe, der die Handlungen dieser Menschenklasse bestimmt. Der Unterricht liegt im Argen und wird nur von einigen Wanderpriestern ausgeübt, die von einem Stamm zum andern ziehen.

Wenden wir uns nach Tunis und Algier, so haben wir ungefähr dieselben Bevölkerungsbestandteile vor uns, abgesehen von den zahlreichen Europäern, die später bei der Betrachtung der einzelnen Staatenverbände zu berücksichtigen sind. Den Kern der Bevölkerung machen Persier und Araber aus, von denen die ersteren wohl in der größeren Anzahl vorhanden sind. Die tunesischen Stämme zerfallen politisch in zwei Parteien: in Anhänger des Bey und unabhängige Araber.

Die übliche Zweiteilung der Bevölkerung in Ansässige und Nomaden läßt sich auch hier verfolgen. Ein Mittelglied bilden die Halbnomaden und jene ziemlich bedeutenden Völkerschaften, die wie die Urgamma, die Hanenscha und die Hamama, die hauptsächlich von Krieg, Plünderung und Raub leben, eine Landplage bilden und sich bei politischen Streitigkeiten stets auf die Seite dessen stellen, der sie am besten bezahlt.

Auch in Algier haben wir neben den Arabern die Berber zu erwähnen, die wohl die Hälfte der Eingeborenen repräsentieren und sich durch alle Teile des Landes verbreitet haben. Trotz der scheinbaren Vermischung mit den Arabern zeigen sich doch bei den Berbern oder Kabylen, wie sie hier genannt werden, große Unterschiede, die nicht zum mindesten in der Lebensführung und den Gewohnheiten zu Tage treten. Im Gegensatze zu den Arabern hausen die Berber Algeriens hauptsächlich auf den Bergen, legen sich hier Steinhäuser an und sind als Ackerbürger und Handwerker tätig; auch findet man sie hier in den Fabriken häufig als Arbeiter.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Marokko, wo das europäische Element sich im Gegensatz zu Algier und Tunis nur ganz unbedeutend durchgesetzt hat. Auch hier spielt der Berber oder Schelluch die Hauptrolle, unterscheidet sich aber von den algerischen Berbern durch die Wildheit und Grausamkeit, die auch politisch die bedenklichsten Folgen nach sich zieht.

In den höheren Gebirgen von Nordmarokko finden sich die Amasirgen, die sich fast ausnahmslos mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen und ebenso wie die im Hügelland wohnenden Schelluchs dem Islam anhängen. Neben den das Hauptkontingent bildenden Berbern stoßen wir außer den Arabern noch auf Mauren, Juden und Negersklaven, die hier in der schmachvollsten Weise ausgebeutet werden.

In der Sahara haust der äußerst kriegerisch veranlagte Stamm der Tuaregs, die sich auch zuweilen die Imoschachs nennen; sie wohnen in der westlichen Sahara im Ahaggar und Airgebirge, von wo aus sie nach allen Seiten Raub- und Mordzüge unternehmen; besonders französische Expeditionen sind es, die von den Tuaregs überfallen und

niedergemacht worden, und bis in den letzten Zeiten sind Gewalttätigkeiten dieses ungezähmten Volkes gegen europäische Reisende zu verzeichnen. Die Tuaregs teilen sich in vier große Stämme: die Adscher, die Ahaggar, die Kel-Air und die Auelimmiden, die wieder in zahlreiche Unterabteilungen zerfallen.

Fast genau so ist das Völkerbild von Tripolis beschaffen, wo wir ebenfalls Berber und Araber in der Mehrzahl, Neger, Türken, Juden und Europäer in der Minderzahl treffen. Ein seltsames Völkergemisch findet man im muhamedanischen Sudan, wo zunächst die Araber in der Zahl von etwa einer Million vertreten sind. Von Darfur bis St. Louis stoßen wir auf die Fulbe oder Fellatas, ein Negervolk, das in vier Hauptgruppen zerfällt und sich bis über Adamaua ausbreitet. Man schätzt sie wohl auf etwa 8 Millionen, und seit zwei Jahrhunderten ist das Reich Segu in ihren Händen. Sie sind äußerst kriegerisch veranlagt, und unbarmherzige, grausame Kriege kennzeichnen die Raublust, die diesem Volke innewohnt. Ihre Kultur ist nicht unentwickelt, und unter ihren Führern und Königen befinden sich einige, die nicht nur als Feldherren, sondern auch als Dichter und Verfasser geschichtlicher und religiöser Werke hervorragendes leisteten. Ihr Charakter besitzt viele häßliche Eigenschaften; sie sind hochmütig, hinterlistig, fanatisch, grausam, aber auch bedürfnislos, intelligent, treu gegen ihre Freunde und dankbar für erwiesene Wohltaten.

Betrachten wir nun die Bevölkerung der einzelnen Länder, so seien in Darfur die Furs und Tukruri, ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, in Wadai die Mabastämme genannt. In Bagirmi finden wir außer Fellatas und Arabern das Volk gleichen Namens, einen wohlgebauten Menschenschlag von dunkler Hautfarbe, die infolge der vielen Kriege mißtrauisch und verdrossen geworden sind und mit roher Rücksichtslosigkeit ihren Interessen Geltung zu verschaffen suchen. Mit Friedensarbeiten befassen sie sich kaum, sondern suchen mehr durch Raub und Plünderung ihren Lebensunterhalt zu gewinnen; doch stellen einzelne Reisende sie auch als fleißige Handwerker und Ackerbauer hin. Ihnen verwandt sind die Kukah und Bulala, die das Ufer des Tsadsees inne haben und sich — ähnlich wie die Bagirmi — hauptsächlich durch Krieg und Plünderung ernähren.

Im Sultanat Bornu stellt das größte Bevölkerungskontingent der Stamm der Kanuri, ein Mischlingsvolk, das wohl aus den Oasen der Sahara stammen mag und etwa im neunten Jahrhundert das Sultanat Bornu gründete. Ihr hervorstechendstes Charakteristikum ist die auffallende Häßlichkeit, die bei Männern und Frauen gleichmäßig stark hervortritt. Wir finden in diesem Staate noch die Kais, die als Kamelzüchter bekannt sind, die Tomagheras, das Ackerbau, Industrie und Fischfang treibende Völkchen der Makari, die in den Wäldern lebenden Keribinas, die sich mit Baumwollenbau beschäftigenden Mobber und die auf den Inseln des Tsadsees hausenden Buddumas. Erwähnenswert sind ferner noch die Kanembus, die, mit den Kanuris nahe verwandt, sich teilweise mit ihnen vermischt haben und neben Ackerbau und Viehzucht auch mit Handel sich beschäftigen. Mit der Bevölkerung der Haussastaaten, kommen wir zu der Kulturbevölkerung des Sudan, die sich über vierzehn Provinzen verteilt. Im Gegensatz zu ihren Nachbarn bilden sie das intelligente Element dieser Gegend, und ihre geistigen Fähigkeiten sind ganz hervorragende zu nennen; sie sind betriebsame Arbeiter, gewandt

im Verkehr, in ihren religiösen Anschauungen tolerant und freisinnig, gastfrei und bei mäßigem Lebensgenuß heiter und gemütvoll, aber auch nach den Aufzeichnungen einzelner Reisenden zänkisch, verlogen, betrügerisch und egoistisch sind, wenn es sich darum handelt, Vorteile zu erringen. Wie immer bei der Charakteristik dieser Völker schwanken auch hier die Angaben nach der subjektiven Auffassung der einzelnen Forscher, die natürlich je nach den Erfahrungen berichten, die sie mit den Völkerschaften gemacht haben.

Das Gebiet zwischen Timbuktu und Bornu haben die Songhay inne, die als ein kriegerischer Negerstamm am ganzen oberen Niger beheimatet waren, jetzt aber nur noch spärliche Ueberreste aufzuweisen haben. An sie schließen sich die Gurma, Tombo und Mossi, deren Gebiet noch wenig erforscht ist, und die südlich in dem großen Nigerbecken hausen.

Am oberen Niger und Senegal sind es in erster Reihe die Soninke, die Mandingo, die Bambara und die Wolof, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die Mandingo stehen unter der Herrschaft der Fulbes, die sie sich tributpflichtig gemacht, wie sie ja zuerst als Eroberer und fanatische Anhänger der muhamedanischen Religion den ganzen westlichen Sudan sich unterwarfen. Heut haben sie die kriegerischen Gelüste abgestreift und sind — ungefähr in der Zahl von sechs bis acht Millionen — als betriebsame Handwerker und Landwirte geschätzt; auch ist der Handel in Viehhäuten und Baumwollgeweben fast ausschließlich in ihren Händen. Durchaus friedlich veranlagt sind die Soninkes, die sich zum größten Teil mit den Mandingos vermischt haben und sich vorherrschend mit Ackerbau beschäftigen. Die Forschungsreisenden rühmen ihre Zuvorkommenheit und Nachgiebigkeit, ein Lob, das sich auch auf die Bambaras ausdehnen läßt. Sie leisten ganz Vorzügliches in der Herstellung von Gold- und Silberwaren, auch die edle Gesangskunst steht bei ihnen in hoher Blüte und wird von herumziehenden Barden rege gepflegt. Durch ihre eifrige Religionsbetätigung sind die Wolofs bemerkenswert, die allerdings dabei als lügnerisch und eingebildet gelten.

Haussa.

Die Bewohner der Küstenländer von Oberguinea und Niederguinea und der sogenannten Kalahariegegend lassen sich sprachlich in zwei Hauptgruppen teilen: die erste umschließt die Staaten von Oberguinea und Liberia, die zweite Gruppe umfaßt die Bantusprachen mit ihren verschiedenen Unterabteilungen, denen wir bei der Betrachtung der Einzelstaaten noch begegnen. Zum Bantustamm gehören in erster Reihe die Ovambos und Ovahereros mit den ihnen verwandten Gruppen. Das Land der Ovambos grenzt nördlich an den oberen Lauf des Kunene und gestattet infolge seiner reichlichen Bewässerung den Bewohnern eine eingehende Beschäftigung mit dem Getreidebau. Daneben

wird auch ein eifriger Handel mit Elfenbein gepflegt, das sie gegen andere Produkte mit den übrigen Völkern austauschen.

Die Ovahereros oder Damaras, die zu beiden Seiten des 20. Grades südlicher Breite beheimatet sind, gehören zu den intelligentesten Negerstämmen und haben sich ihr jetziges Gebiet im Norden von Südwest-Afrika vor etwa 100 Jahren erobert. Körperlich sind es große, schlanke Gestalten, deren Gesichter den Negertypus nur schwach aufweisen. Ihre Charaktereigenschaften sind nicht die besten, denn trotz der vielen Kriege, die sie mit den Nachbarvölkern geführt, gelten sie als feige, verlogen und mißtrauisch. Ihre Beschäftigung besteht ausschließlich in Viehzucht, und ihr ganzes Leben konzentriert sich auf die Rinderherden, so daß das Ansehen, in welchem die einzelnen Individuen stehen, sich nach der Zahl der Tiere richtet, die sie ihr eigen nennen. In ihrer Nähe leben die Bergdamaras, die sich jedoch eines recht geringen Ansehens erfreuen, und von seiten ihrer begüterten Nachbarn häufig der Gegenstand des Spottes und der Verachtung sind.

Im Innern Afrikas stoßen wir auf eine Reihe der sogenannten Zwergvölker, von denen die Batuas oder Watwas im Kongogebiet, die Obongos im Ogowegebiet, die Akkas am oberen Nil die bekanntesten sind. Ganz besonders war es Schweinfurth, der sich mit diesen Völkerschaften, auf die wir noch zu sprechen kommen, sehr eingehend beschäftigt hat, und ihm verdankt man die interessanten Aufzeichnungen, die über das Wesen dieser an das Sagenhafte streifenden Völkerschaften Aufklärung geben. Ihr Ursprung, zu welchen Rassen sie gehören, und welchen Stämmen man sie zuschreiben darf, diese Fragen sind noch immer nicht gelöst und werden wohl auch sobald keine Lösung finden. Am winzigsten in der äußeren Erscheinung dürften wohl die Akkas sein, deren Größe nach Schweinfurths Aufzeichnungen 146 cm nicht übersteigt.

Betrachten wir die Völker des oberen Nils, so haben wir mit dunkel- und hellfarbigen zu tun, von denen zunächst die ersteren berücksichtigt werden mögen. Nördlich am weißen Nil finden wir die Schilluk, einen kriegerischen Stamm mit nicht stark ausgeprägtem Negertypus, die sich hauptsächlich als Hirten betätigen. Am Gazellenfluß hausen die Dinka, den Schilluk gegenüber, die noch einen größeren Herdenreichtum als die ebengenannten besitzen. Ihnen schließen sich die Nuër an, die sich aber nicht auf Viehzucht beschränken, sondern auch eifrig der Jagd obliegen, die Baris, ein hochgewachsenes Hirtenvolk, denen die Moru oder Madi und die Schuli, die sich jedoch mit Ackerbau beschäftigen, eng verwandt sind. Ganz andere Bestrebungen verfolgen die an der Unjorogrenze hausenden Lango, die sich mit friedlichen Beschäftigungen gar nicht abgeben, sondern nur im Kriege ihre Befriedigung suchen und finden. Der Vollständigkeit halber seien noch die Abake und die Makaraka genannt, deren Tätigkeit noch so ziemlich in Dunkel gehüllt ist.

Südwestlich von ihnen beginnen die hellfarbigen Völker, und von ihnen mögen als die wichtigsten die Niam-Niam, auch Sandeh genannt, erwähnt sein. Der Name bedeutet nichts anderes als Fresser, und tatsächlich haben wir es hier mit Menschenfressern zu tun, deren Grausamkeit aller Beschreibung spottet. Die Rohheit und Wildheit geht Hand in Hand mit ihren geistigen Eigenschaften, die bedeutend höher als die ihrer dunkelfarbigen Nachbarn zu veranschlagen sind. Sie sind äußerst gewandt in der Handhabung ihrer

primitiven Waffen, unter denen die Lanze, das Wurfeisen, Bogen und Pfeile in erster Reihe stehen. Körperlich sind sie kräftige Gestalten von untersetztem Wuchs mit starken, krausen Haaren und schiefen Schlitzaugen. Geistig ebenfalls hervorragend, aber nicht so kriegerisch veranlagt sind die Monbuttu im Quellgebiet des Ubangi. Sie haben eine noch hellere Hautfarbe aufzuweisen, einen stärkeren Bartwuchs und krause Haare; ihre Kleidung stellen sie aus der Rinde der Bäume her, und in erster Reihe wird dazu die Rinde des Feigenbaums benutzt, die sie rotbraun färben. Von den Industrien, die sie betreiben,

Hütten, Krieger und Sänger der Niam-Niam.

ist vor allem die Bearbeitung von Eisen und Kupfer und sodann die Holzschnitzerei zu erwähnen, in der sie ganz vorzügliches leisten. Ebenso wie die Niam-Niam huldigt auch dieser Stamm der Menschenfresserei, und trotz aller Bemühungen der Europäer ist es noch immer nicht gelungen, diese furchtbare Unsitte auszurotten. Wir kommen nunmehr zu den Bantu-Völkern, denen wir bereits bei der Betrachtung der Westküste begegnet sind. Wenngleich man kulturell Verschiedenheiten bei ihnen konstatieren kann, sind sie doch sprachlich in eine Klasse einzureihen, und von diesem Gesichtspunkte aus mögen sie hier beurteilt werden. Wir scheiden sie in drei große Abteilungen, deren erste nördliche die Stämme des Nordwestens, deren südliche die Hereros, die Zulus und die Bet-

Digitized by Google

schuanas umfaßt, während sich die mittlere, größte Abteilung mit den im Kongogebiet, am Sambesi und an der Ostküste vom 12. bis zum 21. Grad südlicher Breite wohnenden zu beschäftigen hat.

Beginnen wir mit den an den Nilquellen hausenden, so stoßen wir zunächst nordwestlich und westlich vom Ukerewe auf die Wanyoros, die Waganbas und Wahumas, von denen die letzteren zwischen dem Viktoria-Njansa und den andern Nilquellenseen sitzen. Es sind Menschen von chokoladenfarbener Haut, über Mittelgröße, von kräftiger, gedrungener Gestalt. Die Waganbas sind in einer Zahl von etwa 5 Millionen vorhanden und haben das Reich Uganda inne. Im Gegensatz zu vielen andern Negervölkern kleiden sich diese Stämme vollständig; wer schlecht oder mangelhaft gekleidet geht, wird sogar mit dem Tode bestraft. Auch die bei vielen Völkern üblichen Tätowierungen sind hier nicht mehr gebräuchlich; sie verstümmeln sich auch nicht die Gesichter, bemalen sich nicht, sondern legen großen Wert auf Reinlichkeit; auch tragen sie kurzgeschnittene Haare und lassen den Bart wachsen.

Marutse-Mann.

Ganz anders handeln die am Kongo sitzenden Bakongos und Bazombos, die nach Stanleys Aufzeichnungen ganz hübsche, wohlgebaute Menschen sind, aber in unglaublicher Weise sich die Gesichter beschmieren und den Körper bemalen. Dasselbe gilt von den Babwendes, den Baseses und Batekes, die sich ebenfalls tätowieren und geschmacklose Malereien auf ihrem Körper anbringen. Derselben Sitte, oder richtiger gesagt Unsitte, huldigen auch die Bangalas, ein sehr bedeutender Stamm an der Mündung des Ubangi, die Rubunga, die sich vom Kopf bis zu den Füßen tätowieren, die Baschilange und die Bangombe, bei denen die Weiber vollständig unbekleidet gehen, so daß die Tätowierung das Gewand ersetzen muß. Bei all diesen Völkern ist auch das Durchbohren des Gesichts, das Ausfeilen der Zähne und das Durchstoßen der Wangen in Gebrauch; doch gibt es hier eine große Reihe von Variationen, die sich nach den Sitten der einzelnen richten und auf die wir später noch zu sprechen kommen werden; auch die sozialen Zustände, die Staatseinrichtungen und dergleichen werden später erwähnt.

Etwas weiter südlich am oberen und mittleren Sambesi, stößt man auf das Reich der Marutse-Mambunda, das etwa halb so groß, wie das deutsche Reich ist, und sich in zahlreiche kleinere Reiche scheidet. Die Kleidung ist hier eine ziemlich ausgedehnte, reicht bis zu den Knieen, und diese Völkerschaften haben eine gewisse Kultur aufzuweisen. Sie sind nicht nomadisch veranlagt, sondern pflegen den Ackerbau, sind aber auch in gewerblichen Arbeiten nicht ungeschickt, in denen sie einen ausgedehnten Handel treiben. Auch der Fischfang liefert ihnen reichen Ertrag, und der Anbau der verschiedenen Fruchtarten

ſichert ihnen in ausgiebigſter Weiſe den Lebensunterhalt. Der Viehzucht haben ſie entſagt, weil die Tſetſefliege alle ihre Beſtände vernichtet. Wie bei vielen afrikaniſchen Stämmen ſteht auch bei ihnen die Muſik in hohem Anſehen, und einzelne Muſikbanden durchziehen ſtändig das ganze Land.

Im Quellgebiet des Sambeſi zwiſchen dem Marutſe-Reich und der Portugal gehörigen Küſte hauſen verſchiedene Stämme, die mit den eben genannten mancherlei gemein haben. Sie ſind ebenfalls Ackerbauer, treiben einen regen Handel, und einzelne Induſtrien, wie z. B. die Behandlung des Eiſens, hat ſich ziemlich gut bei ihnen entwickelt. Es ſind dies die drei Völker der Ganguella, die Luchaze und Ambuella, die ſich wieder in zahlreiche kleinere Stämme zerſplittern.

Zu erwähnen wären ferner noch die Njaſſa-Stämme der Manganja, eines fleißigen,

Betſchuanafrauen beim Zaunflechten.

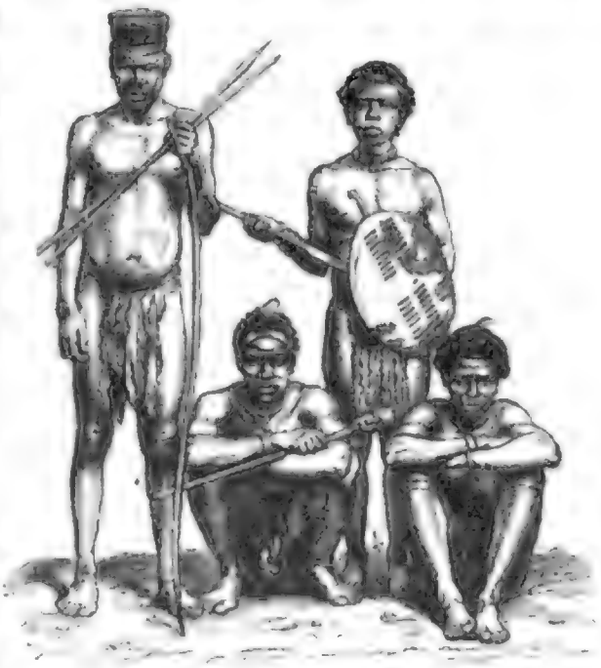
friedliebenden Menſchenſchlages, der ſich neben dem Ackerbau auch verſchiedener Handwerke befleißigt, der Babiſu, die politiſch eine ſehr geringwertige Rolle ſpielen, da ſie von den Nachbarſtämmen dezimiert worden, der Baſſongo und der Maſitu, deren Anzahl keine bedeutende mehr iſt.

Zwiſchen den großen Seen und der Oſtküſte finden wir die wenig zahlreichen Waſaramos, die Baumwollengewänder tragen und ſich hauptſächlich mit dem Sklavenhandel beſchäftigen, nebenbei aber auch etwas Viehzucht treiben und mit dem Erlös von Getreide ihre Bedürfniſſe befriedigen. Weit intelligenter und zahlreicher ſind die Wanjamweſi, die äußerſt betriebſame Handelsleute ſind und ganze Karawanen nach den Küſten ausrüſten. Häufige Kämpfe mit den Arabern haben den Stamm ſtark zerſplittert, doch iſt der Verkehr mit ihnen nicht ohne Einfluß auf die Wanjamweſi geblieben, ſo daß ſie ihnen manches abgelauſcht haben, was ihnen bei ihren Handelsgeſchäften zu Gute kommt. Neben dieſen

sind noch die Wacambas nördlich von der Karawanenstraße zwischen Sansibar und Udschidschi zu Hause, sowie die Wanikas, die ziemlich bedeutungslos geworden sind und nur eine sehr geringe Kultur besitzen.

Am rechten Ufer des Sambesi hausen noch die Landins, ein ziemlich kriegerischer Stamm, der von den Kaufleuten in Sennar und Schupanga Tribut einfordert. Sie sind bereits den Zulu zuzuzählen, und mit ihnen nähern wir uns den Küstenvölkern Südost-Afrikas, die sich in zwei Hauptklassen: Zulu und Betschuana teilen.

Von Süden nach Norden sitzen am großen Fischflusse bis zum Limpopo die dem Zulustamme angehörigen Fingu, die etwa 80 000 Köpfe zählen, die Amatembu, die Amampondo, die Amatongo, die Amazulu, die Makwamba und Matabele, von denen die letzteren die bedeutendsten sind. Sie sind durch ihre Wildheit, Grausamkeit und Mordlust berüchtigt, und im Matabele-Land ist auch heute noch die Menschenfresserei verbreitet. Sie gehören zu den gefürchtetsten Negerstämmen, und die zahlreichen Kriegszüge und Expeditionen, die man gegen sie ausrüstet, liefern einen Beweis für die nie ermüdende Kriegslust, die gerade diesen Stamm beseelt. Noch unvergessen sind die Aufstände vom Jahre 1893 und 1898, die den Engländern viele Opfer kosteten. Es bedurfte zahlreicher Kämpfe, ehe die wilden Horden der Matabele niedergeworfen wurden.



Zulugruppe.

Im allgemeinen verfügten die Zulu, auch häufig schlechtweg Kaffer genannt, über große Tatkraft, und ein stolzes, selbstbewußtes Auftreten ist ihnen eigen. Von der Natur äußerst begünstigt, zeichnen sie sich durch hohe Muskulatur und starke Gestalten aus und sind namentlich im Kriege durchaus nicht zu unterschätzende Gegner. Ihr ganzes Äußere verrät Mut und Entschlossenheit, und wenn sie auch schon vielfach aus ihren früheren Besitzungen hinausgedrängt sind, so bedarf es doch beständiger Aufmerksamkeit, um die Ansiedler vor ihrem Eindringen und ihren räuberischen Überfällen zu schützen. Auch ihre Weiber sind schön, erreichen aber im Gegensatz zu den Männern, die oft 6 Fuß messen, selten mehr als 5 Fuß. Auch sie färben sich den Körper, wie so viele Stämme Afrikas, mit allerlei Erdarten und beschmieren ihn — vielleicht der größeren Dauerhaftigkeit wegen — nachher noch mit Fett. Die Tätowierung ist nicht häufig und kommt nur bei einzelnen Stämmen vor. Da die Zulu sich einer sehr mäßigen Lebensweise befleißigen, so sind Krankheiten bei ihnen etwas seltenes. Meistens werden sie nur von Fiebern befallen, gegen die sie wirksame innere und äußere Mittel ins Feld führen. Doch oft tritt auch der sogenannte Zauberer in die Erscheinung, um die Krankheiten durch seine mehr oder weniger problematischen Mittel zu bannen. Seine Methode ist eine mehr als eigentümliche, denn in der Regel tut er nichts weiter, als den Anstifter

des Leidens zu nennen, dessen verhängnisvollem Wirken dasselbe angeblich zuzuschreiben ist. Sofort begeben sich die Verwandten des Kranken zu dem Erreger der Krankheit und fordern ihn auf, sie zu vertreiben. Da er dazu naturgemäß nicht imstande ist, so wird er kurzer Hand totgeschlagen. Bei längerer Dauer des Krankenlagers wird der Patient nach einem entlegenen Orte geschleppt, und nur der Mann, beziehungsweise die Frau, haben das Recht, ihn dorthin zu begleiten. Stirbt der Patient, so kehren die Verwandten in ihre Hütten zurück, während man die Leiche den wilden Tieren zum Fraße überläßt. Eine Witwe darf sich nach einem Monat, der Witwer sogar schon nach einem halben Monat wieder verheiraten.

Die Regierungsform der Zulu ist dieselbe wie fast bei allen Negerstämmen: sie stehen unter der Oberherrschaft eines Königs, dem die einzelnen Stämme, die wieder ihre Unterkönige haben, tributpflichtig sind. Die Untertanen sind verpflichtet, einen Teil ihrer Ernte und der auf der Jagd erlegten Stücke — gleichsam als Steuerbetrag — abzuführen. Die Könige stehen bei ihren Untertanen in hohem Ansehen und haben unumschränkte Gewalt über Leben und Tod. Auf weitere Eigentümlichkeiten der Zulustämme, besonders in der politischen Organisation, werden wir noch später zu reden kommen.

Buschmannsfrau.

Als eine weichere Ausprägung des Kafferntypus, wie Ratzel sich ausdrückt, ist der Betschuane anzusehen. Er ist bei weitem nicht so kriegerisch veranlagt und den Segnungen der Kultur und Civilisation weit mehr zugänglich, als der Zulu. Während der erstere sich ziemlich stark abschließt, hat der Betschuane sich mit den Nachbarvölkern vermischt, und die milderen Gefühle, die ihn beseelen, treten auch schon in seiner äußeren Erscheinung hervor. Sein Auftreten ist weniger energisch und selbstbewußt; auf seinem Gesicht lagert eine gewisse Schwermut und Schlaffheit; seine Statur ist kleiner, die Schultern sind weniger breit, auch vermag er nicht die Arbeitsleistung zu bewältigen, die der Zulu zustande bringt. Deshalb beschäftigt er sich auch in der Hauptsache mit Ackerbau und läßt sich gern als Arbeiter auf den christlichen Missionen verwenden.

Zu erwähnen sind noch die Bakwena, die in einer Anzahl von 30000 bis 35000 Köpfen etwa in der Mitte der früheren Burenrepubliken wohnten und ebenfalls mehr friedlichen Beschäftigungen huldigten, wenngleich sie auch in Kriege verwickelt worden sind.

Wir kommen nunmehr zu den Buschmännern und Hottentotten, die wohl zuerst ganz Südafrika im Besitz hatten, bevor sie von den Kaffern in den Südwesten zurückgedrängt wurden. Die Buschmänner hausen hauptsächlich in der Kalahari, sind aber auch zerstreut im Westen des Kaplandes anzutreffen und wohnen in einzelnen Gruppen noch am Ngami-See und im Gebiete der Owambos. Den Namen Buschmänner oder

Bosjemans haben sie von den Holländern bekommen, während sie sich selbst Sans nennen. Sie zersplittern in mehrere kleine Stämme, von denen die Bumantsu, die Kobab, die Damup und die Denassana genannt sein mögen. Die Forschung hat sich schon frühzeitig mit ihnen beschäftigt und vielfache, ungenaue und unrichtige Schilderungen wurden von ihnen verbreitet, so daß man sich über diese Völkerschaften den seltsamsten Vorstellungen hingab. Es mögen hier über die Buschmänner einige Aufzeichnungen folgen, die ein, wenn auch zuweilen übertriebenes, doch im allgemeinen richtiges Bild von ihnen entwerfen. Die Schilderung stammt aus dem Jahre 1824, ist aber bis auf einzelne Details auch heute noch zutreffend.

„Die Bosjemans sind kaum 4 Fuß hoch, die Farbe ihrer Haut läßt sich nur an wenigen Stellen erkennen, da ein dicker Überzug von Asche und Fett wie eine Rinde das Gesicht und die mageren Hände bedeckt; nur unter den Augen, die von dem Rauch, in dem sie sitzen, oft tränen, erblickt man die eigentümliche gelbliche Farbe. Ein wilder, scheuer, unsicherer Blick, wollüstige, schlaffe, doch listige Gesichtszüge unterscheiden die Miene der Bosjemans auffallend von der gutmütigen Physiognomie der Hottentotten. Bei den bejahrten Leuten findet man oft, daß sie die Augen so weit zuhalten, daß vom Augapfel nichts zu sehen ist, und sie nur eben gerade durchblicken können. Das allgemeine Kennzeichen der Hottentotten, die breite, platte Nase, die zwischen den Augen sich fast gänzlich verflacht, und die breit hervorragenden Wangenknochen werden bei der Magerkeit der Bosjemans doppelt bemerkbar. Die höheren Sinneswerkzeuge sind von besonderer Schärfe, da sie dieselben täglich üben, die niederen dagegen sind schwach, und man sollte beinahe glauben, sie hätten weder Geruch, noch Geschmack, noch Gefühl. Die Kinder sind so unförmlich dick, als die Alten unförmlich mager und überaus häßlich sind."

Wie bereits bemerkt, ist hier vieles übertrieben, doch ist ihre äußere Erscheinung in den großen Zügen nicht gerade falsch wiedergegeben. Ihr Charakter ist schwer zu beurteilen und von zahlreichen Widersprüchen durchsetzt. Fritsch nennt sie leichtsinnig und vor allen Dingen stets dem Augenblick gehorchend. Obwohl scheinbar gutmütig, lassen sie sich doch oft zu Gewalttätigkeiten hinreißen, und einer ihrer unangenehmsten Charakterzüge ist, daß sie zwischen mein und dein nicht den geringsten Unterschied kennen. Eine eigentliche Beschäftigung kennen sie gar nicht; wenn sie der Hunger plagt, stehlen sie eben, was sie brauchen, und werden dadurch gerade zu den gefährlichsten Widersachern der Kolonisten. Daneben beseelt sie eine ungestillte Freiheitsliebe, und ist ihre Mordlust einmal entfesselt, so kennt sie auch keine Grenzen mehr. Im allgemeinen führen sie ein elendes Leben, da sie sich an Seßhaftigkeit absolut nicht zu gewöhnen verstehen, und infolgedessen sind auch alle Bekehrungsversuche der christlichen Missionare spurlos an ihnen vorübergegangen.

Auch das Familienleben ist wenig entwickelt. Der Mann kauft sich, wenn er das entsprechende Alter erreicht hat, eine Frau, die nicht höher als eine Magd steht und die niedrigsten Arbeiten zu verrichten hat. Nur die Kinder werden — besonders von den Müttern — sehr geliebt. Doch ist ihre Zahl eine sehr geringe, und der Stamm überhaupt in der Auflösung begriffen.

Bemerkenswert ist das musikalische Talent, das sie auszeichnet, sowie ihre Fertigkeit im Zeichnen, die von vielen Forschungsreisenden beobachtet worden ist. Natürlich sind es keine künstlerisch ausgeführten Gemälde, aber ebenso ungerecht wäre es, sie als sinnlose Schmierereien hinzustellen. Sie malen alles, was ihnen vor die Augen kommt, vor allem die Tiere, denen sie fast täglich begegnen, doch auch menschliche Figuren lassen sie sich nicht entgehen, und viele Felsblöcke haben derartige Bilder in allen möglichen Farben — weiß, rot, schwarz und gelb — aufzuweisen. In religiöser Hinsicht glauben sie an ein höheres Wesen, auch die Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode ist bei ihnen verbreitet; ebenso herrscht bei ihnen die Sitte, die Toten zu bestatten und sie nicht, wie so viele wilde Völkerschaften Afrikas, den wilden Tieren preiszugeben. Sie haben viele Sagen, Mythen und Tierfabeln, in denen Tiere, wie Meerkatzen, Heuschrecken und Antilopen, die Hauptrolle spielen; auch die Gestirne, Sonne und Mond, kommen in ihren Sagen und Fabeln vor.

Alter Hottentott der Kapkolonie.

Den Buschmännern verwandt, doch im Charakter von ihnen verschieden, sind die Hottentotten, die früher im Westen und Süden des heutigen Kaplandes hausten, aber sowohl von den eingewanderten Europäern, wie auch von den Hereros stark bedrängt wurden, so daß sie sich heute tiefer in das Innere zurückgezogen haben. Sie mögen heute vielleicht noch eine Bevölkerungsanzahl von 25 000 repräsentieren, die aber stark in der Abnahme begriffen ist. Auch haben sie sich vielfach mit Europäern und Zulus vermischt, so daß von reinen Hottentotten nicht mehr die Rede sein kann. Der Stamm, der sich am reinsten erhalten hat, sind die Namaquas, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts am unteren Oranje wohnten. Jetzt sind sie hauptsächlich noch in dem Lüderitzland anzutreffen, doch findet man sie auch an der Küste der Walfischbai. Ein anderer, stark vermischter Volksstamm sind die Griquas im Griqua-Land bis zum Ngami-See hinunter. Einen dritten Hauptstamm bilden die Korana im Gebiet des Oranje-Freistaates, jetzt hauptsächlich im Westen des Staates seßhaft, da die Buren sie aus ihren früheren Besitzungen vertrieben haben.

Körperlich präsentieren sich die Hottentotten als kleine Gestalten von höchstens 160 cm Größe, während der Durchschnitt weit geringer anzuschlagen ist. Ihre Gesichter sind fahlgelb, manchmal rötlichgrau, ihre Körper mager, wenig muskulös, ihre Füße, Hände und Gelenke fein und klein, dabei aber doch plump und unschön. Die Stirn ist schmal, die Nase kurz und aufgestülpt, der Mund breit, die Haut welk und faltig. Die Haare sind dick und wollig und häufig in Knoten und Zöpfen zusammengelegt. Ihre körperliche Leistungsfähigkeit ist sehr gering, auch erliegen sie schnell dem tropischen Klima. Über ihren Charakter gehen die Ansichten sehr auseinander; neben einzelnen Reisenden, die sie als intelligent hinstellen, giebt es viele andere, die auf ihre Trägheit

und Faulheit hinweisen; doch muß man hierbei berücksichtigen, daß wohl die ungünstigen Verhältnisse ihren Charakter verändert haben mögen, und sie sich bei besserer Gestaltung der Lebensbedingungen auch vorteilhafter entwickelt haben würden. Zur Zeit stehen sie in der Kultur sehr niedrig, was schon aus der Art hervorgeht, wie sie ihren Hunger stillen. Sie sind nicht wählerisch, und die Bereitung der Speisen macht ihnen wenig Sorge. Ihre Hauptnahrung bilden Wurzeln, die sie ungekocht verzehren. Das Fleisch

Hottentottenkraal.

wird gesotten oder gebraten, noch halb roh, ohne Anwendung von Salz oder Gewürzen, hinuntergeschlungen. Als ganz besonderer Leckerbissen erscheint ihnen das Tierfett, sowie die Eingeweide von Schafen, Ochsen oder wilden Tieren, die sie ungereinigt verzehren. Sie sind starke Esser, können aber nötigenfalls auch ohne Nahrung eine ziemlich lange Zeit ausdauern. Als Getränke dienen sie Wasser und saure Milch, bereiten aber daneben auch ein berauschendes Honigwasser, dem sie jedoch den von den Europäern eingetauschten Branntwein bei weitem vorziehen.

Digitized by Google

Eine Leidenschaft der Hottentotten ist das Rauchen, und schon die Kinder trifft man mit der Pfeife im Munde. Auch hierin sind sie gewöhnlich nicht wählerisch, denn sie rauchen die Blätter des wilden Flachses und in Ermangelung dessen sogar alle möglichen andern Blätter.

Ihre Tätigkeit beschränkt sich fast allein auf die Viehzucht, und das Ansehen des einzelnen wird nach den Herden bemessen, die er in seinem Besitze hat. Von der Milch der Kühe bereiten sie Butter, die aber nicht etwa als Genußmittel, sondern zum Einreiben der Haut benutzt wird. Die Ochsen werden zum Lasttragen gebraucht, um auf der Wanderung die Zelte, Matten, das Hausgerät und vor allem die Kinder zu tragen. Den Tieren werden in ihrem frühesten Alter die Nasenlöcher durchbohrt und ein 8 bis 10 Zoll langer Stock durchgezogen, an den lange Riemen gehängt werden.

Das Wild fangen sie in Schlingen und Gruben oder töten es mit vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen. Ihre Fähigkeit, Spuren zu verfolgen, ist eine außerordentliche, und ebenso bewundernswert ist die Geduld, die sie bei der Anfertigung ihrer Waffen zur Schau tragen. Ihre Hauptwaffe ist der Assagai, doch benutzen sie daneben auch Bogen und Pfeile. Große Fertigkeit besitzen sie auch im Schnitzen von Schüsseln und Krügen, obwohl ihnen nur mangelhafte Werkzeuge zur Verfügung stehen. Einen regen Tauschhandel treiben sie mit Europäern, denen sie gegen Eisen und Tabak, vor allem aber gegen die Überlassung von Branntwein, die wertvollen Elefantenzähne zur Verfügung stellen.

Erwähnenswert ist noch ihre Vorliebe für die Musik, der sie vermittelst eines mit einer Darmsaite bespannten Bogens, der sogenannten Gorra, der Kuthe, einer Art Zither, und einer Trommel Ausdruck geben. Nach dem Klange dieser Instrumente führen sie häufig Tänze auf, die mehr oder weniger aus langen Sprüngen bestehen und von lautem Geschrei begleitet werden.

Was das Familienleben betrifft, so ähnelt es stark dem der Buschmänner. Die Frau ist fast nur die Sklavin des Mannes; auch wird vielfach Vielweiberei getrieben.

Auf den afrikanischen Inseln finden sich alle möglichen Völkerschaften, und außer Negern begegnen wir hier auch Arabern, Malaien nnd Hindu. Ganz besonders ist das auf der Insel Sansibar zu bemerken, wo allerdings die Araber die erste Rolle spielen, die auch den Handel und Grundbesitz in Händen haben. Ihnen gesellen sich Perser, Neger, Inder, Europäer und Amerikaner zu. In ziemlich großer Anzahl vertreten sind die Suahelineger, unter denen die Wangwanas hervorzuheben sind. Schon ihr Name, — der „Freie" bedeutet, drückt den Gegensatz zu ihren auf den Plantagen arbeitenden Rassengenossen aus, die sich häufig bei europäischen Reisenden verdingen, für die Erlaubnis aber einen Teil ihres Lohnes abgeben müssen. Auf den Komoren finden wir ebenfalls ein Völkergemisch, nämlich Neger, Madagassen, Mischlinge von Arabern und Antalots. Die letzteren sind ebenfalls Mischlinge, doch scheint das afrikanische Element bei ihnen vorwiegend zu sein.

Auf Madagaskar finden sich unter andern Stämmen und Rassen die Hova und Sakalaven. Die ersteren sind augenscheinlich Abkömmlinge der Malaien und ähneln in ihrem Gesichtstypus auch den Europäern. Die Forschung ist auf dieser Insel noch sehr wenig

vorgedrungen, doch läßt sich bereits so viel feststellen, daß ein Teil der Einwohner mit den übrigen Rassen Afrikas so gut wie nichts gemein hat. Die Hova sind jetzt so ziemlich civilisiert und kleiden sich fast durchgehend nach europäischen Vorbildern; nur die ärmeren Klassen benutzen noch das ursprüngliche Kostüm: das Lendentuch, die aus Baumrinde gearbeitete Jacke, den Lamba genannten Überwurf und einen breitkrämpigen Hut oder Mütze aus Strohgeflecht. In der äußeren Erscheinung geben sich die Hova als kräftige Gestalten mit schwarzen, lockigen Haaren und olivengelber Hautfarbe. Von Charakter sind sie lebhaft, doch häufig hinterlistig und falsch; auch werden sie als geizig, trunksüchtig und rachesüchtig geschildert. Im Essen geben sie sich mäßigen Genüssen hin, dagegen sind sie leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie merkwürdigerweise aber nicht rauchen, sondern kauen.

Junge Mandingo Männer.

Weit tiefer als die Hova stehen die Sakalaven, die hauptsächlich im Süden und Westen Afrikas wohnen. Den Hova stehen sie feindlich gegenüber, was sich zur Genüge daraus erklären läßt, daß diese einen großen Teil des Besitzes der Sakalaven an sich gerissen haben. Ihre Charaktereigenschaften werden von den Forschern recht verschiedenartig dargestellt, nur darin sind sie alle einig, daß man es hier mit äußerst verschlagenen, rohen, zur Trunksucht neigenden Leuten zu tun hat, die vor Mord und Totschlag nicht zurückschrecken. Ein Mittelglied zwischen beiden Völkerschaften, den Hova und den Sakalaven, bilden die Antankaren, einst ein sehr begüterter, kriegerischer Stamm, der jetzt vollständig unterdrückt ist und sich bis zum hohen Norden zurückgezogen hat. Ebenfalls dem Untergange geweiht und vollständig dem Branntweinteufel verfallen, ist der Stamm der Betsimisaraka, die an der Ostküste hausen und an die Hovas nur durch die hellbraune Gesichtsfarbe erinnern. Auf den Inseln Réunion, Mauritius, den Azoren und Madeira ist ein buntes Gemisch von Völkerschaften vertreten, unter denen frühere Negersklaven und Kreolen im Vordergrunde stehen.

Auf den Kapverdischen Inseln finden sich noch vereinzelt Typen der Festlandsneger wie Papels und Mandingo, während die den Bantuvölkern angehörenden Bubi auf Fernando Po anzutreffen sind und sich vermutlich, seit die Portugiesen von der Insel Besitz ergriffen haben, aus dem Gabungebiet hierher gewendet haben. Auf den Kanarischen Inseln sind noch die Guanchen zu finden, die aber zum Teil vollständig ausgerottet sind und sich höchstens noch an der Südküste von Teneriffa vorfinden.

Digitized by Google

Außer diesen Völkerschaften begegnen wir in Afrika, besonders in den Südstaaten, zahlreichen Europäern und ihren Abkömmlingen, vornehmlich im Kaplande den Buren, denen später noch eine eingehende Betrachtung gewidmet werden wird.

Forschungsgeschichte.

Schon die Völker des Altertums beschäftigten sich lebhaft mit der Erforschung des afrikanischen Erdteils, und man weiß nicht, wen man als den ersten die Palme reichen soll, den Ägyptern oder den Phönikern. Die ersteren sollen schon um das Jahr 2000 in eine Reihe von Kriegen mit den Negerstämmen des inneren Afrikas verwickelt worden sein, und aus dem Jahr 1600 finden sich Aufzeichnungen, daß die Somalis und die von ihnen besetzten Gebiete den Ägyptern bereits bekannt waren. Sie bezogen aus diesen Gegenden den Weihrauch, und ein ägyptischer König Sankkara unternahm selbst einen Zug nach dem Weihrauchlande, das damals den Namen „Punt" führte. Wenige Jahrhunderte später wurde der Goldreichtum Nubiens von dem ägyptischen Pharao Ramses II. (1392—26 v. Chr.) ausgebeutet. Danach, etwa um das Jahr 1150, wurde von den Phönikern die Westküste von Marokko entdeckt und eine Anzahl von Kolonien angelegt, die sich von Elmehassen bis Draa hinzogen, doch um das 9. Jahrhundert von den Numidiern vernichtet wurden. Auch östlich drangen die Phöniker bis über den Äquator vor, und gerade in den letzten Jahren hat man viele alte Denkmäler und Ruinen entdeckt, die unverkennbar phönikischen Typus aufweisen. Auch der ägyptische König Necho, der um das Jahr 600 v. Chr. Afrika vom Roten Meere aus umsegeln ließ, bediente sich der Phöniker, die als Seefahrer im Altertume in hohem Ansehen standen, und denen es dann auch wirklich gelang, einige, den alten Ägyptern noch unbekannte Gebiete zu entdecken.

Auch den Indern war ein Teil Afrikas bereits bekannt, wie die Inseln Sokotra und Sansibar, während die Hebräer das Rote Meer befuhren und schon die Ostküste zum Schauplatze ihrer Seefahrten machten.

Einen ganz besonderen Aufschwung erhielt die Forschung mit dem Auftreten der Karthager, deren Reich in der Gegend des heutigen Tunis lag, und die außer vielen Kolonien am Mittelländischen Meer auch ein Gebiet besaßen, das östlich bis zur großen Syrte reichte. Sie traten das Erbe der alten Phöniker an und drangen bereits um das Jahr 470 unter Hanno dem Älteren bis nach Sierra Leone vor. Sie gründeten an der Südküste Kolonien, unter andern auf der Insel Arguin und am Kap Blanco. Hanno fand auch den Krokodilfluß und den Senegal, während ein anderer karthagischer Heerführer das Innere des Landes aufsuchte und dreimal die Wüste in ihrer ganzen Länge durchzog.

Auf griechischer Seite beschäftigte man sich erst ziemlich spät mit Afrika, denn wenn Homer auch die libysche Wüste erwähnt, so waren die Vorstellungen seiner Landsleute doch recht unklare, und man kannte zunächst nichts weiter als Ägypten und dessen Haupt-

ſtadt Theben. Pindar berichtete über die Länder des Atlas und der Syrte, und Hekatäos aus Abdera brachte genauere Aufzeichnungen über Libyen. Eine beſſere Vorſtellung erhielt man aus den Werken Herodots, der ums Jahr 460 v. Chr. weite Reiſen unternahm, Ägypten beſuchte und die geographiſchen Forſchungen der Neuzeit durch ſeine Aufzeichnungen ſehr erleichtert hat. Mit ungewöhnlicher Schärfe hat er über die Geographie und Geſtaltung Afrikas Behauptungen aufgeſtellt, deren Richtigkeit ſich noch in den letzten Jahrzehnten herausgeſtellt hat. Außer ihm waren es Eratoſthenes, Hipparch, Polybios Strabon, die die Angaben Herodots ergänzten, über die Größenverhältniſſe des unbekannten Erdteils mehr oder weniger zutreffende Angaben lieferten und neben vielen übertriebenen, falſchen Schilderungen auch ſo manches beiſteuerten, das den Gelehrten und Forſchern ſpäterer Zeiten nützlich und erſprießlich war.

Die Römer wurden eigentlich durch die Karthager auf Afrika hingewieſen, und ihre Kriege mit den Numidiern und Ägyptern trugen dazu bei, ihre zuerſt nur oberflächlichen Kenntniſſe zu erweitern und zu ergänzen. Die bis dahin vereinzelten Reiſen wurden häufiger, als Cäſar 46 v. Chr. Numidien zur römiſchen Provinz erklärte; doch ſetzten die eigentlich bedeutungsvollen Aufzeichnungen erſt 50 Jahre ſpäter ein, als Aelius Gallus im Jahre 24 n. Chr. das Rote Meer durchſegelte. Schon vorher hatte Cornelius Balbus Phazania (das jetzige Feſſan) dem römiſchen Reiche unterworfen, und Julius Maternus benutzte bereits damals die Karawanenſtraßen, um über die Sahara bis zum Sudan vorzurücken. Das Land der Nigritier fand Cajus Suetonius Paulinus 37 n. Chr., während Nero nach dem Gebiet der Dinkaneger eine Expedition ausrüſtete.

Trotz der ziemlich bedeutenden Errungenſchaften auf militäriſchem Gebiet, blieben die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ziemlich unbedeutend, denn die Aufzeichnungen des Plinius und des Pomponius Mela bieten nichts weiter, als eine Reihe von Fabeln und Mythen, die höchſtens geeignet waren, die Gemüter zu verwirren und die ohnehin unſicheren Angaben noch unklarer erſcheinen zu laſſen. Weit wertvoller waren die Aufzeichnungen und Karten des Claudius Ptolemäos, die zwar auch ſo manche Fehler enthielten, aber doch die bis dahin bekannten Länder und vor allen Dingen die Geſtaltung Afrikas ziemlich richtig wiedergaben.

Die Kenntniſſe, die man bis dahin erlangt, waren auch den Arabern zugängig geworden, die ſich nunmehr mit dem neuen Erdteil eingehend beſchäftigten. Sie verbreiteten hier ihre Religion, den Islam, der noch heute viele Bekenner in Afrika zählt und verſtanden es, ihrem Handel in den neuen Ländern Geltung zu verſchaffen. Schon im 10. Jahrhundert hatten ſie an der Oſtküſte Kolonien gegründet, die ſich namentlich in der Nähe von Mozambique zu ſchneller Blüte entfalteten; auch die Inſel Sanſibar war in ihren Händen, und weſtlich drangen ſie bis zum Kap Nun, deſſen Bewohner ebenfalls ihrem Einfluß unterlagen.

Von ſeiten arabiſcher Gelehrter und Reiſenden, von denen Naſſudi, Ibn Haukal, Obeid el Bekri und Edriſi genannt ſein mögen, wurden wertvolle Werke und Reiſebeſchreibungen verfaßt, die noch jetzt vielfach als Anhaltspunkte Geltung haben. Das chriſtliche Mittelalter beſchäftigte ſich merkwürdigerweiſe in der erſten Zeit faſt gar nicht mit dem neuen

Erdteil. Die Kirchenväter warnten ausdrücklich davor und schilderten die bis dahin ja nur wenig bekannten Länder in den abschreckendsten Farben. Ihre Bewohner galten ihnen als Untiere, als Mittelglied zwischen Menschen und wilden Bestien, und die unglaublichsten Vorstellungen wurden im Volke verbreitet. Erst mit dem Auftreten des berühmten Reisenden Marco Polo nahm die Sache eine andere Wendung, denn außer seinen wertvollen Aufzeichnungen über Asien erschloß er auch die Küste von Ostafrika und die Küste Madagaskars dem bisher durchaus unwissenden Europa. Im Jahre 1321 lieferte Marino Sanuto, im Jahre 1447 Palazzo Pitti, und 1457 Fra Mauro Karten des Erdteils, die zum Teil aufklärend wirkten und den italienischen Kaufleuten, die mit den Fürsten der Berberei ein Bündnis geschlossen und, unter ihrem Schutze handeltreibend, das nördliche Afrika durchstreiften, wertvolle Dienste leisteten, wenngleich diesen Karten auch zum Teil große Mängel anhingen und sie einzelne Flüsse und Länder aufwiesen, die in Wirklichkeit gar nicht existierten und nur in der Phantasie der Zeichner vorhanden waren. Auf diese Weise war es schon den Genuesen gelungen, die Insel Madeira zu finden und nach den Kanarischen Inseln zu gelangen, doch in ganz neue, gleichsam praktische Bahnen gelenkt wurde die Forschung erst durch die Portugiesen, die im 15. Jahrhundert die Entdeckungsreisen nach bestimmten Plänen organisierten. Ein ganz besonderes Verdienst gebührt dem Infanten Heinrich dem Seefahrer (1394—60), der zunächst von dem Wunsche beseelt wurde, den Seeweg nach Ostindien wieder aufzufinden. Schon im Jahre 1434 gelang es Gil Eannes, das Kap Bojador zu umsegeln, das vor ihm keiner erreicht hatte, weil die Stromschnellen ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Alle Expeditionen, die vor ihm den Versuch gemacht, hatten vor dieser gefährlichen Stelle umkehren müssen.

Etwa 10 Jahre später entdeckte man den Senegal und 1456 erreichte Ludwig Cadamosto (1432—80) den Gambia und die Kapverdischen Inseln.

Mit dem 1460 erfolgten Tode Heinrichs des Seefahrers hatte die Expeditionslust der Portugiesen für eine Zeit ihr Ende erreicht. Doch nur kurze Zeit ruhte die Wanderlust und 1484 drang Diego Cao in Gemeinschaft mit dem deutschen Ritter Behaim bis zum Kongo und eine weite Strecke über den Äquator vor. Auf weiteren Reisen wurden die Azoren und 1486 die Walfisch-Bai entdeckt, und Behaims Erdglobus legt Zeugnis ab von den bedeutenden Errungenschaften, die der Wissenschaft in diesen Jahren zugeführt wurden. 1486 entdeckte Bartolomäus Diaz das Kap der guten Hoffnung, in dessen Nähe er bei einer späteren Reise im Jahre 1500 allerdings unterging. Wieder vergingen 10 Jahre, bis Vasco da Gama im Jahre 1497 Afrika umschiffte und an den arabischen Kolonien des Ostens vorüber bis nach Indien vordrang. 1503 wurde Kap Guardafui von Saldanha erreicht, und 1541 drang Esteban da Gama bis nach Suez vor. Das von den Portugiesen gegebene Beispiel übte auch auf die andern Völker seine Wirkung, um so mehr als auf den europäischen Märkten die Handelsleute von dem Reichtum des neuen Landes Wunderdinge erzählten. Vor allem waren es die Engländer, die der Wunsch, mit leichter Mühe Geld zu verdienen, in die Ferne trieb. Auch die Holländer zogen aus, um ihrem Handel neue Absatzplätze zu verschaffen, und von dänischer Seite drang man nach Guinea vor, wo zahlreiche Faktoreien gegründet wurden, und große Ansiedelungen

entstanden. Schon im Jahre 1682 finden sich an der Goldküste Kolonien, die aber bereits 1720 durch Kauf an Holland übergingen. Auch die Franzosen ließ das Beispiel der übrigen Völker nicht ruhen; sie zogen zum Senegal und ließen sich dort unter Ambroise Brun nieder.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts trat in der Entdeckung der einzelnen Länder Afrikas ein Stillstand ein. Man begnügte sich, das Errungene praktisch zu verwerten, anstatt auf neue Eroberungen auszuziehen. Ferner bildete auch der neuerschlossene Erdteil Amerika eine zu große Anziehungskraft, als daß sich die Abenteurerlust nicht dahin hätte wenden sollen. Dazu kam noch, daß von Afrika eigentlich nur das Küstengebiet bekannt war, während das Innere des Landes nach wie vor ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Fast drei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die Wissenschaft — diesmal mit besseren Hilfsmitteln ausgerüstet — von neuem auf die Erschließung des Erdteiles auszog. Wenn aber auch in dieser Zeit keine neuen Länder entdeckt wurden, so waren doch die Gelehrten eifrig bemüht, das bisher Entdeckte wissenschaftlich zu verarbeiten und der großen Masse, soweit sie sich für das Thema interessierte, zugänglich zu machen. So stammen aus jenen Jahren wichtige Werke, die hier zu nennen, zu weit führen würde, die aber die Aufmerksamkeit wach erhielten und zahlreiche Anregungen boten.

Im 17. Jahrhundert begann sich auch die Geistlichkeit mit den neuen Ländern zu beschäftigen. Es setzte die Missionstätigkeit ein, die vielfach aufklärend gewirkt hat. So drangen die Missionare Paez und Lobo schon im Anfang des 17. Jahrhunderts nach Abessinien vor und fanden den blauen Nil, während der französische Arzt Poncet um ungefähr dieselbe Zeit am Hofe des abessinischen Königs weilte und dort die interessanten Beobachtungen anstellte, die er danach in einem jetzt noch wertvollen Werke hinterlassen hat.

Auch im 18. Jahrhundert war die Missionstätigkeit eine äußerst rege, und man machte zahlreiche Versuche, in das Innere zu dringen und die Wilden der Civilisation zuzuführen. Von diesen vielfachen Reisen sei die Expedition von Peter Kolbe nach dem Kapland (1702), die von Krump nach der nordöstlichen Wüste (1701—1702), Snelgraves Reise nach Dahomey und Westafrika (1719—1732), Dr. Shaws Zug nach Marokko (1722—1727), Nebuhrs Expedition nach den Nilfällen (1761), Sparrmann und Thunbergs Zug zu den Hottentotten (1772—1776) und Levaillants Reise in das Innere des Landes, die er vom Kaplande aus unternahm (1772—1776) erwähnt.

Hatte man es bis dahin mit den Versuchen einzelner Reisenden zu tun, die, nur mit ungenügenden Mitteln ausgerüstet, auch nur halbe Resultate erzielen konnten, so trat mit dem Jahre 1788 eine Wendung ein, die die Tätigkeit der Forscher in sichere Bahnen leitete und dem Ganzen ein festes, solides Gepräge gab. Kapitän Cook, der bekannte Forschungsreisende, war es, der in London die Anregung zur Gründung einer großen Gesellschaft gegeben, und was er nur unklar geträumt, wußte sein Freund und Begleiter auf seiner ersten Weltreise, der Naturforscher Sir Josef Banks in feste Formen zu bannen.

Auf sein Betreiben wurde im Jahre 1788 in London eine Gesellschaft gegründet, die den ersten Anstoß zur wissenschaftlichen Erforschung Afrikas gab und sich den Titel

„Gesellschaft zur Beförderung der Erforschung des innern Afrikas" beilegte. Diese Gesellschaft bezweckte zunächst rein wissenschaftliche Interessen, ohne dabei jedoch die praktische Verwertung derselben aus dem Auge zu lassen. Erst im Jahre 1830 ging sie in die Königliche Geographische Gesellschaft von London auf; welche die bis dahin erzielten Resultate nutzbar zu machen und auszugestalten wußte.

Mit zu Hilfenahme der wirklich maßgebenden Karten, die von der Hand des berühmten französischen Geographen Bourguignon d'Anville stammten, beschloß man zunächst, den den westlichen Sudan durchströmenden Niger der Wissenschaft zu erschließen und rüstete im Jahre 1791 eine Expedition aus, deren Leitung drei Gelehrten anvertraut war, die von Tripolis, vom Gambia und vom Nil aus den gewaltigen Strom erreichen sollten. Nur der von Tripolis ausgehende Lucas brachte wertvolles Material heim, während Ledyard in Kairo und der vom Gambia ausziehende Houghton in Kaarta starben. Dasselbe Schicksal erlitten am oberen Senegel Watt und Winterbottom (1794). Erst Mungo Park, einem Schotten, war es vorbehalten, auf seiner dreijährigen Reise (1795—1797), den Niger zu erreichen, doch auch er fiel auf einer zweiten Reise der Wissenschaft zum Opfer, indem er im Jahre 1806 im Niger ertrank.

1798 erreichte Hornemann nach einer langen, beschwerlichen Reise Mursuk, durchquerte 1800 die Wüste, um von hier aus nach dem Niger zu kommen, starb aber in Nupe. Ein ähnliches Schicksal war seinen Nachfolgern Nicholnson und Röntgen beschieden, und auch der Admiral Tuckey mußte seine Vermessenheit 1816 mit dem Tode büßen, obwohl es ihm gelungen war, bis zu den ersten Stromschnellen des Kongo zu gelangen. Auch mehrere andere Expeditionen vermochten nicht die Nigermündung zu finden, und erst Clapperton und Denham war es vergönnt, durch die Wüste über den Sudan den Niger zu erreichen. Über die Mündung des Stromes aber war man sich immer noch nicht einig, und nach Clappertons in Tschangari bei Sokoto 1827 erfolgtem Tode kannte man den Lauf des Stromes nur bis Nupe, ohne von seinem Unterlauf genaue Kenntnis zu besitzen.

Da endlich — im Jahre 1830 — wurde das Problem gelöst, indem Richard Lander die Mündung erreichte und bei dieser Gelegenheit auch den Nebenfluß des Niger, den Benue, entdeckte. Die von Lander gemachten Entdeckungen wurden von Baikie 1854 nachgeprüft und von Flegel (1878—1885) weiter ausgebaut.

Das obere Gebiet des Niger war auch von französischer Seite der Gegenstand eifriger Forschungen geworden und Mollien, Beauford und Caillié machten sich um die Entdeckung des Senegal- und Gambiagebietes hochverdient.

Bis Timbuktu drang der englische Major Laing vor, ward aber, kurz nachdem er diesen Ort erreicht, ermordet und hat keinerlei Aufzeichnungen über sein Wirken hinterlassen. Mit noch heißerem Bemühen als den Niger, suchte man die Quellen des Nils zu entdecken, und hier war es Frankreich, das die entscheidenden Schritte tat, um das Problem zu lösen. Auf seinem Zuge nach Ägypten 1798 ließ sich Napoleon von einer Reihe von Gelehrten begleiten, die den Riesenfluß zum Gegenstande ihrer Studien machten, obwohl man sich mit den Nilquellen damals noch nicht beschäftigte. Dies begann erst mit der Thronbesteigung Mehemed Alis, der sich 1805 zum Pascha von Ägypten aufschwang und während seiner

Statthalterschaft, die bis zum Jahre 1848 dauerte, ein eifriges Interesse für die Erforschung des Nils an den Tag legte; er rüstete vier Expeditionen aus, und die an seinem Hofe lebenden Franzosen Cailliaud und Letorzec widmeten sich in seinem Auftrage der Lösung des schwierigen Problems, ohne jedoch positive Resultate zu Tage zu fördern. Auch Burckhardt, der vorher im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft" in London die Wüstengegend des Nils bereist, war nicht glücklicher gewesen.

Im Jahre 1823 befuhr Höchst von Khartum aus den weißen Nil, und 1827 gelangte Linant de Bellefonds bis zum 13. Grad nördlicher Breite.

Auch Abessinien war der Gegenstand eifriger Forschungen, und hier war es Bruce, der schon im Jahre 1770 vom Roten Meere aus zum Tafelland vordrang und bis nach Haussa gelangte. Erst 35 Jahre später wurde eine neue Expedition unter Salt ausgerüstet, der 1822 Rüppel folgte. Wieder vergingen Jahre, ehe Abessinien den Wissensdurst der Forscher weckte, und die besten Überlieferungen des Landes verdankt man noch den Brüdern Antoine und Arnould Abbadie, die von 1837—48 weite Reisen unternahmen und sich mit den Eigentümlichkeiten des Landes in jeder Weise vertraut machten.

Wahrhaft der Forschung erschlossen wurde Nord-Afrika, als die Franzosen 1847 Algerien eroberten und nach der Gefangennahme Abd-el-Kaders das Land zur französischen Provinz machten. Schon 2 Jahre vorher — 1845 — hatte der Engländer Richardson eine Expedition nach den Oasen Fessan und Ghat ausgerüstet, doch wirklich erforscht wurde das Land erst durch Heinrich Barth, der — 1821 in Hamburg geboren — ausgedehnte Reisen unternahm und dessen Tätigkeit wir bei der Betrachtung der Forschungen neuester Zeit noch eingehend berücksichtigen wollen.

Ziemlich beschränkt waren die Entdeckungen in Süd-Afrika, und bis zum Jahre 1850 war nur ein kleiner Teil des Kaplandes und die Landschaft des Orangefreistaates und des Namalandes bekannt.

Im Jahre 1777 wurde der obere Lauf des Oranges flusses von Gordon und der untere Lauf ein Jahr später von Patterson entdeckt. Weitere Ausdehnungen erhielten die Forschungen durch die Engländer, die 1795 das holländische Kapland eroberten. 1797—98 schickte die Kolonialgesellschaft in Kapstadt Barrow den oberen Orange hinauf, und seine Aufgabe war es, die Westküste und die Südküste bis zu den schwarzen Bergen zu erschließen. Drei Jahre später waren es Trutter und Sommerville, die das andere Ufer des Orange erforschten, während Lichtenstein in das Betschuanenland vordrang. Er weilte vier Jahre in dieser Gegend und war bemüht, auch bis zum Limpopo zu kommen, doch dieser Versuch gelang erst den Missionaren Campbell, Moffat, Philip, Hamilton und Kay. Die Erforschung des Inneren machte indessen keine Fortschritte, erst 1834, als die Kapgesellschaft gegründet wurde, nahmen die Reisen durch Zentral-Afrika energischere Formen an. Diese Gesellschaft rüstete 1835 eine Expedition aus, an deren Spitze Andreas Smith stand, und ihm gelang es, bis zum Gebiet des Limpopo zu kommen und die Quellen der beiden Flüsse Calledon und Mpata zu entdecken. Ihm folgte Harris, dessen Bemühungen aber nicht über dieses Gebiet hinausreichten, und auch Cumming war kein größerer Erfolg beschieden. Erst im Jahre 1841 hatte der Schwede Wahlberg einen

weiteren Fortschritt zu verzeichnen, indem er über die Drakenberge bis zum Magaliesberg vordrang. Von Westen her war Alexander 1836–37 bis zu den Damaras gekommen, doch auch er hatte nicht viel Wissenswertes und Neues heimzubringen vermocht. Zu erwähnen sind in den vierziger Jahren noch die Bemühungen von Delegorgues und Peters, dessen Reise auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. erfolgte, sowie des Missionars Moffat, der im Gebiet der Betschuanen eine Station gründete, die er Kuruman nannte. Mit ihm nahm die Entdeckung einen größeren Aufschwung, um so mehr, als er von seinem Schwiegersohn unterstützt wurde, der niemand anders als der berühmte David Livingstone war, auf den wir später noch zurückkommen werden.

Das tropische Afrika war inzwischen im Besitz der Portugiesen, die in erster Reihe Handelsinteressen verfolgten und schon mit dem Lundareiche des Muata Jambo und des Kasembe in Verbindung getreten waren. Schon 1796 war ein Portugiese Pereira bis hierher gekommen, und seinen Spuren folgte der Gouverneur von Sena, Lazerda de Almeida, der aber bereits im Jahre 1798 vom Tode dahingerafft wurde. In späteren Jahren fortgesetzte Entdeckungen förderten wenig Nutzbringendes und Ersprießliches zu Tage, so daß auch hier erst das Jahr 1848 eine entscheidende Wendung hervorbrachte.

Dasselbe galt von Ost-Afrika, wo man 1848 den Kilimandscharo und Kenia fand, und auch über den großen See im Innern des Landes wissenswertes Material beizubringen vermochte, ohne jedoch den Tanganika und den Njassasee zu erreichen. Die Zahl der großen Entdeckungen setzte mit dem Jahre 1848 bezw. 1849 ein und drängten sich in so rascher Folge, daß man sich genötigt sieht, sie nach gewissen geographischen Gesichtspunkten zu gliedern und zu ordnen.

Wir beginnen mit den Forschungsreisen, die das nördliche Afrika zum Ziele hatten, und mit diesen Reisen ist der Name Heinrich Barth eng verknüpft. Er hatte sich im Gegensatz zu den andern Afrikareisenden keiner großen Expedition angeschlossen, sondern sich als einzelner den Arabern zugesellt, in deren Mitte er lebte, und deren Gewohnheiten er sich angeeignet hatte. Wie sie hatte er gelernt, sein ganzes Leben sozusagen auf dem Kamel zuzubringen und sich von Datteln und Feigen zu ernähren. Im Jahre 1849 hatte der ebenfalls um die Entdeckung Afrikas hochverdiente Richardson, der 1851 starb, der englischen Regierung den Plan vorgelegt, die tropischen Gegenden Afrikas bereisen zu lassen, um dem englischen Handel neue Absatzgebiete zu erschließen. Der Plan fand wohlwollende Aufnahme, und der mit Richardson befreundete Baron von Bunsen, damals preußischer Gesandter in London, veranlaßte ihn, den Dr. Overweg aus Hamburg mitzunehmen, der wiederum als schätzenswerten Mitarbeiter seinen Landsmann Heinrich Barth empfahl, der denn auch — allerdings auf seine eigenen Kosten — unter die Zahl der Hauptteilnehmer aufgenommen wurde. Barth machte der Regierung den Vorschlag, die Expedition hauptsächlich der Erforschung des noch gänzlich unbekannten Nigerlaufes zu widmen, dessen oberer Teil bereits durch ihn und Lander bekannt geworden war. Die Regierung ging auf diese Vorschläge ein, und die einzelnen Funktionen der drei Hauptteilnehmer wurden dergestalt geregelt, daß Richardson als Leiter des Ganzen galt, Barth sich mit der Völker- und Erdkunde, den Sprachen und den Altertümern beschäftigen

sollte, während Dr. Overweg die geologische Seite zu bearbeiten hatte. Ende März 1850 brach die Expedition auf und zog von Tripolis aus nach dem Sudan, wo sie am 4. September in der Hauptstadt Tintelluſt eintraf. Hier trennte man sich, um verschiedene Richtungen einzuschlagen; doch die beiden Deutschen sollten ihren Vorgesetzten, den Engländer Richardson, nicht mehr wiedersehen, denn dieser starb bereits am 4. März 1851 am gelben Fieber.

Die beiden Hamburger setzten nunmehr die Expedition allein weiter fort. Während Overweg nach der Hauptstadt von Bornu, Kuka zog, gelangte Barth nach Katsena und Kano, bis sich beide in Kuka wieder vereinigten. Von hier aus machte Barth große Ausflüge nach den südlich gelegenen Ländern Adamaua und Bagirmi, wo er unter anderm den Benuefluß entdeckte. Dann zog er wieder zusammen mit Overweg nach Kanem am nördlichen Ufer des Tsadsees, den Overweg nunmehr zum Gegenstand seiner Forschungen und Studien wählte. Doch nur wenige Monate hielt er es in dieser Pestgegend aus, und wie anderthalb Jahre vorher Richardson, ereilte auch ihn im September 1852 in Maduari am Tsadsee der Tod. Barth stand nun allein, und obwohl er von tausend Gefahren bedroht und oft nahe daran war, sein Leben zu verlieren, verließ ihn der Mut doch keinen Augenblick. Er beschloß deshalb, das Unternehmen allein fortzuführen, nachdem ihm der Tod seine beiden Gefährten entrissen hatte. Er zog zunächst nach Westen, fand 1853 das Reich Gando und erreichte den Niger, dessen Gebiet er bis Timbuktu durchquerte. Bis zum Mai 1854 hielt er sich trotz der zahlreichen Gefahren, die ihn auf Schritt und Tritt umdräuten, hier auf und kehrte im August nächsten Jahres wieder nach Tripolis zurück, von wo er die Rückreise nach Europa antrat. Schon im nächsten Jahre rüstete er zu einer neuen Reise, die ihn diesmal aber nicht nach Afrika, sondern nach Kleinasien führte und der sich eine weitere Reise im Jahre 1866 nach der Türkei anschloß. Im nächsten Jahre (1863) wurde er zum Professor der Geographie an der Berliner Hochschule und gleichzeitig zum Präsidenten der Gesellschaft für Erdkunde ernannt. Leider war es ihm nicht lange vergönnt, sich der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen, denn schon 1865 starb er — erst 45 Jahre alt — in Berlin. Sein Wirken in Afrika sichert ihm einen Ehrenplatz unter den Forschungsreisenden, denn seine Tätigkeit war eine äußerst rührige und von reichen Erfolgen begleitet. Die Länder Tripolis und Wadai wurden erst durch ihn der Wissenschaft erschlossen, und auch die Kenntnis der Sahara verdankt man in erster Reihe seinem unermüdlichen Wissensdurst. Was er im dunklen Erdteile erlebt und geschaut, hat er in seinem Hauptwerke: „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika“ niedergelegt, das auf dem Gebiete der Forschungswissenschaft ein Monument ersten Ranges bildet und für künftige Entdeckungen eine Fülle von Anregungen und Handhaben bot, auf denen man weiter bauen konnte.

War Barth hauptsächlich bemüht, die Länder jenseits des Tsadsees zu entdecken, so widmete Eduard Vogel, der Sohn des bekannten Kartographen, seine Tätigkeit der Erforschung des Ostens. Er war 1853 an Richardsons Stelle getreten und gelangte bis Jakubu, wo er über den Benuefluß bedeutsame Aufzeichnungen machte. Im Jahre 1855 brach er nach Wadai auf, um hier seine Forschungen fortzusetzen, doch da keine Nach-

richten mehr über und von ihm nach Europa gelangten, so begann man sich zu beunruhigen und das Schlimmste zu befürchten. — Diese Befürchtungen waren bedauerlicherweise nicht unbegründet, denn wie sich bei späteren Nachforschungen herausstellte, war Eduard Vogel auf Befehl des Sultans von Wadai, dessen Gebiet er durchzog, ermordet worden.

Schon im Jahre 1860 hatte sich ein Komitee gebildet, um eine Expedition auszurüsten und Vogel, den man in der Gefangenschaft eines Negerstammes glaubte, zu befreien. In reicher Fülle strömten Geldmittel herbei, und schon im September desselben Jahres konnte diese Expedition, an deren Spitze Theodor von Heuglin stand, aufbrechen. Außerdem beteiligten sich an diesem Zuge der Schweizer Werner Munzinger, der seit 1854 in Afrika reiste, später Generalgouverneur des östlichen Sudan wurde und 1857 in Afrika starb, Dr. Steudner, der ebenfalls — 1863 — in Afrika sein Grab fand, Kinzelbach, Schubert und Hansalt, und als siebenter und letzter Moritz von Beurmann. Der letztere sollte sich vom Norden nach Wadai begeben, während die übrigen von Khartum aus durch Darfur nach Wadai ziehen sollten. Doch schon nach kurzer Zeit löste sich die ganze Gesellschaft auf; Heuglin wandte sich nach Abessinien, während Steudner und Schubert von Darfur aus im Süden der Wüste ihren Weg suchten. Beurmann machte in den Barkaländern reiche Entdeckungen, durchstreifte die Oasen und versuchte im Februar 1863 über Kanem nach Wadai zu gelangen. Dieser Versuch verlief resultatlos und, wie wenige Jahre vorher Eduard Vogel, so fiel auch Moritz von Beurmann 1863 durch Meuchelmord. Um dieselbe Zeit trat ein Mann als Afrikaforscher hervor, der berufen war, sich auf diesem Gebiet eine der ersten Stellungen zu erringen. Es war Gerhard Rohlfs (geb. 1831 in Vegesack, gest. 1896 in Rüngsdorf bei Godesberg), den man wohl jetzt noch als den besten Kenner nordafrikanischer Verhältnisse bezeichnen darf. Seit 1855 als Arzt in Afrika tätig, hatte er sich eine genaue Kenntnis der arabischen Sprache erworben und sich auch die Sitten und Gebräuche der Muhamedaner in hohem Grade angeeignet. Im Jahre 1862 begab er sich nach Marokko und durchzog in der Verkleidung eines Arabers das ganze Land bis Taflet und Tuat und kehrte dann nach Tripolis zurück.

Im Jahre 1866 durchquerte er wieder Nordafrika in der festen Absicht, nach Wadai zu gelangen, doch ebensowenig wie Vogel und Beurmann vermochte er, sich dieses Land zu erschließen, und kreuzte deshalb den Benue, den er bis zu seiner Mündung in den Niger aufsuchte. Von dort kehrte er nach Lagos und im Jahre 1867 nach Europa zurück. Die Route, die er eingeschlagen, war eine durchaus neue, und er hatte Wege gefunden, die bis dahin noch keines Europäers Fuß betreten. Im Jahre 1869 widmete er den Oasen der Libyschen Wüste seine Aufmerksamkeit, konnte aber die Oase Kufra, die er sich als Ziel seiner Expedition gesetzt, erst im Jahre 1880 erreichen, als er dem Negus Johannes von Abessinien und dem Sultan von Wadai im Auftrage des Kaiser Wilhelm I. Geschenke überbringen sollte. Über Kufra kam er nicht hinaus, denn er wurde von Arabern überfallen, die ihn zwangen, schnell wieder nach Bengasi zurückzukehren.

Seine Erfahrungen, die er als Forschungsreisender und späterhin auch als deutscher Generalkonsul in Sansibar gesammelt, hat Rohlfs in vielen hochinteressanten Werken aufgezeichnet, die in zahlreichen Auflagen erschienen sind.

Ein Teil seiner Wirksamkeit wurde von Gustav Nachtigal (geb. 1834, gest. 1885) übernommen und fortgesetzt. Rohlfs übergab ihm während seines Aufenthaltes in Tunis, wo er ihn kennen gelernt, 1869 die Geschenke des Königs Wilhelm v. Preußen an den Sultan Omar von Bornu, der sich den Europäern und vornehmlich den deutschen Reisenden, die in Kuka sich aufhielten, stets wohlwollend und freundlich gezeigt hatte.

Er gelangte nach großen Gefahren in das Land der Tibbustämme, durchforschte die Gebirgsgegend von Tibesti und kam 1870 nach Kusa, von wo aus er die verschiedenartigsten Ausflüge unternahm. Auch Bagirmi wählte er zum Ziel seiner Reisen und drang hier weiter als Barth vor, nämlich bis Gundi, wo er auf längere Zeit Station machte. Was allen andern vorher mißlungen war, führte er aus, denn er kam nach Wadai, gelangte 1874 nach Darfur und trat von dort seine Rückreise nach Kairo an.

Mit Nachtigals Entdeckungen in dem Gebiet der Sahara ist wohl der Höhepunkt dessen erreicht, was man auf diesem Gebiete erzielen konnte, dennoch hat es neben ihm und nach ihm an Unternehmungen nicht gefehlt.

Noch eifriger als Abessinien, Marokko und der Sudan wurden die Forschungen betrieben, die sich mit der Lösung des Nilproblems beschäftigen. Viel hatte zur Aufklärung die Expedition des Mehemed Ali beigetragen, doch auch hier waren es in erster Reihe die fünfziger Jahre, die neue, bedeutende Erfolge zeitigten. Bedeutungsvolle Reisen unternahmen F. Morlan und Poncet, die den blauen Nil befuhren, Pruyssenaere, Heuglin, Schuvert, die dem oberen Nil und dem Nebenflusse des blauen Nil, dem Tumat, ihre Aufmerksamkeit widmeten, und vor allen Dingen Georg Schweinfurth, dessen Expeditionen für die Wissenschaft von höchster Bedeutung wurden. Er bereiste zunächst 1863–66 Ägypten, Nubien und das Takaland und drang bereits 1869 bis zu den Niam-Niam vor. In demselben Jahre kam er in das Land der Mongbuttu, das noch keines Europäers Fuß betreten, entdeckte den Üllefluß, besuchte 1871 Sokotra und durchforschte in den Jahren 1884–85 das östliche Wüstengebiet von Ägypten. In den Jahren 1891–93 wählte er wieder Nordafrika zum Gegenstande seiner Forschungen.

Dieselben Zwecke wie Schweinfurth verfolgte bereits in den Jahren 1853–54 Burton, der in Gemeinschaft mit Speke das große Problem des Nils von Süden her zu lösen versuchte, nachdem sie 1858 den Tanganikasee entdeckt hatten. Ende Juli 1858 stieß Speke, der infolge Krankheit seines Begleiters die Reise hatte allein fortsetzen müssen, auf den Ukerewe oder Viktoria-Njansa, der seiner Meinung nach die Hauptquelle des Nils darstellte. Im Jahre 1862 fand Speke in Gemeinschaft mit Grant den Nil bei Urondogani, und 1863 war das Bild des Riesenflusses bis auf eine Strecke zwischen dem Viktoria-Njansa und dem $3^1/_2{}^\circ$ nördlicher Breite festgestellt. Diese letzte Aufgabe löste Baker (geb. 1821, gest. 1893), der 1864 den Sommerset-Nil bei den Murchisonfällen überschritt und bei Magungo auf den Nil stieß, ohne jedoch den Ausfluß desselben entdecken zu können. Nachdem die Frage der Nilquellen so ziemlich gelöst war, gelang es im Jahre 1865 Henry Stanley (geb. 1841), den der New-York-Herald schon 1864 als Kriegskorrespondenten nach Abessinien geschickt hatte, die Frage zu lösen, ob der Viktoria-Njansa ein einheitlicher See sei oder sich aus mehreren Wasserbecken zusammensetze. Eine weitere

Frage war es ferner, ob der von Stanley entdeckte Muta Nsige zum Nilsystem gehört oder dem Kongo tributpflichtig ist. Auch diese Frage wurde von Stanley in Gemeinschaft mit Emin Pascha 1889 gelöst, und seit dieser Zeit weiß man, daß der Nil sich aus zwei großen Quellströmen zusammensetzt.

Wie am Nil Baker, Speke und Stanley, so war es am Sambesi in erster Reihe David Livingstone, der die so lange ersehnten Aufklärungen brachte. Er war im Jahre 1831 in Schottland geboren und von frühester Jugend an gezwungen gewesen, sich in Fabriken seinen Lebensunterhalt zu erwerben, so daß es ihm nur unter den größten Entbehrungen gelang, seine Studien zu beenden. Im Jahre 1848 war er nach Afrika gegangen und hatte sich dort dem in Kuruman lebenden Missionar Moffat angeschlossen, dessen Tochter er auch später heiratete. 1849 schickte er sich zu seiner ersten Reise an, die bis zum Jahre 1852 dauerte. Er fand auf dieser Reise den Zuga, einen Nebenfluß des Ngamisees und erreichte 1852 den oberen Sambesi, den er bis zur Ostküste verfolgte. 1853 verfolgte er den Lauf des Sambesi, entdeckte 1855 die Riesenwasserfälle desselben und durchquerte so als erster Afrika von Westen nach Osten.

Neben Livingstone hatten andere Forscher, wie der Schwede Anderson das Damaraland besucht, während Ladislaus Magyar von Benguela bis zum Lundareich vordrang, den Kunene erforschte und in den Jahren 1854–60 außer den Quellflüssen des Sambesi den Lulua erreichte, der zu den großen südlichen Nebenflüssen des Kongo gehört. Zahllos sind die Forscher, die in den Jahren 1845–60 Südafrika zum Schauplatz ihrer Tätigkeit wählten, und es würde zu weit führen, wenn wir sie alle aufführen wollten.

Auch Serpa Pinto, ein portugiesischer Offizier, hatte in den Jahren 1877—79 ebenfalls von Benguela ausgehend den Sambesi bereist, dessen Fälle Eduard Mohr bereits in einer Denkschrift behandelt hatte. Die Jahre 1862, 63 und 66 brachten neue Reisen Livingstone zum Njassasee, und seine Berichte erregten ein solches Aufsehen, daß man schon im Jahre 1868 den See per Dampfer befuhr.

In das Jahr 1871—72 fallen die Reisen von Mauch, der in dem neuen Lande Gold entdeckte und schon vorher die Transvaal-Republik und das Matabeleland durchforscht hatte. Noch früher hatte Fritsch (1864—66) im Betschuanenland anthropologische Studien getrieben, während Baines 1869 mehr geschäftliche Zwecke verfolgte, als er sich nach den von Mauch gefundenen Goldfeldern begab.

Aus der Fülle der Forscher, die auf diesem Gebiet tätig waren, seien nur wenige wie Erskine (1872—75), Holub (1873—79), Rutenberg (1877—78), Farini (1844), Clarke (1887), Doyle (1892) erwähnt.

Livingstone hatte bereits vor seinem Zusammentreffen mit Stanley 1871 die Ansicht vertreten, daß der bei Njangwe vorbeifließende große Strom zum Obersystem des Kongo gehöre, vermochte aber seine Entdeckungen nicht weiter auszubauen, da er bereits am 1. Mai 1873 in Tschitambo starb.

Was ihm zu vollenden nicht möglich gewesen, vollbrachte Stanley, einer der kühnsten und genialsten, dabei aber auch der rücksichtsloseste Forscher, der je afrikanischen Boden betreten. Im Auftrage des New-York Herald und des Daily Telegraph brach er 1874

von Bagamoyo auf, befuhr den Viktoriasee und stellte fest, daß der Viktoria Njassa ein einziges einheitliches Wasserbecken war. Von Udjidji begab er sich auf die Erforschung des Kongo und erreichte nach ungeheuren Gefahren 1877 bei Boma den unteren Lauf des Kongo. Wieder war ein Stück des bisher unbekannten Erdteils der Wissenschaft zugänglich geworden und auch in kommerzieller Hinsicht wußte Stanley das Entdeckte zu verwerten, indem er 1879–80 am mittleren und am unteren Kongo zahlreiche Stationen anlegte. So war durch ihn der obere und untere Lauf festgestellt, während Du Chaillu dem mittleren Lauf und seiner Erforschung seine Tätigkeit widmete. Nach ihm war es die 1874 und 76 von der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgerüstete Loango-expedition unter der Leitung von Paul Güßfeld, die von der Küste aus zum Kongo vordringen wollte, aber infolge mangelhaften Materials nicht über das Tafelland hinauskam. Außer dieser Expedition war schon vor Stanley Adolf Bastian bis San Salvador vorgedrungen, während Pogge 1876 das Lundareich besuchte, auch die Hauptstadt des Muata Jambo besuchte, aber bei weiteren Versuchen, in das Innere zu kommen, von den wilden Völkerschaften abgehalten wurde.

Neben diesen großen Problemen waren es viele Einzelpunkte, die von Reisenden und Forschern zum Gegenstand ihrer Bemühungen gewählt wurden. So sucht Otto Schütt 1878—79 den Kassai auf, während Buchner 1882 die Residenz des Lundareiches fand, und Major von Mecho den Kuango, den westlichen Nebenfluß des Kongo, befuhr. Wißmann und Pogge erreichten im Jahre 1880 den Njandwe von Westen her, doch war es dem letzteren nicht mehr vergönnt, die Früchte seiner Entdeckungen zu ernten, da er bereits 1883 in Loanda starb, während Wißmann Afrika vollständig durchquerte und bei dieser Gelegenheit den Lauf des Lulua, des Kassai, des Sankuru und des Loami feststellte. Im Jahre 1876 hatte König Leopold II. von Belgien die „Internationale Afrika-Association" gegründet, aus der 1885 die Gründung des Kongostaates sich entwickeln sollte. An der Spitze der Gesellschaft stand Stanley, der 1882 vom Kongo aus die Seen Leopold II. und Mantumba entdeckte, während etwas später auch die kleinen Zuflüsse des Riesenstromes von François und Grenfell befahren wurden.

Im Gegensatz zu diesen, auf den Wasserwegen gemachten Entdeckungen erreichten Kund und Tappenbeck vom Lande her den Kuango und entdeckten die Flüsse Wambo, Inzia und Kuilu. Weitere Entdeckungen machten Wolf 1886 und Wilhelm Junker, einer der bedeutendsten Afrikaforscher, der 1875 Ägypten, 1876 die Obernilregionen und 1879 bis 1887 das Land der Monbuttos und Niam-Niam besuchte. Die Landschaft zwischen dem Luapula und dem Lualaba wählte der Franzose Giraud zum Schauplatz seiner Tätigkeit, während Baron v. d. Decken über die Schneeberge neue Aufklärungen gab. Den Kilimandscharo bestieg Johnston und späterhin Hans Meyer, indes der Tanafluß von Peters einer gründlichen Erforschung unterworfen wurde. Aus der Fülle der Forschungsreisenden, die alle zu nennen uns der mangelnde Raum verbietet, sei noch einer hochbedeutsamen Erscheinung gedacht, eines Mannes, dessen tragisches Schicksal in ganz Europa und der übrigen civilisierten Welt ein mächtiges Echo weckte. Es ist dies Emin Pascha, der ursprünglich Eduard Schnitzer hieß, 1840 in Oppeln geboren wurde

und später zum Islam übertrat. Er diente als Arzt in der ägyptischen Armee, wurde 1876 von Gordon Pascha nach den Äquatorialprovinzen gesandt und 1878 von der ägyptischen Regierung zum Gouverneur dieser Provinz ernannt. Auf seinen mannigfachen Reisen wurde er von den wilden Völkerschaften und den Anhängern des Mahdi eingeschlossen, bis Stanley 1886 zu seiner Befreiung herbeieilte. Da der Aufstand des Mahdi inzwischen beendet war, und Emin Pascha, der durch diese Erhebung von jedem Verkehr abgeschnitten gewesen, wieder zurückkehren konnte, so löste er sein Verhältnis zu der ägyptischen Regierung und trat 1890 in deutsche Dienste. Im Jahre 1892 befuhr er den Albert Njansasee, wurde aber bereits im November desselben Jahres am oberen Kongo ermordet. Mit ihm schließen wir die Reihe der Männer, die im Dienste der Wissenschaft ihr Leben geopfert und zur Aufhellung des dunklen Erdteils beigetragen haben.

2. Die Staaten Afrikas.

Die Staaten Afrikas setzen sich zusammen aus den Negerreichen, den muhamedanischen Staaten, den christlichen Staaten (Abessinien, Madagaskar, den früheren Burenrepubliken) und den Kolonien Englands, Portugals, Spaniens, Italiens, Frankreichs, Deutschlands, den türkischen Besitzungen und dem Kongostaat.

1. Die Negerreiche.

Die bedeutendsten der Negerreiche sind: das Lundareich, das Barotse-Mambunda-Reich, die Matabele- und Zulustaaten, die Staaten der Betschuanen, die Staaten Uganda und Unjoro, die Negerreiche Westafrikas und die Negerrepublik Liberia.

Das Lundareich.

Das Lundareich erstreckt sich vom 12. Grad südlicher Breite nordöstlich bis zum 5. Grad südlicher Breite. Westlich wird es vom Kuango begrenzt, östlich vom Kazembe-Kasango-Reich. Es war schon zu Ende des 16. Jahrhunderts vorhanden, und in der ersten und zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts brachten portugiesische Kaufleute Nachrichten über dieses Reich nach Europa. Es mag wohl zweimal so groß wie das deutsche Reich sein, wird aber nur von einer Bevölkerungszahl von 2 Millionen bewohnt, so daß seine Volksdichtigkeit eine äußerst geringfügige ist. Um seine Erforschung haben sich ganz besonders der Engländer Cameron, der 1873—75 Südafrika von Sansibar bis Benguela durchquerte und 1894 starb, Buchner (1878—80), Pogge, der sich im Jahre 1875 längere Zeit in Mussumba aufhielt, und Wißmann, der Pogge bis Nyangwe begleitete, verdient gemacht.

Das Lundareich steht unter der absoluten Herrschaft eines Häuptlings, der den Titel Muata-Jamwo führt, und dem die übrigen benachbarten Häuptlinge tributpflichtig sind. Diese Tributzahlungen werden von seiten der Nachbarstämme in der Regel sehr lässig betrieben, und häufig bedarf es erst des energischen Eingreifens des Muata-Jamwo, um sie zur Innehaltung ihrer Pflichten zu veranlassen. Im übrigen aber stehen die Häuptlinge ziemlich selbständig da, der Muata-Jamwo läßt sie nach ihrem Belieben schalten und walten, und nur, wenn sie ihren Tribut nicht entrichten, geht er gegen sie vor. Sie sind dem Oberhäuptling Heeresfolge schuldig und müssen außerdem jährliche Abgaben zahlen, die in Elfenbein, Baumwollenzeug, Salz, Kupfer, Tierfellen und Vieh bestehen.

Riam-Riam-Mann.

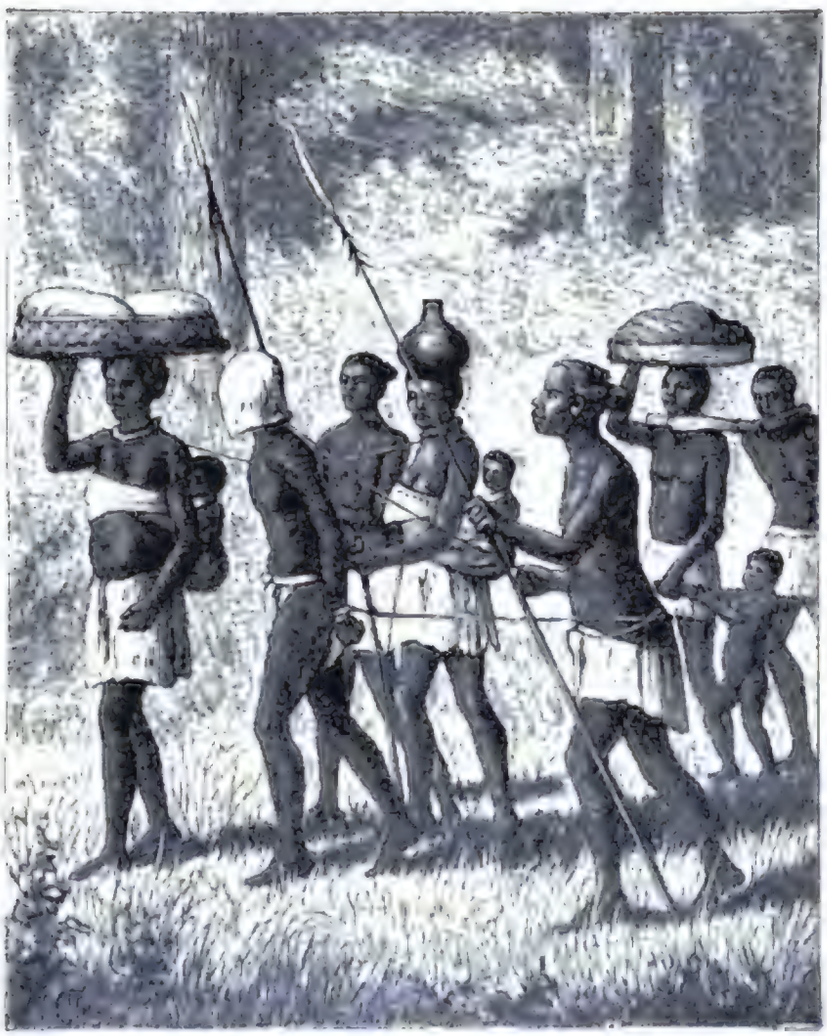
Der Muata-Jamwo ist insofern nicht absoluter Herrscher, als ihm noch eine Königin, die aber nicht seine Gattin ist, zur Seite steht. Dieselbe heißt die Lukokeścha und ist ihm vollständig gleichberechtigt. Die Lukokeścha darf die Wahl eines Muata-Jamwo für ungültig erklären, ohne daß die übrigen Häuptlinge oder Familienangehörigen den Gewählten etwas dagegen einwenden können. Dagegen hat der Muata-Jamwo das Recht, eine Lukokeścha abzulehnen, wenn diese ihm nicht zusagt. Sie ist scheinbar unverheiratet, hat aber eine Reihe von Gatten, darunter auch einen Obergatten, der jedoch als Weib gilt und in die Staatsrechte der Lukokeścha nicht eingreifen darf. Offiziell ist die Lukokeścha die Mutter des Muata-Jamwo, tatsächlich meistens die Stiefschwester. Sie hat ihren gesonderten Hofstaat, ihre eigenen Bezüge und eine Art Ministerrat, die Kanapumba, die den Muata-Jamwo und die Lukokeścha wählen. Daneben hat das Land noch eine Aristokratie, die Kilolo, die aus den Söhnen, Brüdern und Verwandten des Muata-Jamwo und aus den Söhnen der tributpflichtigen Häuptlinge besteht. Um sich die Abgaben der letzteren zu sichern, müssen sich einzelne Verwandten derselben stets am Hofe des Muata-Jamwo aufhalten. Sie spielen gerade keine beneidenswerte Rolle, denn sie sind gewissermaßen nur Geiseln, die bei längerem Ausbleiben des Tributes die Vergehen ihrer Väter oft mit dem Tode zu büßen haben.

Eine eigentliche Hauptstadt gibt es im Lundareiche nicht. Vielmehr wird dieselbe jedesmal verlassen, sobald der Muata-Jamwo gestorben ist. Der neue Muata-Jamwo sucht sich eine neue Residenz, die stets den Namen Musumba führt und von der vorigen oft hunderte von Meilen entfernt ist. In dieser Residenz wohnen in der Regel — außer dem Hofstaat des Muata-Jamwo und der Lukokeścha — die ziemlich bedeutende Polizei des Herrschers und einige Gruppen aus dem Volke, die zu mehr oder weniger niedrigen

Digitized by Google

Dienſten verwendet werden. Alles in allem mögen wohl nicht mehr als 1500–2000 Perſonen in ſo einer Muſſumba hauſen.

Die Häuſer ſind ziemlich primitiv; ſie ſehen wie Backöfen aus und ſind mit Grasdächern belegt, die bis zur Erde reichen. In der Mitte erhebt ſich der ſogenannte Palaſt des Königs, die Kipanga, der von einer Reihe von Gehöften, Hütten und Häuſern umgeben iſt, die den verſchiedenartigſten Zwecken, zur Erteilung von Audienzen ebenſo gut, wie zur Aufſtapelung von Vorräten dienen.



Gefeſſelte Sklaven der Warua.

Infolge der zahlreichen Expeditionen, die gerade nach dieſen Gegenden ausgerüſtet wurden, ſind mancherlei europäiſche Bedarfsartikel hier eingeführt worden. Dazu gehören nicht zum mindeſten die baumwollenen Stoffe, die denn auch vielfach zur Bekleidung benutzt werden. Daneben ſtehen die Felle der Raubtiere, beſonders die der Leoparden, in hohem Anſehen, dienen jetzt aber mehr als Schmuck. Die Unſitte des Naſendurchſtoßens iſt auch hier verbreitet, und zwar tragen die Völker des Lundareiches Eiſenringe und Rohrſtäbe, die ſie in die Naſenſcheidewände ſtecken. Außerdem wird auch viel tätowiert und bemalt.

Ihre Beſchäftigung iſt faſt ausſchließlich der Ackerbau, und vor allen Dingen ſind es Erdnüſſe, Bohnen, Mais, Hirſe, Zuckerrohr, Ananas, Baumwolle, Tabak, Hanf und Bananen, was ſie anpflanzen. Die Viehzucht befindet ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Ariſtokratie, und ganz beſonders verfügt der Muata-Jamwo über große Herden von Rindern, Schweinen, Ziegen und Schafen, zu denen in der letzten Zeit auch noch Hunde und Hühner hinzugetreten ſind.

Die Induſtrie iſt nur ſehr mäßig entwickelt und beſchränkt ſich meiſtens auf das Holzſchnitzen und das Schmiedehandwerk. Als Waffen benutzen ſie Speere von Holz und Eiſen, kurze Schwerter, Beile, Dolche, Bogen und Pfeile. Wie alle Negervölker huldigen auch dieſe der Muſik, und oft bilden ſich ganze Kapellen, die die einzelnen Dörfer durchziehen.

Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen in dem dem Lundareiche verpflichteten Kasembestaat, der allerdings zur Leistung der Abgaben erst dringend angehalten werden mußte. Der Staat besitzt so ziemlich dieselben Einrichtungen wie das Lundareich, und der jedesmalige Herrscher wechselt seine Residenz, die nach dem Muster von Mussumba einfach Kasembe genannt wird.

Ähnlich ist auch das Reich östlich vom Lundareich organisiert, dessen Herrscher den Namen Kasongo führt, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß der Kasongo bei seinen Untertanen noch in höherem Ansehen steht, als der Muata-Jamwo. Die Kastenunterschiede sind ganz besonders streng, und jede Übertretung wird mit den gräßlichsten Strafen belegt, bei denen das Abschneiden von Nasen und Ohren, sowie andere körperliche Verstümmelungen eine große Rolle spielen. Der Kasongo wird als Gott verehrt, er gilt als Abkömmling eines Götzen, dessen Bild in einer besonderen Hütte steht. Der Herrscher besitzt einen großen Harem, den er jeden Tag vermehren kann, da ihm das Recht zusteht, jedes Weib, das ihm gefällt, als sein Eigentum zu erklären. Der unter seiner Herrschaft stehende Stamm sind die Warna, deren Gebräuche mit denen der vorher erwähnten Völker große Ähnlichkeit haben und die sich auch in ihrer äußeren Erscheinung stark mit ihnen decken.

Das Barotse-Mambunda-Reich.

Das Barotse-Mambunda-Reich schließt sich im Süden an das Land des Muata-Jamwoan, und wird im Norden durch die Wasserscheide des Kongo und Sambesi bestimmt, während im Westen der obere Lauf des Sambesi die Grenze bildet. Indessen verschieben sich die Grenzen fortwährend, da die Fürsten beständig Einfälle in das Land der Nachbarn unternahmen und deren Gebiete ihrem eigenen Reiche einverleibten.

An der Spitze des Barotse-Stammes steht ein ebenfalls mit despotischer Gewalt ausgestatteter Herrscher, der zugleich als Oberpriester gilt, und gerade dadurch eine unumschränkte Macht über Leben und Tod seiner Untertanen ausübt. Als solcher ist er gleichzeitig erster Zauberer und erster Richter seines Landes. Den eigentlichen Urteilen geht in der Regel immer ein Gottesurteil, eine Feuer- oder Wasserprobe, voraus, und raffinierte Folterungen sind hier an der Tagesordnung. Gift und Beil spielen eine Hauptrolle, und es ist infolgedessen nicht zu verwundern, wenn die bestialisch-grausame Behandlung von seiten des Königs das Volk feige und heimtückisch gemacht hat. Die Umgebung des Königs ist ein Rat, der aus den Zauberern, und Scharfrichtern besteht. Die übrigen Hofleute haben weit geringere Bedeutung und stehen hinter den eben genannten zurück. Der Einfluß des Königs wird noch dadurch erhöht, daß er auch das Handelsmonopol besitzt, wovon er denn auch im Verkehr mit den benachbarten Häuptlingen einen ausgiebigen Gebrauch macht.

Die Bevölkerung teilt sich in zwei Klassen: in die Barotse und Mambunda, von denen die ersteren die Aristokratie, die zweiten das Volk darstellen. Das Land ist

etwa halb ſo groß wie das deutſche Reich und die Bevölkerung teilt ſich in 18 große Stämme, die wieder in 83 Unterabteilungen zerfallen. Die Barotſe oder herrſchende Klaſſe iſt ſüdlich am Sambeſi zu Hauſe, während die Mambunda ſich nach Norden und Nordoſten gezogen haben. Beide Klaſſen haben dem Herrſcher Tribut zu leiſten, der in Feldfrüchten, Vieh, Kähnen, Waffen, Muſikinſtrumenten, Elefantenzähnen und Tierfellen beſteht. Unter den Tribut zahlenden Stämmen ſind beſonders die Batoka und die Makalaka zu erwähnen, die an den beiden Ufern des Sambeſi hauſten, aber infolge zahlreicher Kriege, in denen ſie geſchlagen wurden, von den Barotſe zurückgedrängt worden ſind.

Von der Kultur dieſer Völker iſt zu bemerken, daß ſie ganz beſonders tüchtige Hüttenbauer ſind. Wie im Lundareiche haben auch hier die Häuſer das Ausſehen von Backöfen und zeichnen ſich durch das Vorhandenſein von Vorratskammern aus. An ihre zumeiſt an den Flußläufen gelegenen Städte ſchließen ſich viele große Dörfer an, die den Sklaven zum Aufenthaltsort angewieſen ſind. Die Hauptbeſchäftigung, beſonders bei den Barotſes, iſt der Ackerbau, welcher Hirſe, Korn, Mais, Kürbiſſe, Melonen, Erdnüſſe, Zuckerrohr, Tabak und Bohnen liefert. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, da die Überſchwemmung des Sambeſi das Land auf weite Flächen bewäſſert. Die Viehzucht ſpielt eine geringere Rolle, da die berüchtigte Tſetſefliege die Beſtände in kürzeſter Zeit dezimiert. Dagegen liefert der Fiſchfang einen Hauptbeſtandteil der Nahrung dieſer Völker, da der Sambeſi in dieſer Hinſicht ein unerſchöpfliches Material ergiebt. Auch die Jagd auf Krokodile mittelſt Harpunen wird mit Erfolg betrieben.

In hoher Blüte ſteht auch der Gewerbefleiß, und ein Beweis dafür ſind die vielfältigen, gut gearbeiteten Waffen, als welche der Aſſagai (der Wurfſpieß der Wilden), Beile, Keulen, Meſſer, Bogen, Pfeile und Dolche im Gebrauch ſind. Ganz beſonders kunſtvoll ſind die Scheiden der letzteren; ſie ſind ſehr ſauber gearbeitet und mit hübſchen Brandverzierungen verſehen. Daneben flechten ſie Kornſäcke und Fiſchkörbe und verfertigen Töpferwaren, Krüge, Schalen in recht anſprechender Weiſe. Auch die Muſikinſtrumente liefern von ihrer Kunſtfertigkeit einen hohen Begriff, und ganze Kapellen ziehen umher, die mit Trommeln, Cymbelm, Zithern, Geigen, Pfeifen und Glocken und vor allen Dingen mit den Marimbas, einem eigenartigen, ſehr großen Inſtrument — es iſt etwa einen Meter lang und 20 Centimeter breit — ausgeſtattet ſind. Neben der Muſik ſteht auch der Tanz in hohem Anſehen; in erſter Reihe der Kiſchi-Tanz, der hauptſächlich in Sprüngen und Körperverrenkungen beſteht und von Trommeln und Muſik begleitet wird.

Die Kleidung der Barotſe beſteht bei den Männern aus Fellmänteln und Lederſchürzen, bei den Frauen in einem Fellrock, der bis zu den Knieen reicht, während die Mädchen bis zum Gürtel entblößt gehen. Als Schmuck benutzen ſie zahlreiche, übereinandergelegte Ringe aus Eiſen und Kupfer, die ſie ſich um Arme und Beine legen, ſowie Amulette aus Elfenbein und Holz.

Die Zulu- und Kaffern-Staaten.

Die Zulu- und Kaffernstaaten schließen sich im Süden an das Reich der Barotse-Mambunda an und sitzen in Südost-Afrika, sowie zwischen den großen Seen bis zur Küste, wo das Land der Massai und Somali die Grenze bildet. Im Mittellaufe des Sambesi liegt das Matabelen-Land, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, da die Matabelen nomadisch umherziehen. Das Gebiet gehört zu den englischen Besitzungen und ist infolge der darauf liegenden Goldfelder für die englische Regierung von hoher Bedeutung.

Die Matabele gehören zu den gefürchtetsten Negervölkern von Afrika und sind bei ihren Stammesgenossen wegen ihrer Grausamkeit eben so berüchtigt wie bei den Europäern. Die raffiniertesten Folterungen sind bei ihnen im Gebrauch, und obwohl die Engländer 1888 und 1893 einen wahren Vernichtungskrieg gegen sie unternommen, kommt es fast alljährlich zu Aufständen, die nur mit ernergischer Rücksichtslosigkeit zu unterdrücken sind. Ganz besonders haben die vorhin erwähnten Batoka unter ihren räuberischen Überfällen zu leiden, aber auch andere benachbarte Völkerschäften wurden von ihrer Mord- und Plünderungssucht nicht verschont.

An ihrer Spitze steht ein König, dem zwei erste Minister und ein Obergeneral zur Seite stehen. Der König besitzt das Eigentumsrecht über alles Besitztum seines Volkes, das ihm aber trotzdem durch dick und dünn folgt, ohne nach den Gründen seines Handelns zu fragen. Auch der Kanibalismus steht bei ihnen in hoher Blüte, und besonders werden die Kriegsgefangenen verspeist, ja, es kommt sogar vor, daß man Kranke totschlägt, um sie dann zu fressen. Auf den englischen Expeditionen wurden zahlreiche Schädel und Knochen vorgefunden, deren Besitzer zweifellos diesem entsetzlichen Schicksal erlegen waren.

Schon äußerlich repräsentiert sich der Matabele als ein wüster, wilder Geselle; er behängt sich fast nur mit den Fellen wilder Tiere, setzt sich lange Federn auf den Kopf und geht wohl nie ohne die riesigen Speere aus, die seine gefürchtete Waffe bilden.

Von den Städten, die im Bereiche der Matabele liegen, mögen die Orte Gubuluwayo und Injati erwähnt sein, wo die evangelische Mission eine Station errichtet hat.

Das eigentliche Zululand, zu dem wir jetzt gelangen, hat einen Flächeninhalt von 21 000 qkm und die Einwohnerzahl mag wohl 150 000 betragen. Die Zulu hausen in Natal und im Gebiete nördlich vom Tugela. Dieser Stamm, der zu dem großen Volke der Kaffern gehört, hat sich gegen das Eindringen der Engländer wohl am längsten verteidigt und der europäischen Kultur das stärkste Gegengewicht geboten. Einen Beweis dafür liefern die drei großen Kriege von 1839, 1846 und 1850, von denen der letztere nicht weniger als vier Jahre dauerte, und in denen es den Engländern nur mit größter Mühe gelang, das kriegerische und vorzüglich organisierte Volk zu unterdrücken. Gleichzeitig mit den Engländern fochten in dem ersten Kriege 1839 auch die Buren, von denen viele im Kampfe mit den Zulu ihr Leben einbüßten. Sie rächten sich für die hinterlistigen Überfälle der Wilden, indem sie den Kraal des Zulukönigs Dingan verbrannten und seinen Bruder Mpande zum König einsetzten. Nach der Einnahme von Natal hatte England die Oberhoheit über die Zulus an sich gerissen, doch schon nach wenig Jahren

kam es zu neuen Aufständen und Kriegen, bis der tatkräftige Cetewayo zum König der Zulus gewählt wurde. Ein äußerst schlauer Kopf, verstand er es ausgezeichnet, die Engländer in Sicherheit zu lullen, machte aber im geheimen alle möglichen Anstrengungen, sich von der lästigen Oberherrschaft Englands zu befreien. Im Jahre 1879 kam es zum Kriege, in welchem die Engländer keine Lorbeeren ernteten, denn sie wurden in mehreren Schlachten, besonders in der großen Schlacht von Isundila von Cetewayo geschlagen, der erst mehrere Monate später, bei Ulundi, besiegt und gefangen genommen wurde. Zum König wurde Cetewayos Sohn Dinisulu, und später dieser selbst wieder eingesetzt. Zur Zeit steht das Land der Zulu, die auch während des Burenkrieges ihre Kriegslust nicht verleugneten, unter englischer Oberherrschaft, doch dürfte das raublustige Volk dadurch noch lange nicht beruhigt sein, und es sind wohl neue Gewalttaten über kurz oder lang wieder zu erwarten.

Die Staatseinrichtungen der Zulu waren bis zum Erscheinen der Engländer so ziemlich dieselben, wie in den übrigen Negerstaaten, auch hier spielte die Despotie eine große Rolle, allerdings gemildert durch zwei Minister, die einen großen Einfluß auf die Entschließungen des Königs ausübten. Bei diesem Volke ist in erster Reihe das Heer zu erwähnen, das im Zululande eine große Rolle spielte und in vorzüglicher Weise organisiert war. Es war fast nach europäischem Muster eingerichtet und infolge der allgemeinen Wehrpflicht in der Lage, 50 000 Mann, ja sogar 100 000 aufzubringen. Neben altgedienten Soldaten wurden auch Jünglinge, ja sogar Knaben aufgenommen, die durch ihren Eifer ersetzten, was ihnen an Erfahrung abging. Während der einzelnen Kriege richteten die Könige Festungen ein, in die sie starke Besatzungen legten, und deren Erstürmung den Europäern nur mit großer Mühe gelang.

Die Waffen der Zulu haben viel Ähnlichkeit mit denen der Matabele, und zeichnen sich vor allem durch ihre kolossale Größe und Schwere aus. Ihre kriegerischen Operationen bestanden fast ausschließlich in Überfällen aus dem Hinterhalt, da sie gegen die Feuerwaffen der Europäer denn doch nicht aufzukommen vermochten. Sie selbst schützen sich durch die großen Schilde, die, mit verschiedenen Farben bemalt, als Erkennungszeichen der einzelnen Heeresabteilungen galten. Auf den Feldzügen wurden die Krieger von ihren Frauen und Kindern begleitet, so daß außer den schon beträchtlichen Heeresmassen auch noch eine bedeutende Zahl von Familien der Armee folgte.

Das Familienleben der Zulu bewegt sich in ziemlich gelockerten Banden, da der militärische Betrieb alles andere in den Hintergrund drängt. Infolge dessen dürfen auch nur die älteren Krieger heiraten, obwohl sonst allgemein die Polygamie herrscht. Schwächliche oder kränkliche Kinder werden ausgesetzt; die Knaben dagegen von früh auf im Waffenhandwerk unterrichtet. Die Leichen überließ man früher den Tieren zum Fraß; in letzterer Zeit hat sich der Einfluß der Europäer wenigstens soweit geltend gemacht, daß man sie verscharrt, wobei die Häuptlinge insofern größere Ehre genießen, als sie in sitzender Stellung begraben werden.

Die Betschuanastaaten.

Die Betschuanastaaten umfassen ein ziemlich bedeutendes Gebiet, sind aber nur wenig bevölkert. Die Betschuanen können den Kaffern zugezählt werden und dürften jetzt wohl die Zahl von 350000 nicht mehr übersteigen. Diese 350000 Mann verteilen sich auf einen Flächeninhalt von 275000 qkm, woraus man ersehen kann, daß infolge dieser ungeheuren Zerplitterung an die Gründung von Staatenverbänden nicht mehr zu denken ist. Einer ihrer Stämme, die Makalalo, ist fast vollständig aufgerieben, und an ihrer Stelle sind die Bamangwato getreten, die in den fünfziger Jahren in dem Orte Schoschong in der Nähe des Limpopo ihre Hauptstadt hatten. Einzelne Teile der Betschuanen hausen in der Kalahariwüste, doch ist seit 1885 das ganze Land unter englische Oberherrschaft gestellt, wodurch die schon früher sehr geschwächte staatliche Organisation der Betschuanenkönige noch mehr erschüttert worden ist.

Zur Kultur der Betschuanen, die wir schon früher kurz gestreift, ist noch nachzutragen, daß sie in ihrer Tracht etwas vollständiger als die Zulu sind; denn sie tragen breite Lederschurze und dazu Schulterdecken aus Fellen oder Pelzwerk. Das Bemalen des Gesichtes ist nur bei älteren Personen Sitte, dagegen schmieren sie sich die Haare und auch den Körper mit einer glänzenden Salbe ein. Als Waffen benutzen sie Wurfspieße, die an der Spitze Widerhaken tragen, Beile, Äxte, Dolchmesser und geschnitzte Keulen, die oft recht gut und sauber gearbeitet sind. Ihren Schmuck bilden Ringen aus dem verschiedenartigsten Material, wie Elfenbein, Leder oder Haare; auch Schnüre von Glasperlen sind bei ihnen wie bei fast allen wilden Stämmen sehr beliebt.

Ihre Hauptbeschäftigung bildet die Viehzucht, doch widmen sie sich auch dem Ackerbau, der Hirse, Mais, Kürbisse, Melonen, Rüben, Tabak, Kartoffeln und Weizen ergibt.

Das Ansehen des Häuptlings dokumentiert sich nach außen hin dadurch, daß die ihm und seiner Hauptfrau gehörigen Äcker von dem übrigen Stamm bestellt werden.

Die Betschuanen sind im allgemeinen Vegetarier und essen nur vereinzelt Fleisch, was wohl auch zu ihrer milderen Gesinnung zum Teil beiträgt. Dagegen sind sie ebenso wie die Zulu große Verehrer des Tabaks, den sie noch häufiger schnupfen, als rauchen.

Auch bei ihnen ist wie bei so vielen Stämmen Afrikas der Frauenkauf Sitte, doch ist der Preis ein ganz verschiedener und richtet sich nach dem Ansehen, dessen sich der Vater der Betreffenden in dem Stamme erfreut. In der Regel werden 4 bis 5 Stück Vieh gezahlt, doch geht man auch bis zu 30 Stück, wenn es sich z. B. um die Tochter eines Häuptlings handelt. Ist der Vater gestorben, so erbt der Sohn ohne weiteres sämtliche Frauen, die er hinterlassen; auch steht den Betschuanen das Recht zu, Frauen, die keine Kinder zur Welt bringen, zu verstoßen. Die Pietät für die Verstorbenen ist bei diesen Stämmen höher entwickelt, als bei andern Völkerschaften Afrikas, was sich schon darin zeigt, daß sie dem Verstorbenen Proviant ins Grab mitgeben. Unter ihren Priestern steht namentlich der Zauberer in ganz besonderem Ansehen, und seine Tätigkeit beschränkt sich hauptsächlich darauf, den Regen herbei zu flehen; gelingt ihm dies, so bekommt er vom ganzen Stamm reiche Geschenke; hält die Trockenheit jedoch an, so

kommt es auch vor, daß der Stamm ihm die Schuld an der Dürre beimißt und ihn für die Ungunst der Witterung mit dem Tode büßen läßt. Unter den Tieren verehren die Betschuanen die Schlangen, die sie für nützliche, der Gottheit werte Tiere halten, während Eidechsen und Chamäleons ihnen als schadenstiftend und unheilverkündend gelten.

Die Staaten Uganda, Unjoro und die Nachbarreiche.

Die Staaten Uganda, Unjoro und die ihnen benachbarten Gebiete Karagwe, Ugaja und Usinja liegen um das Becken des Viktoria-Njansasees; und zwar ist der erstgenannte der bedeutendste. In seinem Gebiet hausen die Waganda, deren Zahl man noch auf 1 Million schätzen kann, die sich auf einen Flächeninhalt von 150000 qkm verteilt.

Königshalle in Uganda.

Das Regierungssystem ist ähnlich wie bei den Zulu eingerichtet; der König ist in erster Reihe oberster Kriegsherr, doch stehen ihm drei Ratgeber zur Seite, die einen bedeutenden Einfluß auf seine Entschließungen ausüben; daneben aber hat er das Recht über Leben und Tod seiner Untertanen. Der sogenannte große Rat, der sich aus einer Art Reichskanzler, dem Leibkoch und dem Brauer des Königs und 4 bis 5 bevorzugten Häuptlingen zusammensetzt, bildet den eigentlichen regierenden Körper. Das Hofceremoniell ist ziemlich streng und besonders beim Empfang von Fremden wird großer Prunk aufgeboten, und die Forschungsreisenden erzählen, daß sie stets mit Trommelklang und Salutschüssen willkommen geheißen wurden.

Der bedeutendste König Ugandas war wohl Mtesa, der 1884 starb und den Stanley in seinen Werken eingehend geschildert hat. Er galt als Europäerfreund, soll aber nach den Angaben anderer Forscher ein grausamer Tyrann gewesen sein; — im Gegensatz zu seinem Nachfolger Mwanga, der sich zuerst der europäischen Oberherrschaft zu entziehen suchte, sich aber dann nach seiner Absetzung änderte und die von seinem Vorgänger beobachtete Methode nach seiner Wiedereinsetzung einschlug.

Digitized by Google

An Uganda ſchließt ſich im Nordweſten das Reich Unjoro an, das ſich bis zum Albert Edward-See ausdehnt und im Norden von der ägyptiſchen Äquatorialprovinz begrenzt wird. Südlich von Uganda liegt das Reich Karagwe, über das der Forſcher Speke genaue Aufzeichnungen hinterlaſſen hat, da er längere Zeit am Hofe des Königs von Karagwe, Rumanika, weilte. Das Gebiet von Karagwe umfaßt etwa 300 qkm und wird von dem Stamme der Wahuma bewohnt, die hauptſächlich von der Viehzucht leben. Sie bilden das Gegengewicht zu der ackerbautreibenden Bevölkerung, die mehr eine dienende Stellung einnimmt. Allerdings treibt auch hiervon ein Teil der Männer Viehzucht, während die Frauen den Boden bebauen. Geerntet wird in erſter Reihe Mais, Reis, Hirſe, Tabak, Kartoffeln, Bohnen, Zuckerrohr, ſo wie verſchiedene Gemüſe, die von den Arabern importiert worden ſind. Da ſich die Viehherden hauptſächlich in den Händen der ſogenannten Ariſtokratie befinden, ſo iſt das Volk in erſter Reihe auf die Pflanzenkoſt angewieſen, nährt ſich aber zum Teil auch von Fiſchen, die man in den Seen fängt. Auch Gewerbefleiß iſt hier vorhanden, man betreibt die Schmiedekunſt, den Schiffbau und vor allem die Töpferei.

Ebier Wanjoro.

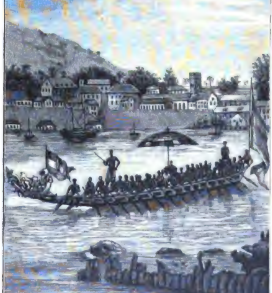
Hinſichtlich der Kleidung zeichnen ſich die Völkerſchaften dieſer Länder vorteilhaft vor ihren Raſſegenoſſen dadurch aus, daß ſie weite, meiſtens weiße Gewänder tragen, die bis auf die Füße herabreichen. Dieſe Kleider ſind aus Rinde hergeſtellt und werden nach Art der römiſchen Toga um die Schulter geſchlagen. Die Waganda verachten die Stämme, welche unbekleidet gehen, doch dieſe vergelten ihnen gleiches mit gleichem, indem ſie ſie ſpottend Weibervölker nennen. Außer dem togaartigen Gewande tragen ſie auch die Tracht der Araber, die auch der König Mteſa häufig anlegte. Die Höhe der Kultur der Waganda iſt auch daraus erſichtlich, daß ſie ſich nicht, wie ſo viele Völker, die Zähne feilen und die Geſichter beſchmieren und tätowieren.

Als Waffen gebrauchen ſie lange Speere, die zuweilen zwei Meter Länge haben, und mit Widerhaken verſehene Bogen; auch Schußwaffen haben ſchon Eingang gefunden. Wenn die Waganda in den Krieg ziehen, ſo gehen ſie im Gegenſatz zu ihren ſonſtigen Gebräuchen unbekleidet, und zwar können ſie 15000 bis 25000 Mann ſtellen.

Digitized by Google

Aſchanti und Dahomey.

Von den Negerreichen im Weſten Afrikas kommen eigentlich nur Aſchanti und Dahomey in Betracht, da die übrigen dem Verfalle entgegengehen. Die Selbſtändigkeit bewahrt haben ſich nur die beiden genannten, die aber an Grauſamkeit und Ruchloſigkeit die Zulus in den Schatten ſtellen. Die Aſchanti hauſen in der Gegend der Goldküſte, ihr Reich umfaßt ein Gebiet von 27000 qkm mit einer Einwohnerzahl von etwa 500000. Sie ſind im Jahre 1896 von den Engländern unterworfen worden, doch ſchon im April 1900 kam es zu einem erneuten Aufſtande, der jedoch niedergeworfen wurde.



Kriegskanu der Tuala.

Als Gründer des Aſchantireiches wird der Häuptling Sai Turu angenommen, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts die an der Küſte hauſenden Fanti aus ihren Wohnſitzen verdrängte. Die Aſchanti trieben einen lebhaften Sklavenhandel, ſo daß ſich England ſchon 1824 einzugreifen genötigt ſah, doch dem Gouverneur Campbell gelang es, die wilden Horden zu beſiegen und ſie über den Pranfluß zurückzutreiben. Zu erneutem heftigen Kriege kam es 1863, und dieſer endete für England ſo unglücklich, daß es auf eine Fortſetzung verzichtete, ſeine Truppen zurückrief und den Aſchanti den Platz überließ. Zu neuen Vorſtößen kam es 1873, als der König Kalkali Anſpruch auf das Gebiet Elmina erhob und dieſe Forderung von der britiſchen Regierung zurückgewieſen wurde. Wieder wendete ſich das Kriegsglück zuerſt gegen die Briten, und erſt Wolſeley gelang es 1874, einige entſcheidende Siege zu erfechten. Der engliſche General legte die Hauptſtadt des Königs Kumaſſi in Aſche, und dieſer mußte 50000 Unzen Gold zahlen, ſo wie die Abſchaffung aller Menſchenopfer verſprechen. Der Friede wurde nach kurzer Zeit gebrochen, und 1895 tobte der Kampf aufs neue, um mit der üblichen Unterwerfung zu enden. Auch jetzt bildet das Reich der Aſchantis einen ewig lodernden der Feuerherd, aus dem die Flammen Empörung über kurz oder lang wieder aufſteigen werden.

Digitized by Google

Berüchtigt waren die Menschenopfer der Aschanti, deren Schädel den Palast des Herrschers schmückten. Dieser fürchterlichen Sitte wurde erst durch die Engländer Einhalt getan, doch würde man zu optimistisch urteilen, wollte man annehmen, daß die Menschenschlächtereien nicht noch jetzt vorkommen, wenn auch nicht mehr so viel Opfer wie früher fallen.

Fast ebenso liegen die Verhältnisse in Dahomey, das eine ähnliche Organisation besitzt und auf einem Flächengehalt von 10 350 qkm eine Einwohnerzahl von 250 000 Menschen beherbergt. „Oft genannt ist das Amazonenheer von Dahomey, von denen ein Franzose schreibt: Die Amazonen sind groß, schlank, geschmeidig, mit knochigem Gesicht und tätowierten Wangen und Armen. Den Körper umschließt eine bunte, flatternde Tunika, die in der Taille von einer ziemlich kurzen Sammetschärpe festgehalten wird, so daß man die weiten scharlachroten Hosen sieht; auf dem Kopfe tragen sie einen Helm, der entweder mit phantastischen Zierarten geschmückt ist, bald einen Haifischzahn oder sonst ein anderes, von dem Oberpriester geweihtes Amulett aufweist; in der Hand tragen sie eine lange Stange, an deren Ende eine scharfe Klinge befestigt ist. Das ist die äußere Erscheinung der Dahomey-Amazone. Das militärische Handwerk ist ihr so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihr die Bewegungen, Gefühle und Empfindungen des Weibes vollständig abhanden gekommen sind; in ihren gelben Augen steht nur kalte Grausamkeit geschrieben. Die Amazonen sind nicht, wie einzelne Reisende behauptet haben, zum Cölibat verurteilt; und ein Beweis dafür ist, daß der König sie mit seinen tapfersten Kriegern verheiratet. Man muß, um gerecht zu sein, ihnen ernsthafte militärische Kenntnis und Erfahrung zuerkennen, und es wäre falsch, ihren Mut zu leugnen, den sie in so manchem Scharmützel schon bewiesen haben."

Ihre Truppe, die über die Egbas zahlreiche Siege davongetragen, ist eine Elitetruppe; von Alters her behandelten sie die Dahomeykönige als solche und vertrauten ihr die schwierigsten und gefährlichen Operationen an; auch bilden sie im Kriege die Avantgarde. Daher stehen sie auch an der Spitze der Dahomeykrieger und haben nur dem Mingan, dem Oberbefehlshaber, zu gehorchen. Alle andern Krieger sind ihnen untertan, und ihr Gau (Oberst), der natürlich sein Weib ist, steht beim König in hohem Ansehen. Infolge der ausgesprochen militärischen Veranlagung des Aschanti und Dahomeyreiches spielt die Kultur und der Gewerbefleiß nur eine recht geringe Rolle, doch wird ein reger Handel in Goldstaub und Palmöl betrieben. Die Haupteinnahmequelle bildete allerdings der Sklavenhandel, der dank dem Eingreifen der englischen Regierung nachgelassen hat.

Nördlich an diese beiden Staaten schließt sich das Gebiet der Mandingo, deren Hauptplatz Kong durch ziemlich bedeutenden Handel bemerkenswert ist. Von ihrer Geschichte ist nur so viel bekannt geworden, daß sie im zwölften Jahrhundert die Soninkes aus ihren bisherigen Wohnsitzen, die sich vom oberen Senegal bis an den oberen Niger ausdehnten, verdrängten und das Reich Melle gründeten. Sie hängen in religiöser Hinsicht dem Islam an und stehen unter französischer Oberherrschaft. Industriell sind hauptsächlich ihre Baumwollwebereien und ihre Indigofärbereien zu erwähnen; auch

Viehzucht wird vielfach betrieben, und besonders auf dem Gebiete der Pferdezüchtung sollen sie ganz ansehnliche Resultate erzielen. Als Zentralpunkt des Handels gilt die schon genannte, etwa 15 000 Einwohner fassende Hauptstadt Kong, in der auch neben den einheimischen Produkten europäische Waren zum Austausch gelangen.

Die Negerrepublik Liberia.

Als letzter der Negerstaaten — wenn auch politisch von ihnen grundverschieden — ist noch die Negerrepublik Liberia zu nennen, deren Bevölkerung sich aus freigelassenen amerikanischen Sklaven und afrikanischen Negern zusammensetzt, die sich diesem Staate freiwillig angeschlossen haben. Sein Flächengehalt umfaßt 85 350 qkm, mit einer Einwohnerzahl von 2 060 000.

Die Republik Liberia wurde im Jahre 1824 in der Nähe von Kap Mesurado im Westen der Pfefferküste gegründet und konstituierte sich im Jahre 1847 als freie Republik. Die Volksvertretung setzt sich aus einem Senat von acht Mitgliedern und einer Kammer von dreizehn Mitgliedern zusammen, die einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und mehreren Ministern unterstehen.

Von den Städten ist in erster Reihe die Hauptstadt Monrovia zu nennen, die etwa 5000 Einwohner besitzt, während von anderen Orten Robertsport, Edina, Grand Bassa, Sinou und Harper am Kap Palmas als die wichtigsten Ausfuhrorte für die Erzeugnisse des Landes: Palmöl, Nüsse, Zucker, Ingwer, Indigo, Elfenbein und Häute, und vor allem Kaffee in Betracht kommen. Der Staat verfügt auch über eine Flotte, die allerdings nur drei Seeschiffe umfaßt und selbstverständlich nur dem Handel dient, während das Landheer aus fünf Regimentern Miliz besteht.

2. Die muhamedanischen Staaten.

Wir kommen nunmehr zu den muhamedanischen Staaten, in denen das arabische Element vorwiegt, und die in religiöser Hinsicht im Gegensatz zu den Negerstaaten durch den Islam charakterisiert werden, dem der größte Teil der Einwohner anhängt. Diese Staaten lassen sich in fünf Unterabteilungen zerlegen:

Das Fulbe- oder Fellahreich. Die Sudanstaaten. Das Reich des Mahdi. Sansibar. Marokko.

Wir beginnen mit dem Fulbereich, das sich von Senegambien bis an die Grenzen von Bornu erstreckt und auch noch die Landschaft Adamaua einschließt. Daneben finden sich noch bei den Mandingo Fulbenkolonien; auch in Bornu, Bagirmi, Wadai und Darfur sind solche vorhanden.

Das Reich der Fulbe.

Aus der Geschichte der Fulbe ist zu erwähnen, daß sie wahrscheinlich im 13. Jahrhundert im Sonrhayreiche hausten, in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach Osten vorgingen und sich so über den ganzen Sudan verbreiteten. Wenigstens steht so viel fest, daß sie im 16. Jahrhundert vom unteren Senegal aus ihre Eroberungszüge unternahmen, die hauptsächlich vom religiösen Fanatismus beeinflußt wurden. So kam es denn auch, daß sie sich im Osten stärker mit den Negerstämmen vermischten, von denen einzelne vollständig verschwunden bezw. in ihnen aufgegangen sind.

Der eigentliche Machtbegründer des Fulbestaates war der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Scheich Gotman, der das Reich zu größter Entfaltung brachte und durch seinen Glaubenseifer seine Krieger zu den herrlichsten Waffentaten zu entflammen wußte; auch seine Nachfolger Muhamed Bello und Atika erhielten den Staat auf derselben Höhe, doch ist das Fulbereich jetzt mehr oder weniger in der Auflösung begriffen.

Die wichtigsten Fulbestaaten im Westen sind Futa Djallon, Futa Toro, Segu und Karta, die jetzt alle unter französischer Oberherrschaft stehen. In allen diesen Reichen, denen wir noch Massina, Gando, Jauri, Nupe, Joruba, Abbeokuta und Sokoto zugesellen wollen, haben die Fulbe die Urbevölkerung, die Haussa, verdrängt, obwohl die letzteren ihnen an Zahl überlegen waren.

Die politische Organisation ist ähnlich wie die der Negerstaaten. Das Heer setzt sich aus Sklaven zusammen, und zwar bilden die Reiterregimenter die Elitetruppen der Armee. Sie tragen außer Speeren und Dolchen ein kurzes Schwert, das mit dem der alten Römer eine gewisse Ähnlichkeit hat und sind ebenso wie ihre Pferde mit einem Lederpanzer bekleidet. Da der Kriegsdienst nicht als besonders ehrenvoll gilt, so besteht das Heer mit Ausnahme der höchsten Kommandostellen fast ausschließlich aus Sklaven, während der freie Mann dem Kriegsdienst fern bleibt, was der Heeresorganisation nicht gerade zum Vorteil gereicht.

Die Tätigkeit der Fulbevölker ist, da sie hauptsächlich nomadisch veranlagt sind, vorwiegend der Viehzucht gewidmet, die besonders am oberen Niger, am Gambia und in Adamaua gepflegt wird. Der Ackerbau hat seine Heimstätte in Sokoto und Gondo und wird den Sudannegern überlassen, während die Besitzer nur die Erträgnisse nehmen, ohne sich um die Arbeit selbst zu kümmern. Neben Ackerbau und Viehzucht hat sich auch der Handel entwickelt, und besonders ist es die Anfertigung von farbigen Baumwollzeugen, die ein starkes Kontingent zu den Einnahmen des Landes stellt; daneben wird Salz, Lederwaren, Nüsse, Tonwaren und Natron stark exportiert und — bedauerlicherweise — auch ein sehr schwungvoller Handel mit Sklaven betrieben, den man trotz aller Bemühungen noch immer nicht aus der Welt geschafft hat.

Der Flächengehalt der Fulbestaaten mag sich nach den Aufzeichnungen von Sievers auf 831 664 qkm stellen, von denen auf Sokoto 342 111, auf Adamaua 137 365 qkm, auf Gondo 203 309, auf Massina 166 879 qkm entfallen. Als Bevölkerungszahl nimmt man ungefähr 22½ Millionen an, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 27 per qkm

entsprechen dürfte. Genaue Aufstellungen sind nicht vorhanden, und muß man sich deshalb an die gelegentlichen Aufzeichnungen der Forscher halten, von denen die von Heinrich Barth noch immer als die maßgebendsten gelten.

Von den Städten kommt in erster Reihe Timbuktu in Betracht, das einen Hauptplatz für den Handel in Baumwollenzeugen liefert. Barth giebt eine Durchschnittsbevölkerung von 28 000 an, denen sich an Markttagen noch etwa 10 000 zugesellen sollen. Die Häuser, etwa 950 an der Zahl, sind aus Ton gebaut, doch findet sich daneben noch eine große Reihe von Mattenhütten. Die Stadt zerfällt in sieben Quartiere, und die öffentlichen Gebäude sind ausschließlich Moscheen, während Stadtmauern und Citadelle vollständig fehlen. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch von marokkanischen Arabern und Negersklaven, zu denen an Markttagen Bewohner aus aller Herren Ländern treten. Der wichtigste Handelsplatz für den Staat Sokoto ist Kano, welche etwa 60 000 Einwohner beherbergt und nach den Aufzeichnungen von Barth sich als schöne, lebhafte Stadt mit buntem Treiben präsentiert.

Zu nennen ist ferner noch Katsena, früher ein bedeutender Handelsplatz, der aber in den letzten Jahrzehnten sehr heruntergekommen ist. Auch Rabba am Niger hat nicht mehr die Bedeutung, die es früher besaß, obwohl Lander es als eine Stadt mit 40 000 Einwohnern hinstellte. In Sokoto ist die Residenz gleichen Namens mit 20 000 Einwohnern, und ferner Wurno zu erwähnen, so wie Gondo und Jakubu, dessen Bewohnerzahl manche Forschungsreisende auf 50 000 Köpfe angegeben haben, was aber wohl übertrieben sein dürfte. In Sokoto selbst wird ein schwunghafter Handel mit Lederwaren betrieben, doch macht die Stadt selbst einen verwahrlosten und verfallenen Eindruck. Dasselbe gilt von Saria, die Staudinger, der sie mehrmals besuchte, als ganz bedeutend schildert; auch sie ist jetzt verfallen und nur noch durch den Handel mit Leder- und Sattlerwaren bemerkenswert. In Adamaua, dessen Bevölkerung übrigens noch zum größten Teil dem Heidentume anhängt und sich nur an einzelnen Stellen der Religion Muhameds erschlossen hat, sind neben der Hauptstadt Jola die Handelsplätze Ngaundere, Bagnio, und Gaschka als Absatzgebiete für Elfenbein zu erwähnen. Jola besitzt ebenso wenig wie Timbuktu Mauern und besteht nach Barths Schilderungen fast ausschließlich aus runden Hütten mit Lehmwänden und Strohdächern.

Am Niger finden wir Gomba, Say, Garu, Sinder mit etwa 15 000 Einwohnern und das schon erwähnte Timbuktu, während für Massina Bandjagara maßgebend ist. In Futa Djallon haben wir die Städte Timbu und Labi und im Gebiet Karta Nioro, das hart am Rande der Wüste liegt. Fast alle diese Orte tragen dasselbe Gepräge; es sind offene Plätze, die keinerlei Mauern, keine Citadelle und natürlich ebensowenig eine Besatzung aufzuweisen haben. Ihre ganze Bedeutung beschränkt sich auf die Tage, an denen Markt stattfindet; dann herrscht ein lebhaftes, buntes Treiben; eine Fülle von Käufern und Verkäufern drängt sich vor den Läden und Buden, und man glaubt fast in einer Großstadt zu sein; alle möglichen Sprachen sind hier zu vernehmen; alle Rassen und Völkerschaften scheinen sich hier zusammengefunden zu haben. Doch schon nach wenig Stunden ändert sich das Bild; kaum haben die Kaufleute den Ort verlassen, so nimmt

die Stadt ihr trübseliges Aussehen wieder an. Wie ausgestorben liegen die eben noch so volkreichen Straßen da, um erst wieder am nächsten Markttage zu kurzem Scheinleben aufs neue zu erwachen.

Die Staaten des mittleren und östlichen Sudan.

Im mittleren Sudan werden die Fulbes von einer Reihe von Mischvölkern zurückgedrängt, die numerisch in der Überzahl sind, so daß die erstgenannten nur noch eine sekundäre Rolle spielen. In erster Reihe haben wir es hier mit dem Staate Bornu zu tun, in welchem die Kanuri hausen, die sich auch häufig Kanembi nennen, was wohl soviel wie „Bewohner von Kanem" zu bedeuten hat. Sie mögen wohl in einer Zahl von 1½ Millionen vorhanden sein, und neben ihnen finden sich in Bornu noch die Kais und Tomagheras die ebenfalls den Kanembu-Stämmen angehören.

Außerdem bilden ein starkes Kontingent der Bevölkerung die Araber, die von Osten her eingewandert sind und als Krieger und Kaufleute tätig sind. Je mehr man nach Osten kommt, desto zahlreicher taucht die arabische Bevölkerung auf, so daß einzelne Staaten des östlichen Sudan wie Wadai, sowohl in sozialer, wie auch religiöser Hinsicht ein vollständig arabisches Gepräge tragen. Selbst die in der Zahl stärkeren Darfur, die zu 2 bis 2½ Millionen in den Gebirgen hausen, sind ihrem Einfluß unterlegen. Dagegen ist der Süden, wie Darbanda und Bagirmi, sehr stark mit Negern durchsetzt, die aber hauptsächlich als Sklaven dienen. Man kann also behaupten, daß sich in Darfur zwei Rassen aufhalten, während in Wadai das Araberelement die erste Rolle spielt. In Bagirmi und Bornu haben wir es dagegen mit einem seltsamen Gemisch aller möglichen Rassen zu tun, die weder einen einheitlichen Typus, noch eine einheitliche Sprache besitzen, so daß man reinen Negern eben so wenig begegnet, wie reinen Arabern.

Von den Reichen wollen wir zunächst Bornu betrachten, das den größten Flächeninhalt besitzt. Man schätzt es auf 148 400 qkm und die Einwohnerzahl wird auf 5 Millionen angenommen, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 34 Personen per qkm entspricht. Von diesen 5 Millionen stellen die Kanuri mit 1½ Millionen das stärkste Kontingent. Ihnen folgen die Kanembo mit etwa ¾ Millionen, die Fulbe mit einer halben, und die Araber mit einer viertel Million, während sich der Rest unter die Mischvölker verteilt.

Zur Geschichte des Staates ist zu bemerken, daß seine Gründung in das 9. Jahrhundert fällt, und diese Mitteilung verdankt man Leo Africanus, der bereits von den Königen von Bornu berichtet. Im zwölften Jahrhundert bekehrten sich die Bewohner zum Islam und gewannen eine solche Machtstellung, daß sie auch das Reich Fessan in ihre Gewalt brachten. Im 15. Jahrhundert hatte sich das Machtgebiet Bornus weit über den Niger hinaus ausgebreitet. Nach jahrhundertelanger Hegemonie eroberten 1808 die Fulbe die Hauptstadt Birni, doch gelang es dem tatkräftigen, von kriegerischer Leidenschaft beseelten Fakir Mohamed el Amin aus Kanem, die Gewalt wieder an sich zu reißen und

sich auf dem Throne zu behaupten. Sein 1835 die Regierung übernehmender Sohn Omar verstand es, das von dem Vater überkommene Erbe energisch zu verteidigen; auch war er wegen seiner Europäerfreundlichkeit bei allen Forschungsreisenden äußerst beliebt. Er sandte den europäischen Herrschern mehrfach Geschenke, vornehmlich König Wilhelm von Preußen, der ihm 1868 durch Nachtigal ebenfalls verschiedene wertvolle Gaben überreichen ließ.

Was die Staatseinrichtungen betrifft, so steht Bornu unter der Herrschaft eines Scheichs, der mit fast absoluter Gewalt bekleidet ist und den Rat zweier Minister und der Volksversammlung wohl mehr der Form wegen einholt. Die bedeutendste Stellung nimmt der Befehlshaber des Heeres ein, doch ist auch dessen Machtgebiet ein beschränktes, da man von einem eigentlichen Heer, wie es z. B. die Zulu oder die Aschanti aufzuweisen haben, kaum sprechen kann. Wie in den Fulbe-Staaten besteht auch hier die ganze Armee ausschließlich aus Sklaven, zu denen auch Kaschellawa, die Hauptleute, zu rechnen sind. Die Gesamtheeresstärke mag etwa 3000 Mann betragen, wovon die Hälfte Panzerreiter sind, während zwei Fünftel mit Gewehren bewaffnete Fußsoldaten, $^1/_5$ aus Bogenschützen besteht. Daneben giebt es noch etwa 4000 Reiter, die von den Prinzen des Hofes und den Würdenträgern des Reiches befehligt werden. Im großen und ganzen aber sind die Bewohner von Bornu ziemlich schlaff und verweichlicht und lassen den kriegerischen Mut, der so viele andere Völkerstämme Afrikas beseelt, vollständig vermissen. Viel dazu beitragen mag die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, die vorwiegend dem Ackerbau ergeben ist, während der Handel in der etwa 60 000 Einwohner aufweisenden Hauptstadt Kuka seinen Zentralpunkt gefunden hat.

Das Mutterland Kanem im Nordosten des Tsad-Sees hat einen Flächengehalt von 56 660 qkm mit einer Bevölkerungszahl von etwa 100 000 Bewohnern, von denen die Kanembu mit 20 000 Mann das stärkste Element bilden, während sich der Rest aus einem bunten Gemisch von Kanuri, Tibbu, Tuareg und andern Mischstämmen zusammensetzt.

Östlich an Bornu schließt sich das Reich Bagirmi an, das einen Flächengehalt von 183 403 qkm besitzt. Die Einwohnerzahl wird von den Forschern verschiedenartig angegeben; Nachtigal spricht von 1 Mill., während Barth $1^1/_2$ Mill. annimmt.

Die ersten historischen Aufzeichnungen datieren aus dem 15. Jahrhundert, als von Osten kommende Einwanderer die zuerst hier ansässigen Bulala-Stämme verdrängten, sich des Reiches bemächtigten und eine Hauptstadt gründeten. Diese Hauptstadt, Massenja mit Namen, soll um das Jahr 1523 erstanden sein, während der Islam um das Jahr 1600 zur Staatsreligion erklärt wurde. In den folgenden Jahrhunderten stand das Reich in hoher Blüte, bis Streitigkeiten unter den verschiedenen Kronprätendenten ausbrachen und die Nachbarstaaten sich veranlaßt sahen, einzugreifen. Ganz besonders war das in den Jahren 1860—1870 der Fall, und 1870 kam es zum Kriege mit dem Sultan Ali von Wadai, in welchem Bagirmi unterlag. Ali eroberte die Hauptstadt Massenja, führte viele der Bewohner als Gefangene fort und brachte einen Teil des Landes, das übrigens wegen seiner schönen Frauen bemerkenswert ist, in seine Gewalt, indes der andere Teil Bornu tributpflichtig wurde.

Das Reich Wadai, das ſich an Bagirmi anſchließt, iſt wohl zur Zeit das bedeutendſte des ganzen Sudan, obwohl es auf einen Flächengehalt von 44 550 qkm nur etwas über 2½ Mill. Seelen zählt, ſo daß alſo auf den Quadratkilometer nur fünf Perſonen kommen würden. Es war den Europäern bis in die neuere Zeit verſchloſſen; erſt 1873 gelang es Nachtigal, ſich Eingang zu verſchaffen, nachdem Eduard Vogel und Beurmann bei dem Verſuche, einzudringen, ihr Leben gelaſſen hatten. Wadai ſtand wohl am längſten unter der Herrſchaft des Heidentums, denn erſt im 17. Jahrhundert fielen die dem Islam anhängenden Maba unter Abdel Kerim in das Land ein und verjagten die hier anſäſſigen

Reiter von Baghirmi in Wattenpanzern.

Tündſchur. Abdel Kerim nahm von dem Lande Beſitz und gab ihm nach ſeinem Großvater den Namen Wadai. Unter ſeinem Sohn und Nachfolger erſtand die frühere Reſidenz Waranen, und gleichzeitig wußte er die umliegenden Gebiete Darfur, Bornu, Bagirmi und Kanem in ſeine Gewalt zu bringen. Dieſelben gingen allerdings in der Folge wieder verloren, doch nimmt das Reich auch jetzt noch eine Machtſtellung unter den öſtlichen Sudan-Staaten ein.

Die Hauptbeſchäftigung der Bevölkerung iſt Rinder- und Bienenzucht, während induſtriell das Schmiedehandwerk im Vordergrunde ſteht. An Stelle der früheren Haupt-

Digitized by Google

stadt Wara ist seit 1863 Abesehe getreten, das etwa 10 000 bis 15 000 Einwohner zählen mag und nach Nachtigals Aufzeichnungen („Sahara und Sudan") den Eindruck einer blühenden Stadt macht.

Östlich an Wadai schließt sich Darfur an, das bei einem Flächengehalt von 451 984 qkm früher als selbständiges Reich 4 Millionen Einwohner besaß, die nach den letzten Feststellungen auf 1½ Millionen zurückgegangen sind. Sie rekrutieren sich hauptsächlich aus Muhamedanern und setzen sich aus zwei großen Gruppen, den Arabern im Norden und Nordosten, und den Furs im Süden, zusammen.

Auch hier wie in Wadai waren die ersten Herrscher die Tündschur, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter Achmed Bokr der Islam eingeführt und die Tündschur verdrängt wurden. Infolge von Thronstreitigkeiten kam es zu Kriegen mit Wadai, in welchen das letztere Sieger blieb. Erst 1874 verlor es nach dem Siege Zebehr Paschas seine Selbständigkeit, und der Sultan schloß sich an Ägypten an, dessen Oberherrschaft er anerkannte. Doch auch Ägypten blieb nicht lange im Besitz des vielumstrittenen Landes; 1885 wurde es vom Mahdi erobert, nach dessen Tode es wieder an Ägypten zurückfiel. Es ist zweifelhaft, wie sich das Schicksal Darfurs in der nächsten Zukunft gestalten wird, und dürfte es auch Ägypten bald wieder entrissen werden.

In früheren Jahren war Darfur hauptsächlich der Schauplatz von Sklavenjagden, und die Orte Kab-Kabie, Dscheman und Kobeh hatten eigentlich nur als Sklavenmärkte Bedeutung, wenngleich hier auch Elfenbein gehandelt wurde. Die Hauptstadt El-Fascher oder Tendelti war früher ein blühender Handelsplatz, ist aber infolge der politischen Wirren sehr zurückgegangen; doch bemühten sich die Ägypter, sie durch die Anlage einer Eisenbahn wieder zu heben. Die Anlage des Schienengeleises ist noch nicht zu Ende geführt, da die politischen Unruhen die Arbeit jeden Augenblick unterbrachen.

Das Reich des Mahdi.

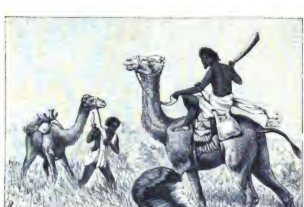
Wir kommen nun zu dem Reiche des Mahdi, das in politischer Hinsicht eine große Bedeutung hat und sich aus Süd-Nubien und dem Gebiet des oberen Nil zusammensetzt. Sein Flächengehalt beträgt ungefähr zwei Millionen qkm, während sich die Bevölkerungszahl nicht genau feststellen läßt. Dieselbe zerfällt in zwei Gruppen, erstens in die Neger des oberen Nilgebietes, und zweitens in Nubier und Araber, die den ganzen ägyptischen Sudan, Kordofan, Nubien und die Gebirgsgegenden zwischen dem Nil und dem Roten Meere inne haben. Unter den Arabern finden wir an beiden Seiten des Nil die Stämme der Hadendoa und Gescharin, die wir bereits früher besprachen; im Osten und Süden die Beni-Amer zwischen Nil und Atbara, die Kababischs im Norden Kordofans, während sich die Nubier hauptsächlich aus den Fundschs und den im Westen Abessiniens hausenden Stämmen zusammensetzen. Was die Geschichte des Reiches betrifft, so ist der Staat im Jahre 1882 entstanden, doch müssen wir, um ein etwas übersichtliches Bild zu geben, ein wenig weiter zurückgehen, nämlich bis zur Regierung Mehemed Alis, des schon mehrfach

erwähnten Vizekönigs und Statthalters von Ägypten, der vom Jahre 1805—1845 regierte. Er eroberte 1820—1822 Nubien und gründete die Stadt Khartum, doch erst Ismail Pascha beschäftigte sich mit der weiteren Unterwerfung des Sudan, indem er in den Jahren 1874—1876 Sennar, Kordofan und das ganze Gebiet des oberen Nil bis zum Albertsee okkupierte und zur ägyptischen Provinz umwandelte. Sämtliche bedeutenden Stellen wurden mit Ägyptern besetzt, die jedoch in wüstester Weise unter der Bevölkerung hausten und namentlich durch das Verbot des Sklavenhandels viel böses Blut machten.

Ansicht von Khartum.

Im Jahre 1881 kam es zum offenen Aufstand, als Mehemed Achmed, ein früherer höherer Offizier in ägyptischen Diensten, der selbst Sklavenhändler geworden war, die Fahne der Empörung entfaltete. Begünstigt wurde diese Erhebung durch den gleichzeitig in Ägypten stattfindenden Aufstand Arabi-Paschas, der den Khediven Mehemed Tewfik Pascha, den Sohn Ismail Paschas, vom Throne zu stoßen versuchte. Da alle Streitkräfte in Ägypten zurückgehalten werden mußten, so hatte der Mahdi (Prophet), wie sich Mehemed Achmed jetzt nannte, gewonnenes Spiel. Mit der Devise „Glaubenseinheit und Gleichheit des Besitzes" durchzog er den ganzen Sudan und in Scharen strömten ihm die Anhänger zu, um so mehr, da er über einen seltsamen Schwung der Rede und hinreißende Begeisterung

verfügte. Da anderseits auch die materiellen Vorteile, die den Anhängern des Mahdi geboten wurden, keine unbedeutenden waren, so wuchs sein Einfluß und seine Anhängerschar mit jedem Tage. Im November 1883 stellte sich ihm die ägyptische Armee unter Hicks-Pascha bei Kaságil, südlich von El Obeid, der früheren Hauptstadt von Kordofan, entgegen. Es kam zu einer fürchterlichen Schlacht, in welcher die ägyptische Armee vollständig aufgerieben wurde. Der ganze Sudan stand jetzt dem Mahdi offen, und die einzelnen Teile des Landes fielen ihm in rascher Folge zu. 1884 bemächtigte er sich der Provinz Bahr-el-Ghasal, und im Januar 1885 mußte auch Khartum fallen. Bei der Eroberung der Stadt am 26. Januar fand der von der englischen Regierung nach dem Sudan entsandte General George Gordon, der 1874 in ägyptischen Diensten den Sudan erobert hatte, seinen Tod. Mit Khartums Fall war das Schicksal des Landes entschieden, das Gebiet des östlichen Nil, sowie die Länder in der Nähe der Flüsse Atbara und Rahat, fielen dem Mahdi in die Hände. Die Stadt Tokar kapitulierte, und nur in Suakim, dem am Roten Meer gelegenen Hafenplatz, leisteten die Engländer noch verzweifelten Widerstand.



Gemsarische Beduinen auf der Straußenjagd.

Ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse in Nubien, nachdem die Engländer Khartum verlassen hatten, ohne etwas gegen den Mahdi ausrichten zu können. Im Jahre 1885 hatte dieser das ganze Gebiet bis über Dongola inne und schickte sich von der Grenze Oberägyptens an, in die am zweiten Katarakt des Nil gelegene Stadt Wadi-Halfa einzubrechen. Der ganze Süden war in seinen Händen, und nur die Äquatorial-Provinz hielt sich noch unter Emin Pascha. Im Jahre 1885 starb der Mahdi Mehemed Achmed an den Blattern, und ihm folgte Abdullah, der das von seinem Vorgänger überkommene Werk in vollem Umfange übernahm und weiter ausführte. Im Frühjahr 1887 drängte er Emin Pascha aus seinem bisherigen Zufluchtsort Lado hinaus, so daß dieser sich nach Wadelai am Albert-See zurückziehen mußte. Im Jahre 1888 brach in Emins

Digitized by Google

eigenem Lager ein Aufstand aus, und dieser wurde von seinen eigenen Offizieren gefangen genommen, jedoch nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Fünf Jahre lang hielt er sich gegen den Mahdi und zog sich dann, Stanleys Rat folgend, mit etwa 250 Mann nach Süden zurück. Nunmehr stand dem Mahdi die ganze Provinz offen, Kordofan und Darfur schlossen sich ihm an, und selbst die abessinische Provinz Godjam fiel in seine Gewalt. Erst in späteren Jahren konnten die Gegner einige nennenswerte Erfolge erringen, und am 3. September 1898 gelang es General Kitchener, damals der Oberbefehlshaber der anglo-ägyptischen Armee, — die Truppen des Mahdi in der furchtbaren Schlacht von Omdurman zu schlagen. Der Mahdi selbst fiel in dieser Schlacht, und der Sudan wurde der ägyptischen Herrschaft zurückerobert. Doch die Ruhe war nur auf kurze Zeit wieder hergestellt, noch immer gährt und brodelt es unter der fanatischen Bevölkerung, und täglich sind neue Ausbrüche zu erwarten.

Haus in Sennar.

Zur Geschichte Nubiens sei noch bemerkt, daß es seinen Namen nach dem Lande Nuba führt und schon in alten Zeiten von Ägypten abhängig war. Schon 1500 v. Chr. stand es unter ägyptischer Statthalterschaft, und nur auf kurze Zeit wurde dieses Verhältnis umgekehrt, als der König Sabakan von Äthiopien Ägypten in seine Gewalt brachte. Jedenfalls hatte die Vermischung der Bevölkerung hier eine ganz bedeutende Ausdehnung angenommen.

Von den Städten im Lande des Mahdi mögen einige genannt werden; in erster Reihe das schon erwähnte Omdurman, das eine Zeit lang die Residenz bildete, doch zum Teil von den Bewohnern im April 1899 nach der den Mahdisten beigebrachten fürchterlichen Niederlage verlassen wurde. Ferner Khartum, das vor seiner Zerstörung im ganzen Staate als bedeutendste und wichtigste Stadt galt. Es war vor dem Kriege der Zentralpunkt des Handels, und hauptsächlich waren es Edelsteine, Straußfedern, Kautschuk, Tamarinden und Elfenbein, die hier auf den Markt kamen. Der Ort verfügte

Digitized by Google

über eine Einwohnerzahl von 60 000 Seelen und wurde auch von vielen Reisenden aufgesucht. Unter den Regierungsgebäuden erwähnt Casati in seinem Werke „Zehn Jahre in Äquatoria" das Arsenal, die Druckerei und die von Gordon gegründete Militärschule, sowie das Apothekerseminar, das jedoch schon nach kurzer Zeit wieder einging. Daneben waren das Haus des Gouverneurs, die katholische Mission und die einzige, allerdings ganz schmucklose Moschee erwähnenswert. Jetzt ist die Stadt vollständig verfallen, und die Bewohnerzahl ist auf 5000 zurückgegangen.

Politisch wichtig ist El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, die über 35 000 Einwohner verfügt und durch die Niederlage der ägyptischen Armee im Jahre 1883 auch historische Bedeutung hat. Der Ort treibt einen ausgedehnten Handel, doch sind die sanitären Verhältnisse recht schlechte, da die Senk- und Dunggruben sich auf den Straßen befinden, und das darin angesammelte Wasser einen pestilenzialischen Gestank ausströmt.

Von andern Städten seien noch Schendi am Nil mit 10 000 Einwohnern und den Ruinen des alten Meroe, Berber, auch El Mescheriff genannt, mit 10 000 Einwohnern als Hauptstapelplatz, das schon mehrfach erwähnte Sennar am Bahr el Azrak, Kassala im Ost-Sudan mit 3000 Einwohnern, sowie Donkola erwähnt. Alle diese Städte sind auch politisch bekannt geworden, da bei den meisten von ihnen mehr oder weniger bedeutende Gefechte stattgefunden haben.

Das Sultanat Sansibar.

Im Gegensatz zu dem Mahdi-Staate, der seine politische Gestaltung erst in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat, begegnen wir in Sansibar einem Staat, der eine sehr alte Geschichte besitzt, seine Selbständigkeit aber vor etwa 12 Jahren eingebüßt hat. Das Sultanat Sansibar besteht aus den Küsteninseln und den Festlandsstaaten. Der Gesamtumfang des Sultanats beträgt 2560 qkm, wovon 1590 auf Sansibar, 960 auf Pemba, 520 auf Mafia, 90 auf Lamu entfallen. Diese Aufstellung datiert noch aus der Zeit, als Deutschland und England noch keine Ansprüche erhoben hatten, während der jetzige tatsächliche Besitz an der Küste etwa 600 qkm weniger umfaßt. Dazu kamen noch etwa 31 000 qkm auf dem Festlande, die aber bereits 1880 teils deutsches, teils englisches Schutzgebiet geworden sind. Die Einwohnerzahl läßt sich schwer bestimmen, doch werden nach den letzten Schätzungen auf die Insel Sansibar 210 000 Einwohner gerechnet.

Auf Sansibar herrscht ein buntes Gemisch von Völkerschaften; neben Arabern finden wir Inder, Europäer in kleiner Anzahl und vor allem Neger, die sogenannten Suaheli-Neger, die dem Bantu-Stamme angehören. Diese zerfallen wieder in zwei Klassen, die Wangwanas, die „Freien" oder „Herren", im Gegensatze zu den Sklaven, die auf den Plantagen arbeiten. Diese Negerklasse setzt sich aus vielen Mischlingen zusammen, während die ursprünglichen Bewohner die Wahadimas sind, die in den Dörfern dem Ackerbau obliegen.

Aus der Geschichte Sansibars sei erwähnt, daß es zuerst Araber waren, die sich hier niederließen, wie schon Ptolemäus in seinen Aufzeichnungen berichtet. Das jetzige Sansibar mag wohl an der Stelle liegen, an der sich das damalige Azania befand, und aus diesem ist wohl auch Sansibar hervorgegangen. Während des 10. bis 12. Jahrhunderts schlossen sich die auf der Insel immer stärker werdenden Araber zu einzelnen Gemeindewesen zusammen, und so entstanden Kilwa, jetzt ein bedeutender Hafenort im deutschen Schutzgebiet, Magadoxo, Sofala und andere Orte. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts errangen sich die Portugiesen die Küste und zwangen die Araber unter ihre Gewalt, doch schon zu Ende des 16. Jahrhunderts (1698) eroberten die Beherrscher von Maskat am Golfe von Oman Mombas, jetzt zu Britisch-Ostafrika gehörig, und wußten zu Ende des 18. Jahrhunderts (1784) die Portugiesen auch aus Sansibar hinauszudrängen. Erst im Jahre 1858 wurde das große Gebiet geteilt und der Imam Seid Madschid wurde Sultan von Sansibar. Ihm folgte Seid Bargasch, der 1870—88 regierte. Ihm ist die Aufhebung des Sklavenhandels, für die England sehr eifrig tätig war, zu danken. Sein Nachfolger war Seid Kalifa, der nur zwei Jahre regierte, und ihm folgte 1890 Seid Ali. Der jetzige Sultan, der seit 1896 an der Regierung ist, ist Hamud bin Muhamed, auf dessen Rechnung vor allen Dingen die Ausdehnung des Handels und des Gewerbefleißes geschrieben werden darf.

Das Heer des Sultans besteht aus einer regulären Truppe, die tausend Mann umfaßt, der sich noch eine Leibgarde von 150 Mann zugesellt, Außerdem sind noch Reservetruppen von 1500 Mann vorhanden, die aber nur selten in Tätigkeit treten. Die Flotte besteht aus vier Fahrzeugen, darunter eine Korvette, während die Handelsschiffahrt von sieben Dampfern betrieben wird. Trotz dieser ziemlich geringen Anzahl von Schiffen ist der Handel ein sehr bedeutender und im fortwährenden Aufschwung begriffen, was nicht zum mindesten deutschem und englischem Einflusse zu danken ist. Auch der Sultan verfolgt die kommerziellen Bestrebungen mit großem Interesse und steht allen Reformen nach europäischem Muster sehr sympathisch gegenüber. Die Einfuhr betrug bereits 1897 — 1399000 Pfund Sterling, während die Ausfuhr sich auf etwas weniger, nämlich auf 1190000 Pfund Sterling belief. Das größte Kontingent der Ausfuhrartikel stellten Gewürznelken und Gummi, außerdem wurden roter Pfeffer, Häute, Kokosnüsse, Zimt und Elfenbein exportiert. Der früher stark betriebene Sklavenhandel ist seit der Regierung Seid Bargaschs, Dank dem vereinten Vorgehen von Deutschland und England, stark eingeschränkt, wenn er auch noch nicht ganz aus der Welt geschafft ist.

Fast der ganze Handel ist in den Händen der Araber, die große Karawanen ausrüsten und die Märkte von Tabora und Njangwe mit ihren Waren überfluten. Von den Städten des Sultanats sei in erster Reihe Sansibar genannt. Die Stadt hat eine buntgemischte Bevölkerung von etwa 100000 Einwohnern und bildet den Haupthandelsplatz des ganzen Reiches. Sie wird fast in ihrer ganzen Ausdehnung vom Meere bespült, und in den engen, krummen Straßen stößt man auf Schritt und Tritt auf Verkaufsbuden und Läden, in welchen die mannigfaltigsten Gegenstände und Genußmittel feilgehalten werden. Um die Stadt herum ziehen sich die Schambas, eine Villenlandschaft mit zahl-

reichen Baumgruppen, zwischen denen wieder zahlreiche Anpflanzungen von Reis, Mais und Zuckerrohr sich finden. Dazwischen liegen kleine Sümpfe, teichartige Gewässer, an deren Rändern eine üppige Flora blüht. Das Ganze zeigt in seiner bunten Mannigfaltigkeit das berückende Bild einer Tropenlandschaft und bietet einen überwältigenden Anblick von Schönheit und Pracht.

Die andern Städte treten naturgemäß hinter Sansibar zurück, doch seien noch der Hafen Mombas mit 20000 Einwohnern, Kilwa mit 10000 Einwohnern, Bagamoyo mit 13000 Einwohnern als Handelsplatz und Dampferstation, Pangani mit 10000 Einwohnern als Hauptbezirksort und Hafen, Saadani als Hafenplatz, Hauptzollamt und Militärstation, Dar es Salam mit 10000 Einwohnern, als Zollamt, Bezirkshauptort und Hafenplatz, Lindi ebenfalls als Hafen und Bezirksort (in Deutsch-Ostafrika) mit 30000 Einwohnern, Tanga als Ausgangspunkt der im Jahre 1894 eröffneten Eisenbahn nach Korogwe mit 5000 Einwohnern und Malindi angeführt.

Marokko.

Als letzter der muhamedanischen Staaten sei Marokko genannt, das Land des „äußersten Westens", auch Maghrib el Aksa genannt, dessen Gründung in das siebente Jahrhundert fällt. Die ersten Aufzeichnungen über dieses früher einen ungeheuren Komplex umfassende Reich besagen, daß schon 1500 v. Chr. das Nomadenvolk der Numidier und die Viehzucht treibenden Gätuler hier ansässig waren. Mit diesen vermischten sich die aus Karthago kommenden Phöniker, die bald die Oberherrschaft an sich rissen und die eingesessene Bevölkerung zurückdrängten. Die Kriege der Römer mit Jugurtha und seinen Nachfolgern brachten das ganze Land in die Gewalt der Römer, so daß das römische Reich über vier afrikanische Provinzen: Afrika, Numidia, Mauretania Caesariensis und Mauretania Tingitana verfügte, von denen das letztere das heutige Marokko repräsentierte. Zu den Zeiten der Völkerwanderung waren es die Vandalen unter der Führung Geiserichs, die hier das vandalische Reich mit der Hauptstadt Karthago gründeten und die von den Römern erbauten zahlreichen Städte niederrissen und verbrannten. Nach dem Untergang des Vandalenreiches kam Marokko auf kurze Zeit unter die Herrschaft des oströmischen Reiches, doch im 8. Jahrhundert brachen die Araber ein, und 1070 wurde unter der Dynastie der Almoraviden das marokkanische Khalifat begründet. Diese wurden von den Almohaden, einer andern Mauren-Sekte, 1146 verdrängt, bis die Spanier auch dieser Dynastie ein Ende bereiteten. Im Jahre 1546 bemächtigten sich die Scherifs von Tafilet des Reiches, denen 1669 eine Seitenlinie der Tafilet, die Aliden, folgten. Seit 1822 herrschten die Haschamiden, denen auch der jetzige Sultan entstammt. Zahlreiche Kriege und Aufstände begleiteten die verschiedenen Regierungsepochen, und im Jahre 1844 war es Frankreich, 1860 Spanien, die in einen Krieg mit Marokko verwickelt wurden. Auch jetzt ist die Lage wieder eine sehr bedenkliche, da der Sultan vor seinem eigenen Bruder zittern muß, der Anspruch auf den Thron erhebt. Schon haben mehrfache Schlachten und Gefechte

stattgefunden, die nicht immer zum Vorteil des Throninsassen ausgefallen sind, und niemand vermag zu sagen, wie sich das Schicksal des unglücklichen Landes in nächster Zeit gestalten wird.

Die Bevölkerung setzt sich aus zwei Völkerklassen, den Berbern und den Arabern, zusammen, von denen die ersteren die Erbeingesessenen sind. Die Berber sind hauptsächlich als Ackerbauer tätig und wohnen in Dörfern, die selbständige Gemeinden oder Dschemaas bilden. Größere Gemeinden schließen sich zu einem „Sof" zusammen, meistens nur zu politischen Zwecken, wie zum Beispiel 1881 die Krumir oder Chumir, die durch ihr Auftreten den Einmarsch der französischen Truppen in Tunesien veranlaßten. Die einzelnen Stämme stehen unter der Leitung eines Kaid, der von dem Sultan ernannt wird, und dem die einzelnen Scheichs untergeordnet sind.

Die von den Berbern erzielten Produkte beschränken sich nicht allein auf die im Lande selbst heimischen wie Weizen, Gerste, Linsen, Flachs und Kürbisse, sondern man baut auch den von Amerika eingeführten Tabak, Mais, Kartoffeln, Agave und Kaffee. Auch alle europäischen Obstsorten sind vertreten, und sehr häufig stößt man auf Weinreben und Nußbäume. Nicht vergessen darf man die Oliven, aus denen Öl gewonnen wird.

Industriell steht die Ziegelei und Kalkbrennerei in erster Reihe, daneben wird auch in Gewebstoffen und Lederartikeln hervorragendes geleistet, wie die Teppiche, Geldtaschen und ähnliche Artikel beweisen, die man auch in europäischen Geschäften vielfach zu kaufen bekommt. Auch die Bereitung von Schießpulver wird eifrig betrieben, und die von den Berbern hergestellten Gewehre zeichnen sich durch große Treffsicherheit aus.

Das Familienleben der Berber ist ein weit innigeres, als das der Araber, und besonders die Frau spielt bei ihnen eine ganz hervorragende Rolle. Sie wird allerdings wie bei vielen andern Stämmen durch Kauf erworben, hat den gesamten Haushalt zu besorgen und muß auch die Gewänder für sich und die Familie anfertigen, die bei den Männern aus einer bis zu den Knieen gehenden Tunika und einem Burnus, bei den Frauen aus einem langen Hemd bestehen; doch wird sie in öffentlichen Angelegenheiten um Rat gefragt; sie hat in den Versammlungen einen ausschlaggebenden Einfluß, kann in den Kriegen eine leitende Stellung einnehmen und sogar mit dem Oberbefehl ausgezeichnet werden. Auch die Thronfolge ist ihr nicht verschlossen, wenngleich dieser Fall nur selten eingetreten ist.

Bemerkenswert sind unter den vielen alten Denkmälern Nordafrikas die sogenannten Dolmen, die prähistorischen Steingräber, die sich entweder freistehend oder unter einem Erdhügel, ähnlich wie man sie auf den Inseln des westlichen Europas entdeckt hat, vorfinden. Ganz besonders in der Nähe der Stadt Constantine, der Hauptstadt des gleichnamigen Departements in Algerien, dem alten Karta oder Cirta, ist man auf derartige Dolmen in großer Menge gestoßen, und in ihnen fand man Gerippe, Waffen, Geräte, ohne jedoch feststellen zu können, welchem Stamme oder Volke dieselben angehört hatten.

Der Flächeninhalt des Reiches beträgt 812 332 qkm, auf denen nach der letzten Schätzung 8 Millionen Einwohner leben, was einer Volksdichtigkeit von 9,8 entspricht. Die Nationalitäten setzen sich aus Berbern (4 Millionen), Arabern und Mauren (3 600 000),

Juden (150 000), Negern und Mischlingen (250 000) zusammen. Der weitaus größte Teil hängt dem Islam an, Christen sind nur 5000 vorhanden.

Von den Erzeugnissen, welche hauptsächlich ausgeführt werden, seien in erster Reihe Bohnen, Wolle, Ziegenfelle, Schafhäute, Mandeln, Gummi, Straußenfedern, Wachs, Oliven-Öl, Eier und Vogelsamen erwähnt. Die Einfuhr betrug nach der letzten Aufstellung vom Jahre 1900 1 411 706 Pf. St; die Ausfuhr 1 261 942 Pf. St.

An der Spitze des Reiches steht ein mit absoluter Gewalt ausgestatteter Sultan, zur Zeit Abdul Aziz (geb. 1878), der seinem Vater Mulay el Hassan im Jahre 1894 folgte. Die Regierung setzt sich aus dem Großvezier und drei Ministern (für äußere Angelegenheiten, Krieg und Finanzen) zusammen. Das Budget des Sultans beträgt 5½ Millionen Mark, während die Zolleinnahmen zwischen 6½ und 9¾ Millionen schwanken. Das Heer hat im Frieden eine Stärke von 12 000 bis 16 000 Mann, kann aber kaum als reguläre Truppe betrachtet werden, und nur in den Küstenstädten sind einzelne Abteilungen regulärer Soldaten anzutreffen. Die Zahl der Kriegsschiffe beläuft sich auf zwei mit zwölf Kanonen, die der Handelsschiffe auf 400 mit einem Gewicht von 18 000 Tonnen.

Von den Städten ist in erster Reihe Fes zu erwähnen, das am Wadi Sebu gelegen ist und eine Bevölkerungszahl von 140 000 bis 150 000 besitzt. Fes liegt auf einer Anhöhe und ist reich an Gärten und Orangenhainen, die sich aber in ziemlich vernachlässigtem Zustande befinden. Ganz besonders zahlreich sind die Gotteshäuser vertreten, von denen Fes über 100 aufzuweisen hat. Die Industrie beschränkt sich ausschließlich auf die Fabrikation der unter dem Namen Fes bekannten roten Mützen, während die Wissenschaft durch eine arabische Akademie repräsentiert wird. Bemerkenswert ist auch das Judenviertel, das einen äußerst pittoresken Anblick bietet, und in welchem etwa 10 000 Personen hausen.

Als zweite Stadt des Landes ist Marokko oder Marrakesch zu nennen, die zwar nicht ganz den Umfang von Fes besitzt, aber sehr schön zwischen Palmenhainen am Fuße des großen Atlas liegt. Die Stadt soll bereits aus dem 14. Jahrhundert stammen und besitzt einen sehr bedeutenden Umfang. Die starke Mauer, welche sie umzieht, hat eine Höhe von 20 Fuß und sieben Tore. Die meisten Häuser, die sich übrigens mit großen Zwischenräumen in der Stadt hinziehen, — es gibt breite Plätze, auf denen sich auch nicht ein einziges Gebäude erhebt — haben in der Regel nur ein Stockwerk; dagegen hat jedes Haus einen Brunnen zur Kanalisation, während man das Trinkwasser aus den öffentlichen Cisternen bezieht. Die früher sehr reiche Stadt ist in den letzten Jahren stark verfallen, und die politischen Wirren und Umtriebe haben Handel und Industrie in jeder Weise geschwächt. Der Sultan besitzt noch eine dritte Residenz, das westlich von Fes gelegene Mekinez, die er hauptsächlich im Sommer bezieht und die eine Einwohnerzahl von 30 000 aufzuweisen hat. Von andern Städten genannt sei Tanger, ein bedeutender Hafenplatz mit 20 000 Einwohnern, an der Stelle gelegen, an der im Altertum Tingis sich befand, ferner Mogador mit 20 000 Einwohnern und bedeutendem Ein- und Ausfuhrhandel, Tetuan an der Nordküste, bemerkenswert durch den Sieg, den

die Spanier am 23. März 1860 über die Marokkaner errangen, El-Araisch, mit 15 000 Einwohnern, Alkazar Kabir an der Straße von Gibraltar mit 9000 Einwohnern, berühmt durch die Schlacht vom 10. August 1570, in welcher der König Sebastian von Portugal unterlag und fiel; Casablanca mit 9000 Einwohnern, Agadir, Saffi, Masagan, Sale, Rabat am Atlantischen Ozean, und endlich Asamur. Fast alle diese Städte sind als Häfen und Handelsplätze bedeutend, aber alle sind auch mehr oder weniger durch die fortwährenden Wirren in ihrer Entfaltung beeinträchtigt und zurückgegangen. Wir glauben die Charakteristik Marokkos nicht besser schließen zu können, als wenn wir hier den Bericht eines Reisenden über das eigentümliche Hofzeremoniell folgen lassen, mit der sich der Sultan umgibt. Wir verdanken diesen Bericht der Feder des berühmten Reise- und Romanschriftstellers Pierre Loti, der in seiner Eigenschaft als Schiffsleutnant Algerien und Marokko Jahre lang besucht und eine Fülle von Eindrücken und Beobachtungen heimgebracht hat, die in seinen verschiedenen Werken niedergelegt sind.

„Heute findet die Vorstellung beim Sultan statt," so schreibt Loti, „und bereits um ½9 Uhr morgens versammelten wir uns alle in dem maurischen Hofe des Hauses, das unser Gesandter und sein Gefolge bewohnten. Es erschien der mit der Einführung der Fremden betraute Caid, ein kolossaler Mulatte mit einem Stiernacken, der einen recht verdächtig aussehenden Knüppel in der Hand hielt. Bezeichnenderweise wählt man für diese Funktionen stets einen der riesenhaftesten Menschen aus dem ganzen Reiche. Hinter ihm erscheinen vier Gestalten in langen weißen Gewändern, die unbeweglich hinter ihm stehen bleiben. Auch sie tragen ähnliche Knüttel wie er, die sie, wie Tambourmajore ihren Stock, auf Armlänge vor sich ausgestreckt halten. Die Leute haben weiter keine Beschäftigung, als das Volk zurückzudrängen, das uns vielleicht den Weg versperren könnte.

Als es Zeit ist, in den Sattel zu steigen, durchschreiten wir den Orangenhain, auf den noch immer derselbe leichte Regen herniederfällt, der uns auf unserer ganzen Reise begleitet hat. Wir lenken unsere Schritte nach einer kleinen, niedrigen Tür, die auf die Straße hinausgeht, und hier führte man uns — eins nach dem andern — unsere Pferde vor, die sich weder drehen noch wenden können, so eng ist die Gasse. Wir besteigen die Tiere, die uns gerade vorgeführt werden, in größter Hast und ohne die geringste Ordnung. Der Palast liegt ziemlich weit entfernt. Wir müssen dieselben Viertel passieren, durch die wir schon bei unserer vorgestrigen Ankunft gekommen sind. Vor uns senken sich die Stöcke hier und da auf die Gruppen, die den Weg versperren, und wir sind von einer Hecke ängstlicher Soldaten umgeben, die beständig zwischen unseren Pferden durchschleichen und deren Bajonette sich fast bis zu unseren Augen erheben.

Wie am Tage unseres Einzugs kommen wir durch leere Terrains, die das alte Fes von dem neuen Fes trennen; wir sehen Felsen, Aloegebüsche, Grotten, Gräber, Ruinen und Scharen von verfaulten Tieren, über denen Raben und Geier kreisen.

Endlich kommen wir vor der ersten Umfriedigungsmauer des Palastes an und treten durch eine spitzbogenförmige Tür in den Botschafterhof. Dieser Hof ist so ungeheuer, daß ich keine Stadt in der Welt kenne, die einen von ähnlichen Dimensionen besitzt. Er ist von hohen, düsteren Mauern mit spitzen Zinnen umgeben, und von schweren, viereckigen

Bastionen flankiert, wie es die Wälle von Stambul, Damiette oder Aigues-Mortes sind: doch diese sind noch beunruhigender, finsterer und verfallener. Das wilde Gras wächst auf diesem Platze, und in der Mitte befindet sich ein Sumpf, in welchem Frösche quaken. Der Himmel ist schwarz und traurig; Scharen von Vögeln fliegen von den Spitztürmen auf und wirbeln in der Luft herum.

Der Platz erscheint vollständig leer, trotz den Tausenden von Menschen, die sich auf den vier Ecken am Fuße der alten Mauern aufgestellt haben. Es sind noch immer dieselben Persönlichkeiten und dieselben Farben; auf der einen Seite eine weiße Menschenmenge im Burnus und in der Kapuze; auf der andern eine rote Schar, die Truppen des Sultans, mit ihrem Musikkorps in langen orangefarbenen, roten, grünen, violetten oder goldgelben Gewändern. Der mittlere Teil des ungeheuren Hofes, den wir betreten haben, bleibt vollständig leer, und diese ganze Menschenmenge erscheint in der großen Entfernung, wie sie da zu den Füßen dieser hohen, spitzen Mauer steht, wie ein Volk von Liliputanern.

Durch eine der Bastionen steht dieser Hof mit den Gebäuden des Palastes in Verbindung. Die mit weißem Kalk bestrichenen Bastionen haben zwei reizende, spitzbogenförmige Türen, die mit blauen und rosa Arabesken umgeben sind. Durch einen dieser Bogen wird der Souverain erscheinen. Man ersucht uns, von den Pferden zu steigen; denn niemand hat das Recht, vor dem Beherrscher aller Gläubigen zu Pferde zu sitzen, und so führt man denn unsere Pferde fort. Wir stehen nun im feuchten Grase, im Schmutz.

Unter den Truppen gibt sich eine Bewegung kund: rote Soldaten und bunte Musiker bilden auf beiden Seiten eine lange Reihe, von dem Mittelpunkt des Hofes, wo man uns plaziert hat, bis zu der Pforte, durch die der Sultan erscheinen soll. Wir blicken alle nach der mit Arabesken geschmückten Tür und erwarten den Eintritt des Erhabenen.

Die Tür liegt noch 200 Meter von uns entfernt, so ungeheuer groß ist der Hof, und zuerst erscheinen die Großwürdenträger, die Veziere. Es sind alles ehrwürdige Gestalten mit langen, weißen Bärten und düsteren Gesichtern; alle sind zu Fuß wie wir selbst, und alle gehen mit langsamen Schritten, während ihre weißen Schleier und Burnusse sie umflattern. Wir kennen fast alle diese Gestalten schon, denn wir haben sie vorgestern bei unserer Ankunft gesehen, doch damals sahen sie stolzer, selbstbewußter aus, als sie auf ihren Pferden saßen. Es erscheint auch der Caid Belail, der schwarze Hofnarr, mit einem unglaublich großen Turban auf dem Kopfe; wackelnd und schlenkernd kommt er mit unruhigem Gesicht näher und stützt sich dabei auf einen kolossalen Knüttel. Der Regen fällt noch immer; stürmische Wolken laufen, von heftigen Winden gejagt, am Himmel hin und her, und nur zeitweise taucht das dunkle Blau auf, das darauf hindeutet, daß wir uns in einem Lande des Lichtes und der Farbe befinden. Die Mauern, die Türme sind mit scharfen Spitzen bespickt, die wie eine lange Reihe von Kämmen mit bösen Zähnen in die Luft aufragen; sie erscheinen riesenhaft und schließen uns auf allen Seiten wie eine Citadelle mit ungeheuren, phantastischen Dimensionen ein; die Zeit hat ihnen eine eigentümliche, graugoldene Farbe verliehen, und sie machen den Eindruck einer altertümlichen, im Laufe der Zeiten vollständig verloren gegangenen Merkwürdigkeit.

Zwei bis drei Störche, die zwischen den Schießscharten auf den Spitzen nisten, betrachten die untenstehende Menge; auch ein Maultier, das auf eine unbekannte Weise auf einen der Türme geklettert, blickt mit seinem roten Tuchsattel ebenfalls hinunter. Durch die mit blauen und rosa Arabesken geschmückte Tür, auf die sich unsere Aufmerksamkeit jetzt mehr und mehr richtet, erscheinen nun 50 kleine Negersklaven in roten Gewändern mit Mousselinhemdchen, die wie Chorknaben aussehen. Sie gehen schwerfällig, zusammengedrängt wie eine Hammelherde.

„Dann kommen sechs prächtige, vollständig aufgeschirrte und sich bäumende Schimmel mit seidenem Zaumzeug, die sechs Diener an der Hand halten. Dann taucht eine goldene Karosse auf, die sich inmitten dieser rauhen und grandiosen Ursprünglichkeit recht kleinlich und lächerlich ausnimmt. Es war übrigens der einzige Wagen, der in Fes existierte, die Königin Viktoria von England hatte ihn dem Sultan geschenkt. Noch einige Minuten der Erwartung und des Schweigens. Plötzlich durchläuft ein Zittern religiöser Furcht die Reihen der Soldaten. Die Musik stimmt mit ihren großen Kupferinstrumenten und Trommeln eine betäubende, düstere Melodie an. Die 50 kleinen Negerknaben beginnen, wie von einem plötzlichen Wahnsinn gepackt, hin und her zu laufen, entfalten sich fächerförmig wie ein Vogelschwarm oder wie eine Schar von Bienen, die Honig sammelt. Währenddessen zeichnet sich im Halbdunkel des Spitzbogens, den wir noch immer betrachten, auf einem von vier Sklaven gehaltenen prächtigen Schimmel eine hohe, weiße Mumie mit braunem, vollständig mit einem Mousselinschleier bedeckten Gesicht ab; über ihrem Haupte hält man einen großen roten Sonnenschirm in antiker Form, wie ihn wohl die Königin von Saba besessen haben mochte, während zwei schwarze Riesen — der eine im rosa Gewand, der andere im blauen — mit Fliegenwedeln die Insekten von ihrem Gesicht abhalten. Während der seltsame Reiter fast unbeweglich, aber unter der Fülle seiner schneeweißen Schleier doch imposant auf uns zukommt, dröhnt die Musik in immer schärferen Tönen und stimmt einen langsamen, traurigen Hymnus an, der von schrecklichen Trommelschlägen recht disharmonisch begleitet wird. Das Pferd der Mumie bewegt sich wütend hin und her, und nur mit Mühe können die schwarzen Sklaven es bändigen. Endlich hält der letzte echte Sohn Muhameds, dem aber noch etwas Nubierblut in den Adern fließt, ganz in unserer Nähe. Sein Kostüm ist tadellos weiß und leicht wie eine Wolke. Sein Pferd ist ebenfalls schneeweiß; seine großen Steigbügel sind aus Gold, sein Sattel und sein Zaumzeug aus Seide; die Farbe des Sattels ist meergrün, leicht mit grünem Golde bestickt. Dieses einem ganz andern Zeitalter angehörende Ceremoniell harmoniert merkwürdiger Weise mit dieser dröhnenden Musik, und man kann sich keinen besseren Rahmen denken, als diese ungeheuren Umfriedungsmauern, die ihre verfallenen Schießscharten in die Luft erheben.

„Dieser Mann, den man uns mit so großem Apparat vorgeführt hat, ist der letzte getreue Vertreter einer absterbenden Religion, einer entschwindenden Civilisation. Er ist die Verkörperung des alten Islam; denn man weiß, daß die reinen Muselmanen den Sultan in Stambul fast als einen Usurpator ansehen und ihre Gebete nur nach „Moghreb“ richten, wo für sie allein der wahre Nachfolger des Propheten residiert. Sein braunes

pergamentartiges Gesicht, das von weißem Mousselin umrahmt wird, hat edle, regelmäßige Züge; tote Augen, deren Weiß man unter den halb von den Lidern verdeckten Augäpfeln auftauchen sieht, geben seinem Antlitz einen noch starreren Ausdruck; eine tödliche Melancholie, eine unendliche Müdigkeit, die fürchterlichste Langeweile ist darauf gelagert. Er sieht sanft aus und ist es nach Ansicht der Leute, die mit ihm in Berührung kommen, sogar wirklich. Aber das ist jedenfalls nur eine verhältnismäßige Sanftmut, wie man die Sache in Europa im Mittelalter auffaßte, eine Sanftmut, die vor vergossenem Blut, wenn es notwendig ist, oder vor einer Reihe von Menschenköpfen, die man girlandenförmig an den Spitzbögen eines Palastes aufhängt, nicht übermäßig erschreckt. Sicherlich ist er nicht grausam; mit diesem sanfttraurigen Blick kann er es gar nicht sein; da ihm seine göttliche Macht das Recht dazu gibt, so straft er manchmal hart, doch man sagt, er lasse doch lieber Gnade walten. Er ist Priester und Krieger, und zwar beides im Uebermaße; von seiner göttlichen Mission durchdrungen, bleibt er inmitten seines Serail ein keuscher Prophet, beobachtet aufs peinlichste die religiösen Vorschriften und ist schon aus erblicher Veranlagung im höchsten Grade fanatisch; er sucht Muhamed so viel wie möglich zu kopieren, und man liest das übrigens alles in seinem schönen Gesicht, seinen Augen, seiner majestätisch aufrechten Haltung. Er gehört zu den Menschen, die wir in unserer Zeit nicht mehr zu begreifen und auch nicht mehr zu beurteilen verstehen; aber jedenfalls wohnt ihm etwas Großes, Imponierendes inne.

„Als er in uns Leute einer andern Welt erblickt, die sich ihm für wenige Minuten nähern, huscht ein erstaunter, fast schüchterner Ausdruck über sein Gesicht, der ihm einen eigentümlichen, ganz unerwarteten Reiz verlieh. Der Gesandte überreichte dem Sultan in einem Beutelchen aus gestickter Seide sein Beglaubigungsschreiben, das einer der Fliegenjäger in die Hand nimmt. Dann werden die üblichen Reden ausgetauscht; erst die des Gesandten, dann die Antwort des Sultans, der seine Freundschaft für Frankreich bekräftigt und mit leiser, müder, dabei aber äußerst vornehmer Stimme spricht. Dann kommen die einzelnen Vorstellungen; unsere Verbeugungen, auf die der Souverän mit einem liebenswürdigen Kopfnicken antwortet. Dann ist alles vorbei; der Beherrscher der Gläubigen hat für die Nazarener, wie wir hier zu Lande heißen, genug getan. Die schwarzen Sklaven wenden das schöne Pferd mit dem seidenen Zaumzeug, und wir erblicken die Mumie von der Rückseite, wie ein großes Phantom in wolkige Gewänder gehüllt. Die Musik, die während der Reden leise gespielt, bricht wieder mit wütendem Lärm los; Trommeln und Tamburins fallen ein; ganz in unserer Nähe donnert die Kanone los und macht die Pferde scheu. Das des Sultans bäumt sich und versucht, seine schneeweiße Mumie, die unbeweglich sitzen bleibt, abzuschütteln; die sechs andern, die am Zaumzeug festgehalten wurden, reißen sich los und sprengen im wütenden Galopp davon; das vor die goldene Karosse gespannte richtet sich kerzengerade auf seinen Hinterfüßen auf; die fünfzig schwarzen Kinder dagegen nehmen ihren wütenden, verrückten Lauf wieder auf.

„Während die Kanone unter dem dumpfen Lärm der Musik ihre ohrenzerreißenden Schüsse weiter abfeuert, entfernt sich der Zug des Kalifen blitzschnell wie eine Fata

Morgana, die der zu heftige Lärm, die allzu übertriebene Bewegung verscheucht hat, und versinkt im Schatten des Spitzbogens mit den blauen und rosa Arabesken.

„Wir bemerken einen letzten Satz des schönen Pferdes, der seinen unbeweglichen weißen Reiter noch immer abzuschütteln versucht; dann verschwindet alles mit dem roten Sonnenschirm und den 50 Chorkindern, die wie eine Flut durch die Tür gestürzt sind.

„Ein strömender Regen schießt hernieder, und wir laufen jetzt über das hohe, feuchte Gras, um unsere Pferde zu suchen, während die ganze klägliche Armee der rotgekleideten Negersoldaten plötzlich wie besessen hin- und herläuft. Eine seltsame Unruhe, ein unbeschreiblicher Tumult folgen auf die Ruhe und Stille, die noch vor kurzem in dem riesenhaften Raum der Mauern und zerfallenen Türme geherrscht hat.

„Endlich steigen wir wieder zu Pferde, um, wie es bei jedem Empfange beim Sultan üblich ist, gemeinschaftlich mit den Vezieren die Gärten des Palastes zu besichtigen. Wir durchschreiten andere, schrecklich hohe Mauern, kommen durch andere, alte Spitzbögentore mit eisenbeschlagenen Flügeln und in andere Höfe, wo der Boden mit Kloaken und Gruben förmlich besät ist. Das alles ist außergewöhnlich alt, vollständig zerfallen und macht einen düsteren, aber dabei doch imposanten Eindruck. Der feierlichste dieser Höfe besteht aus einem länglichem Viereck von 200—300 Metern, zwischen spitzen Mauern von wenigstens 50 Fuß Höhe. An den beiden Enden dieses Hofes öffnen sich symmetrisch große Türen, die wie alle Eingänge des Palastes mit weißem Kalk beworfen sind; alle sind mit blauen und rosa Arabesken in Porzellanmosaik verziert. Jedes dieser Tore ist mit vier ungeheuren, mit Schießscharten versehenen Türmen flankiert, denen man wie den Wällen die düstere Farbe der Jahrhunderte belassen hat, und die sich stufenweise erheben, indem die äußeren Türme viel höher ansteigen, als die im Mittelpunkt. Den düsteren Eindruck des Ortes, das Grauen und die traurige Eintönigkeit dieser hohen Mauern und dieser am Himmel sich abzeichnenden Türme vermag keine menschliche Feder zu schildern.

„Dann wandern wir zwischen zwei Reihen noch unvollendeter grauer Mauern durch eine Art Gang, den der Sultan hat erbauen lassen, damit seine Frauen den Garten betreten können, ohne von irgend einer Seite, weder von den Terrassen, noch von den umliegenden Bergen, bemerkt zu werden. Wir hören hier eine Art religiösen Chor, den von Zeit zu Zeit ein dumpfer Schlag, der gleichzeitig auf mehreren Trommeln erfolgt, begleitet. Man mochte sich in einen Gottesdienst versetzt glauben, der in irgend einer Moschee abgehalten wird, aber es sind ganz einfach Arbeiter, die an einer Mauer bauen. Sie singen eine Art Klagelied, und am Schlusse eines jeden Taktes schlagen sie auf ihre Arbeit los, um die Erde fest zu stampfen; das ist ihre ganze Tätigkeit, die sie auf diese Weise bis zum Abend fortsetzen. Sie betrachten uns mit neugierigen Blicken, und auch wir sehen sie amüsiert und neugierig an. Die ganze Sache macht den Eindruck, als wären sie nur zum Spaß hier. Aber die Leute sind durchaus ernsthaft; diese feierliche Langsamkeit scheint Vorschrift, wenn man für den Sultan arbeitet.

„Noch eine letzte Tür und wir treten in die Gärten des Sultans. Ueberall Obstgärten im Ueberfluß, von verfallenen Mauern eingeschlossen. Darunter finden sich ganze

Gehege von Orangenbäumen, die in ihrer Traurigkeit einen entzückenden Eindruck machen und den köstlichsten Duft ausströmen. Die Alleen sind mit Spalieren wilden Weins umzogen und zum Teil mit weißem Marmor gepflastert; es sind antike, grünlich schimmernde Fliesen. Die sehr alten Bäume tragen gleichzeitig ihre goldenen Früchte und ihre weißen Blüten; unten wachsen wilde Gräser, und stellenweise glaubt man in einer Prairie, stellenweise wieder in einer Sumpfgegend zu sein. Hier und da finden sich alte, melancholische Kioske, in welchen der Sultan wohl manchmal mit seinen Frauen Erholung sucht. Die Arabesken sind mit weißem Kalk überworfen und das Ganze macht einen traurigen, aber doch in seiner Gesamtwirkung überwältigend schönen Eindruck."

3. Die christlichen Staaten Afrikas.

Abessinien.

Wir kommen nunmehr zu den christlichen Staaten Afrikas, sowohl die Reiche der Eingeborenen, wie die früheren Burenrepubliken. Unter den ersten sind Abessinien und Madagaskar zu nennen. Wir beginnen mit Abessinien, das eine uralte Geschichte besitzt, die in der Folge noch näher betrachtet werden soll.

Der Name Abessinien stammt von dem Worte Habesch, worunter die Araber alle Völker verstanden, die sich in diesem ungeheuren Lande angesiedelt hatten. Seine Grenzen erstrecken sich vom 10. Grade nördlicher bis zum 6. Grade südlicher Breite. Die Ureinwohner des Landes sind die schon erwähnten Agau, denen die Schohos im Südwesten von Massaua eng verwandt waren; auch heute noch sitzen die Agaus in der Provinz gleichen Namens und in Agameda. Zu ihnen gehören auch die Falascha, die Komanten und die Woitos, denen sich noch eine Anzahl anderer Stämme zugesellen, die wir zum Teil schon früher besprochen haben. Bedeutungsvoll sind die Amhara in der gleichnamigen Provinz und die Galla, die zwischen Schoa und den Amhara hausen. Die Sprache der Amhara ist die herrschende und nächst der arabischen wohl die verbreitetste von allen semitischen Sprachen überhaupt.

In ihrer Lebensweise haben die Abessinier viele Ähnlichkeiten mit den Arabern, die aber genau wie bei diesen wenig sympathisch ist. Vielweiberei ist gestattet, aber nur für sehr reiche Leute möglich, da die wirtschaftlichen Verhältnisse recht schlechte sind und die Bevölkerung ohnehin Mühe hat, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Frau wird wie bei den Arabern gekauft; einer Trauungsceremonie bedarf es nicht, und die Ehen werden in der Regel ebenso schnell gelöst, wie sie geschlossen werden. Deshalb steht auch die Sittlichkeit auf sehr geringer Stufe, zumal der Abessinier äußerst sinnlich veranlagt ist. Sein Hauptfehler ist die Faulheit, die soweit geht, daß er lieber hungert, ehe er sich

zur Arbeit entschließt. Gastfreundschaft gilt ihm als höchste Tugend; auch die Diener werden gut behandelt, und ebenso ist die Pietät der Kinder gegen die Eltern sehr verbreitet. Die Frau steht in einem gewissen Ansehen, hat aber doch nicht den Einfluß, den sie beispielsweise in Marokko ausübt. Geistig stehen die Abessinier auf einer sehr niedrigen Stufe, die wenigsten können lesen und schreiben, und von Büchern ist wohl eigentlich nur die Bibel, im Amharadialekt gedruckt, unter den christlichen Bewohnern in weitere Kreise gedrungen.

In ihrer Kleidung haben sie viel Ähnlichkeit mit den Arabern, sie tragen weite Hosen, darüber eine weiße Tunika aus baumwollenem Stoff, „Schama" genannt, denen die Krieger noch Schaf- oder Ziegenfelle hinzufügen. Die Christen Abessiniens tragen noch ein religiöses Abzeichen, eine dunkelblaue Schnur um den Hals, der Mateb genannt. Schuhe sind ihnen unbekannt; nur die Muhamedaner tragen Sandalen. Die Geistlichen bedecken das Haupt mit einem Turban aus rotem, gelbem oder weißem Stoff und tragen um den Hals in der Regel einen Rosenkranz. Eine Eigentümlichkeit der Frauen besteht darin, daß sie sich die Augenbrauen ausreißen und dieselben mit blauer Farbe nachziehen; die Augenlider schwärzen sie und schminken sich Wangen, sogar Hände und Füße mit roter Farbe. Ebenso verbreitet wie das Schminken ist auch das Einsalben des Körpers, doch leider geht damit eine grenzenlose Unsauberkeit Hand in Hand.

Die Wohnungen sind hauptsächlich aus Stein aufgeführt, doch findet man auch rohe Gras- oder Lehmhütten, die häufig im Dornengestrüpp verborgen liegen. Einen besseren Eindruck macht nur der Palast des Kaisers in Gondar, der sogenannte Gamp, der von den Portugiesen erbaut worden ist und sich vornehmlich durch eine Fülle von Kuppeln und Zinnen auszeichnet. Auch manche Kirchen tragen ein besseres Gepräge, doch ist der Schmuck im Innern recht primitiv.

Als Waffen benutzen die Abessinier hauptsächlich Lanzen, sichelartige krumme Säbel und ebensolche Messer, im Kriege tragen sie runde, mit Metallstücken beschlagene Schilde aus Büffel- oder Elefantenhaut. Von Schießwaffen sind lange Büchsen und arabische Pistolen im Gebrauch.

Zu den Erwerbsquellen des Landes gehört in erster Reihe die Viehzucht, die auch die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet. Das Sangarind mit seinen kolossalen Hörnern ist eine Spezialität der abessinischen Viehzucht. Auch Kamele werden vielfach gehalten, und in einzelnen Provinzen wird eine lebhafte Zucht in Eseln und Maultieren betrieben, neben denen man auch häufig großen Herden von Fettschwanzschafen begegnet; ebenso werden einzelne Provinzen durch die Bienenzucht charakterisiert.

In weniger hohem Ansehen steht der Ackerbau, der wegen der schwachen Bevölkerung nur auf einzelnen Stellen des Landes eine Kultur ermöglicht; auch sind die landwirtschaftlichen Geräte im höchsten Grade primitiv, so daß eine ersprießliche Ausbeutung des Bodens gar nicht in Frage kommen kann. Beweis dafür ist, daß man das Korn mit Stöcken ausdrischt und zwischen zwei Steinen zu Mehl zerreibt.

Auf industriellem Gebiet sind in erster Reihe die Eisenarbeiten zu erwähnen, bei denen die Bevölkerung viel Geschick zeigt. Abessinische Säbelklingen und Steigbügel er-

freuen sich großen Ansehens und werden auch im Auslande viel gekauft. Auch die Goldarbeiten genießen eines guten Rufes, werden aber weniger von den Abessiniern selbst als von eingewanderten Indern und Armeniern verfertigt. Den Frauen liegt die Fabrikation von Flechtwerk ob, auch die Baumwollarbeiten werden fast ausschließlich von ihnen hergestellt. Der Handel ist ein recht ausgedehnter und bezieht sich auf alle möglichen Artikel. Nach den letzten Statistiken wurden Kaffee, Gold, Elfenbein, Häute, Felle, Baumwolle, Honig, Wachs und Gummi ausgeführt, bedauerlicherweise auch Sklaven. Der Sklavenhandel spielt in diesem Lande überhaupt eine sehr beträchtliche Rolle, und namentlich sind es Mädchen aus den Gallastämmen, die auf den Sklavenmärkten von Khartum, Massaua und Berber verschachert und oft mit hohen Preisen bezahlt werden.

Die Geschichte des Landes ist eine sehr alte und hängt zum Teil mit der von Ägypten zusammen. Zur Zeit des Königs Psammetich I. wanderte ein großer Teil der Kriegerkaste, etwa 250 000 Mann, aus dem Mutterlande aus und gründete etwa 650 v. Chr. ein Reich, dessen Hauptstadt Axum wurde. Diesen ersten Einwohnern gesellten sich um das dritte Jahrhundert griechische Kolonisten zu, und ihnen schlossen sich Araber aus Südarabien an. Die christliche Religion hielt etwa um das Jahr 330 ihren Einzug und brachte in den rohen Sitten der Ureinwohner zum Teil einen gedeihlichen Umschwung hervor, so daß man in den folgenden Jahrhunderten von einer fast abendländischen Kultur sprechen kann. Mit dem achten Jahrhundert schwand diese Blüte infolge religiöser Streitigkeiten, aus denen die semitischen Völkerschaften siegreich hervorgingen, die sich bis zum zwölften Jahrhundert im Lande behaupteten; im dreizehnten wirkten portugiesische Priester aufklärend, doch machte der Islam rasche Fortschritte, und erst im 16. Jahrhundert wußte die römisch-katholische Kirche den größten Teil der Bevölkerung für ihren Glauben zu gewinnen. Es wurden mehrere katholische Klöster angelegt, die jedoch keinen langen Bestand hatten, denn schon 1634 vertrieb man die Katholiken, und die koptische Geistlichkeit gewann nun wieder die Oberhand. Dazu kam, daß auch der Herrscher, der Negus Negesti, immer machtloser wurde und schließlich zu einem Schattenkönige herabsank. Dagegen bekriegten sich die einzelnen Häuptlinge, und jeder wollte sich der Herrschaft über ganz Abessinien bemächtigen. Diese einzelnen Kämpfe wüteten bis zum Jahre 1850, bis Kasa, der Sohn des Statthalters von Quara, unter Mithilfe der koptischen Priester das ganze Land in seine Gewalt zu bringen wußte. Er verbot den Sklavenhandel und die Vielweiberei, schlug die ihm widerstrebenden Häuptlinge 1855 und machte sich unter dem Namen Theodorus zum Kaiser von Abessinien. Die drei Staaten Tigre, Amhara und Schoa bildeten sein Reich, und Theodorus begann nun seinen Staat nach europäischem Muster zu reformieren. Er organisierte die Rechtspflege und wußte mit grausamer Strenge seinen oft drakonischen Maßregeln Geltung zu verschaffen. Die Güter der Kirche zog er ein, überließ dagegen der Geistlichkeit einen bestimmten Teil der Einkünfte und wies auch den Klöstern gewisse Strecken Landes an. Einen ganz besonderen Zorn hatte Theodorus auf die Missionare geworfen, und er suchte ihr Wirken in jeder Weise zu hintertreiben; er duldete keinerlei Bekehrungsversuche an seinen Untertanen, und nur den Fellaschas, den sogenannten schwarzen Juden, durften sie

ihre Tätigkeit widmen; doch die englischen Missionare, die sich im Lande aufhielten, kehrten sich wenig an dieses Verbot. Der dadurch schon aufgebrachte Theodorus wurde noch verstimmter, als die englische Regierung sein Ansinnen, mit ihm ein gegen die Türkei gerichtetes Bündnis zu schließen, ablehnte. Diese Ablehnung war in denkbar unhöflichster Form erfolgt, und der Kaiser verlangte Genugtuung. Bis England ihm diese gegeben, wollte er die englischen Missionare und auch den in Abessinien weilenden Konsul Cameron als Geiseln behalten. Doch damit noch nicht genug, ließ er alle Europäer gefangen setzen und vergriff sich sogar an dem Gesandten, den er ebenfalls in den Kerker werfen ließ. Zu gleicher Wut hatte die tyrannische Wut, mit der er seine Maßregeln durchführte, das ganze Land gegen ihn erbittert, so daß sich auf allen Seiten Aufstände erhoben und sein erst vor kurzem gegründeter Thron bedenklich ins Wanken geriet. 1867 hatte er sich in ein festes Lager nach Debra Tabor zurückgezogen, und nur sein Heer blieb ihm noch treu. Trotzdem machte England noch immer den Versuch, den Streit in gütlicher Weise beizulegen; doch Theodorus weigerte sich hartnäckig, die Gefangenen, die er gegen alles Völkerrecht festhielt, freizugeben. So mußte es denn zum Kriege kommen. Im Oktober desselben Jahres ließ England 12 000 Mann unter der Führung von Sir Robert Napier im Hafen von Zula landen. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelang es dem Heere, die unwirtlichen Schluchten und Pässe zu überschreiten und bis in die Nähe Theodoros zu gelangen, der mit seinen Truppen bei Magdala Aufstellung genommen hatte. Er unternahm einen Ausfall, wurde aber geschlagen und lieferte nunmehr die Gefangenen aus. Am 13. April stürmten die Engländer die Stadt, und da seine Hoffnung auf milde Friedensbedingungen vereitelt wurde, so erschoß er sich, während die Engländer in die Stadt eindrangen.

Negus Negesti von Abessinien.

Nach dem Abzug der englischen Truppen wurden die Zustände des Landes immer unhaltbarer, da die einzelnen Häuptlinge sich gegenseitig die in ihrer Gewalt befindlichen

Digitized by Google

Landschaften streitig zu machen suchten, bis der Khedive von Ägypten auf Betreiben des Generalgouverneurs Munziger 1872 den nördlichen Teil von Abessinien annektierte. Inzwischen hatte der Fürst Kassai von Tigre über die übrigen Häuptlinge einen großen Sieg errungen und sich unter dem Namen Johannes zum Kaiser krönen lassen. Erst 1875 landeten die Ägypter unter Munziger in Abessinien, wurden aber in verschiedenen Schlachten besiegt; Munziger fiel, und ein großer Teil des ägyptischen Heeres wurde niedergemetzelt. Auch ein zweites Heer, das 1876 in Ägypten einrückte, wurde vollständig geschlagen.

Missionshaus in Adda.

Diese verschiedenartigen Siege übten insofern für Johannes eine günstige Wirkung, als sich die aufständischen Großen unterwarfen und seine Oberherrschaft anerkannten. Nur im Jahre 1882 kam es wieder zu einem Aufstand, der von Ägypten ausging und auch Abessinien in Mitleidenschaft zog. Die Stellung des Negus Johannes wurde aber dadurch nicht erschüttert; dieser schloß vielmehr 1884 mit dem englischen Admiral Hewett einen Vertrag, laut welchem ihm ein freier Handel über Massaua zugestanden wurde. Dieser Ort wurde 1885 von den Italienern besetzt, doch Johannes trat ihnen feindlich gegenüber, und wieder kam es zum Kriege. Im Januar 1887 fand die entscheidende Schlacht von Dogali statt, in welcher Johannes Sieger blieb, ohne den Sieg jedoch auszunutzen, da die Aufstände des Sudan notgedrungen eine Zersplitterung seiner Streitkräfte nach sich ziehen mußten. Johannes fiel 1889 in der Schlacht von Metemmeh gegen den Mahdi. Ihm folgte sein Neffe Mangascha, der den Thron aber nur kurze Zeit inne hatte, da Menelik II. ihn bald nach seiner Thronbesteigung verdrängte. In seine Zeit fällt der große Krieg mit Italien, in welchem zunächst die Italiener Sieger blieben, um aber später 1895 und 1896 zwei fürchterliche Niederlagen zu erleiden. 1896 kam es zum Frieden, in welchem Italien die bisherigen Eroberungen zurückgeben und sich auf Erythräa beschränken mußte.

Digitized by Google

Der Flächeninhalt des Landes beträgt 54 000 qkm mit einer Einwohnerzahl von 4½ Millionen, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 8,3 qkm entsprechen dürfte.

Von Nationalitäten sind Abessinier, Falascha, Gamanten, Waito, Agau, Galla und Danakils vertreten, und als Religion gilt hauptsächlich das koptische Christentum, das jedoch, wie schon früher ausgeführt, stark mit heidnischen, jüdischen und muhamedanischen Glaubensanschauungen durchsetzt ist. An der Spitze der Koptenkirche steht der Abuna, der von dem koptischen Patriarchen in Alexandria ernannt wird. Er selbst hat wieder das Recht, die Priester und die Diakonen zu ernennen, auch darf er bei den Thronfestlichkeiten den Negus salben. Er muß ebenso wie der Etschege, der Beichtvater des Negus, unverheiratet sein. Die bedeutendste Stellung nach ihm nimmt der Bischof ein, dem die große Anzahl der niedrigen Geistlichen, der Mönche und Nonnen untergeordnet ist. Außer den koptischen Christen sind einzelne Landschaften noch ausschließlich in den Händen der Muhamedaner, während die sich zum Judentum bekennenden Falascha in einer Zahl von 200 000 vertreten sind.

Das Heer des Königs beträgt im Frieden 150 000 Mann und kann in Kriegszeiten bedeutend verstärkt werden. Der Ausfuhrhandel betrug nach den letzten Schätzungen vom Jahre 1900 etwa 10 Millionen Mark, während sich die Einfuhr auf 13½ Millionen belief.

Von den Städten sei in erster Reihe Addis Abbaba genannt, welche über eine Bevölkerungszahl von 50 000 verfügt. Der Ort hat dadurch seine historische Bedeutung, daß am 26. Oktober 1896 hier der Friede abgeschlossen wurde, in welchem die Unabhängigkeit Abessiniens von Italien anerkannt wurde. Eine andere bedeutende Stadt ist Harar mit 35 000 Einwohnern, wo der Friede von Addis Abbaba am 26. November desselben Jahres seine Ratifikation fand. Zu nennen wären ferner Ankobar, die Hauptstadt von Schoa, mit 7000 Einwohnern, Axum, die einzige Hauptstadt des alten abessinischen Königreiches, mit 5000 Einwohnern, mit einer Fülle von Obelisken, Säulen und Ruinen, unter denen sich noch die Trümmer der Krönungskirche der Nachkommen Salomos und der Königin von Saba vorfinden sollen. Gondar (mit 4000 Einwohnern) war die frühere Hauptstadt von Abessinien und ist noch heute der Sitz des Abuna, des vorher erwähnten Oberhauptes der Koptenkirche.

Die einzelnen Nationalitäten und Religionsgenossenschaften haben gesonderte Quartiere inne. Auch Angollala war eine frühere Hauptstadt des Landes, ist aber heute auf 4000 Einwohnern zurückgegangen. Dasselbe gilt von Amba Mariam mit 4000 Einwohnern und von Madhera Mariam mit derselben Einwohnerzahl.

Eine noch geringere Bevölkerung besitzt Adua, die jetzige Hauptstadt von Tigre, doch hat dieser Ort historischen Wert durch den am 1. März 1896 erfochtenen Sieg der Schoanen über die Italiener. Die Stadt ist trotz ihrer geringen Bewohnerzahl (3000) ein bedeutender Handelsplatz und wird mit Ausnahme einiger muhamedanischer Kaufleute fast ausschließlich von Christen bevölkert.

Madagaskar,

die größte afrikanische Insel im Indischen Ozean, wird vom Festlande durch den breiten Kanal von Mosambique getrennt und steht unter französischer Oberhoheit. Die Insel umfaßt rund 592 000 qkm mit etwa 2 243 000 Einwohnern. Sie erstreckt sich in der Hauptrichtung von Norden nach Süden in einer Länge von 1625 km bei einer mittleren Breite von 500 km und ist durchweg gebirgig, Tiefland ist fast gar nicht vorhanden, nur Sumpfniederungen an der Mündung der Flüsse. Die höchste Erhebung beträgt 2680 m.

Straße in Tanatave auf Madagaskar.

Die Gebirge steigen an der Westküste terrassenförmig auf, an der Ostküste fallen sie meist steil ins Meer ab. Sie sind vorwiegend vulkanischen Ursprungs, wovon eine große Anzahl erloschener Krater zeugen. Die Ostküste hat mit Ausnahme der weiten Antongilbai fast gar keine Gliederung, zerklüfteter ist namentlich die Nordwestküste mit fjordenartiger Bildung. Flüsse von größerer Bedeutung finden sich nur an der terrassenförmig aufsteigenden Westküste, doch kennt man nur ihren Unterlauf, da das Innere des Landes noch wenig bekannt ist.

Madagaskar führt den wenig empfehlenden Beinamen des europäischen Kirchhofs, denn in den Sumpfniederungen der Küsten erzeugt die tropische Hitze die berüchtigten madagassischen Fieber, welche für Europäer fast immer tödlich auslaufen. Gesundes Klima soll nur auf den Hochflächen des Innern herrschen.

Sehr merkwürdig ist Madagaskars Pflanzen- und Tierwelt, denn beide enthalten eine große Anzahl von Formen, die der Insel eigentümlich sind und sonst nirgends vorkommen. Außer mehreren eigenartigen Palmen hat besondere Berühmtheit ein bananenartiger Baum erworben, der des Wanderers oder des Reisenden Baum genannt worden

Digitized by Google

iſt, deſſen am oberen Teil des Stammes genau zweizeilig geſtellte, einen Riesenfächer bildende Blätter eine große hohle Scheide am Grunde des Blattſtiels bilden, in der ſich eine ziemliche Quantität klaren, trinkbaren Waſſers ſammelt, das der Reiſende durch einen Stich in die Blattſcheide bequem abzapfen kann. Noch merkwürdiger iſt das Tierreich, das von den Tierarten des ſo nahe liegenden Afrika nur wenige zeigt, nicht einmal Affen ſind vorhanden. Dafür aber wieder Geſtalten, die ſonſt nirgends zu finden ſind, wie das ſeltſame Fingertier oder Aye-Aye, ein zu den Halbaffen gehörendes Nachttier, oder die Foſſa, eine Frettkatze, die den kleinen Säugetieren und dem Geflügel ſehr gefährlich wird und unſere Wildkatze an Wildheit weit übertrifft.

Zuckerrohrpflanzung.

Ackerbau wird in dem noch mit dichtem Urwalde bedeckten Gebirgslande wenig betrieben. Getreide, Reis und Mehl müſſen ſogar eingeführt werden, um den Bedarf zu decken. Auch die Urwälder werden faſt nur auf Ebenholz ausgebeutet. Zur Ausfuhr kommen auch Raphia, eine Palme, die einen ausgezeichneten Baſt liefert, Hülſenfrüchte, Kautſchuk, Gewürznelken, Kakao; ein Hauptausfuhrartikel iſt aber Gold und Goldſtaub, denn Madagaskar iſt reich an Metallen und auch an Edelſteinen.

Die Einwohner Madagaskars, die Madagaſſen oder Malegaſſen, wie ſie ſich ſelbſt nennen, gehören in der Hauptſache zwei verſchiedenen Stämmen an. Auf der Weſtſeite ſitzen die Sakalava, ein Volk vom Negertypus der Kaffern, meiſt Landbauern, Jäger und Fiſcher. Die Oſtſeite und einen Teil des Innern bewohnen die Hova, ein heller gefärbter

Digitized by Google

Volksstamm, der auch eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit in Anfertigung von Gold-, Silber-, Eisen- und Holzwaren entwickelt und in der Weberei, besonders in der Herstellung von Teppichen, einen gewissen Ruf erworben hat. Die Hova sind zum größten Teil Christen, die Sakalava aber noch Heiden. Neben diesen beiden eingeborenen Stämmen, bei denen das Tätowieren und Bemalen noch sehr gebräuchlich ist, wohnen auch viele eingewanderte Inder, Araber und Angehörige der gegenüber liegenden afrikanischen Bevölkerung im Lande; außerdem werden viele Negersklaven gehalten, die jedoch ihre Sklaventum wenig empfinden, da sie mehr als Familienmitglieder betrachtet werden.

Madagaskar wurde im Jahre 1506 von den Portugiesen entdeckt und St. Lorenzinsel genannt, von ihnen aber nicht besiedelt, überhaupt nicht weiter beachtet. Im siebzehnten Jahrhundert siedelten sich Franzosen auf der Insel an, die jedoch auch lange Zeit nicht an irgend welche Ausbeutung der Insel dachten, bis endlich im neunzehnten Jahrhundert die Engländer sich einfanden und sich in die Verhältnisse einzumischen begannen, begünstigt durch Radama, den König der Hovas, der das Christentum einführte und so manches auf europäischen Fuß einrichtete. Er wurde allerdings das Opfer seiner Reformbestrebungen, denn die eigene Gattin ließ ihn vergiften, ergriff die Zügel der Regierung, rottete das Christentum wieder aus und herrschte mit fürchterlicher Despotie. Nun war es für die Franzosen höchste Zeit, wenn ihnen nicht die Engländer zuvorkommen sollten, ihren Besitz auf Madagaskar zu behaupten und energisch einzugreifen. Das führte zu Feindseligkeiten, die aber endlich 1886 mit der Anerkennung der französischen Schutzherrschaft beigelegt wurden. Neue Auflehnung der Hova führte einen abermaligen Krieg herbei, der 1896 damit endete, daß das französische Protektorat aufgehoben und Madagaskar für eine französische Kolonie erklärt wurde; die letzte widerspenstige Königin wurde abgesetzt und nach Algier deportiert.

Die Hauptstadt der Insel ist Antananarivo im Hochlande von Imerina.

Die früheren Burenrepubliken.

Die ehemaligen Burenrepubliken haben zwar seit einiger Zeit, wie Madagaskar, ihre Selbständigkeit verloren, aber sie sind doch abgesondert zu betrachten, da sie sowohl hinsichtlich ihrer historischen Bedeutung, als auch ihrer Größe nach auf eingehende Betrachtung Anspruch erheben dürfen.

Die Burenrepubliken zerfallen in den Orangefreistaat und die Südafrikanische (Transvaal-) Republik, und beider Geschichte ist eng miteinander verknüpft. Sie verdanken ihre Entstehung holländischen Kolonisten, die in Südafrika, dem sogenannten Kapland, saßen. Im Jahre 1835 gerieten sie in Streit mit der Regierung des Kaplandes, das sich bereits damals in englischen Händen befand und wanderten in das Gebiet des Orange- und Transvaalflusses, wo sie sich unabhängig erhielten, bis die Ereignisse der letzten Jahre sie ihrer selbständigen Stellung beraubten.

Ihre ursprüngliche Einwanderung stammt aus der Zeit, als die Holländer sich des portugiesischen Kaplandes bemächtigten. Schon 1652 wurde auf Veranlassung der holländisch-ostindischen Kompanie an der Tafelbai eine Kolonie gegründet, die aus holländischen Bauern bestand. Die Ansiedler hatten viele Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, und Hottentotten und Buschmänner waren es in erster Reihe, die den Viehbestand der Ansiedler in bedenklichster Weise dezimierten. Nach langen Kämpfen blieben die Holländer Sieger, verdrängten die Eingeborenen und brachten den südlichen Teil des Kaplandes in ihre Gewalt. Gleichzeitig unternahmen die Buren Züge in das Innere des Landes, und hier stellten sich ihnen die Kaffern entgegen, mit denen sie aber nicht so leichtes Spiel hatten, wie mit den Hottentotten; denn die Kaffern zeigten sich ihnen oft als ebenbürtige Gegner. Trotzdem war es ihnen gelungen, sich im Hinterlande festzusetzen und dort auch eine Kolonie Graaf Reinett zu gründen, doch nicht lange sollten sie sich des ungestörten Besitzes erfreuen. Die Engländer hatten die Machtstellung, die sie zum Teil damals schon besaßen, benutzt, um 1795 die Kapkolonie zu erobern, die sie im Laufe der nächsten dreißig Jahre dadurch bedeutend vergrößerten, daß sie das Kafferngebiet als englisches Eigentum erklärten. Doch es kam zu heftigen Kriegen mit den Kaffernhäuptlingen Tschaka und Dingan, bei welchen die Engländer Sieger blieben. Die Holländer standen stets auf Seite der Engländer, unterstützten sie mit Rat und Tat, und es schien sich eine Freundschaft zwischen den alten Kolonisten und den neuen anzubahnen. Doch diese Freundschaft war nicht von langer Dauer; die schroffen Gegensätze, die dem englischen und holländischen Charakter innewohnen, traten immer deutlicher hervor, um so mehr, da die Buren zu der Ansicht gelangten, von den schlauen Engländern übervorteilt worden zu sein. Die erste Ursache des Zwiespaltes bildeten die Kaffern, welche die Buren nach ihren siegreichen Schlachten zu Gefangenen gemacht, und die bei ihnen als Sklaven die Feldarbeit besorgen mußten. Gegen dieses Verfahren erhoben die englischen Missionare Einspruch, und die englische Regierung schloß sich ihnen an. Da kein Teil nachgeben wollte, und die Buren auf die Kaffern, die ihr wertvollstes Arbeitsmaterial darstellten, nicht verzichten konnten, so nahmen die Reibereien, die zuerst mehr einen privaten Charakter getragen hatten, eine immer größere Ausdehnung an.

Im Jahre 1833 ging die englische Regierung so weit, die Sklaverei aufzuheben und die Kaffern für frei zu erklären, — eine Maßregel, welche die Buren dem Ruine entgegenführen mußte. England ging noch weiter; es befahl den Buren, auch den Kaffern die Gebiete zurückzugeben, die sie ihnen in den Kämpfen abgenommen, und die Kolonisten sahen nun keinen andern Ausweg, als auf ihre bisherigen Besitzungen vollständig zu verzichten und dem mächtigen England den Platz zu räumen. Sie führten diesen Entschluß, den man auf englischer Seite für eine leere Drohung hielt, auch 1835 wirklich aus und zogen über den Orangefluß nach einem Gebiet, das später zum Orangefreistaat wurde, und noch weiter nach dem Vaal bis zum Limpopo. In diesem Gebiet der nachmaligen Transvaalrepublik hausten die Matabele unter dem König Mosilikatse, der von einer Verständigung nichts hören wollte, so daß es auch hier wieder zu heftigen Kämpfen kam, in denen die Matabele unterlagen. Die Buren ließen sich hier endgültig nieder, errichteten

Ansiedlungen, aus denen sich später Städte entwickelten und gründeten hier einen Staat, der bis in die letzten Jahre Bestand hatte. Inzwischen hatten die Kaffern die ihnen eingeräumten Rechte benutzt, um die englischen Ansiedler in Natal zu bedrängen und ihnen in jeder Weise zu schaden. Die Felder der Ansiedler wurden verwüstet, ihre Viehherden fortgetrieben, und sie wußten sich keinen Rat, sich der übermütigen Feinde zu erwehren, da sie an Zahl zu schwach waren, um den Kampf erfolgreich mit ihnen aufnehmen zu können. Schließlich wußten sie sich nicht anders zu helfen, als die Buren um Hilfe anzugehen, wobei sie ihnen versprachen, im Falle des Erfolges ihr Land mit ihnen zu teilen. Der Gründer des Burenstaates, Retjef, ließ sich bereit finden, auf diesen Vorschlag einzugehen, und man begann mit den Kaffern zu unterhandeln. Der Kaffernkönig Dingan zeigte sich geneigt, zu parlamentieren und lud Retjef ein, zur näheren Besprechung der Bedingungen in seinen Kraal zu kommen. Törichterweise vertraute Retjef auf die Redlichkeit des Kaffernhäuptlings und begab sich mit sechzig Freunden zu Dingan, der ihn heimtückischer Weise, bevor die Unterredung noch begonnen hatte, überfallen und ermorden ließ. Nur wenige von den sechzig Mann retteten das Leben und überbrachten die Schreckensbotschaft ihren Freunden.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich unter den Buren, und sie zogen aus, um den feigen Mord an seinen Urhebern zu rächen. Unter Pretorius griffen sie den Kaffernhäuptling an, schlugen ihn, verbrannten sein Dorf, verjagten alle Einwohner und nahmen von dem ganzen Gebiet Besitz. Dingan selbst wurde getötet, und die Buren schlossen mit seinem Bruder Mpande einen Vertrag, in welchem die Kaffern versprachen, sich ruhig zu verhalten und die Ansiedler hinfort nicht mehr zu belästigen. Da diese dem wilden Stamme schwere Verluste beigebracht hatten, so durften sie hoffen, daß dieser Vertrag wenigstens eine Zeitlang gehalten werden würde.

Indessen hatte England den Sieg der Buren mit neidischem Auge verfolgt und war keineswegs geneigt, sie im ungeschmälerten Besitze Natals zu lassen. Die englische Regierung erhob Einspruch gegen die Besitzergreifung und sandte sogar Truppen und Schiffe aus, um das Betreten des Landes von allen Seiten zu verhindern. Die Buren suchten ihre Rechte geltend zu machen, doch der Gouverneur der Kapkolonie, der von London seine bestimmte Instruktion erhalten hatte, ließ sich auf nichts ein, so daß die Buren genötigt waren, sich über den Vaal zurückzuziehen. Sie gingen jetzt in das Land der Griquas, die im Osten wohnten und einen Mischlingsstamm der Hottentotten bildeten. Mit großer Mühe gelang es ihnen, hier Unterkunft zu finden und Ansiedlungen zu gründen; doch kaum waren dieselben in Angriff genommen, da erklärte der Gouverneur auch dieses Land für englisches Besitztum und die Buren für englische Untertanen. Außerdem verbot er die Ansiedlungen, weil die Griquas in ihren Besitztümern nicht geschmälert werden durften. Entrüstet wiesen die Buren das Ansinnen zurück, sich als Untertanen von England zu betrachten, und da sich eine Einigung nicht erzielen ließ, so kam es wieder zum Kriege. Der großen Übermacht vermochte das tapfere Burenvolk die Spitze nicht zu bieten, Pretorius wurde bei Boomplaats geschlagen, zog sich über den Vaal zurück und gründete hier im Jahre 1848 die Transvaalrepublik. Die Engländer

wollten auch hier Einspruch erheben, doch gleichzeitig erhoben sich die Kaffern, die alle ihre Kräfte in Anspruch nahmen, so daß es ihnen Jahre hindurch nicht möglich war, sie besiegen zu können. Um sich nicht in noch neue Verlegenheiten zu stürzen, sah sich England genötigt, 1852 die Transvaalrepublik als selbständigen Staat anzuerkennen. Dem Beispiel Transvaals war auch der zweite Burenstaat, der Orangefreistaat, gefolgt und auch hier begann England wieder seine alte Taktik, die Oberherrschaft im Namen der Königin von England zu beanspruchen. Der Erfolg war auch hier kein größerer als bei der Transvaalrepublik, denn schon 1854 mußte auch die Selbständigkeit dieses Staates von Englands Seite anerkannt werden.

Nachdem sich die junge Republik Transvaal, die sich von 1836 ab Südafrikanische Republik nannte, der äußeren Feinde erwehrt hatte, wurde sie im Innern von politischen Wirren zerrissen, die sich dort Jahre hindurch fortsetzten. Zuerst standen Pretorius und Potgieter einander gegenüber, so daß sich zwei Parteien im Lande bildeten. Pretorius starb im Jahre 1855 und Potgieter bald nach ihm. Doch mit ihrem Tode waren die Zwistigkeiten nicht zu Ende; Pretorius' Sohn, der in den Anschauungen seines Vaters erzogen worden, nahm den Kampf von neuem auf, während die Gegenpartei heftig gegen ihn arbeitete. 1858 wurde eine Verfassung erlassen, und Pretorius ergriff die Zügel der Regierung. Bis zum Jahre 1871 leitete er den Staat, dann zog er sich, da die gesetzgebende Versammlung der Republik, der Volksraad, seine Absichten nicht unterstützte, ins Privatleben zurück. Auch sein Nachfolger Theodor Burgers hatte viele Kämpfe mit der gesetzgebenden Körperschaft zu bestehen, in der die orthodoxen Elemente immer mehr das Übergewicht gewannen. Zu gleicher Zeit hatte sich auch der Stamm der Bapedi gegen die Regierung empört, und Burgers war nicht in der Lage, den Aufstand zu unterdrücken, um so weniger, als auch die Finanzlage des Staates eine sehr schlechte war und er den Wilden nicht genügend Streitkräfte entgegenzustellen vermochte.

Alle dieser Wirren hatte England mit inniger Freude verfolgt und das seinige dazu getan, um die vorhandenen Schwierigkeiten zu vergrößern und zu vermehren. Wieder einmal hoffte es, den Zwiespalt benutzen und im Trüben fischen zu können. Der Gouverneur der Kapkolonie hoffte nunmehr, die Südafrikanische Republik dem englischen Staate bald einzuverleiben, und war der Orangefreistaat dann der Hilfe seiner Standesgenossen beraubt, so mußte es ihm ein leichtes sein, auch diesen unter englische Oberherrschaft zu bringen.

Zu Anfang des Jahres 1877 glaubte man den richtigen Zeitpunkt gekommen, um diesen schon lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Kurzer Hand erklärte man die Südafrikanische Republik als englisches Schutzgebiet. Doch diese Überrumpelung war nicht so leicht zu bewerkstelligen, wie man angenommen hatte; die Buren erklärten England den Krieg, vergaßen ihre Streitigkeiten über dem äußeren Feind, und es kam zu heftigen Kämpfen. Diesmal zeigten die Buren, daß sie selbst einen weit stärkeren Gegner abzuwehren wußten; sie brachten den Engländern schwere Verluste bei, und die Gefechte bei Longs Neck und Amajuba bewiesen den Engländern, daß sie das kleine Völkchen denn doch nicht so leicht zu unterdrücken vermochten. Das mächtige Albion war gezwungen,

nachzugeben, und 1881 wurde die Selbständigkeit der Transvaalrepublik von neuem anerkannt. Im Jahre 1884 jedoch nahm sie wieder den Namen Südafrikanische Republik an und machte der englischen Regierung das Zugeständnis, wichtige Verträge England zur Genehmigung vorzulegen. Zwölf Jahre lang ruhten nun die Zwistigkeiten zwischen den beiden Staaten, ohne daß der Keim der Zwietracht ausgerottet war; im Gegenteil, wenn auch äußerlich Frieden herrschte, so standen sich doch die beiden Rassen, die in ihren Gewohnheiten und Sitten so grundverschieden waren, stets feindlich gegenüber und es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um den unter der Asche fortglimmenden Funken zu heller Flamme wieder anzublasen.

Anfang 1896 kam es zum offenen Zusammenstoß, als die von Cecil Rhodes gegründete englisch-südafrikanische Kompanie (Chartered Company) unter Jameson einen Einbruch in das Gebiet der Buren unternahm und dadurch einen niederträchtigen Friedensbruch gegen die Südafrikanische Republik beging. Die Engländer wurden in dem Gefecht bei Krügersdorp siegreich zurückgeschlagen und, durch die neue Erfahrung gewitzigt, schloß die Südafrikanische Republik ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Orangefreistaat, das 1899, als England große Rüstungen machte und die Gefahr eines Krieges immer drohender wurde, zur Erneuerung gelangte. Die Zustände spitzten sich immer mehr zu, um so mehr, da die englische Regierung für die in der Südafrikanischen Republik ansässigen Engländer das Recht in Anspruch nahm, sich an den Wahlen beteiligen und so den ihnen zusagenden Persönlichkeiten Sitz und Stimme in der Volksvertretung verschaffen zu können. Das war aber nur der äußere Grund, im Innern verfolgte England den Plan, die Selbständigkeit der Republiken zu brechen und sie auf diese Weise wieder in ihre Gewalt zu bringen. Da sich die Regierung des Transvaalstaates über die Absichten Englands keinen Augenblick im Zweifel war, so richtete sie am 9. Oktober 1899 an die englische Regierung ein Ultimatum, das von der englischen Regierung aber kurzer Hand abgelehnt wurde.

So war denn der Krieg entschieden, und die Regierung der Südafrikanischen Republik wußte sofort die Konsequenzen ihrer Handlungsweise zu ziehen. Noch am Abend desselben Tages verließ der britische Gesandte Pretoria, und die Transvaalburen überschritten am nächsten Morgen die Grenze von Natal, während die Burghers gleichzeitig das Griqualand betraten und zwei Tage später das Lager der Engländer bei Mafeking im Betschuanenland eroberten, wobei die Engländer vollständig umzingelt und gefangen genommen wurden. Indessen kam es auch schon am nächsten Tage bei Glencoe zu einem heftigen Gefecht, das am 20. wiederholt wurde. Am 21. fand die Schlacht bei Elandslagte statt, die für die Buren ebenfalls siegreich ausfiel, so daß diese sich nach Ladysmith wenden konnten, wohin sich die Engländer unter General White zurückgezogen hatten. Nach einem neuen siegreichen Gefechte bei Rietfontein am 24. Oktober wurden die Engländer sechs Tage später bei Ladysmith geschlagen und büßten in dieser Schlacht 1500 Maultiere und viele Geschütze ein, während 1400 Mann gefangen genommen wurden. In den nächsten Tagen machten die Engländer verzweifelte Versuche, aus Ladysmith auszubrechen und sich durchzuschlagen; es gelang ihnen nicht, da die Buren sie fortwährend zurückwarfen und ihnen große Verluste beibrachten.

Inzwischen hatte man in England neue Truppen ausgesendet, und an Stelle des General White, der dem kleinen, tapferen Völkchen bis dahin gegenübergestanden, wurde General Buller mit dem Oberbefehl betraut. Noch vor seinem Eintreffen in Südafrika hatten die Buren neue Erfolge erzielt; es war ihnen gelungen, am 15. Oktober Kimberley einzuschließen, am 23. November die Engländer bei Belmont und im Dezember am Modderfluß zu schlagen. Hier waren es die Orangeburen, die sich dem Vordringen der Engländer siegreich entgegenstellten. So schritten die Buren von Erfolg zu Erfolg, und am 15. Dezember brachten sie Buller am Tugelafluß eine fürchterliche Niederlage bei, so daß die englische Regierung sich genötigt sah, in der Person des General-Feldmarschalls Roberts einen neuen Befehlshaber nach Afrika zu entsenden, dem General Kitchener als Generalstabschef beigegeben wurde. Auf ihn, der im Jahre 1898 der ägyptischen Regierung den Sudan zurückerobert hatte, setzte man besonders große Hoffnungen. Indessen war es Buller immer noch nicht gelungen, Ladysmith zu entsetzen, da die Buren ihre vorzügliche Stellung nach Kräften auszunützen wußten. In den letzten Tagen des Januar und den ersten Februartagen des Jahres 1900 fanden am Tugela weitere Gefechte statt, in denen Buller mehrere Schlappen erlitt. Auch im Westen hatte England keine größeren Erfolge zu verzeichnen, denn die Absicht, in den Orangefreistaat einzubrechen und von dort nach der Südafrikanischen Republik vorzudringen, kam nicht zur Ausführung, da die Engländer durch neue Niederlagen bei Magersfontein und bei Colesburg zurückgedrängt wurden.

Buren aus dem Transvaalstaat.

Mit Roberts' Erscheinen in Südafrika schien die Sachlage für die Engländer günstiger zu werden. Am 27. Februar fand die Schlacht bei Paardeberg statt, in der der Burengeneral Cronje, der Sieger von Magersfontein, da ihm Munition und Lebensmittel ausgegangen waren, mit 3000 Mann kapitulieren mußte. Die Buren schlugen nun eine andere Taktik ein; indem sie scheinbar sich zurückzogen und die Engländer, die mit den Terrainschwierigkeiten nicht vertraut waren, in für sie ungünstige Stellungen lockten. Auf der Seite der Buren hatte sich insofern eine Veränderung vollzogen, als in Pretoria an Stelle des schwer erkrankten Oberfeldherrn Joubert, der schon vierzehn Tage später starb, Louis Botha trat, der im Verein mit seinem Unterfeldherrn Olivier den Engländern einige bedeutende Niederlagen beibrachte und dem Krieg wieder eine andere Wendung gab. French mußte sich zurückziehen, während General Gatacre am 26. März eine Niederlage erlitt, der am 31. März die Gefangennahme des Obersten Broadwood

mit seiner ganzen Truppe folgte. Zu Anfang des folgenden Monats zerstörte Olivier die Wasserwerke von Bloomfontein, bemächtigte sich am 5. April bei Reddersburg einer aus 300 Mann Kavallerie und 700 Mann Infanterie bestehenden englischen Abteilung und drängte die Engländer am nächsten Tage aus Rouxville. Gleichzeitig war die englische Garnison in Wepener eingeschlossen worden, und alle Versuche, sie zu entsetzen, scheiterten an dem Mute und der vorzüglichen Organisation der Buren, bis diese gegen Ende des Monats sich gezwungen sahen, vor den starken Truppenmassen des Feindes nach Norden zurückzuweichen.

Inzwischen hatte man sich auch wieder gegen Ladysmith gewendet, wo auf seiten der Buren General Lukas Meyer die Operationen leitete. Bullers Versuche, von Westen näher zu kommen, wurden vereitelt, denn die Buren schlugen ein festes Lager auf, von dem aus sie kleine Streifzüge gegen die Engländer unternahmen, wodurch der Feind merklich zersplittert und geschwächt wurde.

Die vielfachen Mißerfolge der englischen Truppen hatten indessen eine tiefe Mißstimmung in England erzeugt. Es wurden immer neue Truppenmassen in Südafrika gelandet, und da sich alle europäischen Staaten völlig teilnahmlos verhielten, die Engländer dagegen die größten Anstrengungen machten, so begann die Widerstandsfähigkeit der Buren nachzulassen und zu erlahmen. Fast ohne Schwertstreich zogen die Engländer am 12. Mai in Kroonstadt ein, überschritten die Grenze und passierten am 27. Mai den Vaalfluß. Schon am nächsten Tage war Johannesburg in ihren Händen, und mit der Selbständigkeit des Orangefreistaates war es vorbei. Dieser wurde als Oranjeriver-Colony einverleibt. Der Glücksstern der Buren begann zu sinken. Wohl stellten sie sich den Engländern noch in den letzten Maitagen bei Witwatersrand und Pretoria zum Gefecht, mußten aber ihre Stellungen aufgeben und dem Feinde das Feld überlassen. Der Krieg nahm nun den Charakter eines Guerillakrieges an, in welchem die Buren noch einige Vorteile erfochten, aber trotzdem war das Schicksal der Südafrikanischen Republik besiegelt. Das alles war nur ein Aufflackern der letzten Lebensflamme; die Buren mußten ihre Sache als verloren ansehen, um so mehr, da die Engländer mit rücksichtslosester Gewalt vorgingen und das Land bereits als eine eroberte Provinz betrachteten. Am 1. September erklärte Roberts die Südafrikanische Republik für annektiert und teilte sie in vier Bezirke. Auch der Präsident Paul Krüger hatte bereits eingesehen, daß die Sache der Buren rettungslos verloren war, und wandte sich nach Europa, um die Souveraine der verschiedenen Staaten zur Hilfe und Vermittelung aufzufordern. Seine Bemühungen waren vergeblich, denn trotz der enthusiastischen Aufnahme von seiten der Bevölkerung fühlte sich keine Regierung veranlaßt, zu Gunsten der Unterdrückten einzutreten. Noch zog sich der Krieg acht volle Monate hin, noch wurden so manche Erfolge von seiten der Buren erfochten, die Wagschale senkte sich jedoch immer mehr zu Ungunsten der letzteren, und am 31. Mai wurde in Vereenigung der Friede geschlossen, in welchem die Buren ihre Selbständigkeit verloren und unter englische Oberherrschaft gelangten.

Wohl selten ist ein Krieg mit solcher Erbitterung geführt worden; wohl selten hat ganz Europa so einmütig auf der Seite der Besiegten gestanden, wie in diesem Falle.

Es war so recht ein Kampf des schnödesten Geldinteresses, wo rohe Gewalt das Recht zu beugen suchte, um doch erst nach langen Mühen des kleinen, aber gefährlichen Gegners Herr zu werden. — — —

Der hervorstechendste Zug des Buren ist seine Zähigkeit und Ausdauer, die ihn alle Schwierigkeiten überwinden läßt, und gerade in den letzten Kriegen hat er dafür den gültigen Beweis geliefert. Diese Zähigkeit ist auch dem Volke eigen, von dem er ausgegangen, den Holländern, und dieser Zug hat sich im Laufe der Jahrhunderte nicht nur nicht verwischt, sondern sogar verstärkt und gekräftigt. Neben der Zähigkeit ist es die Einfachheit, die Liebe zu den alten Sitten und Gewohnheiten, die den Buren zum Teil auszeichnen, zum Teil ihn schroff und steif erscheinen lassen, wozu der starre Calvinismus, dem fast alle Bewohner der Burenrepubliken anhängen, nicht wenig beiträgt. Dieses Beharren auf seinem Recht oder dem, was er für Recht erkannt, hat auf Fremde, besonders auf Deutsche, zunächst keinen sympathischen Eindruck gemacht, bis sie tiefer in das Wesen des Volkes eingedrungen sind und hinter der rauhen Schale den edlen Kern erkannten. Die Buren sind schlicht und aufrichtig, und wenn sie auch im großen und ganzen recht zurückhaltend sind, so sind sie dafür doch gastfrei und treu. Im allgemeinen ist der Charakter des Buren nüchtern, er macht nicht viel Worte und ist für äußeren Prunk unempfänglich. Daher gehen auch die Frauen schlicht und einfach gekleidet, und ebenso wenig findet man in den Häusern Luxus und Eleganz. Alles ist aufs einfachste hergerichtet, und man sieht es den Möbeln und dem Hausrat an, daß sie ausschließlich zum Gebrauch bestimmt sind, nicht um das Auge zu erfreuen oder zu blenden. Die Zähigkeit, die dem Buren im Privatleben eigen ist, zeichnet ihn auch in der Politik aus; er ist durchaus konservativ und ein Feind jeder Neuerung.

Da die beiden Republiken durch die Annektion miteinander verschmolzen sind, so können wir sie auch sonst als ein geschlossenes Ganzes betrachten. Sie haben zusammen einen Flächeninhalt von 457 470 qkm mit 1 240 000 Einwohnern. Die große Mehrzahl der beiden Staaten besteht aus Negern, nämlich 860 000, während Weiße 380 000 vorhanden sind. Eisenbahnen haben nach der Aufstellung von 1900 eine Länge von 2859 km, die Telegraphen eine solche von 6598 km.

Von den Städten ist in erster Reihe Pretoria zu nennen, ein ehemals blühender Ort, der durch den Krieg stark gelitten hat und eine Bewohnerzahl von 8000 besitzt. Die Häuser sind breit, geräumig, haben aber meistens nur ein Stockwerk. Außer einem Rathaus, mehreren Kirchen ist auch in Pretoria ein kleines Theater vorhanden. Reichlicher bevölkert als Pretoria ist Bloemfontein, die frühere Hauptstadt des Oranje-Freistaates; sie besitzt 12 000 Einwohner und ist als Eisenbahnknotenpunkt bemerkenswert. Den Charakter einer Großstadt trägt Johannesburg, das 103 000 Einwohner hat, von denen der sechste Teil aus Deutschen besteht. Sie hat einen sehr schnellen Aufschwung genommen, und die entdeckten Goldfelder haben nicht wenig zur Entwickelung der Stadt beigetragen. Handel und Wandel tragen hier ganz das Gepräge der großen Städte Europas, bedeutende Hotels, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, sorgen für die Bequemlichkeit der Fremden, während die lebhaft frequentierte Börse das Geschäftsleben

vermittelt. Für das Vergnügen und die Zerstreuung der Bewohner sorgen ein Zirkus und zwei Theater; die Häuser sind meistens elegant, zwei- und mehrstöckig, aber die Mietspreise unerschwinglich teuer. Im Einklang damit stehen die Preise der Lebensmittel, die sehr hoch sind, weil in Johannesburg selbst nichts zu bekommen ist, und man alles erst aus Natal oder Kimberley besorgen muß. Auch diese Stadt ist infolge des Krieges stark zurückgegangen, wird sich aber wieder heben, da das Geschäftsleben noch immer ein sehr reges ist. Den größten Teil ihres Aufschwungs hat sie den zahlreichen Goldfeldern zu verdanken, die von Mauch bereits im Jahre 1867 entdeckt wurden. Schon im darauf folgenden Jahre gründete sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Felder, die aber bald Fiasko machte, da nicht einmal die Kosten des Unternehmens gedeckt wurden. Eine zweite Gesellschaft hatte keinen besseren Erfolg, und erst die Goldfelder bei Lydenburg lieferten einen Ertrag, der einigermaßen den Erwartungen entsprach. Diese Sachlage änderte sich mit einem Male, als man in der Nähe des Caap, eines Nebenflusses des Krokodilflusses, die neuen Goldfelder entdeckte, denen sich bald darauf mehrere goldhaltige Gebiete in der Nähe von Potschefstroom in Westtransvaal, sowie im Zululand und Lüderitz-Land zugesellten. Dasselbe Goldfieber, das sich der Massen stets bei der Entdeckung einer Metallmine bemächtigt, war auch hier zu beobachten; scharenweise strömten die Abenteuerlustigen nach den neuen Gebieten, und dieselben Scenen, die man in Kalifornien zu beobachten gehabt, spielten sich in den ersten Jahren der Goldfunde im Transvaal ab. Die Städte schossen wie Pilze aus der Erde; aus einigen Blockhäusern entwickelten sich große Kolonien, die in wenig Jahren einen bedeutenden Aufschwung nahmen. Ein großer Teil der Goldfelder ist jetzt im Besitz von Aktiengesellschaften, die die Ausbeutung in organisiertem Betriebe vornehmen, obwohl jeder, der ein bestimmtes Feld für zehn bis zwanzig Schillinge kauft, sich der Goldgräberei widmen darf.

Wie Transvaal durch das Gold, so ist der Oranjestaat durch die Edelsteine bemerkenswert, die hier ans Licht gefördert werden. Diese Diamantengruben wurden im Jahre 1867 von einem Buren, namens van Niekerk, entdeckt, der mit einer Anzahl von Steinen nach Europa reiste, von denen einer, der sogenannte Stern Südafrikas, der noch nach der Abschleifung über 42 Karat wog, in London für 225 000 Mark verkauft wurde. Sein Auftreten in Europa hatte eine Masseneinwanderung in Südafrika zur Folge, und Scharen von verkrachten Existenzen, die nichts mehr zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten, wandten sich dem neuen Zauberlande zu. In wenigen Jahren entstand hier eine Stadt Kimberley, die noch heute als der Zentralpunkt des Edelsteinhandels gilt. Schon vor der Einverleibung des Oranjestaates war Kimberley britisches Besitztum, da die englische Regierung schon 1871 den Diamantendistrikt für englisches Eigentum erklärt und das daran anstoßende Griquagebiet gegen eine Abfindungssumme von 90 000 Pfund Sterling käuflich erworben hatte.

4. Die türkischen Besitzungen.

Die türkischen Besitzungen beschränken sich auf Ägypten und Tripolis, sind aber mehr als selbständige Reiche zu betrachten, da sie mit der Türkei nur lose zusammenhängen. Das gilt besonders von Ägypten, das vermöge seiner alten Kultur, seiner Geschichte und seiner eigenartigen Bevölkerung ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf.

Ägypten.

Die Geschichte Ägyptens beginnt in dunkler Vorzeit mit den Aufzeichnungen alter Priester, die von einem Kastenstaat Meroë und von dem König Menes berichten, der etwa 3200 v. Chr. lebte und die Stadt Memphis baute. Die lange Reihe seiner Nachfolger schmückte den Staat mit einer Reihe von Denkmälern, von denen die Pyramide des Cheops die bedeutendste ist. Um das Jahr 2200 v. Chr. legte Amenemhat den See Möris an und errichtete das Labyrinth. Doch schon unter seinem Nachfolger fiel der asiatische Nomadenstamm der Hyksos in das Land ein, verjagte die angestammte Dynastie und bemächtigte sich des Reiches, das sie fünfhundert Jahre lang beherrschten. Dann wurde Ägypten noch einmal frei, und kam unter den späteren Königen zu neuer Blüte. Unter ihnen ist besonders Ramses der Große, auch Sesostris (1230) genannt, durch seine siegreichen Feldzüge gegen die Äthiopier und Rampsinit (1200) durch seinen Reichtum bekannt. Von den späteren Königen ist im siebenten Jahrhundert v. Chr. Psammetich der erste, welcher fremde Kultur begünstigte, und auch sein Sohn Necho förderte Handel und Schiffahrt, ließ bereits 600 v. Chr. von phönikischen Schiffern Afrika umsegeln. Doch noch vor Ablauf des sechsten Jahrhunderts erlag Ägypten unter dem Ansturm der Perser, deren König Kambyses den letzten König der Ägypter, Psammenit, in der Schlacht bei Pelusium (an einer der Nilmündungen) besiegte und Ägypten in raschem Zuge eroberte. Zweihundert Jahre später machte Alexander der Große dem Perserreiche ein Ende und nach seinem Tode gründete Ptolemäus, ein Feldherr Alexanders, die Dynastie der Ptolemäer, die das Reich dreihundert Jahre inne hatten, und das von Alexander gegründete Alexandrien wurde der Sitz einer hohen Kultur. Um das Jahr 30 v. Chr. wurde Ägypten römische Provinz und blieb eine solche bis zum Auftreten der Araber. Im Jahre 641 n. Chr. drang Amru, ein Feldherr des Kalifen Omar, in Ägypten ein und eroberte Memphis und Alexandrien, wobei auch die berühmte Bibliothek in Flammen aufging. Mit dem Eindringen der Araber wurde auch das Christentum, als dessen Stifter der Evangelist Markus gilt, zurückgedrängt und der Islam trat an seine Stelle. Von dieser Zeit an ist Ägypten in den Händen der Türken geblieben, eine dem Sultan in Konstantinopel tributpflichtige Provinz. Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts glaubte der Statthalter Mehemed Ali sich von dieser Abhängigkeit befreien zu können.

Mehemed war in erster Reihe für die Schaffung eines kriegstüchtigen Heeres und einer stattlichen Flotte besorgt, reformierte die Rechtspflege, legte dem Lande aber schwere Steuern auf, die besonders für die Landbevölkerung die schlimmsten Folgen zeitigten. Er zog zahlreiche Gelehrte in das Land, förderte auch die geographischen Forschungen im Nilgebiet und legte Schulen und Lehrinstitute an. Er unterwarf Nubien und Kordofan und verfagte schließlich dem Sultan, im Vertrauen auf sein nach europäischem Muster organisiertes Heer, den Tribut, doch schloß er schließlich, von den andern Mächten gedrängt, mit der Pforte einen Frieden, in welchem ihm die erbliche Statthalterschaft

Straßenbild in Kairo.

von Ägypten unter der Oberhoheit der Türkei zugebilligt wurde, während Mehemed seinerseits die Oberhoheit des Sultans anerkannte, sein Heer zu beschränken und ein Drittel der Einkünfte nach Konstantinopel abzuführen versprach. Und so ist Ägypten heute noch eine erbliche Monarchie unter Oberherrschaft der Türkei, die einen jährlichen Tribut von 14 Millionen Mark erhält. An der Spitze steht der Khedive (Vizekönig).

Das Land ist eingeteilt in Oberägypten mit Dongola und Suakin, Unterägypten mit der Oase Siwah und der Sinai-Halbinsel, Thasos, und dem Ägyptischen Sudan, der aus Darfur, Kordofan, Nubien und den Äquatorial-Provinzen besteht. Die einzelnen Länder

Digitized by Google

werden wieder in Gouvernements, diese wieder in Mudiriehs geteilt. Die ganze Verwaltung steht unter englischem Einfluß, und fast in allen Miniſterien ſitzen Europäer.

Der Flächengehalt des Landes umfaßt 2958668 qkm mit einer Geſamtbevölkerung von 9983318 Einwohner. In dem bunten Völkergemiſch, dem man in Ägypten begegnet, bilden die allergrößte Mehrzahl die Fellachen, neben denen Kopten, Nubier, Neger, Beduinen, Türken, Tſcherkeſſen, Europäer und nicht beſtimmbare Miſchvölker vertreten ſind. Der Religion nach gehört die Mehrzahl dem Islam an, nämlich über 8 Mill., während ſich der Reſt auf Kopten, orthodoxe Griechen, Katholiken, Evangeliſche und Juden verteilt.

Die Kalifengräber bei Kairo.

Der Ackerbau bildet die Haupteinnahmequelle des Landes, auf ihm beruht der Wohlſtand und das Gedeihen von Ägypten. Infolge der häufigen Überſchwemmungen des Nils iſt Ägypten äußerſt fruchtbar, wenngleich auf dieſe Zeiten ſtets eine Periode der Dürre folgt, unter der manche Kulturen, zum Beiſpiel der Anbau von Baumwolle, erheblich leiden. Man hat dieſem Übelſtande nach Möglichkeit dadurch abgeholfen, daß man große Kanäle angelegt hat; aber ganz erfolgreich gegen die Natur anzukämpfen, iſt doch noch nicht gelungen.

Da die Geſtaltung des Bodens in Unter- und Oberägypten eine verſchiedenartige iſt, ſo richten ſich danach auch die Produkte, die in den beiden Ländern gedeihen. In Oberägypten ſpielen Weizen, Erbſen, Bohnen, Linſen die Hauptrolle, während Unter-

Digitized by Google

ägypten durch Baumwolle, Reis und Mais charakterisiert wird. Daneben werden Fruchtbäume, Wein, Dattelpalmen, Feigen, Orangen und Citronen viel gepflanzt. Im allgemeinen ist Unterägypten fruchtbarer, weshalb hier auch ein weit größerer Teil des Bodens kultiviert wird.

Auch die Viehzucht ist in Unterägypten stärker vertreten, weil neben Schafen und Ziegen auch sehr viel Rinder gezüchtet werden, während man sich in Oberägypten auf die ersten beiden Haustiere beschränkt. Die Industrie beschäftigt sich mit den verschiedenartigsten Zweigen, ganz besonders mit Baumwollspinnerei, und die ägyptischen Gewebe erfreuen sich auch in Europa eines hohen Ansehens. Das Hauptkontingent des Handels

Tempel der Hathor zur Abu Simbel.

stellt die Baumwolle; ferner sind zu erwähnen: Häute, Bohnen, Linsen, Weizen, Gerste, Reis, Mais, Zucker, Mehl, Elfenbein, Wachs, Straußenfedern, Opium, Gummi, Flachs, Datteln und vor allem Baumwollsamen, der den kolossalen Umsatz von 638 Mill. Litern erzielte.

Für das geistige Leben ist in neuerer Zeit eine Wendung zum besseren eingetreten. In Kairo existiert sogar eine Art Akademie, auf welcher Juristen und Mediziner weitere Ausbildung erhalten. Ganz besondere Sorgfalt wird dem Ingenieurwesen gewidmet. Das Schulwesen liegt noch ziemlich im argen, doch hat sich hier der Einfluß der Engländer segensreich geltend gemacht. Weit zahlreicher als die Schulen sind die Gotteshäuser in Ägypten vertreten, denn allein in Kairo finden sich über 350 Moscheen, denen sich noch eine größere Anzahl von koptischen Klöstern und Kirchen zugesellen.

Von den Städten steht in erster Reihe Kairo, das bereits aus dem 10. Jahrhundert stammt und damals den Namen Kahira, die Siegreiche, führte. Die Stadt stand im

Mittelalter in höchster Blüte und erfreut sich auch heute noch einer bedeutenden Einwohnerzahl und eines hervorragenden Fremdenzuflusses. Infolge seines milden Klimas wird Kairo sehr viel von Kranken aufgesucht, die dort den Winter verleben und hier von der kräftigenden Luft Heilung erhoffen. „Kairo ist eine der interessantesten Städte der Welt“, schreibt ein englischer Reisender, und europäische Civilisation und morgenländische Barbarei reichen sich hier noch schwesterlich die Hand. Eine Fülle historischer Erinnerungen überwältigt den Fremden, und man kann kaum einen Schritt tun, ohne daß die Geschichte längst entschwundener Jahrhunderte vor den Augen des Wanderers auftaucht. Wohin

Straßenszene in Kairo.

man sich auch wenden mag, man wühlt stets im Staube verbürgter oder legendenhafter Erinnerungen, die oft naiv, aber auch immer wahrscheinlich sind.

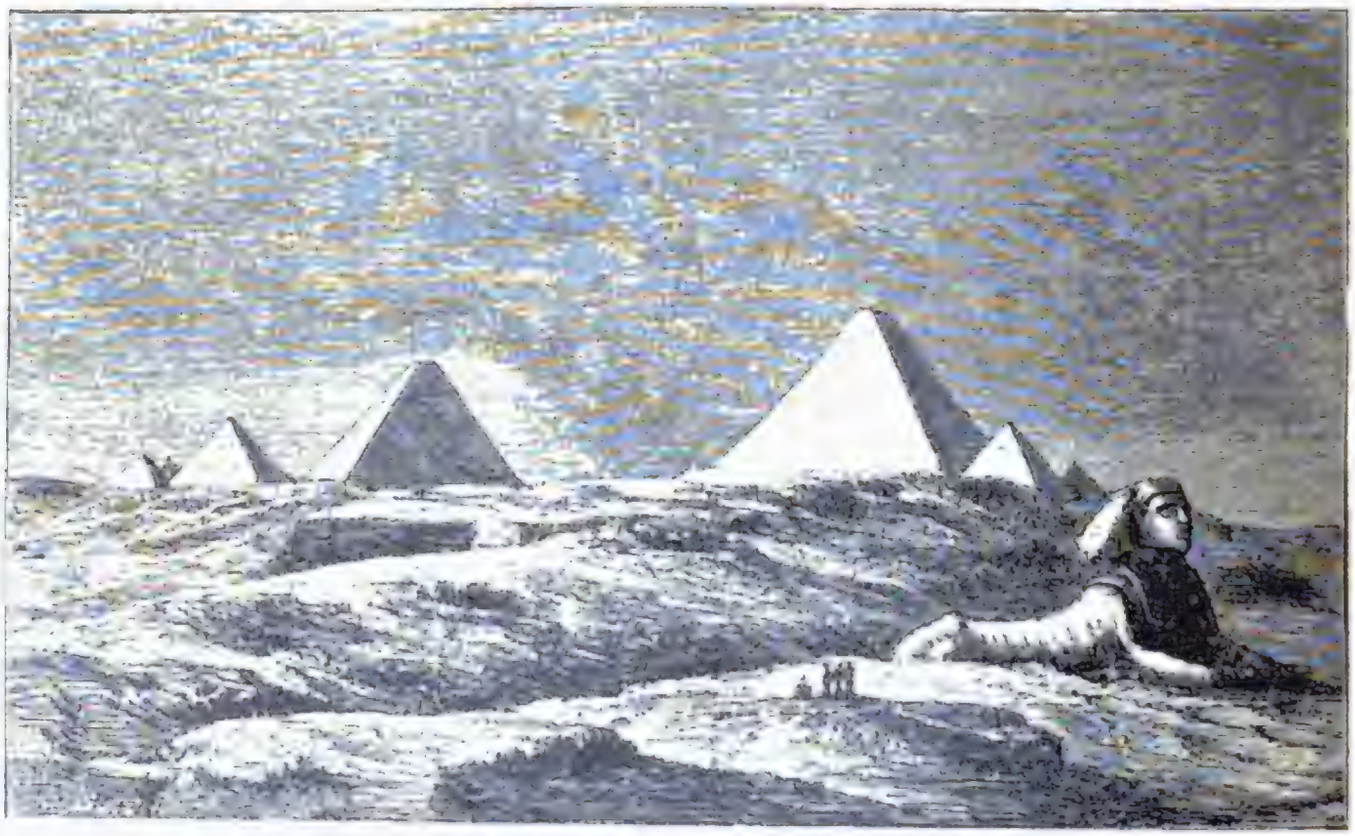
Untrennbar von diesem Lande, in dem es von Altertümern wimmelt, ist auch die Fülle von Antiquitätenhändlern, die wie Pilze aus der Erde schießen und dem Fremden mit wahrhaft überwältigendem Redefluß ihre Waren anpreisen. Der ägyptische Händler ist wegen seiner Schwatzhaftigkeit berüchtigt, und wehe dem Fremden, der sich mit ihm in ein Gespräch einläßt, er wird ihn nicht eher los werden, ehe er ihm nicht etwas abgekauft hat.

Ganz besonders zähe sind die Antiquitätenhändler von Kairo, und im Garten des Ghezire oder Ghizeh-Museums haben sie ihr Standquartier aufgeschlagen, um den Fremden zu plündern. Diese Leute, die dem Reisenden zuerst das Szepter eines Pharaonen anbieten und ihn schließlich um ein Trinkgeld oder „Bakschisch“ anbetteln, bilden eine wahre

Digitized by Google

Landplage und gehören zu den mannigfachen Unannehmlichkeiten, die man bei den Besuchen dieses entzückenden Landes mit in den Kauf nehmen muß. Das „Bakschisch“ spielt in der Sprache dieses Volkes eine Hauptrolle, und die Gegenstände, welche die Händler zum Verkauf anbieten, sind ihnen mehr oder weniger nur ein Vorwand, um den Fremden anzubetteln.

Für die Reisenden, die sich wirklich ein Andenken aus Kairo mitzunehmen wünschen, hat die Verwaltung des Ghizeh-Museums einen Verkaufssaal eingerichtet, in welchem die Gegenstände, auf deren Erhaltung man keinen so besonderen Wert legt, zu festen Preisen abgelassen werden. Man kann sich hier zu sehr bescheidenen Preisen von 25 Centimes



Pyramiden und die große Sphinx.

ab die Götter des alten Ägyptens, Isis, Hathor und Osiris in Bronze oder blauem Porzellan, Ringe, Vasen, Armbänder und alle möglichen Nippes verschaffen; doch sind auch Stücke darunter, die nicht weniger als tausend Frank kosten. Man hat dann die Genugtuung, einen Gegenstand zu besitzen, der sich nicht weniger als dreitausend Jahre in Gesellschaft einer vornehmen Mumie aufgehalten hat. Auch die Mumien selbst und die leeren Särge, deren Inneres mit bunten Malereien geschmückt ist, stehen dem Käufer zur Verfügung, und von englischen und französischen Reisenden sind solche Mumien auch vielfach erstanden worden. Weit bedeutender als diese zum Verkauf bestimmten Mumien sind die unverkäuflichen, die im Ghizeh-Museum unter Glas hermetisch verschlossen gehalten werden. So sieht man hier unter andern die Mumie Ramses des Großen, die seines Vaters Seti I., des Thutmes, des Amenophis und anderer Fürsten und Fürstinnen

Mit der Anlage des Theaters, wie sie uns heute in den Ruinen vor Augen steht, ist es in der Zeit des Lykurg nicht mehr vergleichbar gewesen.

Die Sitzreihen, die sich an den Abhang des Berges anlehnen, sind in 13 Keilen angeordnet, die durch 14 Treppen getrennt sind. Die Sitze sind aus Kalkstein gefertigt und in 60 Reihen übereinander angeordnet. Die Reihen sind durch Gänge in 2 Ränge geteilt. Der untere Rang, der Sitze für 5000 Zuschauer enthält, ist in 9 Keile geteilt, der obere Rang, der Sitze für 14000 Zuschauer enthält, in 13 Keile. Die Sitze des Dionysospriesters befinden sich in der Mitte des unteren Ranges.

Das Theater von Athen. Ansicht von Südwesten. Im Hintergrund die Akropolis.

Die Orchestra ist 24 m im Durchmesser groß. Sie ist nicht kreisrund, sondern hat die Form eines Trapezes, dessen Seiten nach dem Zuschauerraum zu konvergieren. Sie ist mit Platten belegt.

Die Bühne ist 27 m lang und 4 m breit. Sie ist durch 3 Türen mit der Orchestra verbunden. Vor der Bühne befindet sich ein Graben, der sie von der Orchestra trennt. Die Bühne ist mit Platten belegt. Sie ist 3 m hoch. Vor der Bühne befinden sich 3 Türen, die in die Orchestra führen.

Bild 1. Ansicht von Nordosten. Im Vordergrund der Kirchhof mit der Kapelle, dahinter das Kirchenschiff mit dem Turm, rechts der Chor. Links im Hintergrund die Gebäude der Kommende. Rechts im Hintergrund die Gebäude der Stadt Sulza. Aquarell von Johann Christian Reinhart, 1789. Weimar, Schloßmuseum.

Bild 2. Ansicht von Nordosten. Im Vordergrund der Kirchhof mit der Kapelle, dahinter das Kirchenschiff mit dem Turm, rechts der Chor. Links im Hintergrund die Gebäude der Kommende. Rechts im Hintergrund die Gebäude der Stadt Sulza. Aquarell von Johann Christian Reinhart, 1789. Weimar, Schloßmuseum.

Bild 3. Ansicht von Südosten. Im Vordergrund die Gebäude der Kommende, dahinter der Chor und das Kirchenschiff mit dem Turm. Rechts im Hintergrund die Gebäude der Stadt Sulza. Aquarell von Johann Christian Reinhart, 1789. Weimar, Schloßmuseum.

wurde von den größten Dichtern und Schriftstellern des Altertums aufgesucht. Sie zählte über 70 000 Bücherrollen, doch diese Schätze verbrannten zum Teil, als Cäsar 47 v. Chr. Alexandria in Asche legte, und der Rest wurde von den Arabern vernichtet.

Das heutige Alexandrien ist nach europäischem Muster angelegt, und der Einfluß Mehemed Alis hat auch auf die geistige Kultur des Ortes belebend gewirkt. In religiöser Hinsicht ist sie als Sitz des Patriarchen wichtig; in archäologischer durch seine zahlreichen Altertümer, besonders durch den Leuchtturm, den Pharos, der zu den sieben Wunderwerken des Altertums zählte.

Als Häfen sind ferner noch zu nennen: Rosette, nicht weit von der Mündung des westlichen Nilarms, sowie Damiette, historisch bedeutend durch den Sieg der Franzosen über die Türken am 1. November 1799. Größere Städte sind noch Port Said, der 1842 gegründete Hafen am Mittelmeer mit einem Ein- und Ausfuhrhandel von je 12 Millionen Mark; Suez am Golf gleiches Namens; an der Ostküste Kosseir und Suakin. Bedeutende Städte in Oberägypten sind noch Assuan, das alte Syene, am letzten Nilkatarakt, Korosko und Wadi-Halfa, während von den Oasen im Westen des Nil Siwah als Karawanenpunkt zu nennen ist. In Siwah befindet sich auch der berühmte Tempel des Jupiter Ammon, der im Altertum einen berühmten Wallfahrtsort bildete.

Tripolis und Barka.

Zu den türkischen Besitzungen in Afrika gehört noch Tripolis und Barka, das nordöstlich von der Oase Siwah, westlich von Tunis begrenzt wird und auf einem Flächeninhalt von 1033400 qkm eine Einwohnerzahl von 1000000 aufweist. Der Nationalität nach verteilt sich die Bevölkerung auf Berber, Araber, Mauren und Weiße, von denen die drei ersten Kategorien dem Islam anhängen, während die übrige weiße Bevölkerung hauptsächlich Christen, zum kleinsten Teile Juden sind.

Tripolis war im Altertum von einem Mischvolke verschiedener Abstammung bewohnt, das sich aus Philistern und Phönikern zusammensetzte. Im 12. Jahrhundert gehörte Tripolis zum Königreich Jerusalem und bildete unter Balduin II. eine Grafschaft, die jedoch zu dem eigentlichen Königreiche nur in lockerem Lehnsverbande stand. 1289 fiel Tripolis in die Hände der Kreuzfahrer, wurde ihnen aber kurz darauf von den Mameluckken wieder abgenommen, die sich des Reiches Jerusalem bemächtigt hatten. Diese eroberten die Stadt Tripolis, zerstörten sie zum großen Teil, und seitdem blieb Tripolis und Barka für das Christentum verloren. Im 16. Jahrhundert stand es unter der Herrschaft von Piratenhäuptlingen. Unter Karl V. fiel es in türkische Gewalt und wurde bis 1831 von erblichen Paschas beherrscht, die von dem Sultan in Konstantinopel abhängig waren. Jetzt ist es eine türkische Provinz, die von einem in Konstantinopel ernannten Gouverneur verwaltet wird, der den offiziellen Titel Wali (Statthalter) führt.

Tripolis ist hinsichtlich des Handels ziemlich begünstigt, hat aber vielfach unter den Einfällen der Tuareg zu leiden, eines nomadischen räuberischen Berberstammes der Sahara,

der dem Eindringen der Civiliſation die denkbar größten Schwierigkeiten bereitet. Der Stamm iſt erſt ſehr mangelhaft bekannt und ſeit den ſechzig Jahren, in denen Frankreich ſich in Nordafrika feſtgeſetzt hat, iſt es kaum gelungen, bis zu ihnen vorzudringen. Die Tuareg herrſchen auf dem ungeheuren Gebiet zwiſchen Marokko, Algier, Tunis und Tripolis im Norden und dem Tſadſee im Süden. In dieſem Sandmeer befinden ſich Oaſen, die ihnen als Zufluchtsorte dienen.

Der Name der Tuareg iſt bei den Forſchungsreiſenden verpönt, beſonders bei den Franzoſen, von denen zahlreiche unter der Hand dieſer Räuberbanden ihr Leben gelaſſen haben. Sie ſind die letzten Überbleibſel der Berber, welche die Urbevölkerung von Nordafrika bilden. Die Römer, die Vandalen, die Byzantiner und die Araber drängten dieſe libyſchen Berber unaufhörlich in die große Wüſte zurück, und ganz beſonders benahmen ſich die arabiſchen Eroberer wild und blutdürſtig. Die chriſtlichen Berber, die ſechs Jahrhunderte lang die blühende Kirche Afrikas bildeten, der auch der heilige Auguſtin angehörte, wurden gezwungen, den Islam anzunehmen. Man ließ ſie ihren Widerſtand teuer bezahlen; ihre Äcker wurden konfiſziert, ihre Olivenbäume verbrannt. Schon im 9. Jahrhundert hatte ihre Ausrottung begonnen und wurde zwei Jahrhunderte lang fortgeſetzt. Die Berber haben von dieſer Austreibung nur noch eine ſehr ſchwache Erinnerung, denn ſie beſitzen keine Schriftſprache, die ihnen geſtattet, ihre geſchichtlichen Ereigniſſe aufzuzeichnen.

Die Tuareg teilen ſich in vier große Stämme, die über die ungeheure Wüſte der Sahara verbreitet ſind. Im Süden von Algerien hauſen die Hoggar und die Azdjer, während die Aulemiden und die Kelui im Süden des Landes ſitzen. Die Azdjer ſind die einzigen, mit welchem man von europäiſcher Seite hat in Verbindung treten können.

Der Krieg und die langen Streifzüge durch die Wüſte ſind ſo ziemlich die einzige Beſchäftigung der Tuareg, und auf ihren raſchen Kamelen legen ſie über 100 km täglich zurück. Ihre Geſichter haben ſie mit ſchwarzen Schleiern bedeckt. Wohl ſelten hat jemand die unverſchleierten Züge eines Tuareg-Kriegers geſehen, und der größte Beweis von Freundſchaft, den ein Tuareg dem andern zu geben vermag, beſteht darin, daß er den Schleier ein wenig lüftet. Das übrige Koſtüm der Tuareg beſteht aus einer Mütze aus rotem Stoff mit großen, ſchwarzen Eicheln, in einem langen weißen Hemd, einer breiten roten Schärpe mit einer ärmelloſen ſchwarzen Bluſe, die mit Gold- und Silberſtickerei reich verziert iſt. Die weiten weißen Hoſen reichen bis zu den Knieen, und die Füße ſtecken in Sandalen aus Ziegenleder. Auf der Bruſt trägt er mit Lederkettchen um den Hals befeſtigt kleine Fellſäcke oder Metallkäſtchen mit Amuletts, die oft aus großen Smaragden beſtehen. Um den Arm trägt der Tuareg-Krieger goldene oder ſilberne Armbänder, die den böſen Blick beſchwören ſollen.

Als Waffe benutzt er einen kurzen Dolch und einen ſcharfen Säbel, den er an einem Kupferarmband an ſeinem linken Arme trägt. Der Griff hat ſtets die Form eines lateiniſchen Kreuzes und iſt mit fünf Kupfernägeln verſehen, ebenfalls in Form eines Kreuzes. Der Haufſa, der mit zwei Händen geführte Säbel, hängt an einer ſtarken Baumwollſchnur, die in zwei breite Eicheln ausgeht, an ſeinem Halſe. Auf ihren Streif-

zügen nehmen die Tuareg stets ihre langen Eisenlanzen mit, die sie in die Erde stecken, wenn sie nachts ein Lager aufschlagen oder sich auf dem Erdboden ausruhen. Als Verteidigungswaffe tragen sie einen breiten Schild aus Antilopenhaut, während sie die Feuerwaffen verschmähen.

Die Tuareg sind große, schlanke und wohlgebaute Gestalten. Sie sind ernst, schweigsam, unbeweglich, fühllos und tragen für alles, was sie umgibt, die größte Verachtung zur Schau. Sie sind hochmütig, zanksüchtig, verschlagen, eigensinnig und leicht reizbar, aber äußerst tapfer. Sie fühlen weder Entbehrung, noch Ermüdung, sind mitleidslos in ihrem Haß und wild und grausam in ihrer Rache.

Den Kriegen der einzelnen Stämme geht stets eine regelrechte Herausforderung voraus, und häufig kommt es zu Zweikämpfen zwischen einzelnen Häuptlingen. Dank der Schnelligkeit ihrer Rennkamele legen sie in kürzester Zeit die größten Strecken zurück und sind der Schrecken der Karawanen.

Muselmanen sind die Tuareg nur den Namen nach, denn sie sprechen die vorschriftsmäßigen Gebete nicht und nehmen auch nicht die üblichen Waschungen vor, die der Prophet Muhamed bei seinen Anhängern angeordnet hat. Sie bedienen sich des Korans nur bei ihren Schwüren, die sie übrigens ehrlich und aufrichtig halten. Die arabische Sprache ist ihnen fast gänzlich unbekannt, und sie sprechen dafür ein Idiom, das mit dem der Kabylenstämme Algeriens viel Ähnlichkeit hat. Die vornehmen Tuareg beten fast nie, sondern überlassen diese Tätigkeit einzelnen Stämmen, die eine Mittelklasse bilden und von den Tuareg Tueslimen genannt werden. Das sind ehemalige vornehme Stämme, die heute in Verfall geraten sind, oder eingeborene Stämme, welche von den Tuaregkriegern unterjocht worden sind. Diese Imrads, wie man die letzteren nennt, nehmen gewissermaßen eine dienende Stellung ein und sind von verschiedenen Vorrechten ausgeschlossen, die einzig und allein der Kriegerklasse zustehen. Sie bezahlen einen ziemlich bedeutenden Tribut an Vieh, Datteln und Sklaven, erfreuen sich aber abgesehen davon der größten Freiheit. Die Greise, Frauen, Kinder und Sklaven wohnen in Dörfern und hausen nicht unter Zelten, wie die Vornehmen. Heiraten zwischen Herren und Dienerinnen sind ziemlich häufig, und die Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgehen, gehören dem Stamme der Mutter — auf Grund des alten saharischen Sprichwortes: „Die Mutter gibt dem Kinde die Farbe".

Die religiösen Stämme führen keinen Krieg, sondern widmen sich dem Handel. Sie schlichten Frieden unter den Vornehmen, dienen den Karawanen als Führer und knüpfen Beziehungen zu den Fremden an. Die vornehmen Tuareg schätzen sie ziemlich gering, doch sie verstehen es, sich durch ihre Kenntnisse der Außenwelt, durch die geheimnisvolle Kraft ihrer Talismane und durch die diplomatische Geschicklichkeit, die ihnen innewohnt, nützlich, ja sogar unentbehrlich zu machen.

Die Kriegerstämme stehen unter der obersten Leitung eines Häuptlings, des Amenokol, dem ein Rat berühmter Greise zur Seite steht. Dieser Ratsversammlung gehören auch einige Frauen an, die sich vermöge ihrer Kenntnisse, ihrer Lebenserfahrung oder ihrer vornehmen Abstammung eines besonderen Ansehens erfreuen. Bei den Tuareg brauchen

die Frauen nicht verſchleiert zu gehen; ſie können tun und laſſen, was ihnen beliebt, ſogar Handel treiben; nur dürfen ſie keinen Krieg führen. Die Vielweiberei iſt wenig verbreitet. Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft, und Erbſchaftsſtreitigkeiten werden ſtets dahin geſchlichtet, daß der älteſte Sohn der Schweſter ſeinem Oheim folgt.

Es iſt keine Frage, daß dieſes kriegeriſche Volk lähmend auf die Entwickelung eines ganzen Reiches einzuwirken vermocht hat. Wenn es gelungen ſein wird, dieſe wilden Horden von den Grenzen des Landes vollſtändig fern zu halten, dürfte ſich auch der Handel heben, der ſchon jetzt nicht unbedeutend iſt und nach den letzten Schätzungen eine Ausfuhr von 8000000 Mark bei einer Einfuhr von 9000000 verzeichnet. Die Haupterzeugniſſe ſind Gerſte und andere Getreide, auch wird in Straußenfedern ein ziemlicher Umſatz erzielt.

Die Hauptſtadt Tripolis, türkiſch Tarabulos, hat eine Einwohnerzahl von 35000 und beſitzt als Hafen eine gewiſſe Bedeutung. Äußerlich macht die Stadt einen recht lieblichen Eindruck, der allerdings bei näherer Betrachtung ſchnell verſchwindet, da ſie wie faſt alle Städte Nordafrikas ſehr ſchmutzig iſt und zahlreiche krumme Winkelgaſſen aufweiſt.

An Tripolis ſchließt ſich noch der Bezirk Feſſan an, in welchem die Tuareg ihr Hauptquartier aufgeſchlagen haben, und deſſen Hauptſtadt Murſuk iſt. Der Flächeninhalt beträgt 305 300 qkm; die Bewohnerzahl dürfte auf 50000 zu veranſchlagen ſein, während Murſuk über 5000 Einwohner verfügt. Die Stadt befindet ſich in halb verfallenem Zuſtande, wozu nicht zum wenigſten die trockene, ungeſunde Luft beiträgt. Von den Gebäuden und Häuſern, die meiſtens aus Lehm aufgeführt ſind, iſt die Citadelle, mit der für die Verhältniſſe des Landes ungewöhnlich großen Kaſerne zu erwähnen.

Der Bezirk Barka, der Tripolis im Oſten begrenzt, iſt heut vollſtändig öde und verfallen, auch die Hauptſtadt Bengaſi treibt nur einen ſehr geringen Handel, der über die nächſte Oaſe wohl kaum hinaus geht.

5. Die europäischen Kolonien.

Den Kolonien europäischer Staaten sind nach den Ereignissen der letzten Jahre allerdings auch Madagaskar und die ehemaligen Burenrepubliken beizuzählen, doch haben wir dieselben auf Grund ihrer sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung bereits abgesondert betrachtet.

Die Kolonialbesitzungen in Afrika verteilen sich auf fünf Nationen, nämlich auf England, Portugal, Spanien, Frankreich und Deutschland. Die Staatseinrichtung ist eine durchaus verschiedene; einzelne Kolonien haben nur eine europäische Verwaltung, während andere wieder selbständig verwaltet werden, doch unter dem Protektorat einer europäischen Macht stehen. Andere gelten als Schutzgebiete, ein großer Teil sind wirkliche Kolonien.

Die englischen Kolonien.

Die Kolonien Großbritaniens umfassen folgende Gebiete: Transvaal und Orange-Freistaat, Rhodesia, Natal, Kapkolonie, Nigeria und Gambia, Sierra Leone, Lagos, St. Helena, Ostafrikanisches Protektionsgebiet mit Uganda und Sansibar.

Der Transvaal-Republik und dem Oranje-Freistaat am nächsten liegt das Kapland, dessen Geschichte wir schon einmal kurz gestreift haben. Die ersten Kolonisationsversuche fallen in das Jahr 1601, wo sich holländische Ansiedler hier niederließen. 1795 bemächtigten sich die Engländer eines Teiles des Gebietes, den sie 1803 aber wieder herausgeben mußten. Jedoch schon drei Jahre später kam die Kolonie vollständig an England, das seitdem bis auf den heutigen Tag im Besitz derselben ist. Es hatte schwere Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. In den ersten Gefechten wurden die Engländer geschlagen, und der Kaffernstamm der Amakosa behielt zunächst den Osten der Kolonie in seiner Gewalt. Später wußte England den Kaffernhäuptling Gaika auf seine Seite zu ziehen; doch dessen Engländerfreundlichkeit gefiel seinen Stammesgenossen nicht, er wurde von seinem Oheim verdrängt, dieser aber wiederum von den Engländern aus den östlichen Gebieten vertrieben. Die Bemühungen der britischen Regierung, Gaika 1818 wieder in sein Reich zurückzuführen, hatten im nächsten Jahre den ersten Kaffernkrieg zur Folge, in welchem die Engländer schwere Verluste erlitten. Dennoch kam es 1820 zum Frieden. Mit Gaikas Tode begannen die Feindseligkeiten 1829 aufs neue. Auch dieser Krieg brachte den Engländern viele Verluste, und die Kolonie hatte große Mühe, des übermütigen Feindes Herr zu werden. Zwar kam es 1830 noch einmal zum Frieden, aber 1835 erfolgte eine Erhebung sämtlicher Kaffernstämme. Wieder gelang es erst nach schweren Anstrengungen, die Kaffern zurück zu drängen, und wieder mußten die Amakosa wie bei den früheren Friedensschlüssen einen Teil ihres Besitzes hergeben.

Auch diesmal dauerte die Ruhe nicht lange, schon 1846 kam es zum vierten Kriege. Diesmal schlossen sich bereits einige Kaffernstämme den Engländern an, und die Erhebung endete insofern günstig für England, als es neuen Landzuwachs erhielt und die Kapkolonie sich um das große Gebiet von Britisch-Kaffraria vergrößerte. — 1850 begann der fünfte Krieg, der England 40 Millionen Mark kostete, aber mit der gänzlichen Vernichtung einzelner Stämme endete. Unterstützt wurden die Bestrebungen Englands durch eine fürchterliche Hungersnot, welche die Kaffernstämme heimsuchte, so daß ganze Stämme an den Rand des Verderbens geführt wurden. Was die Flinten und Kanonen der Engländer nicht zu stande gebracht, vollführte in kurzer Zeit der Hunger. Noch in den letzten Jahren haben verschiedene Aufstände der Kaffernstämme in der Kapkolonie stattgefunden, die aber schnell von den Engländern unterdrückt worden sind.

Der Flächengehalt der Kapkolonie beträgt 756 903 qkm; dem eine Bevölkerung von 2 433 000 Seelen gegenübersteht. Die Weißen nehmen davon etwa den vierten Teil ein, die Kaffern, vor allem die civilisierten und zum Christentum bekehrten Fingos, bilden die Hälfte der Bevölkerung, während der Rest sich aus Mischlingen, Malaien und Hottentotten zusammensetzt; mit einbegriffen sind die Basuto, die an den Drakenbergen hausen. Der Flächeninhalt des Basuto-Landes beträgt 31 490 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 264 100.

Die Kapkolonie, welche seit 1853 eine Verfassung hat, wird von einem Gouverneur geleitet, dem ein aus sechs Mitgliedern bestehendes Ministerium zur Seite steht. Die Volksvertretung ist nach dem Muster des Mutterlandes gebildet und zerfällt in ein Ober- und ein Unterhaus; das erstere setzt sich aus 22, das zweite aus 72 Abgeordneten zusammen. Die Ausgaben überwiegen noch immer wie in früheren Jahren die Einnahmen, und die Kolonie hat eine Staatsschuld von 641 000 000 Mark.

Die Haupteinnahmequelle der Kapkolonie bieten die Viehzucht und der Bergbau, während der Ackerbau infolge der mangelnden Bewässerung nur in einzelnen Gebieten betrieben werden kann. Die Diamantenausfuhr ist eine hochbedeutende und beträgt durchschnittlich 250 000 Karat. Erwähnenswert ist auch der Weinbau, der besonders die Constantia-Weine erzeugt. Dem Handel mit Straußenfedern hat man durch Anlegung von Straußenfarmen eine größere Ausdehnung zu geben gewußt, so daß jährlich für 15 bis 20 Millionen Mark Federn ausgeführt werden. Der Ausfuhrhandel betrug im Jahre 1901 bis 1902 194 Millionen, denen eine Einfuhr von 437 Millionen Mark gegenüberstand. Etwa den vierten Teil des Gesamtexportes darf die Wolle beanspruchen, und ihr gesellen sich Häute, Felle, Weine, Diamanten nnd Kupfer zu.

Von den Städten ist zunächst Kapstadt an der Tafelbai zu nennen, deren Gründung in das Jahr 1652 fällt, und deren Bevölkerung sich auf 51 000, mit den Vorstädten auf 84 000 beziffert. Sie ist der Sitz eines englischen und eines römisch-katholischen Bischofs und hat 16 Kirchen. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind die Stadthalle und das Museum zu erwähnen, während die Universität der Stadt das geistige Gepräge gibt. Einen hervorragenden Schmuck bildet der botanische Garten, der von den Bewohnern zum Ziel ihrer Ausflüge benutzt wird. Für den Diamantenhandel von hoher Bedeutung

ist das schon erwähnte Kimberley, andere wichtige Städte sind Port Elisabeth, Distrikts- und Hafenstadt an der Angola-Bai, Grahamsstown, Bischofssitz und Eisenbahnknotenpunkt, Beaconsfield, Paarl, King-Williamsstown, Ost-London, Graaf-Reinett als Eisenbahnknotenpunkt wichtig, und Worcester.

Mit der Kapkolonie eng zusammen hängt Rhodesia, auch Britisch-Sambesia genannt, das sich südlich vom Sambesi bis zur Kapkolonie erstreckt und das Betschuanen-, zum Teil auch das Matabele-Land umfaßt. Es hat einen Flächeninhalt von 1664310 qkm mit einer Bevölkerung von 2044480. Die Zusammensetzung der Nationalitäten ist fast dieselbe, wie in der Kapkolonie; ebenso überwiegen auch hier die Ausgaben bedeutend die Einnahmen, da das Budget des Jahres 1901—02 11½ Mill. Einnahmen, dagegen über 19 Mill. Ausgaben anführt. Als Hauptort gilt Salisbury.

Das Gebiet Natal wurde 1839 von den Buren gegründet und verdankt seine Entdeckung Vasco da Gama, der das Land 1497 entdeckte. Seit 1843 befindet sich Natal in englischer Gewalt und bildete im letzten südafrikanischen Kriege den Schauplatz der östlichen Kriegsoperationen. Die Kolonie, der auch das Zululand beigeschlossen werden kann, hat einen Flächeninhalt von 70890 qkm mit einer Einwohnerzahl von 925118. Die Kolonie ist von der Natur besser begünstigt, als die Kapkolonie, wie aus der größeren Ausbreitung des Ackerbaues ersichtlich ist, und eine weitere Folge davon ist es, daß die Einnahmen hier die Ausgaben überwiegen, denn im Jahre 1901 stand einer Ausgabe von ungefähr 51 Mill. eine Einnahme von 61 Mill. gegenüber, zu der allerdings noch eine Schuldenlast von 216 Mill. trat. Trotzdem hat die Kolonie eine große Zukunft, das gilt besonders von den Städten im Osten und Süden, die in raschem Aufschwung begriffen sind. Der Bergbau, der sich hauptsächlich auf Kohlenförderung beschränkt, ist stark hinter den Ackerbau zurückgetreten, dessen mannigfaltige Produkte, von denen das Zuckerrohr in erster Reihe steht, eine Haupteinnahmequelle der Bevölkerung bilden. Ferner wird in Fellen, Straußenfedern, Baumwolle und Wolle ein schwunghafter Handel getrieben, so daß die Ausfuhr durchschnittlich 32 Millionen Mark beträgt, der allerdings eine noch größere Einfuhr von etwa 100 Mill. Mark gegenüber steht. Die englische Regierung unterhält in Natal ein Truppenkontingent von 1572 Mann. Die Anzahl der Schiffe der Handelsflotte belief sich auf hundert.

Von den Städten sei Pietermaritzburg genannt, das als Eisenbahnknotenpunkt und durch bedeutenden Handel in Wolle und Straußenfedern wichtig ist. Daneben ist noch Port Natal zu erwähnen.

Wenden wir uns von der Kapkolonie dem Niger zu, wo wir die Kronkolonie Nigeria vorfinden. Dieselbe umfaßt 875100 qkm mit 24 Mill. Einwohnern, die hauptsächlich aus heidnischen und muhamedanischen Negern bestehen.

Unter den westafrikanischen Besitzungen Englands finden wir die Kolonie Gambia an der Mündung des Flusses gleichen Namens. England besitzt hier mehrere Landstriche, sowie auch die Stadt Bathurst, die jedoch nur als Handelsfaktorei Bedeutung hat. Daneben sind noch die Forts George und Yarbatenda zu erwähnen.

Die Kolonie Sierra Leone zwischen Liberia und den französischen Besitzungen wurde im Jahre 1791 von der Sierra Leone-Kompanie als Niederlassung für freigelassene Sklaven gegründet. Infolgedessen ist die Bevölkerung äußerst gemischt, und setzt sich neben eingewanderten Europäern aus Negern und Mulatten zusammen. Der Hauptort ist Freetown, ein ziemlich bedeutender Handelsplatz und dadurch bemerkenswert, daß eine große Reihe von religiösen Sekten hier ihre Bethäuser, ungefähr 25 an der Zahl, besitzt. Zu den Eigentümlichkeiten gehört es auch, daß die Männer in der großen Überzahl sind.

Von der Goldküste, in die sich England mit Frankreich teilt, besitzt die britische Regierung in erster Reihe die Hafenstädte Cape Coast Castle und Elmina; das ganze Gebiet dürfte ungefähr 100 199 qkm mit 1 500 000 Einwohnern umfassen. Die beiden genannten Städte werden hauptsächlich von Negern bewohnt, die in Palmhütten hausen. Von europäischen Gebäuden ist nur eine geringe Anzahl vorhanden, und auch sie haben keinen besonderen Komfort aufzuweisen. Cape Coast Castle treibt einen ziemlich starken Handel mit Gold und exportiert daneben Palmöl und Elfenbein.

An das Nigergebiet schließt sich fast unmittelbar die Kolonie Lagos an, deren bedeutendster Handelsplatz denselben Namen führt. England erwarb dieses Gebiet im Jahre 1861 und hat hier bereits bedeutende Erfolge zu verzeichnen, wie aus der Bevölkerungszahl hervorgeht, die auf 2763 qkm 90 000 beträgt, wovon auf die Hauptstadt nicht weniger als 37 000 entfallen. Der Hauptausfuhrartikel ist Palmöl, während der Import sich in erster Reihe mit Branntwein befaßt. Zu Lagos gehören auch noch die Gebiete Jaruba und Nupe, die eine ziemlich starke Bevölkerung aufzuweisen haben.

Fassen wir die vier Gebiete Sierra Leone, Gambia, die Goldküste und Lagos zusammen, so gewinnen wir einen Flächeninhalt von 345 390 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 4 698 403. Der Nationalität nach verteilen sich dieselben auf eingewanderte Europäer, Mulatten und Neger, die der Religion nach zum größten Teile Heiden sind. Einnahmen und Ausgaben hielten sich so ziemlich die Wage; einer Einnahme von 20 Mill. Mark stand einer Ausgabe von 19 Mill. Mark — mit einer Schuldenlast von 22 Mill. Mark gegenüber. Der Einfuhrhandel belief sich auf 62 Mill. Mark, die Ausfuhr dagegen nur auf 32 Mill. Mark.

Von den Inseln im Indischen Ozean gehören England St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha. Die weitaus größte Bedeutung hat von diesen Inseln St. Helena mit 122 qkm und 3890 Einwohnern. Sie ist vulkanisch und wird von England hauptsächlich als Kohlenstation benutzt. Historisch hat sie ihren Wert durch Napoleon I., der nach der Schlacht von Waterloo hierher verbannt wurde und bis zu seinem Tode (1821) hier lebte. Als Hauptstadt ist Jamestown zu erwähnen. Eine andere traurige historische Bedeutung hat die Insel noch dadurch, daß ein Teil der gefangenen Buren hierher verschickt wurde. Die berüchtigten Konzentrationslager der Engländer, die gerade auf St. Helena eine so große Rolle spielten, sind wohl noch in lebhafter Erinnerung.

Bedeutend kleiner — nämlich nur 88 qkm — ist die Insel Ascension, die etwa 800 m über dem Meeresspiegel liegt, fast ausschließlich aus vulkanischem Basaltgestein

besteht und nur eine dürftige Vegetation erzeugt. Das Klima ist sehr schwankend, und die Insel selbst wird nur noch als Kohlenstation benutzt. Als Hauptort ist Georgetown zu erwähnen, ein sehr spärlich bevölkerter Platz.

Noch winziger ist das kleine Eiland Tristan da Cunha, das zwar, größer als Ascension, einen Flächeninhalt von 116 qkm, aber eine noch geringere Bevölkerung aufzuweisen hat. Es hausen auf der ganzen Insel nur 17 Familien mit 76 Mitgliedern, von denen fast alle auf der Insel geboren sind.

Faßt man die drei Inseln St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha zusammen, so ergiebt sich ein Flächeninhalt von 327 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 4886 Einwohnern. Der größte Teil besteht aus Negern, die Minderheit aus eingewanderten Europäern, die sich der Religion nach auf Anglikaner, Protestanten und Katholiken verteilen. Die Einnahmen der drei Inseln betrugen im Jahre 1901 5000 Mark, die Ausgaben 3000, mit einer Staatsschuld von 4000 Mark. Der Ausfuhrhandel beschränkte sich auf einen Umsatz von 4000 Mark, während für 1 800 000 Mark importiert wurde.

In Englisch-Ostafrika gehören zum Bestande von Großbritannien östlich von Madagaskar die Inseln Mauritius und Rodriguez, nördlich die Amiranten und Seychellen, sowie die Insel Sokotra. Die erstgenannte, Mauritius, gehörte bis zum Jahre 1815 zu Frankreich. Vorher befand sie sich in holländischen und ganz zuerst in portugiesischen Händen. Unter französischer Herrschaft hieß sie Isle de France und fiel im Pariser Frieden an England. Bemerkenswert ist Mauritius wegen der reichen Anpflanzung von Zuckerrohr, die dem ganzen Geschäftsleben das Gepräge gibt. Mauritius hat einen Flächeninhalt von 1925 qkm mit etwa 375 000 Bewohnern. Das Hauptkontingent stellen indische Arbeiter. Die Hauptstadt Port Louis besitzt eine Einwohnerzahl von 58 000 und ist gegen früher zurückgegangen, da die Zählungen aus dem Jahre 1890 bereits 66 000 Einwohner verzeichneten. Port Louis ist Eisenbahnknotenpunkt und Festung und betreibt einen ausgedehnten Handel in Zuckerrohr.

Weit geringere Bedeutung verdient Rodriguez, das nur über einen Flächeninhalt von 275 qkm mit 1500 Einwohnern verfügt. Auch hier wird viel Zuckerrohr gebaut, dessen Ertrag zum Teil in den Städten von Mauritius zur Ausfuhr gelangt.

Fassen wir die Inselgruppen von Mauritius, Rodriguez, Seyschellen, Amiranten mit den dazu gehörigen Nebengebieten in englischem Besitz zusammen, so ergibt sich ein Gesamt-Flächeninhalt von 2 812 qkm mit einer Einwohnerzahl von 395 119 Seelen. Die Bevölkerung ist ziemlich dicht, denn es kommen nicht weniger als 141 auf den qkm, von denen der größte Teil Inder, der allerkleinste Europäer sind, die sich der Religion nach auf Katholiken, Hindus, Muhamedaner und Protestanten verteilen. Recht bedeutend war die Einfuhr mit 60 Millionen, wurde aber von der Ausfuhr mit 69 Millionen noch übertroffen.

Ein recht sandiges Land ist die Insel Sokotra, die infolge der geringen Bewässerung auch nur einen geringfügigen Ackerbau ermöglicht. Ihr zuzuzählen sind die Inseln Abd-al-Kuri, Samha und Darsa und der Gesamtflächeninhalt beträgt 3 579 qkm mit 12 000 Einwohnern. Die Einnahmen des Jahres 1901 betrugen 500 000 Mark und

Ein weiteres Beispiel für die Verwendung von Kamelen als Lastentiere: Die Kamelkarawane der Expedition von Rudolf Carl von Slatin Pascha (1857–1932) durchquert 1898 die Sahara. Slatin war von 1879 bis 1895 Gouverneur der Provinz Darfur im Sudan. Nach seiner Flucht aus der Gefangenschaft des Mahdi 1895 in Omdurman wurde er 1896 Generalinspekteur des Sudan. Slatin Pascha war Autor des Buches „Fire and Sword in the Sudan" (Feuer und Schwert im Sudan), das 1896 in London erschien.

Afrika. Ein Lager Emin Paschas (1840–1892) in der Provinz Equatoria im Südsudan. Emin Pascha, eigentlich Eduard Carl Oskar Theodor Schnitzer, war ein deutscher Arzt und Afrikaforscher. Er war von 1876 bis 1878 Gouverneur der Provinz Equatoria im Südsudan. Nach dem Aufstand des Mahdi 1883 wurde er 1886

Bald nach meiner Ankunft in Amsterdam, am 9. Juni 1938, war ich mit meinem Freund Wilhelm Hoffmann, der in Amsterdam lebte, zu Gast bei Freunden in Bussum. Wir saßen auf der Terrasse, als ein Mann vorbeiging, der mir bekannt vorkam. Ich sagte zu Wilhelm: „Das ist doch Einstein!" Wilhelm antwortete: „Ja, das ist Einstein." Ich sprang auf, lief ihm nach und sprach ihn an. Er erkannte mich sofort wieder und wir begrüßten uns herzlich. Er lud mich ein, ihn in Princeton zu besuchen, und versicherte, Einwanderungsvisa seien kein Problem, man müsse nur einen Antrag stellen.

Max Delbrück, Amsterdam, 1938. Delbrück: „Ich war zufällig Einsteins Nachbar in Princeton, und wir gingen oft zusammen zum Institut. Einstein war ein sehr einfacher Mensch, ohne jede Allüren. Er war ein Mensch, der sich ganz seinen Ideen hingab, und ich glaube, daß er sich nicht viel aus Ruhm machte. Aber er war ein Mensch, der sich sehr für Politik interessierte, und er hatte eine sehr klare Meinung über Politik."

Mit Ausnahme von Ost-Afrika, Deutsch-Südwest-Afrika und Deutsch-Kamerun ist die Kolonie noch wenig bekannt.

Die Bevölkerung besteht aus sogenannten Bantu- oder Kaffern- und Hottentotten-Stämmen.

Die europäischen Kolonien.

Mit Ausnahme von Liberia und Abessinien sind alle Länder Afrikas in den Händen der Europäer. Die Karte zeigt, welche Gebiete den einzelnen Staaten gehören.

Allerdings war Wien damals noch, als Kaiserin Maria Theresia den Thron bestieg, nicht die Residenz, wie sie heute ist, noch auch die prächtige Ringstraße, wie sie heute ist, vorhanden. Aber Wien war schon damals eine große Stadt, und es ist interessant, sich die Stadt, wie sie damals war, zu vergegenwärtigen. Wir haben zu diesem Zwecke einen Plan von Wien aus dem Jahre 1770 vor uns, der uns die Stadt, wie sie damals war, zeigt.

Plan von Wien aus dem Jahre 1770.

Wir sehen, daß Wien damals noch von Wällen und Gräben umgeben war, die an Stelle der heutigen Ringstraße sich befanden. Wir sehen ferner, daß die Stadt damals nur einen kleinen Teil des heutigen Wien ausmachte. Wir sehen, daß die Vorstädte, die heute einen großen Teil der Stadt ausmachen, damals noch nicht vorhanden waren. Wir sehen, daß die Stadt damals nur einen kleinen Teil des heutigen Wien ausmachte. Wir sehen, daß die Vorstädte, die heute einen großen Teil der Stadt ausmachen, damals noch nicht vorhanden waren.

Wege zu suchen, um in das Innere des Landes vorzudringen. Bereits im Jahre 1875 hatte Mr. Stanley, der berühmte Afrikareisende, welcher vom Jahre 1871 bis 1877 Afrika durchquerte, den Plan gefaßt, eine Eisenbahn von Matadi am Kongo nach Stanley-Pool zu bauen, um den Verkehr mit dem Innern zu erleichtern. Die Ausführung dieses Planes wurde jedoch erst im Jahre 1879 begonnen.

Das Bahnnetz, in der vorgezeichneten Linie, ist fertiggestellt, und es ist begonnen

Arbeiter der Kongo-Eisenbahn bei der Ausführung von Felsensprengungen. Nach einer Photographie. Arbeiter der Kongo-Eisenbahn bei der Ausführung von Felsensprengungen. Nach einer Photographie.

worden, die Linie Matadi-Leopoldville zu verlängern. Die Bahn ist 366 km lang und hat 14 Stationen. Sie ist in Spurweite von 1 m gebaut. Die Steigungen betragen 1 : 40, die Kurven haben einen Radius von 100 m. Die Kosten betragen 25 Millionen Francs. Die Bahn wird in 3 Stunden 30 Minuten befahren. Die Kosten für Personenbeförderung betragen 1. Klasse 0,25 Francs, 2. Klasse 0,15 Francs, 3. Klasse 0,10 Francs für den Kilometer. Die Kosten für Frachtbeförderung betragen 0,10 Francs für die Tonne und den Kilometer.

Mündung des Kongo. Ansicht von Banana. Nach einer Photographie. Im Vordergrund Banana, Mitte der Kongo mit Dampfern, am Ufer links Matadi-Bahnhof, rechts Boma. Im Hintergrund Kongo-Delta, Mündung des Kongo in den Atlantischen Ozean. Die Mündung des Kongo ist 4 km breit, 10 km oberhalb Banana 10 km, 30 km oberhalb Banana 20 km, 60 km oberhalb Banana 30 km, 100 km oberhalb Banana 40 km, 150 km oberhalb Banana 50 km, 200 km oberhalb Banana 60 km, 250 km oberhalb Banana 70 km, 300 km oberhalb Banana 80 km, 350 km oberhalb Banana

Wohl am schlimmsten von allen portugiesischen Kolonien steht es mit dem Besitztum in Senegambien, mit den Bissagosinseln in Portugiesisch-Guinea, das 69 qkm mit etwa 6000 Einwohnern umfaßt. Es ist vollständig im Verfall, und die Einnahmen sind durchaus bedeutungslos.

Hohen Wert dagegen hat für Portugal das Gebiet der Kapverdischen Inseln an der Westküste, die aus zwei Gruppen, einer nördlichen mit 5 und einer südlichen mit 6 Eilanden besteht. Der Flächeninhalt beträgt insgesamt 3851 qkm mit ca. 150 000 Einwohnern.

Die Inseln sind fast alle vulkanisch und als größte und bevölkertste ist Sao Thiago zu bezeichnen. Die Hauptstadt ist Porto Praya, doch hält sich der Gouverneur meistens auf Brava auf, die zu der südöstlichen Gruppe gehört und ein gesundes Klima hat. Auch die Kapverdischen Inseln sind äußerst fruchtbar, doch ist auch hier die Bodenbebauung eine so mangelhafte, daß sie in keiner Weise den wirklichen Verhältnissen entspricht, und die Inseln infolgedessen lange nicht so ausgebeutet werden, wie eine rationelle Kultur dies gestatten würde. Geerntet werden eigentlich nur Mais, Hirse, Reis, Zuckerrohr und Tabak, während Indigo und Baumwolle wild wachsen. In den letzten Jahren haben Einnahmen und Ausgaben sich so ziemlich die Wage gehalten, doch wären gerade die Kapverdischen Inseln bestimmt, einen hohen Nutzen abzuwerfen, sofern man es nur verstände, die in der Erde ruhenden Schätze zu heben.

Als letzte der portugiesischen Besitzungen sei Madeira genannt, die zusammen mit Porto Santo und den drei felsigen Desertas den sogenannten Madeira-Archipel bildet und auf einem Flächeninhalt von 815 qkm etwa 135 000 Einwohner zählt. Madeira ist wegen seines Weines weltberühmt und besitzt ein äußerst mildes Klima, das Lungenkranken häufig empfohlen wird. Erwähnenswert sind auch seine hohen, vulkanischen Berge, die bis zu 1970 m ansteigen. Seine Hauptstadt ist Funchal mit 18 000 Einwohnern, als Hafen und klimatischer Kyrort bedeutungsvoll.

Die spanischen Kolonien.

Spaniens Kolonialbesitz in Afrika ist äußerst gering und beschränkt sich auf die Kanarischen Inseln, Fernando Po und Annabom, zwei Küstenstriche an der Sahara und der Corisco-Bai, den Hafen Ifni und die bei Marokko gelagerte Presidiosgruppe. Sämtliche Kolonien umfassen einschließlich der westafrikanischen Küste 216 215 qkm mit 528 000 Einwohnern.

Die Kanarischen Inseln sind weniger eine Kolonie, als eine Provinz Spaniens und bestehen aus 7 großen und 6 kleinen Eilanden, von denen Teneriffa das größte ist. Die Bevölkerung setzt sich aus den jetzt fast vollständig ausgestorbenen Guanchen, die vielfach als Nachkommen der Vandalen angesehen werden, und eingewanderten Spaniern zusammen. Das Klima der Insel ist ein ganz ausgezeichnetes, und neben Wein- und Südfrüchten wird auch eine reiche Tabaksernte erzielt. Infolge des guten Weidelandes

Ab und zu Schwalbe, Mauersegler, Alpen- und Turmfalke, Uhu, Kolkrabe, Dohle, Alpendohle und Alpenkrähe. Die Alpendohle ist häufig, Dohle und Alpenkrähe sind selten. Kolkrabe und Uhu sind sehr selten. Der Uhu ist nur ein Mal beobachtet worden. Der Kolkrabe ist ein Mal beobachtet worden und ein Mal wurde ein Exemplar erlegt. Alpenkrähe und Kolkrabe sind Standvögel. Alpendohle, Dohle, Alpen- und Turmfalke sind Sommervögel.

Die Tiere von Wien sind in der Hauptsache die, welche Mitteleuropa überhaupt beherbergt. Es sind keine Tiere vorhanden, die für Wien besonders charakteristisch wären.

Wien. Blick vom Kahlenberg auf die Stadt.

Wien ist eine Stadt, die sich in der Ebene ausdehnt. Die Donau fließt durch Wien. Der Donaukanal ist ein Arm der Donau, der durch Wien fließt. Die Donau ist ein großer Fluß, der durch Wien fließt. Der Donaukanal ist ein kleiner Fluß, der durch Wien fließt. Die Donau ist ein großer Fluß, der durch Wien fließt. Der Donaukanal ist ein kleiner Fluß, der durch Wien fließt.

ſich auch einige deutſche Niederlaſſungen; Elobey gilt als Hafen und wird vielfach von deutſchen Schiffen zum Anlegen benutzt.

Am Rio d'Oro hat Spanien die Saharah-Küſte von Kap Bojador bis zum Kap Blanko inne, eine flache Sandwüſte, die nur an den bewäſſerten Stellen durch ihren Fiſchreichtum einige Bedeutung erlangt. Im Innenlande der Kolonie, im Weſten der Sahara iſt die Viehzucht hervorragend, die in Schafen, Ziegen, Pferden, Rindern und hauptſächlich in Kamelen betrieben wird. In den Oaſen, von denen Schingeti, Atar, Wadan und Walata genannt ſein mögen, ſind Araber und Tuareg zu Hauſe.

Ein etwa 40 qkm umfaſſendes Gebiet beſitzt Spanien in dem Hafen Ifni im Weſten von Marokko, der von etwa 1000 Menſchen bevölkert wird und für den Ausfuhrhandel einigermaßen in Betracht kommt, während die nördlich von Marokko belegene Gruppe der Preſidios, die aus Ceuta, Lelilla, Alkucelas, Chafarilas und Penon de la Domera beſteht, nur einem Flächeninhalt von 66 qkm entſpricht, auf denen jedoch 10 412 Menſchen ſitzen. Erwähnen wir nun noch das Kap Juan mit ſeiner Umgebung, ſo haben wir die ſpaniſchen Beſitzungen in Afrika erſchöpft und gehen nunmehr zu den italieniſchen Kolonien über.

Die italieniſchen Kolonien.

Die italieniſchen Kolonien laſſen ſich unter dem Namen Eritrea (Erythräa) zuſammenſchließen und umfaſſen die Bai von Aſſab am Roten Meer mit ihrem Territorium von etwa 130 km, die Küſte zwiſchen Raskasgar und Raheita von etwa 1000 km, die Inſel Maſſaua und die ſich daran anſchließende Inſel Dahlak. Das Ganze dürfte einem Flächeninhalt von 247 300 qkm mit einer Einwohnerzahl von etwa 330 000 Einwohnern entſprechen, von denen nur 3500 Europäer ſind.

Von dieſem ganzen Beſitz iſt am wichtigſten Maſſaua, beſonders die Stadt, die etwa 10 000 Einwohner hat und den vorzüglichſten Hafen des Roten Meeres repräſentiert.

In den letzten Jahren hat man hier eine Geſundheitsſtation für die Truppen eingerichtet, von denen nach der letzten Aufſtellung 1023 Italiener waren, während der Reſt von 4061 ſich aus Eingeborenen zuſammenſetzte.

Ferner hat Italien Beſitzungen an der Somali-Küſte, wo ihm ein Küſtenſtrich von etwa 1200 km gehören mag. Einige Sultanate beſtehen unter italieniſchem Protektorat, während ihm in Abeſſinien das Schutzrecht über dieſes Land infolge des letzten Krieges mit Menelik verloren gegangen iſt.

Die französischen Kolonien.

Sehr bedeutend sind die Kolonien, welche Frankreich in Afrika sein eigen nennt, denn sie umfassen nicht weniger als 4 717 370 qkm mit 25 195 331 Einwohnern, die sich auf die Länder Algerien, Tunis, Senegal, Sudan, Guinea, Elfenbeinküste, Kongo, Dahome, Somaliküste und einige Inseln am Roten Meere verteilen.

Algier. Betrachten wir zuerst Algerien, so sehen wir uns einem Gebiet von 797770 qkm mit 4789300 Einwohnern gegenüber. Man kann Algerien das Schmerzenskind Frankreichs nennen, denn die Geschichte dieses Landes ist reich an Kämpfen und Aufständen, die sich bis in die letzte Zeit fortgesetzt haben.

Im Jahre 46 n. Chr. wurde es von den Römern unterworfen, und der mauritanischen Provinz einverleibt. Im Jahre 429 eroberten es die Vandalen, die es bis 534 im Besitz behielten. Um diese Zeit kam es zum oströmischen Reich, bei dem es bis zum Jahre 690 blieb, bis sich die Araber seiner bemächtigten. 1516 erhielt es ein neues Herrschergeschlecht in den Nachkommen Hurok Babarossas, dessen Bruder und Nachfolger die türkische Oberhoheit anerkannte. Hurok und seine Nachfolger waren gefürchtete Seeräuber, die nicht nur in Afrika, sondern auch an den Küsten Europas Angst und Schrecken verbreiteten. 1541 unternahm Karl V. einen Zug nach Afrika, um die Korsaren zu unterdrücken. Sein Plan scheiterte, unter schweren Verlusten an Schiffen und Menschenleben mußte der Kaiser unverrichteter Sache abziehen, ohne die Seeräuber an der Ausübung ihres schändlichen Gewerbes hindern zu können. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bemühte sich England, der immer mächtiger um sich greifenden Seeräuberwirtschaft ein Ende zu machen, bis 1830 Frankreich das Land annektierte. Mit diesem Zeitraum begannen die Aufstände, die mit jedem Jahre heftiger wurden und schließlich das ganze Land ergriffen, als der Emir Abd-el-Kader sich an die Spitze der Bewegung stellte. Jahrelang, von 1834 bis 1847 verstand er es, die Franzosen in Schach zu halten und sie in zahlreichen, mehr oder weniger bedeutenden Gefechten zu besiegen. Eine große Anzahl von französischen Heerführern mußte vor dem ebenso schlauen wie tapferen Emir die Waffen strecken; und erst nachdem man zur Bestechung seine Hilfe genommen, gelang es, Abd-el-Kader seine Hilfsmittel abzuschneiden und im Jahre 1842 zur Flucht nach Marokko zu veranlassen. Schon glaubten sich die Franzosen im vollständigen Besitz des Landes, da tauchte er von neuem auf und suchte die Kabylenstämme zum Abfall und erneutem Kriege zu bewegen. Diesmal mit geringerem Erfolge, denn nur wenige Stämme folgten ihm, und wieder sah sich Abd-el-Kader genötigt, zum Sultan von Marokko zu fliehen, den er zum Kriege gegen Frankreich aufzuwiegeln suchte. Er entfesselte den alten Religionshaß der Araber, und es kam zu heftigen Gefechten, in welchen der Sieg häufig unentschieden blieb, bis die Franzosen schonungslos vorgingen, ganze Stämme ausrotteten und Abd-el-Kader schließlich zwangen, sich 1847 zu unterwerfen. Trotz des ihm versprochenen freien Abzuges wurde er gefangen genommen und mehrere Jahre in Amboise festgehalten, bis Napoleon III. ihm bei seiner Thronbesteigung die

Sailing with one boat astern and one ahead, the Admiralty barge, with Admiral Sir Thomas Hastings, K.C.B., Commander-in-Chief, on board, passes the Victoria Pier, Dockyard, Portsmouth, on the occasion of the Queen's visit to the Dockyard, 1854. Right: Victoria Pier, Dockyard, Portsmouth, 1854. Left: Victoria Pier, Dockyard, Portsmouth

Hinsichtlich der Kultur ist in diesem Lande noch sehr viel zu tun, da die Araber sich hartnäckig sträuben, den Civilisationsversuchen der Franzosen auch nur den geringsten Vorschub zu leisten. Die Schulen werden nur wenig benutzt, und äußerst gering ist die Zahl der Araber, die das französische Bürgerrecht erwerben. Der nationale Haß ist unausrottbar und dürfte noch schwere Kämpfe bringen. Die Methode der Milde, die man besonders nach dem deutsch-französischen Kriege in Algier zur Anwendung gebracht, hat keine besonderen Früchte getragen, da man die Nachgiebigkeit Frankreichs als Schwäche ansah und durch neue Empörungen zeigte, wie wenig die scheinbare Unterwerfung der Kabylenstämme ernst zu nehmen war.

Von den Ausfuhrprodukten ist in erster Reihe der Wein zu nennen, der ein Hauptkontingent stellt und in $2^1/_2$ Millionen Hektoliter durschnittlich exportiert wird. Von Getreiden stehen Weizen, Gerste und Hafer im Vordergrund, auch Datteln und Gemüse sind beträchtlich. Der Handel schwankt in den einzelnen Jahren um sehr starke Summen, hat sich aber 1901 bei der Einfuhr bis auf 261 Millionen Mark, bei der Ausfuhr auf 209 Millionen Mark entwickelt.

Von den Städten ist in erster Reihe Algier mit 97000 Einwohnern zu nennen. Die Stadt hat starke Befestigungen und verfügt neben dem Handelshafen noch über einen Kriegshafen. Sie zeigt ein eigentümliches Gemisch von europäischer Kultur und arabischer Barbarei, wirkt aber mit ihrer Küstenlandschaft und ihren weißen Häusern äußerst malerisch. Die Hauptstraße ist der Boulevard de la Republique, der einen prächtigen Ausblick auf die ganze Stadt bietet. Daneben hat die Place du Gouvernement als Promenade ihre Bedeutung, während die Place de la Republique in einer wunderbaren Palmenallee einen Schmuck besitzt, wie ihn nur wenige Städte aufzuweisen haben. Bemerkenswert ist noch die auf einer Terrasse gelegene Citadelle und das Arsenal, sowie das Theater, das in weißem Marmor ausgeführt ist und 1500 Personen zu fassen vermag.

Die zweitgrößte Stadt und westliche Hauptstadt des Landes ist Oran am Meerbusen gleiches Namens, die von 1509—1792 in spanischem Besitz, dann bis 1831 unter türkischer Herrschaft stand, seit 1831 an Frankreich gefallen ist. Auch ihre Befestigungswerke sind bedeutend; die Stadt ist mit einer starken Garnison belegt und hat außerdem als Eisenbahnknotenpunkt und Hafen Wichtigkeit.

Die Hauptstadt des Ostens repräsentiert Konstantine, das alte Cirta der Numidier. Sie hat historische Bedeutung im Jahre 1837 erlangt, als sie nach heftigen Kämpfen von den Franzosen erstürmt wurde.

Nach europäischem Muster erbaut ist die Stadt Bona, die auch im Ausfuhrhandel eine große Rolle spielt. Sie macht mit ihren Gärten, ihren Springbrunnen und Palmenhainen einen äußerst reizvollen Eindruck und ist das Ziel vieler Fremden, die hier mit Vergnügen die europäische Kultur wiederfinden, die die übrigen Städte Algeriens so schmerzlich vermissen lassen.

Ungefähr dieselbe Größe wie Bona, auch ungefähr dieselbe Einwohnerzahl besitzt Mustapha, während Blidah als Eisenbahnknotenpunkt in Betracht kommt. Eine äußerst interessante Stadt und darum das Ziel vieler Maler ist Biskra in dem Departement

Ebba, Heilige, Äbtissin von Coldingham, † 683. Tochter des Königs Aethelfrith von Northumbria und Schwester von Oswald, St. Oswiu und St. Oswald. Nach dem Tode ihres Vaters floh sie mit ihrer Mutter Bebba nach Schottland, wo sie in Abercorn (Berwickshire) Nonne wurde. Sie gründete das Kloster Coldingham, dessen Äbtissin sie wurde. Sie war eine Freundin des hl. Cuthbert, der sie oft besuchte. Ebba starb am 25. August. Ihr Gedächtnistag ist der 25. August. Sie wird dargestellt mit einem Kloster in der Hand, Attribut: Schwert.

Ebba der Jüngere, Heilige, Äbtissin, † 870. Tochter des Königs Aethelred von Northumbria. Sie gründete das Kloster Ebbanchester, dessen Äbtissin sie wurde. Sie starb am 25. August. Ihr Gedächtnistag ist der 25. August.

Ebbe, Heilige, Äbtissin von Minster-in-Thanet, † 751. Tochter des Königs Eadbald von Kent. Sie gründete das Kloster Minster-in-Thanet, dessen Äbtissin sie wurde. Sie starb am 7. Dezember. Ihr Gedächtnistag ist der 7. Dezember.

Frankreich bildete es sich zu einem Raubstaat aus, und mehrere Jahrhunderte hindurch machte es im Verein mit Algerien und Tripolis die Küsten von Europa, Asien und Afrika unsicher. Erst 1535 gelang es Karl V. Tunis zu erobern, dem Seeräuberunwesen des berüchtigten Piraten Hairaddin Barbarossa ein Ende zu machen und 20000 Christen, die in Tunis in Gefangenschaft schmachteten, die Freiheit wieder zu verschaffen. Im Jahre 1575 kam es unter die Herrschaft der Türken, die es seitdem durch Beys verwalten ließen, die vom türkischen Sultan abhängig waren. Erst 1881 gelangte es unter französische Schutzherrschaft. Dem Sultan steht ein Premierminister zur Seite, der aber nur rein repräsentative Bedeutung hat, da die ganze Verwaltung in den Händen des französischen Ministerresidenten liegt und auch alle bedeutenden Verwaltungsstellen mit Franzosen besetzt sind. Stationiert sind in Tunis von französischen Truppen zusammen 18514 Mann, während man dem Bey eine Ehrengarde belassen hat.

Infolge des fruchtbaren Bodens bilden Ackerbau und Viehzucht die Haupteinnahmequelle des Landes; Weizen und Gerste stellen das Hauptkontingent des Anbaues, und werden durchschnittlich für 10 Millionen Mark umgesetzt. Erträgnisreich ist auch der Weinbau, der sich noch besser gestalten wird, wenn man es erst verstanden hat, die Pflanzungen rationeller vorzunehmen. Sehr vernachlässigt sind die Waldbestände, für die bisher so gut wie gar nichts getan wurde, obwohl besonders Eichen sich in reicher Fülle vorfinden.

Der Handel ist ein ziemlich bedeutender, die Einfuhr des Jahres 1901 betrug 52 Millionen Mark, während die Ausfuhr sich auf ca. 32 Millionen belief. Als Produkte kamen hauptsächlich in Frage: Weizen und Gerste, Vieh, Olivenöl, Zink, Häute, Fische, Früchte, Gerberlohe, Wein und Datteln. Die Staatseinnahmen des Jahres 1902 hielten mit den Ausgaben die Wage, denn sie betrugen gleichmäßig 44 Millionen, während die Staatsschuld etwa 48 Millionen Mark aufwies.

Der Hauptstadt Tunis ist der Hafen Goletta zuzurechnen, der etwa zwei Stunden von ihr entfernt liegt. Tunis liegt am Salzsee El Bahira und ist in erster Reihe eine Fabrikstadt, die vorzugsweise Seiden- und Wollwaren, sowie die bekannten roten Mützen produziert. Die Straßen sind eng und krumm, zeichnen sich aber auch durch die bekannten weißen Häuser aus, denen man in Algerien so vielfach begegnet. Auffallend ist die große Anzahl von Gotteshäusern, die fast in jeder Straße auftauchen, so daß man in allernächster Nähe einer muhamedanischen Moschee ein christliches Kloster oder eine Synagoge trifft. Von den 170000 Einwohnern sind die Hälfte Muhamedaner. Die Stadt macht, abgesehen von dem schlechten Geruch, der sie durchzieht, einen recht civilisierten Eindruck. Der Hafen Goletta ist ziemlich seicht, so daß Schiffe nur in einiger Entfernung vom Lande vor Anker gehen können. Die Nordstürme haben hier schon großes Unheil angerichtet, so daß zahlreiche Schiffe an diesen Ufern untergegangen sind. Im Jahre 1820 ging die ganze tunesische Kriegsflotte an einem Tage unter, und noch jetzt kommen zahlreiche Strandungen vor, da es bei nördlichen Winden kaum möglich ist, hier Anker zu werfen. In der Nähe von Goletta liegen die Ruinen des alten Karthago, die häufig das Ziel der Reisenden sind. Wie Venedig wird auch Goletta von einem

Kanal durchzogen, der sich von Osten nach Westen erstreckt, und durch eine Drehbrücke, die von Sträflingen bedient wird, stellt man die Verbindung her. Die Häuser sind meistens einstöckig, machen aber namentlich in Neu-Goletta keinen unangenehmen Eindruck.

Weit imponierender als Tunis ist Kairuan, das im Jahre 1672 erbaut wurde und zur Blütezeit der arabischen Herrschaft die Hauptstadt von Nordafrika bildete. Infolge der zahlreichen religiösen Denkmäler ist diese Stadt den Muhamedanern heilig, und prächtige Moscheen sowie eine große Reihe muselmanischer Schulen legen davon Zeugnis ab, welche Bedeutung man ihr als religiöse Hauptstadt beimißt. Auch industriell ist sie wichtig durch die Fabrikation von Leder und Kupferwaren, die hier produziert werden. Von andern Orten sind noch Bizerte, Monastir am Golf gleichen Namens als Eisenbahnknotenpunkt, Susa, hervorragend durch seine Textilindustrie, und an der Stelle des alten Hadrumedum gelegen, sowie endlich Sfax, ein Hafen an der Ostküste als Hauptausfuhrort für Phosphate zu erwähnen.

Senegambien. An der Westküste von Afrika hat Frankreich am Senegal, im Sudan, in Guinea, an der Elfenbeinküste, in Dahome, und am Kongo Besitzungen, die ein Gesamtgebiet von ca. 3 700 000 qkm mit einer Bevölkerung von 18 300 000, also einer Bevölkerungsdichtigkeit von 5 pCt. aufweisen.

Die Erwerbung Frankreichs am Senegal datiert bereits aus dem 17. Jahrhundert, wo sich das ganze Gebiet wohl auf die Insel Goree am Kap Verde und die Stadt St. Louis beschränkte. Weitere Erwerbungen kamen in den fünfziger Jahren hinzu, als der General Faidherbe, der lange Jahre in Afrika sich aufgehalten und die dortigen Verhältnisse ganz genau kannte, den Kolonialbesitz bis zum Niger ausdehnte. 1889 erwarb man auch noch einen großen Teil der Goldküste, so daß jetzt das ganze obere Nigergebiet unter französischer Herrschaft steht. Allerdings bedurfte es vieler Kämpfe mit den Eingeborenen, ehe dieser Erfolg erzielt wurde, und wie England im Zululande, so mußte sich auch Frankreich jeden Fuß breit Boden mit Blut und Gewalt erkaufen. Zahllos sind die Opfer, die dem mörderischen Klima und den Pfeilen und Keulen der Feinde zum Opfer fielen.

Das Schutzgebiet am Senegal und Niger hat einen ungefähren Flächeninhalt von 400 000 qkm mit etwa 1 900 000 Einwohnern. Die Kolonisationsversuche Frankreichs, die mit allen Kräften ins Werk gesetzt wurden, haben sich bis jetzt schon reichlich bezahlt gemacht, obwohl man infolge des Mangels an Arbeitskräften dem Boden noch nicht alles zu entreißen vermag, was er zu leisten im stande ist. Bis jetzt ist nur die Hälfte zum Anbau gelangt, und zwar ist es vorwiegend Reis, Mais und Tabak, dem eine große Zukunft blüht, was hier geerntet wird. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend, besonders in Schafen, deren Wolle einen wertvollen Ausfuhrartikel bildet.

Die vollständige Ausbeutung der Kolonie ist bis jetzt infolge des giftigen Klimas gescheitert, da der Aufenthalt für Europäer fast tödlich zu nennen ist, und noch etwa vor drei bis vier Jahren durchschnittlich 40 % der Eingewanderten starben. Auch in der Urbevölkerung ist ein bedenklicher Rückschritt zu konstatieren, da die Sterbefälle die Geburten bei weitem übersteigen.

Von den Städten der Kolonie ist die größte St. Louis, die gleichzeitig als Hafen auf einer Insel oberhalb der Mündung des Senegal liegt. Die Stadt macht mit ihren regelmäßigen Bauwerken, ihren breiten Straßen und geräumigen Häusern einen recht freundlichen Eindruck. In der Mitte liegt auf einem großen Platz das Haus des Gouverneurs, an welches sich die Wohnungen der Europäer anschließen, während die Eingeborenen in der Vorstadt hausen. Der Ort trägt einen durchaus militärischen Charakter, was sich an den verschiedenen Kasernen, den Lazareten, dem Gebäude der Artillerie-Direktion und andern militärischen Bauwerken zeigt, neben denen noch die große Moschee, der Gerichtspalast und die katholische Kirche bemerkenswert sind. Als Hafen ist noch Rufiske, sowie der Hafen Dakar auf der Insel gleiches Namens erwähnenswert. Im Innern des Landes hat Bakel durch ausgedehnten Handel eine ziemliche Wichtigkeit, während Kayes als Endstation der Eisenbahn zu merken ist. Bammaku bildet den Hauptort des französischen Gebietes Damiga, und ist der Ausgangspunkt zahlreicher Expeditionen geworden, von denen die des Hauptmanns Binger durch die von ihm erzielten Resultate ganz besonders hervorzuheben ist.

Die Goldküste und das Kongogebiet. Die Besitzungen Frankreichs an der Goldküste mögen wohl einen Flächeninhalt von 24 000 kqm umfassen. Die französische Interessensphäre begreift die ganze Küste von Grand Bassam und Assini bis zur Lagune von Grand Bassami, deren Hauptort denselben Namen führt. Nördlich vom Kongo liegt das sogenannte Französisch-Kongo mit dem Küstenstrich Gabun, ein Gebiet, das zusammen etwas über 600 000 qkm umfassen mag. Die ersten Erwerbungen in dieser Gegend stammen aus dem Jahre 1845, wurden aber bereits 1862 und sodann 1868 erweitert, wo die Franzosen bereits am Ogowe heimisch waren. Das Innere des Landes erschloß 1878 Savorgnan de Brazza, der 1880 die Station Brazzaville am Kongo gründete und von 1886 bis 1894 als Generalgouverneur im Kongolande tätig war. Dieser ganze Besitz ist für die Franzosen von hoher Bedeutung. Da der Boden reichen Ertrag in allen möglichen Produkten wie Kautschuk, Gummi, Harz, Palmöl, Nüsse, Baumwolle, Kakao, Ingwer, Tabak und Kaffee liefert. Dem Ausfuhrhandel wird sich hier ein reiches Gebiet erschließen, und schon in absehbarer Zeit dürfte die französische Regierung für die Mühen und Kosten belohnt werden, die sie auf die Urbarmachung des Bodens verwendet hat.

Von den Städten ist noch neben Brazzaville Libreville, am Gabun gelegen, mit 1500 Einwohnern, sowie Loango, ein Hauptausfuhrort für Palmöl, zu nennen.

Réunion und die Komoren. Im Indischen Ozean gehört zum französischen Kolonialbesitz die Insel Réunion, der Gruppe der Maskarenen zuzuzählen, und bis zum Jahre 1848 Bourbon genannt. Ihr Flächengehalt beträgt 1980 qkm, ihre Bevölkerung 165 000 Einwohner, was einer Dichtigkeit von 66 per qkm entspricht. Sie ist von zahlreichen Bergen durchzogen, von denen der Piton des Neiges eine Höhe von 3069 m erreicht. Südöstlich finden sich zahlreiche vulkanische Erhebungen, die die Insel mit starken Lavamassen füllen. An Fruchtbarkeit übertrifft Reunion die ganz in ihrer Nähe gelegene, England gehörige Insel Mauritius, hat aber ungefähr dieselbe Produktion: Zucker, Kaffee, Reis und Vanille aufzuweisen. Die Bevölkerung setzt sich zum größten Teil aus Mulatten

zusammen, denen sich noch eine Anzahl von Malayen und Negern zugesellen. Als Hauptstadt gilt St. Denis, an der Südküste St. Pierre, St. Paul als Hafen wichtig, und Pointe des Galets. Als Eisenbahnknotenpunkt ist St. Benoit zu merken, von wo sich das Eisenbahnnetz über die ganze Nordküste bis zur Südküste erstreckt.

Bei Madagaskar (S. 346) besitzt Frankreich noch die Inseln St. Marie, 164 qkm, mit 7600 Einwohnern, Nossi Bé mit 293 qkm und 7700 Einwohnern, durch zahlreiche Kaffeeanpflanzungen wichtig, Mayotte, im Archipel der Komoren, mit 366 qkm und 8700 Einwohnern, auf Madagaskar das Gebiet der Bai von Diego Suarez, während es über die Komoren das Protektorat ausübt. Die letzteren haben einen Flächeninhalt von 606 qkm mit 63 000 Einwohnern und setzen sich aus den Inseln Groß-Komoro, Moali und Johanna zusammen. Die bedeutendste ist Groß-Komoro mit 1002 qkm und 35 000 Einwohnern, und auf ihr besteht noch jetzt eine Reihe kleiner Reiche, die häufig Krieg miteinander führen, und infolgedessen die Kolonisation und die ersprießliche Ausbeutung des Landes sehr erschweren, obwohl der Boden sehr fruchtbar ist, und Zuckerrohr, Bananen, Vanille, Tabak, Mais und Zucker reichlich gedeihen. Von den Städten gelten Moali und Zanda als die bedeutendsten, während auf Moali, der Hafen Funboni auf Johanna, und ein anderer Hafen Mussainudu zu nennen sind.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch den Hafen Obock am südlichen Ausgang des Roten Meeres, und seine Umgebung eine Küstensandwüste von 10 000 qkm, die nach der letzten, allerdings schon aus dem Jahre 1884 stammenden Schätzung etwa 22 370 Einwohner aufweisen soll. Bedeutung hat nur der Hafen Obock, der als Austauschplatz für die ziemlich geringwertigen Produkte Beachtung verdient.

6. Die deutschen Kolonien.

Die afrikanischen Besitzungen Deutschlands verdanken ihre Entstehung dem Bedürfnis des deutschen Volkes, neue Märkte für seinen aufstrebenden Handel, neue Absatzgebiete für die in fortwährendem Aufschwung begriffene Industrie zu gewinnen und sich in dem Bezuge der kolonialen Rohprodukte, wie Kaffee, Tee, Kakao, Baumwolle, Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Gummi, Elfenbein und Gold, für die das deutsche Volk jährlich rund eine Milliarde Mark an das Ausland zahlt, von dem guten Willen fremder Kolonialvölker und wirtschaftlicher Gegner unabhängig zu machen.

Die Erkenntnis dieses Bedürfnisses ist vor allem durch die seit 1887 bestehende Deutsche Kolonialgesellschaft verbreitet worden, welche aus einer Verschmelzung des im Jahre 1882 gegründeten Deutschen Kolonialvereins und der im Jahre 1884 entstandenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation hervorgegangen ist. Ihr Bestreben geht vor allem auch dahin, die Auswanderungsfrage in nationalem Sinne zu beeinflussen und der sich

immer bedrohlicher gestaltenden Erstarkung anderer Nationalitäten, wie England, Nordamerika und Rußland, auf Kosten deutschen Kapitals und deutscher Arbeit im Weltverkehr entgegenzuwirken.

Die Herrschaft des Reiches über die Millionen schwarzer Untertanen ist fest begründet. Es ist die Aufgabe unseres und der kommenden Geschlechter, die wirtschaftliche Entwickelung dieser von der Natur zum Teil mit wunderbarem Reichtum und mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit gesegneten, andrerseits aber auch mit tückischen Krankheiten und Unbilden des tropischen Klimas ausgerüsteten afrikanischen Gebiete in stetiger Arbeit zu fördern und der heimischen Volkswirtschaft dienstbar zu machen.

Im schwarzen Erdteil weht heute unsere Flagge über den Schutzgebieten von Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun und Togo.

Deutsch-Ostafrika.

Das umfangreichste unserer Schutzgebiete ist Deutsch-Ostafrika. Im Osten grenzt es an den Indischen Ozean mit einer Küstenlinie von 700 km; im Westen reicht es bis zu den großen Binnenseen, dem Viktoria-Nyanza von der Größe des Königreichs Bayern, dem Tanganyikasee von etwa 600 km Länge und dem Nyassasee. Die Größe beträgt mit den dazu gehörigen Wasserflächen dieser großen Binnenseen 995 000 qkm; das Deutsche Reich fände also in diesem seinem größten Schutzgebiet zweimal Platz. Die Erwerbung fällt in das Jahr 1884. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation entsandte den Dr. Karl Peters, der in Gemeinschaft mit dem Grafen Pfeil und dem Dr. Jühlke im Jahre 1884 durch eine kühne und erfolgreiche Expedition von Sansibar aus die an der gegenüberliegenden Küste gelegenen Landschaften Usagara, Usegua, Ukami und Ungu erwarb. Weitere Expeditionen brachten die nördlichen Gebiete bis zum Kilimandscharo und den Süden bis nach Uhehe und an den Ruvuma in deutschen Besitz. Als der Sultan von Sansibar Herrschaftsrechte auf die deutschen Erwerbungen geltend machte, wurde er im Jahre 1885 durch eine Flottendemonstration zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen. Inzwischen war der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1885 ein kaiserlicher Schutzbrief für die 4 zuerst genannten Landschaften erteilt. Die Übernahme der Verwaltung durch die Gesellschaft im Jahre 1888 rief einen gefährlichen Aufstand der Araber an der Küste unter Führung des bei Pangani ansässigen Häuptlings Buschiri hervor, dessen Unterdrückung dem vom Reiche ausgesandten Major von Wißmann mit einer eiligst zusammengesetzten Schutztruppe nach zahlreichen blutigen Gefechten gelang. Nach und nach wurde die deutsche Herrschaft durch verschiedene Expeditionen bis zu den großen Binnenseen ausgedehnt. Die endgültige Abgrenzung erfolgte durch den sogenannten Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 mit England, in welchem wir den Engländern im Austausch gegen Helgoland das nördlich von Deutsch-Ostafrika gelegene Witu, das reiche Uganda und die Landschaften zwischen dem Nyassasee und dem Kongostaate abtraten. Von diesem Zeitpunkt an übernahm das Reich die Verwaltung über das gesamte Schutz-

gebiet, an dessen Spitze zunächst der Gouverneur von Wißmann trat. Seine Nachfolger waren Herr von Soden, Freiherr von Schele, General von Liebert und endlich Graf Götzen. Unter der Herrschaft dieser Gouverneure ist bisher Großes geleistet worden.

Die Kriegszüge der Eingeborenen untereinander wurden durch unsere Schutztruppe in zahlreichen blutigen Kämpfen unterdrückt, und eine erfreuliche Rechtssicherheit, die unumgänglich notwendige Voraussetzung für die Arbeiten des Friedens, hat überall Platz gegriffen. Der schändliche Sklavenraub, bis dahin von den Arabern in großem Maßstabe betrieben, ist ausgerottet, der Sklavenhandel völlig unterdrückt, seitdem die Sklavenhändler den Galgen zieren und durch deutsche Gesetze mit der höchsten zulässigen Geldstrafe von 100 000 Mk. bedroht werden.

Das gesamte Schutzgebiet ist zur Erleichterung der Verwaltungstätigkeit in 22 Bezirksämter mit Civilverwaltung und Stationsbezirke mit Militärverwaltung eingeteilt. Die eingeborene Bevölkerung beträgt in diesen Bezirken nach der letzten Zählung rund 7 Millionen, im einzelnen in:

1. Tanga . . .	57 000	1. Dar es-Salaam	120 000	1. Kilwa	91 000
2. Pangani . . .	81 000	2. Bagamoyo . .	65 000	2. Lindi	200 000
3. Westusambara .	73 000	3. Rufiyi	63 000	3. Songea . . .	166 000
4. Moschi . . .	160 000	4. Morgoro . . .	79 000	4. Mahenge . . .	30 000
5. Muansa . . .	500 000	5. Mpapua . . .	175 000	5. Iringa . . .	60 000
6. Bukoba . . .	330 000	6. Kilimatinde . .	162 000	6. Langenburg . .	240 000
	1 201 000	7. Tabora . . .	500 000	mindestens .	787 000
		8. Udjidji . . .	1 250 000		
		9. Usumbura . .	2 225 000		
		10. Ukonongo . . .	220 000		
			4 859 000		

Dazu kommen die übrigen Klassen der eingewanderten Bevölkerung, die sich nach dem Stande von 1902 belief auf 1247 Europäer, darunter 965 Deutsche, auf 2994 Araber und Belutschen, auf 2851 Khoja, 625 Banianen (beides Inder), 25 Syrer und 205 Goanesen. Diese Bevölkerung ist sehr wohl in der Lage, wirtschaftliche Werte zu schaffen, und kommt als Verbraucher für die Gegenstände unseres Handels und unserer Industrie in immer steigendem Maße in Betracht.

An Häuser- und Hüttensteuer kamen im Jahre 1901 etwa 1 Million Mark ein.

Die eingeborene Bevölkerung besteht zum größten Teile aus Bantunegern. Die Küstenleute, Suaheli genannt, sind zumeist Muhamedaner; sie sind ein Mischvolk von Arabern und Eingeborenen. Ihre Sprache ist wohlklingend, und sie bedienen sich arabischer Schriftzeichen. Die Kenntnis des Schreibens ist ziemlich verbreitet. Auf den zahlreichen Regierungs- und Missionsschulen lernen jedoch die Eingeborenen neuerdings die lateinischen Schriftzeichen. Im Süden wohnen in Uhehe und Ubena kriegerische, den Zulus verwandte Stämme. In den Steppen des Nordens wohnen die Massais, Hamiten mit der Sprache der Nilotischen Völker, ein raubgieriges, unstätes Hirtenvolk. Zwischen

dem Viktoria- und Tanganyikasee sitzen als herrschende Klasse inmitten von Bantu die hamitischen Wahuma oder Watussi. Rund um das große Handelscentrum Tabora mit seinen 30 000 Einwohnern, dessen Bedeutung seit der Ablenkung des Durchgangshandels durch die britische Ugandabahn und die Bahnbauten des Kongostaates wesentlich herabgemindert ist, wohnt der betriebsame Stamm der Wanyamwesi. Ein fleißiges, ackerbautreibendes Volk von 500 000 Seelen, das auch kriegerischen Charakter hat, wird es zur Zeit in einzelnen, weniger bevölkerten Bezirken der Küste zur Hebung der Landwirtschaft mit vielem Erfolge angesiedelt.

Das Schutzgebiet ist ein Teil der großen innerafrikanischen Hochebene; es steigt von der Küste allmählich an und erhebt sich zu einer Höhe von 1000—1500 m. An der Nordgrenze bedeckt der doppelgipfelige Kilimandscharo mit der Kibospitze, 6010 m, und der Mavensispitze, 5355 m hoch, eine Fläche von 3770 qkm. Der Kibo ist der höchste Berg im ganzen Reiche. Nach der Küste zu erhebt sich das Paregebirge, dem das Handeigebirge mit der Landschaft Usumbura vorgelagert ist. Von letzterem beginnt das durch die Landschaften Ungu, Usaxara, Uhehe bis zum Nyassa sich erstreckende Randgebirge, das am Nordende sich an das 3000 m hohe Livingstonegebirge anschließt. Ganz im Norden erheben sich die zum Teil noch tätigen Kirunga-Vulkane.

Die Hochebene im Innern ist vorwiegend wasserarm. Die Küste ist jedoch mehr bewässert. Es ergießen sich in den indischen Ozean der Umba, der Pangani, der Wami und Kingani, der weithin schiffbare Rufiyi, dem die Insel Mafia vorgelagert ist, endlich der Ruvuma, der südliche Grenzfluß gegen das portugiesische Mosambik. In den Tanganyikasee fließt der Mlagarassi mit den wertvollen Salzquellen des Rutschugi, in den Viktoriasee der Kagera, der südlichste Quellfluß des Nil, der in den sagenhaften Mondbergen der Alten entspringt.

Das Schutzgebiet gehört in seiner ganzen Ausdehnung der tropischen Zone an. Die kleine Regenzeit fällt in den November, die große, Masika genannt, in die Monate März und April. Der kühlste Monat ist der Juli, in dem die Temperatur des Nachts auf 16° C. sinkt, während sie bei Tage gegen 35° und mehr beträgt.

Auf den weiten Hochflächen des Innern, vor allem in Uhehe und dem fruchtbaren und gesunden Kondelande am Nordende des Nyassasees, sowie in den herrlichen Bergländern von Urundi und Ruanda am Viktoriasee, endlich auch in dem küstennahen Usumburagebiet können, sobald erst einmal die geplanten großen Bahnbauten von Tanga nach dem Viktoriasee, von Dar es-Salaam über Mrogorro und Tabora nach Udjiji, sowie von Kilwa nach Wiedhafen am Nyassa gebaut sind, europäische Ansiedler sich niederlassen.

An der Küste selbst herrscht die tropische Malaria und das Schwarzwasserfieber, deren Gefährlichkeit jedoch mit der fortschreitenden Kultivation des Landes, mit dem Bau gesunder Wohnungen, der Anlegung von Brunnen und mit ähnlichen sanitären Einrichtungen fortwährend abnimmt.

Der Regierungssitz befindet sich in Dar es-Salaam, einer Stadt von 30000 Einwohnern, an einem ganz vorzüglichen Hafen gelegen. In ihr befindet sich der Sitz des Gouverneurs,

des Obergerichts sowie des Bezirksgerichts für den Süden des Schutzgebiets; endlich auch alle übrigen Centralbehörden. Die Karawanserei der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft — der ganze Handel vollzieht sich z. Zt. noch auf den Köpfen von Trägern — vermag etwa 10000 Personen aufzunehmen. Die Stadt hat eine evangelische und eine katholische Kirche, ein Denkmal Wilhelms I. und Bismarcks, ein Kloster, ein Fort, das neue Bezirksamt, ein Gouvernementshospital, eine große städtische Markthalle, und den Palast des Gouverneurs aufzuweisen. An größeren Städten sind ferner zu nennen Tanga, der Ausgangspunkt der 84 km langen Usumburabahn, der z. Zt. noch einzigen Bahn des gewaltigen Gebiets, durch welche das fruchtbare Plantagenland Usumbura erschlossen wird, eine aufstrebende Stadt, der Sitz des Bezirksgerichts für den Norden; nach Süden zu folgt Pangani, in reichen Zuckerrohrdistrikten gelegen. Dann folgt Bagamoyo, der größte Handelsplatz des Schutzgebietes. Im Süden sind zu erwähnen Kilwa, Lindi und Mikindani, drei alte Städte aus der Portugiesenzeit mit zum Teil noch erhaltenen portugiesischen und arabischen Baudenkmälern.

Die Schutztruppe besteht aus 2000 Soldaten unter europäischer Führung. Hierzu treten etwa 650 Mann Landespolizei, ebenfalls unter europäischer Führung. Es ist bezeichnend für die deutsche Verwaltung, daß mit so geringen Streitkräften — ein Kriegsschiff haben wir bei der geringen Anzahl unserer Auslandsschiffe für Ostafrika seit Jahren nicht zur Verfügung — in einem Gebiete von der doppelten Größe des Reiches mit 7 000 000 Einwohnern die Ordnung aufrecht erhalten wird.

Die Mannschaften der Truppe bestehen zum Teil aus kriegsgewohnten Sudanesen, von denen viele schon unter britischer Flagge gegen den Mahdi gefochten haben; neuerdings ersetzt man die Abgänge in der Truppe durch kriegerische Eingeborene, wie Suaheli, Wanyamwesi, Wahehe und Massai. In den größeren Städten und an den wichtigsten Punkten sind befestigte Stationen und Forts angelegt, die von den Eingeborenen mit stürmender Hand nicht genommen werden können. Besonders stark ist die Festung von Tabora.

An der Küste wird der Verkehr hauptsächlich durch die Gouvernementsflotille von fünf Dampfern vermittelt; auch auf dem Nyassasee und dem Tanganyika befindet sich je ein Regierungsdampfer.

An Erzeugnissen des Landbaues bringt das Schutzgebiet hervor Kautschuk, Sesam, Kopal, Kokosnüsse, Kopra, Kaffee und Hanf, Getreide, Reis, Zucker, Tabak, Kartoffeln und europäische Gemüse; endlich ist das Land imstande, einen großen Teil unseres Baumwollbedarfs zu decken. Zahlreiche europäische Pflanzungen befassen sich mit der Kultur dieser Pflanzen; die Regierung legt jedoch großes Gewicht darauf, die Eingeborenen zur Anlegung von ausgedehnten Kulturen der genannten Art zu veranlassen.

Das Land ist geeignet auch für Viehzucht; tausende von Rindern werden jährlich zur Küste getrieben. Für Jäger ist das Land ein Eldorado; Löwen und Leoparden sind unzählige vorhanden, und hunderte von Eingeborenen fallen ihnen jährlich zum Opfer. Besonderen Reiz bietet die Jagd auf Elefanten, Nashörner und Flußpferde. Ungezählte

Scharen von Antilopen, Gnus, Zebras, Giraffen und Straußen bevölkern die weiten Hochflächen des Innern.

An mineralischen Erzeugnissen sind zu nennen Glimmer in den Ulugurubergen, Kohle bei Langenburg am Nyassa, Graphit, Granaten im Süden, Schwemmgold in den Flußläufen des Südens und der zum Viktoriasee hinführenden Flüsse, aber auch Quarzgold in Irangi, im Bezirk Tabora, vor allem aber in den Bezirken von Muansa und Schirati, woselbst bereits Scharen von Goldsuchern ihr Glück versuchen und große kapitalkräftige Gesellschaften mit dem Abbau beginnen. Eine wirksame Ausbeutung der Goldfelder ist jedoch erst möglich, wenn das Land durch Bahnen erschlossen ist. Eisen ist beinahe überall vorhanden; vielerorten besteht bereits eine umfangreiche Eisenindustrie der Eingeborenen.

Der Gesamtwert der Ausfuhr beträgt etwa 5 Millionen, der der Einfuhr 10 Millionen Mark.

Dem Handel und Verkehr dienen eine große Anzahl Postanstalten sowie verschiedene 100 km Telegraphen und Fernsprechleitungen; bisher ist die Küstenlinie von Tanga nach Kionga und die Linie von Dar es-Salaam nach Tabora ausgebaut.

Deutsch-Südwestafrika.

Die erste deutsche Erwerbung im schwarzen Erdteil war das Schutzgebiet von Südwestafrika. Der Bremer Kaufmann Lüderitz kaufte im Jahre 1883 die Bucht von Angra Pequena und ihr Hinterland von dem Häuptling Josef Frederik von Bethanien. Als die britische Kapkolonie ihre Hand danach auszustrecken versuchte, stellte Bismarck das Gebiet unter deutschen Schutz. In späteren Verträgen, insbesondere in dem unglückseligen Sansibarvertrage von 1890, wurden die Grenzen gegen das Britische und Portugiesische Südafrika festgestellt.

Das Land umfaßt 835 100 qkm und ist somit 1½ mal so groß als das deutsche Reich. Es ist das einzige Schutzgebiet in der subtropischen Zone, daher wie kein anderes zur Besiedelung durch Deutsche geeignet.

Es ist nur dünn bevölkert. 200 000 Menschen wohnen daselbst. Wenn das Königreich Sachsen gleich dünn bevölkert wäre, so würde es etwa 60 Bewohner zählen. Im Süden wohnen die Hottentotten oder Namaqua im Großnamaland; an sie schließen sich an die Herero, ein Ackerbau und hauptsächlich Viehzucht treibender Bantustamm; sie zählen 86 000 Seelen, sind aber bei weitem nicht so kriegerisch wie die 10 000 Namaquas. Unter beiden zerstreut wohnen die Bastards, Mischlinge zwischen Holländern und Hottentotten; ihre Hauptniederlassung ist in Rehoboth. Die Bergdamara, ein arbeitsames, genügsames Volk von 35 000 Seelen, bewohnen den südlichen und mittleren Teil des Schutzgebiets ohne jeden völkischen Zusammenhang. Den Norden nehmen die etwa 60 000 Menschen zählenden Ovamboleute ein; gleich den Hereros sind sie ein Bantustamm, der von Acker-

bau, Viehzucht und Jagd lebt. Der größte Teil der Bewohner des Schutzgebiets sind Heiden und Fetischanbeter; ein Teil, besonders der Herero und Nama, ist zum Christentum übergetreten, dank den Bemühungen der seit Anfang des vorigen Jahrhunderts im Lande ansässigen Missionare.

Die weiße Bevölkerung betrug im Jahre 1902 4 674 Personen, wovon 2 595 Deutsche, 1 354 Buren und 452 Engländer waren.

Das Innere des Landes wird durch einen wüsten, mehrere Tagereisen breiten Küstengürtel vom Meere abgeschlossen. Es wird durch zahlreiche Gebirgszüge und Bergreihen durchzogen, so im Süden durch das 2000 m hohe Karasgebirge, das etwa ebenso hohe Auasgebirge und im Norden den Omatakoberg, 2 680 m hoch. Nach Osten zu fällt es zur Kalahariſteppe ab.

Außer dem stets wasserhaltenden Oranjefluß im Süden und dem Kunene im Norden, beides Grenzflüsse gegen das Kapland und Angola, und dem Okavango gibt es im Schutzgebiet keine Flüsse in unserem Sinne, wohl aber zahlreiche trockene Flußläufe, die nach heftigen Regengüssen sich allerdings in reißende Ströme verwandeln; so den Swakop und den Kuisebfluß.

Der Zugang in das Innere ist bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen sehr schwer. Ohne die genügsamen Ochsen, welche es tagelang ohne Wasser bei spärlichem Futter aushalten, wäre ein Verkehr zwischen der Küste und dem Innern undenkbar gewesen, bis man dem Mangel durch den Bau einer schmalen Feldbahn von Swakopmund nach Windhoek, der Hauptstadt des Schutzgebietes, abgeholfen hat. Eine zweite Bahn von 500 km Länge, die von Swakopmund zur Erschließung der reichen Tsumebkupferminen nach Otavi führen soll, ist im Bau begriffen.

Das Land ist auf künstliche Bewässerung angewiesen. Zwar finden sich zahlreiche Quellen im Hererolande, wo auch die Regenmenge größer ist. Doch reichen die Niederschläge nicht aus, um einen Ackerbau in größerem Umfange zu ermöglichen. Zu dem Zwecke plant man die Anlage von kostspieligen Staudämmen und Wasseranlagen, die auch für die Viehhaltung von Bedeutung sind.

Das Klima ist heiß, aber trocken und gesund, im Gegensatz zu den tropischen Schutzgebieten. Für Lungenkranke in noch nicht allzuweit fortgeschrittenem Stadium der Erkrankung ist es außerordentlich heilkräftig. Nachtfröste sind im Innern durchaus nicht selten, und man tut gut, sich auch dort mit warmer Kleidung zu versehen. Der Winter ist durchaus gemäßigt. Die Hauptregenzeit, während der das Land in einem großen Blumen- und Grasteppich — allerdings nur auf kurze Zeit — prangt, fällt in die Zeit von Januar bis März; nachher versengt die Sonne und der Mangel an Niederschlägen und Luftfeuchtigkeit den bunten Teppich, und nur an den Flußläufen und in der Nähe der Quellen sieht man grünes Gras und Feldfrüchte. Eine jahrzehntelange Aufforstung, die bereits geplant und begonnen ist, wird auf die Regenverhältnisse günstig einwirken.

Ackerbau in größerem Umfange ist bisher lediglich im Ovambolande möglich, das schon in die Tropen hineinragt. Mit der fortschreitenden Kultur und künstlichen

Bewässerung wird jedoch das Anbaugebiet stetig vergrößert, da der Boden stellenweise von sehr großer Fruchtbarkeit ist.

Die Erzeugnisse des Landes sind Viehhäute, lebendes Vieh, Hörner, Straußenfedern, Harze, Gerbstoffe, Tabak. An der Küste, insbesondere bei Kap Cross, wird Guano in großen Mengen abgebaut. Vor allem aber harren reiche Mineralschätze ihrer Erschließung; so Kupfer, höchstwahrscheinlich auch Gold und sicher Diamanten; bei Gibeon ist der diamantenhaltige „blaue Grund" wie bei Kimberley gefunden. An der Bahn nach Windhoek sind bei Etusis reiche Marmorlager entdeckt worden.

Die Ausfuhr hatte im Jahre 1901 einen Wert von 1 241 761 Mark, die Einfuhr einen solchen von 10 075 494 Mark. Eingeführt werden fast alle Gegenstände des deutschen Marktes.

Schwere Kämpfe hat die Errichtung der deutschen Herrschaft unsere Schutztruppe gekostet. Diese besteht aus einem stellvertretenden Kommandeur, 50 Offizieren, Ärzten und Beamten, 772 Unteroffizieren und Mannschaften, sämtlich Deutsche. Unter Umständen können auch Deutsche aus der Heimat und andern Ländern ihrer Wehrpflicht dort genügen und Reserveübungen ableisten, obwohl die Truppe aus geworbenen Freiwilligen besteht. Garnisonen sind in Windhoek, Omaruru, Keetmanshoop, Outyo; die Feldbatterie steht in Windhoek. Auch einige Bastards werden zum Kriegsdienst ausgebildet. Eine Truppe von 300 farbigen Polizisten unter abkommandierten Mannschaften der Schutztruppe ist zur Unterstützung der Ortspolizeibehörden bestimmt.

Zur Zeit der Besitzergreifung fanden andauernd Kämpfe zwischen den Hereros und den Namas unter Führung der Häuptlinge Jan Jonker und später Hendrik Witbooi statt, bei denen es die letzteren hauptsächlich auf die großen Rinderherden der Hereros abgesehen hatten. Diesen Kämpfen mußte der Reichskommissar Dr. Göring mit seiner 50 Mann starken Truppe in Windhoek und Tsaobis untätig mit Gewehr bei Fuß zusehen, weil andernfalls sämtliche Weißen im Lande vernichtet worden wären. Eine Zeit lang war Gefahr vorhanden, daß das Land an England abgetreten wurde. Dieser bedauerliche Verlust ist uns glücklicherweise erspart geblieben. Eine Abtretung konnte nicht mehr in Frage kommen, als der Nachfolger Dr. Görings, Major von François, zum kriegerischen Vorgehen gegen den übermütigen Hendrik Witbooi gedrängt wurde. Mit einer inzwischen eingetroffenen Verstärkung griff er das Lager Hendriks in Hornkranz im Jahre 1893 an; Witbooi entkam und der Feldzug dauerte über ein Jahr; 1894 ergab sich Hendrik Witbooi in der Naukluft dem Oberst Leutwein, nachdem er von den wiederum verstärkten deutschen Truppen völlig umzingelt war. Witbooi wurde in Gibeon angesiedelt und hat den Deutschen Treue gehalten, was besonders wertvoll war in dem Feldzug von 1896 gegen die Herero der Häuptlinge Kahimema und Nikodemus und die Khauashottentotten unter Kapitän Lambert. Die Gefechte bei Gobabis und Otjunda oder Sturmfeld sind eine Ruhmestat der Schutztruppe, die durch glänzende Tapferkeit und die Umsicht ihrer Führer einen vielfach, besonders durch seine Kenntnis des Landes und der Wasserstellen, sowie durch gutes Pferdematerial überlegenen Feind niederwarf. Im Norden des Schutzgebiets mußten die Swartbooihottentotten zur Ruhe gebracht werden, während der Unterwerfung

der Ovambos, die über mehr denn 10 000 Krieger verfügen, voraussichtlich noch ein großer Feldzug vorhergehen wird.

Die Gefahr eines Hereroaufstandes ist bei den zahlreichen gutbewaffneten Kriegern derselben nicht zu unterschätzen; sie vermindert sich mit jedem weißen Einwanderer, der die Zahl der jetzt bereits 830 Mann betragenden Reservisten vermehrt.

An der Spitze der Verwaltung steht der Oberst Leutwein in der Hauptstadt Windhuk. Das Schutzgebiet zerfällt in 6 Bezirke: Keetmanshoop, Gibeon, Windhoek, Swakopmund, Gobabis und Outyo. Dazu kommen die selbständigen Distrikte Karibil und Grootfontein. Jeder Bezirk wird von einem Bezirksamtmann geleitet, dem eine Anzahl Ortspolizeibehörden unterstellt sind. Eine Bergbehörde befindet sich in Windhoek. Zwei Gerichte 1. Instanz, Bezirksgerichte, bestehen in Swakopmund und in Windhoek; in letzterer Stadt außerdem ein Obergericht.

Längs der 384 km langen Bahn von Swakopmund nach Windhoek besteht eine Telegraphen- und Fernsprechleitung. Von Windhuk aus bedient man sich zur Übermittelung eiliger Nachrichten nach Gibeon im Süden und Omaruru im Norden des Heliographen. 32 Postanstalten vermitteln den sehr beträchtlichen Postverkehr. Soweit nicht die Eisenbahn in Betracht kommt, wird der Verkehr für Personen und Frachten im Innern durch Ochsenwagen vermittelt; mit 10—20 Ochsen bespannt, legt derselbe täglich, beladen mit 30—50 Zentnern, 18—35 km zurück.

Im Jahre 1897 verheerte eine große Rinderpest das Land und vernichtete den Wohlstand der Bewohner; von diesem Unglück hat sich das Schutzgebiet jetzt erholt, und große Heerden werden nach Transvaal und der Kapkolonie ausgeführt. Auch der Wildstand ist durch die Pest sehr vermindert; immerhin giebt es noch zahlreiche Antilopen, Zebras, Giraffen, Nashörner, Strauße, Trappen, Klippschliefer, eine Dachsart, Paviane, sowie Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale.

Die der 1500 km langen Küste vorgelagerten Guanoinseln, sowie das Gebiet der Walfischbai sind im Besitze der Kapkolonie; da die Engländer uns in dem guten Hafen der Walfischbai Schwierigkeiten machten, und die an sich vortreffliche Bucht von Angra Pequena wegen der dahinter liegenden Sanddünen keinen geeigneten Zugang zum Innern darstellt, hat man die Rhede von Swakopmund durch eine Mole zu einem günstigen Landungsplatz umgestaltet, über den sich der ganze Verkehr mit der Heimat und mit Kapstadt durch die Dampfer der Woermannlinie vollzieht.

In der Erschließung der nutzbaren Bodenschätze sowie in der Ausdehnung der Rindvieh- und Wollschafzucht beruht die Zukunft des Landes, das uns Kupfer, Gold und Diamanten gewähren wird und unseren großen Bedarf an Schafwolle, die wir bisher aus dem britischen Australien beziehen, vollständig zu decken in der Lage ist.

Vor allem aber werden tausende von deutschen Auswanderern hier eine neue Heimat finden und den im übrigen Südafrika lebenden Deutschen einen starken Rückhalt gewähren.

Kamerun.

Weithin schaut die gewaltige Landmarke des 4070 m hohen Kamerungebirges über die den innersten Winkel des Golfes von Guinea bildende Biafrabucht. Seit den siebziger Jahren schon saßen Hamburger Kaufleute am Fuße des Götterberges, des Mongo ma Loba und trieben von ihren Hulks, den im Flusse verankerten abgetakelten Seglern, aus einen schwungvollen Handel mit den Dualas. Im Beginne unserer kolonialen Bewegung erwarben nun die Vertreter der Firmen Woermann und Jantzen & Thormählen Besitzrechte in den Gebieten von Kamerun, Bimbia, Malimba, Batanga und Kribi. Noch ehe der Britische, von seinen Landsleuten spottender Weise the to late consul genannte Konsul Hewitt mit einem Kriegsschiff zur Okkupation dieser Gebiete herankam, war die „Möwe" mit dem Generalkonsul Dr. Nachtigal erschienen und hißte die deutsche Flagge an der Kamerunküste. Durch englische Hetzereien aus dem noch einige Zeit im britischen Besitz verbliebenen Städtchen Viktoria an der Ambasbai entstand am Kamerunflusse in den Städten der Häuptlinge Joß, Aqua und Deido ein Aufstand, der durch unser westafrikanisches Geschwader unter Admiral Knorr rasch unterdrückt wurde.

Allmählich wurde durch verschiedene Abkommen mit England und Frankreich das Schutzgebiet auf seinen heutigen Umfang ausgedehnt. Es ist mit 495 000 qkm nicht ganz so groß wie das deutsche Reich. Auf dieser gewaltigen Fläche wohnen aber nur etwa 4 000 000 Einwohner, darunter nur 581 Weiße, wovon 491 Deutsche, die dort als Kaufleute, Pflanzer, Regierungsbeamte und Missionare tätig sind.

Die Ausdehnung der deutschen Herrschaft in das Innere hat langwierige und zum Teil bedeutende Feldzüge erfordert; trotzdem ist das Land noch nicht einmal völlig unterworfen, ja, es gibt dort noch Gegenden, die eines Weißen Fuß noch nicht betreten hat.

Der Mangel an schiffbaren Flüssen in dem terrassenförmig zur innerafrikanischen Hochebene aufsteigenden Gebiete, sowie ein mehrere Tagereisen breiter Urwaldgürtel erschwerten das Eindringen in das Innere außerordentlich. Den kühnen Vorstößen von Männern wie Zintgraf, Kund und Tappenbeck, Major Morgen u. a. gelang es, im Innern Fuß zu fassen und die Handelswege unter Durchbrechung des Zwischenhandels zu eröffnen. Im Norden wurde die Station Baliburg gegründet, im Süden bildete die Yaundestation den Stützpunkt für die erst in diesem Jahre vollendete Eroberung der kraftvoll organisierten muhamedanischen Staaten, die dem im britischen Yola residierenden Emir von Adamaua unterstanden. Mit verhältnismäßig geringen Streitkräften wurden diese Staaten von den Deutschen überrannt; zahlreich bevölkerte Städte, wie Ngila, Yoko, Tibati, Banyo, Ngaumdere, Bubandjidda, Garua und Marrua, von denen z. B. Ngaumdere über 30 000 Einwohner zählt, mit tausenden von Kriegern, wurden von einzelnen Kompagnien mit stürmender Hand genommen. Bei Marrua erfocht im Jahre 1902 Oberleutnant Dominik mit wenigen Europäern, einem Maschinengewehr und 80 Soldaten einen glänzenden Sieg über 5000 mit fanatischer Todesverachtung unter Führung des vor den Engländern geflüchteten Emirs Siberu von Yola heranstürmende Marruaner.

Die erste alle Philatelisten, die nach dem Ersten Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika (DOA) waren, war die Ausstellung von Hamburg 1924 in Verbindung mit der Kolonialwoche. Sie wurde von Dr. Richard Kandt, dem ersten Gouverneur von Ruanda, eröffnet.

Dr. Richard Kandt, der erste Gouverneur von Ruanda, eröffnete die Ausstellung von Hamburg 1924 in Verbindung mit der Kolonialwoche. Er war auch der Entdecker der Quelle des Nil.

Dr. Richard Kandt, the first governor of Ruanda, opened the exhibition in Hamburg 1924 in connection with the colonial week. He was also the discoverer of the source of the Nile.

Fig. 1: Ausstellung Hamburg 1924 in Verbindung mit der Kolonialwoche. Ausstellungsgebäude. Rechts Dr. Richard Kandt, der erste Gouverneur von Ruanda, links Dr. Schnee, der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Dr. Kandt eröffnete die Ausstellung. Er war auch der Entdecker der Quelle des Nil. Dr. Schnee war Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, als der Krieg ausbrach. Er ging nach Deutschland zurück und wurde Kolonialminister. Er verfasste das Buch „Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg", das 1919 erschien. Dr. Schnee war auch Vorsitzender der Ausstellungskommission. Er verstarb im Jahre 1937. Ausstellungsgebäude. Exhibition building. Right Dr. Richard Kandt, the first governor of Ruanda, left Dr. Schnee, the last governor of German East Africa. Dr. Kandt opened the exhibition. He was also the discoverer of the source of the Nile. Dr. Schnee was governor of German East Africa when the war broke out. He went back to Germany and became colonial minister. He wrote the book „German East Africa in the World War", which appeared in 1919. Dr. Schnee was also chairman of the exhibition committee. He died in the year 1937.

hat mit der Begründung der deutschen Herrschaft Sklavenhandel und Sklavenraub ein jähes Ende genommen. Zu erwähnen sind noch die muhamedanischen Haussa, die als Handeltreibende Leute überallhin den erobernden Fulani folgten; ihre Sprache wird überall im westlichen Sudan verstanden. Sie sind in neuester Zeit bis zur Kamerunküste gekommen, dank den Bemühungen des Gouverneurs von Puttkamer; damit ist der Handel Adamauas, der bisher durch die Wüste Sahara bis nach Tripolis und über das britische Nigergebiet ging, zum größten Teil unserem Schutzgebiet gewonnen.

Der Handel vollzieht sich bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen immer noch auf den Köpfen von Trägern; voraussichtlich werden jedoch die Haussa ihre Tragtiere, vor allem Esel, auch nach der Küste einführen.

Der terrassenförmige Aufbau des Landes hat den Nachteil, daß die zahlreichen Flüsse stets nur auf kürzere Strecken schiffbar sind. Die Grenze gegen das britische Nigeriagebiet bildet der Rio del Rey und der Kroßfluß; in das Kamerunästuarium mündet der Mungo, Dibamba und Wuri. Der Quaqua stellt eine schiffbare Verbindung zu dem bedeutendsten Flusse des Schutzgebiets, dem Sannaga her, dessen Schiffbarkeit jedoch bereits bei den Edeafällen aufhört; sein größter Nebenfluß ist der Mbam. Nach Süden zu folgen der Nyong, Lokundje, Kribi und Kampo. In Adamaua fließt der größte Nebenfluß des Niger, der Benue; die Ostgrenze bildet nach Norden zu der Schari, der sich in den Tschadsee ergießt, und im Süden teilweise der zum Kongo fließende Sanga.

Das Klima an der Küste und im Waldlande ist ungesund; das Grasland im Innern und das Hochland von Adamaua sind dagegen sehr gesund. Hier fehlen Malaria und Schwarzwasserfieber, der Schrecken der Küste, fast völlig. Der Februar ist mit 27,10° C. im Durchschnitt der wärmste, der Juli mit 23,48° C. der kühlste Monat. Das Küstengebiet am Kamerunberge gehört zu den regenreichsten Gegenden der Erde; bei Kap Debundscha mißt man jährlich 9000 mm Regenfall.

Im Innern wird das Land von den Militärstationen aus verwaltet; an der Küste befinden sich Bezirksämter in Viktoria, Duala, Edea, Kribi und auch in Yaunde im Graslande. Der Gouverneur Jesko von Puttkamer, der Nachfolger der Herren von Zimmerer und von Soden, sitzt in dem gesunden Buea am Abhange des Kamerunberges. Hier ist auch das Obergericht; Bezirksgerichte befinden sich in Viktoria und Kribi. An den wichtigsten Plätzen befinden sich Postagenturen. Zahlreiche Wege sind angelegt, um Handel und Verkehr zu fördern. Neuerdings wird der Bau einer Bahn von Viktoria über Mundame nach Bali in Angriff genommen.

Die wirtschaftliche Erschließung des Landes ist weit vorgeschritten, kein Wunder bei der üppigen Vegetation und den großen natürlichen Reichtümern des Landes. Zahlreiche Firmen erhandeln die Erzeugnisse des Landes, Palmkerne, Palmöl, Rohgummi, Elfenbein, Nutzhölzer, Kolanüsse, Kopal, Rinden; zahlreiche Pflanzungen bauen Kakao, Tabak, Gummi.

Die Ausfuhr belief sich im Jahre 1901 auf 5 984 576 Mk., der Wert der Einfuhr betrug 9 251 151 Mk. Dabei steht das Land erst im Anfang seiner Entwickelung. Es ist die fruchtbarste und zur Zeit reichste deutsche Kolonie, die unerschöpfliche Reichtümer

in der gesegneten Fruchtbarkeit des Bodens und in der bisher ungenutzten Arbeitskraft ihrer Bewohner birgt.

Diese zu nützlichen Menschen zu erziehen und zum Christentum zu bekehren, ist das Ziel zahlreicher Missionsgesellschaften.

Togo.

Zwischen der Goldküste und Französisch-Dahome liegt in der Bucht von Benin das kleinste deutsche afrikanische Schutzgebiet Togo. In seiner Entwickelung ist es am weitesten fortgeschritten; es erhält sich selber und bedarf keines Reichszuschusses.

Die Gesamtgröße beträgt nach den Abgrenzungsverträgen mit Frankreich und England etwa 87 200 qkm. Bewohnt wird das Gebiet von ungefähr 2 500 000 Einwohnern, wovon 159 Europäer und 149 Deutsche sind. An der nur 50 km langen Küste herrscht eine starke Brandung; erst die bei der Stadt Lome errichtete Landungsbrücke hat die außerordentlichen Schwierigkeiten der Landung gemildert. Die Mündung des weithin schiffbaren Volta befindet sich im englischen Gebiet; der Talweg des Mono bildet die Grenze gegen Dahome. Im Innern des Landes befindet sich ein stark gegliedertes und reich bewaldetes Gebirge; einige Gipfel sind über 900 m hoch.

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 26° C. an der Küste, 23° C. im Innern; im Dezember und Januar weht der Harmattan, ein heißer, trockener Landwind. Die Gesundheitsverhältnisse sind daher im Innern für Europäer ziemlich günstig.

Ziemlich dicht sitzen an der Küste die Eveneger, bei denen das Christentum noch nicht den Fetischismus zu verdrängen vermocht hat. Im Innern wohnen verschiedene Negerstämme, die bisher unter der Herrschaft muhamedanischer Fulbes und Haussas standen.

Das Togogebiet wurde im Jahre 1884 durch den Generalkonsul Dr. Nachtigal unter deutschen Schutz gestellt. In Bagida, Lome, Porto Seguro wurde die deutsche Flagge gehißt, und weitere Landerwerbungen im Innern wurden durch die Hauptleute Kling, Herold, Francois und Stabsarzt Dr. Wolf unternommen. Durch die Togo-hinterlandexpedition des Dr. Gruner, der mit wenig Mitteln in kühnem Zuge bis zum Niger vordrang und mit dem mächtigen Sultan von Gando einen Schutzvertrag abschloß, wurden dem feindseligen Vordringen der Engländer und Franzosen gegenüber wenigstens unsere Ansprüche auf Sansanne-Mangu durchgesetzt; Pama und Gurma mußten wir den Franzosen überlassen.

An der Spitze der Verwaltung steht der Gouverneur Waldemar Horn mit dem Sitz in Lome, woselbst sich auch ein Bezirksgericht befindet; das Obergericht 2. Instanz ist in Duala in Kamerun. Zwei Bezirksämter liegen an der Küste: Lome mit 4 000 und Klein-Popo mit 6 600 Einwohnern; das Innere wird von den Stationen Misahöhe, Kpando, Kette-Kratyi, Yendi, Sansanne-Mangu, Basari, Bismarckburg, Atakpame und Sokode aus verwaltet; eine Polizeitruppe von 150 Farbigen dient zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Die Bildfolge beginnt mit dem Bau eines Hauses, das aus einem Rahmen von Bambusstäben besteht, die mit Lianen zusammengebunden werden. Dann wird das Dach mit Palmblättern gedeckt. Die Wände werden aus Bambusstäben geflochten, die mit Lianen an den Rahmen gebunden werden. Schließlich werden Türen und Fenster eingesetzt. Das Haus ist fertig, wenn es mit Lehm verputzt und mit Kalk getüncht ist.

Bildfolge 1: Ein Haus wird gebaut. Erste Bildreihe: Aufstellen der Ständer. Zweite Bildreihe: Flechten der Wände. Dritte Bildreihe: Verputzen der Wände. Vierte Bildreihe: Tünchen der Wände. Fünfte Bildreihe: Das fertige Haus. Die Bildfolge beginnt mit dem Bau eines Hauses, das aus einem Rahmen von Bambusstäben besteht, die mit Lianen zusammengebunden werden. Dann wird das Dach mit Palmblättern gedeckt. Die Wände werden aus Bambusstäben geflochten, die mit Lianen an den Rahmen gebunden werden. Schließlich werden Türen und Fenster eingesetzt. Das Haus ist fertig, wenn es mit Lehm verputzt und mit Kalk getüncht ist.

Ausdehnung dieser Kulturen unsern ganzen Bedarf an Baumwolle in unsern Schutzgebieten decken und den amerikanischen Markt völlig ausschalten zu können.

Darin liegt der große Wert unserer Kolonien; sie dahin zu bringen, daß sie uns vom Auslande hinsichtlich des Bezuges kolonialer Rohprodukte unabhängig machen, ist das Ziel unserer Kolonialpolitik. Daß wir sie dahin bringen können und werden, beweist die vorstehende Schilderung unserer wertvollen afrikanischen Schutzgebiete.

Es ist klar, daß wir Deutschen in der kurzen Zeit unserer kolonialen Entwickelung noch keine hervorragenden finanziellen Erfolge erzielen konnten. Immerhin läßt sich die Entwickelung sehr günstig an. Frieden und Ruhe sind fast überall eingezogen; der Sklavenraub und der Sklavenhandel ist unterdrückt, die Sklaverei selbst wird allmählich beseitigt. Durch zahlreiche Missionsstationen wird die Sittlichkeit der Eingeborenen gefördert, ihr Verstand befähigt, die Segnungen der Kultur und des Friedens zu begreifen, wird ihr Wissen gehoben. Auch die Regierung unterstützt durch Einrichtung von Schulen diese Bestrebungen der Missionen.

Weiterhin ist die wirtschaftliche Entwickelung der Schutzgebiete außerordentlich fortgeschritten. Der Eingeborene hält es bereits für vorteilhaft, nicht nur für seine und seiner Familie unmittelbare Bedürfnisse zu arbeiten, sondern sich die Mittel zu einer höheren Lebenshaltung durch Mehrarbeit zu verschaffen. Seine Bedürfnisse sind gewachsen, und damit werden für unsere heimische Industrie neue Absatzgebiete, neue Märkte geschaffen. Der Industrielle in der Heimat kann immer mehr produzieren; mehr Arbeiter können dadurch verdienen; der Kaufmann setzt diese Erzeugnisse in den neuerschlossenen Märkten ab; er kann mehr Angestellte beschäftigen. Das Transportgewerbe verdient, ebenso die Reedereien; die Schiffsbauanstalten erhalten dadurch neue Arbeit. Tausende von neuen Existenzen können in den Schutzgebieten gegründet werden, wodurch der Konkurrenzkampf in allen Berufen in der Heimat gemildert wird.

Alles dies sind Vorteile, denen gegenüber die staatlichen Aufwendungen für die Schutzgebiete nicht ins Gewicht fallen.

Der Gesamthandel der Schutzgebiete belief sich im Jahre 1900 auf etwa 60 000 000 Mk. Das ist im Verhältnis zu unserem Milliarden zählenden Gesamthandel noch wenig. Aber er steigt in jedem Jahre, und mit jedem Jahre wächst die wirtschaftliche Bedeutung der Schutzgebiete für das deutsche Volk. Dabei betragen die Ausgaben des Reiches für die afrikanischen Schutzgebiete in jedem Jahre etwa 12 000 000 Mk. Dieser Reichszuschuß wird in jedem Jahre geringer, weil die Einnahmen der Schutzgebiete an Zöllen, Steuern und Abgaben jährlich wachsen.

Nicht darin beruht der Vorteil unserer Schutzgebiete, daß sie uns jährlich aus den etwaigen Überschüssen Millionen für die Staatskasse einbringen, sondern darin, daß die Bürger des Reiches in den Schutzgebieten ein neues gewaltiges Arbeitsfeld vorfinden, daß der Bürger durch seine Arbeit dort reich wird und die Erzeugnisse des Landes und der Arbeitskraft der Eingeborenen sich zu Nutze macht. Dadurch wird der Wohlstand des deutschen Volkes vermehrt und der einzelne in den Stand gesetzt, mehr zu verdienen und mehr auszugeben, kurz, dem einzelnen wird eine höhere Lebenshaltung ermöglicht.

Daß die afrikanischen Kolonien im stande sind, alle diese Hoffnungen zu erfüllen, glauben wir, durch die Beschreibung derselben dargetan zu haben. Sie kann im Rahmen dieses Buches naturgemäß nur kurz ausfallen; aber auch aus dieser kurzen Schilderung der Schutzgebiete geht hervor, daß wir Deutschen bei der Verteilung der Welt nicht zu kurz gekommen sind; nur bedarf es unausgesetzter Arbeit, um unsere Kolonien zu entwickeln; der Segen der Arbeit wird auch in unsern Kolonien nicht ausbleiben.

Der Kongostaat.

Wir kommen nunmehr auf unserer Wanderung durch Afrika zu dem letzten Staatsgebiet, dem Kongostaat, der insofern den europäischen Kolonien zuzuzählen ist, als er seine Entstehung der Initiative eines europäischen Fürsten, des Königs Leopold II. von Belgien, verdankt, der im Jahre 1876 die Association internationale Africaine gründete, die in erster Reihe geschäftliche Zwecke verfolgte und dem Handel im Innenlande neue Absatzgebiete schaffen wollte. Diese Gründung erfolgte nach der Entdeckung des Kongolaufes durch Stanley, der selbst zum Leiter des Ganzen ausersehen war.

Stanley legte zunächst 1879 die Station Vivi an, der im nächsten Jahre eine zweite Station Isangila folgte, an die sich 1881 Manjanga anschloß. Von anderer Seite hatte auch bereits Frankreich Besitzansprüche an einen Teil des Kongostaates erhoben und mit dem Häuptling der dort hausenden Batekes Verträge abgeschlossen, die ihm das Eigentumsrecht des rechten Kongoufers sicherten. Um dem französischen Vorstoß die Spitze abzubrechen, errichtete Stanley im Laufe des Jahres 1882 eine Reihe von Stationen, von denen Leopoldville, Kimpokko, Kra-Mouth, Bollobo, Äquatorville, Lulongo und Bangala die bedeutendsten sind. Die internationale Kongogesellschaft entwarf nun den Plan, das Kongogebiet in einen Freistaat umzuwandeln, und 1885 wurde in der in Berlin stattfindenden Kongokonferenz die Gründung dieses Freistaates beschlossen. Frankreich leistete auf die Loangoküste und das rechte Kongoufer Verzicht, Portugal, das das Gebiet vom Unterlauf des Kongo und die ganze Küste bis zum 5. Grad südl. Br. beanspruchte, trat die Kongomündung und den Küstenstrich bis Jaba ab, so daß der im Jahre 1885 gebildete und unter der Souveränität des Königs der Belgier, Leopold II., stehende Kongostaat heute 11 Provinzen: Banana, Boma, Matadi, Fall, Stanley-Pool, Kassai, Äquator, Ubanji, Stanley-Fall, Aruwimi, Wellée und Lualaba, umfaßt. Dieser ganze Komplex hat einen Umfang von 2 252 780 qkm mit etwa 14 000 000 Einwohnern.

Den Hauptteil dieser Bevölkerung bilden die Bantuneger und die Zwergvölker, die wir schon früher erwähnten. Von andern Stämmen, die in diesem Gebiete hausen, sind die Baschilange, die Baluba und Bakuba zu nennen. Es sind äußerst volkreiche Stämme, denen neben kriegerischer Gesinnung eine gewisse Intelligenz nicht abzu-

Gebiet, die Mandara, ausgezeichnet. Sie sind ein Bergvolk, das die Abhänge der von Norden her ins Benuëbecken ziehenden Gebirge bewohnt, die Mandara, die Hochburg des Sultans Hamat Bukar Dikwa, der sich von Kuka aus unabhängig gemacht hat. Die Mandara sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich durch Tapferkeit auszeichnet. Sie sind Heiden und haben sich bisher allen Versuchen, sie zu bekehren, widersetzt. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter, haben aber auch Industrie. Sie verfertigen Eisenwaffen, Schmuck und Werkzeuge, die sie auf den Märkten der Ebene verkaufen. Sie sind auch gute Töpfer.

Mandara-Mann.

Die Mandara-Frauen sind ebenfalls schön gebaut und haben eine helle Hautfarbe. Sie tragen ihr Haar in Zöpfen, die sie mit Fett und Ocker einreiben. Ihre Kleidung besteht aus einem Lendenschurz, der bis zu den Knöcheln reicht. Sie tragen Ohrringe, Armringe und Halsketten. Sie sind sehr fleißig und arbeiten auf den Feldern, in der Küche und beim Weben. Sie sind auch gute Töpferinnen.

Mandara-Frau.

Die Mandara-Häuser sind aus Lehm gebaut und haben runde Grundrisse. Sie haben Strohdächer und sind mit Ornamenten bemalt. Sie sind sehr sauber gehalten. Die Mandara-Dörfer liegen auf den Bergen, um sich vor den Angriffen der Sklavenjäger zu schützen. Sie sind mit Steinmauern umgeben.

1961/1962 Berlin, Akademie der Künste, Hanseatenweg 10, Ausstellung Bildhauerarbeiten von Hans Uhlmann, Eröffnung 1. Dezember 1961, Dauer bis 14. Januar 1962, Katalog mit Einführung von Werner Haftmann, 16 Seiten, 8 Abbildungen, 21 × 15 cm, Broschur

1961/1962 Berlin, Galerie Springer, Fasanenstraße 13/14, Ausstellung Hans Uhlmann, Eröffnung 1. Dezember 1961, Dauer bis 14. Januar 1962, Katalog mit Einführung von Werner Haftmann, 16 Seiten, 8 Abbildungen, 21 × 15 cm, Broschur

zweigungen von Wasserstraßen über 15000 km umfaßt, mit zahlreichen Dampfern, die auf dem Riesenflusse verkehren, in ständige Verbindung bringt.

Von den Städten seien Boma als Hafen, Leopoldville, Vivi, Banana, Bolobo, Isangi und Aequatorville genannt. Alle diese Orte haben hauptsächlich Bedeutung als Handelsplätze, sie vermitteln den Verkehr mit dem Inlande und sind alle mehr oder weniger berufen, in der Geschichte des Staates eine Rolle zu spielen, sobald sich die Verhältnisse noch mehr geklärt haben werden und man mit sicheren Faktoren zu rechnen in der Lage ist. Als solche gelten die Negerstämme nämlich noch lange nicht, da sie stets den geringsten Einflüssen zugängig sind, und es oft nur einer unbedeutenden Kleinigkeit bedarf, um das beste Einvernehmen zwischen Europäern und Eingeborenen zu vernichten. Zu dem kommt noch, daß man gerade am Kongo auf die Gefügigkeit und die Arbeitskräfte der Neger angewiesen ist, deren sprichwörtliche Faulheit die treffendsten Berechnungen oft Lügen straft. Erst die künftigen Jahrzehnte werden ein übersichtliches Bild ermöglichen, und erst dann wird man zu beurteilen im stande sein, ob die Erwerbungen der Kolonien den europäischen Staaten zum Nutzen oder zum Schaden gereichten. Bis jetzt ist wohl kaum eine europäische Kolonie in Afrika zu nennen, deren Ausgaben die Kosten decken, und vielleicht werden erst unsere Enkel die Vorteile dessen ernten, was so zahlreiche edle Männer mit ihrem Blute erkämpft haben. Vielleicht naht dereinst die Zeit, wo es auch im Innern Afrikas, „dem dunklen Erdteil", gelingen wird, die Fahne der Civilisation aufzupflanzen und auch jenen Stämmen, die sich bis jetzt allen Bestrebungen und Bemühungen entzogen, die Segnungen der Kultur zu erschließen. Schon heute haben sich fast alle Nationen Europas festgesetzt, und nur wenige Gebiete sind heute noch dem Einfluß der Kultur entzogen. Wenn es gelingen sollte, den Islam aus Afrika hinauszudrängen und den religiösen Fanatismus, der besonders in den Sudankriegen zum Ausdruck kam, lahm zu legen, dann wird vielleicht auch für den dunklen Erdteil eine neue Zeit anbrechen, und dieser Erdteil wird aufhören, der „dunkle" zu sein.

Rovinamiku
Kuvitus

Nordamerika.

1. Allgemeines über Amerika.

Amerika, oder wie man es nicht mit Unrecht nennt, die Neue Welt, liegt auf der westlichen Halbkugel und wird von allen Seiten vom Meere bespült; im Norden von dem Eismeer, im Süden und Osten vom Atlantischen Ozean und im Westen vom Großen Ozean, auch Pacific genannt. An zwei Stellen greift das Meer tief in den amerikanischen Kontinent ein, nämlich erstens im Norden durch die Hudson-Bai, die in den Atlantischen Ozean ausmündet. Die zweite Stelle ist der Golf von Mexiko, der durch sein tiefes Eindringen Nord- und Südamerika fast trennt. Amerika erstreckt sich im Norden durch die Arktischen Inseln bis zum Nordpol, während den südlichsten Punkt das Kap Horn bildet, das unter dem 26. Grad südlicher Breite liegt. Im Osten wird Amerika durch das Atlantische Meer von Europa, im Westen durch den Stillen Ozean von Asien und Australien getrennt. Sein Flächeninhalt beträgt einschließlich der Polarländer 42 Millionen qkm, und es hat eine Bevölkerungszahl von 146 Millionen Einwohnern aufzuweisen, von denen etwa der fünfte Teil aus Weißen besteht.

Der amerikanische Kontinent wird durch die Landenge von Panama in zwei Teile geteilt, einen nördlichen und einen südlichen, die den Namen Nordamerika und Südamerika führen. Nordamerika besitzt zahlreiche Halbinseln an der Seite des Eismeeres, von denen die bekanntesten Labrador, die Kent-Halbinsel, Banks-Land, Prinz Albert- und Victoria-Land, Melville-Land, Bathhurst-Land, Prinz of Wales-Land und Baffin-Land sind. Südöstlich von Labrador liegen die Prinz Edward-Inseln, Anticosti, Neufundland und noch verschiedene andere kleinere Inseln, während der Große Ozean auf der Nordwestküste von Nordamerika den Chonos-Archipel, Chile, Galapogos, die Vancouver-, die Aleuten- und die Königin Charlotte-Inseln bespült. Im Gegensatz zu Nordamerika zeigt Südamerika nur wenige Inseln; nur im Süden sind die Feuerlands-Inseln und Patagonien zu erwähnen.

Die höchsten Berge besitzt Amerika an der Westseite, während auf der entgegengesetzten Seite im Osten große Tiefebenen mit großen Flußzügen sich vorfinden. Süd-Amerika dagegen besteht hauptsächlich aus Tiefland. Dieses zerfällt in zwei Hauptabteilungen, die westliche, an der ganzen Westküste von Nordamerika sich hinziehende Gebirgskette der Cordilleren, in Südamerika Cordilleras de los Andes genannt, und die östliche, die sich aus fünf einzelnen Gebirgen zusammensetzt. Die Cordilleren besitzen eine Länge von 15 000 Kilometern; ihre Breite schwankt zwischen 70 und 150 km, und die Landengen von Panama und Tehuantepec teilen es in die Cordilleren von Süd-, Nord- und Mittelamerika. Die südamerikanischen Cordilleren weisen folgende Einzelteile auf: Die Cordilleren von Patagonien mit Schneebergen von tausend Metern Höhe, die chilenischen Cordilleren, die von etwa 26 Vulkanen durchsetzt sind, und deren höchster Gipfel, der Aconcagua, 7000 m hoch ist, die Cordilleren von Peru mit dem 4000 m hohen Plateau von Bolivia, dem Titicaca-See und den Bergen Ilampu und Illimani; die Cordilleren von Quito, die sich bis zur Quelle des Magdalenenstromes hinziehen, mit den Bergen Antisana und dem 6310 m hohen Chimborasso, der früher als höchster Berg Amerikas angesehen wurde und noch heute für etwas riesenhaft Großes sprichwörtlich ist; die Cordilleren von Neu-Granada, die sich bis an den Golf von Paria erstrecken.

Die Mittelamerikanischen Cordilleren ziehen sich von der Landenge von Panama bis zum Isthmus von Tehuantepec hin, sind mit zahlreichen Vulkanen durchsetzt, und mehrere ihrer Gipfel erreichen die ansehnliche Höhe von über 5000 m, wie der Popocatepetl und der Pik von Oritzaba. Die Nordamerikanischen Cordilleren zerfallen in vier Teile: die Cordilleren von Mexiko, die eine durchschnittliche Höhe von 2500 m erreichen, und von einzelnen, weit höheren Gebirgen zerschnitten werden, wie dem 5400 m messenden Citlatepetl; die Centralcordilleren von Nordamerika, vom Rio del Norte bis zum Rio Colorado; das Felsengebirge (Rocky Mountains), das auf der Neu-mexikanischen Hochplatte beginnt und sich in mehreren Ketten durch Britisch Nordamerika in einer Länge von 5500 km bis ans arktische Meer erstreckt. (Die in den Rocky-Mountains angelegten Eisenbahnen der Pacific-Bahn, die in diese zerklüfteten Felsenmassen einen Hauch der Civilisation tragen, sind Wunderwerke der Technik und legen beredtes Zeugnis ab für den Sieg des Menschen über die Natur. Hier findet sich auch am Yellowstone, einem Nebenflusse des Missouri, der Yellowstone-Park mit seinen zahlreichen heißen Quellen und Sprudeln, von denen einer eine Höhe von 80 m erreicht). Endlich nennen wir das westliche Küstengebirge, das sich von der Südspitze von Kalifornien unter verschiedenen Namen (Sierra Nevada) bis zur Spitze der Halbinsel Alasca hinzieht. Auch hier finden sich zahlreiche Berge, von denen der Whitney mit 4485 m, und der mit vulkanischem Gipfel besetzte Sehasta mit 4400 m die höchsten sind. An die Sierra Nevada schließt sich das Kaskaden-Gebirge mit dem Mount-Rainer (4400 m hoch), an dieses die Nord-Amerikanischen Seealpen mit dem Eliasberg (5800 m) und dem Bullshoe (6100 m hoch).

Wenden wir uns nun nach Südamerika, so ist es in erster Reihe Brasilien und das nach ihm genannte Brasilianische Gebirgsland, das vermöge seiner ungeheuren Ausdehnung das Interesse fesselt. Sind es doch nicht weniger als 2¾ Millionen qkm, die dieses zwischen

Die Kohlenformation, die Wiege der Kohle, wie sie Goethe nennt, ist in Europa, wie in Nordamerika, in der Nähe des Äquators, in Nordfrankreich, in Belgien, Rußland, Deutschland, England, Irland, Schottland, Nordamerika, China, Japan, Australien, Neuseeland, Indien, Afrika, Südamerika, Mexiko, Westindien, Sibirien, Spitzbergen, Grönland, Island, Neuholland, Neuseeland, Java, Sumatra, Borneo, Celebes, Timor, Neuguinea, Molukken, Philippinen, Südsee-Inseln, Sandwich-Inseln, Marianen, Neu-Kaledonien, Neu-Hebriden, Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Ca

mit dem Mount Washington (1917 m) in die Catskill- und die Adirondack-Berge auslaufen. Als getrenntes Gebirgssystem darf man die Antillenberge betrachten, die im östlichen Teile mit der geringen Höhe von 500 m beginnen, um sich später mit 1120 m, auf Haiti sogar mit 2950 m fortzusetzen. Auf dem westlichen Teil erreicht auf Kuba der sogenannte Kupferberg (Sierra del Cobre) eine Höhe von 2340 m, während die sich daran anschließenden Blauen Berge sich mit einer Durchschnitttshöhe von 1600 m begnügen, in dem auf Jamaica liegenden Coldridge-Berg aber eine Höhe von 2500 m erreichen. Alles in allem umfaßt der gebirgige Teil von Nordamerika ungefähr 160 Quadratmeilen, von denen mehr als $^9/_{10}$ auf die Nordamerikanischen Cordilleren entfallen.

Die Betrachtung des Hochlandes führt uns notgedrungen zu dem Gegensatz, zu den Tiefebenen, die in Amerika in ganz besonders reicher Fülle vorhanden sind und sich hauptsächlich in Süd-Amerika finden. Einzelne derselben reichen bis an den Atlantischen Ozean und das Verhältnis des Tieflandes zum Hochlande, beträgt $1^2/_3$ zu 1. Beginnen wir mit der Ebene von Patagonien, die im Gebiete des Rio de la Plata von der Magelhaens-Straße bis zum Rio Negro reicht. An den Küsten besteht diese Ebene aus flachen Sandwüsten, doch im Innern finden sich viele, mit reicher Vegetation bewachsene Stellen, die ein üppiges Weideland bilden. Ihnen am nächsten kommen die Pampas von la Plata, deren nördliche Region der Gran Chaco einnimmt, eine weite, bis zum Amazonenstrom sich dehnende Tiefebene. Auch hier ist der südliche Teil Steppe, während im Norden üppiger Pflanzenwuchs sich findet. Ein Tummelplatz für wilde Pferde und Rinder, hat diese Ebene auf unabsehbare Fernen nur Gras aufzuweisen, und ein Teil der spärlichen Reste der Indianerstämme führen hier ein unstätes Nomadenleben. Einen Teil der Pampas bilden die Salinas, heiße Sandsteppen, die sich bis nach Argentinien hinziehen.

Im Gebiete des Maraõon liegen die Selvas del Maraõon, eine große, bewaldete Ebene, die von zahlreichen Tälern durchsetzt und reich mit Gras bewachsen ist. Ihnen schließen sich die Llanos des Orinoco, die in zwei Teile zerfallen, einen baumlosen und einen bewaldeten, an. Der erstere Teil bildet in sofern ein ewig wechselndes Schauspiel, als die zur Regenzeit mit mannshohem Gras bestandenen Flächen sich zur Zeit der Dürre in öde Steppen wandeln, die den Eindruck einer kahlen, toten Wüste machen. An die Orinoco-Ebenen schließt sich die Küstenebene von Guayana die sich im Tieflande des Magdalenenstromes fortsetzt. Im Norden liegt das atlantische Küstenterrassenland, das von zahlreichen Flüssen durchzogen wird, die alle auf dem Alleghany-Gebirge zusammenströmen. Die wirklich schönen, mit üppiger Vegetation bedeckten Ebenen liegen im Süden des Lorenzstromes und werden vom Missouri und Mississippi bewässert. Das sind die Savannen oder Prairien des Mississippi, „des Vaters der Gewässer," die neben vielen sumpfigen, tötliche Fieber in sich bergenden Stellen, teils mannshohen Graswuchs aufweisen, teils, namentlich nach Süden zu, wahre Tropenwälder zeigen. Von geringerer Bedeutung ist die Ebene der kanadischen Seenplatte, die sich vom Becken der Hudsonsbai bis zum Churchill hinzieht. Neben Felsen finden sich hier eine große Menge von Seen, recht kümmerlich entwickelte Flußläufe, sumpfiger Moosboden und dürftig bestandener Wald. Die ganze Gegend ist nur spärlich bewohnt, denn das Klima ist von äußerster

Mündung, die Kreidefelsen von Rügen und Møen, die Kreidefelsen von Dover, die Kreide an der Mündung der Somme, die Kreide von Meudon bei Paris, die Kreide von Sancerre, die Kreide von Tours, die Kreide von Poitiers, die Kreide von Angoulême, die Kreide von Périgueux, die Kreide von Bordeaux, die Kreide von Dax, die Kreide von Biarritz, die Kreide von Bilbao, die Kreide von Santander, die Kreide von Oviedo, die Kreide von Lissabon, die Kreide von Setubal, die Kreide von Cabo da Roca, die Kreide von Cabo de Sagres, die Kreide von Cabo de Santa Maria, die Kreide von Cabo de São Vicente, die Kreide von Tavira, die Kreide von Faro, die Kreide von Olhão, die Kreide von Tunis, die Kreide von Cap Bon, die Kreide von Sfax, die Kreide von Gabes, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Benghasi, die Kreide von Derna, die Kreide von Alexandrien, die Kreide von Port Said, die Kreide von Suez, die Kreide von Tor, die Kreide von Akaba, die Kreide von Gaza, die Kreide von Jaffa, die Kreide von Beirut, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Latakia, die Kreide von Alexandrette, die Kreide von Aleppo, die Kreide von Mardin, die Kreide von Mossul, die Kreide von Bagdad, die Kreide von Basra, die Kreide von Bushir, die Kreide von Bender Abbas, die Kreide von Maskat, die Kreide von Aden, die Kreide von Berbera, die Kreide von Mogadischo, die Kreide von Brava, die Kreide von Lamu, die Kreide von Mombasa, die Kreide von Tanga, die Kreide von Dar es Salam, die Kreide von Kilwa, die Kreide von Mozambique, die Kreide von Inhambane, die Kreide von Lourenço Marques, die Kreide von Durban, die Kreide von Port Elizabeth, die Kreide von Kapstadt, die Kreide von Walfischbai, die Kreide von Swakopmund, die Kreide von Lüderitzbucht, die Kreide von Port Nolloth, die Kreide von Port Elizabeth, die Kreide von Durban, die Kreide von Lourenço Marques, die Kreide von Inhambane, die Kreide von Mozambique, die Kreide von Kilwa, die Kreide von Dar es Salam, die Kreide von Tanga, die Kreide von Mombasa, die Kreide von Lamu, die Kreide von Brava, die Kreide von Mogadischo, die Kreide von Berbera, die Kreide von Aden, die Kreide von Maskat, die Kreide von Bender Abbas, die Kreide von Bushir, die Kreide von Basra, die Kreide von Bagdad, die Kreide von Mossul, die Kreide von Mardin, die Kreide von Aleppo, die Kreide von Alexandrette, die Kreide von Latakia, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Beirut, die Kreide von Jaffa, die Kreide von Gaza, die Kreide von Akaba, die Kreide von Tor, die Kreide von Suez, die Kreide von Port Said, die Kreide von Alexandrien, die Kreide von Derna, die Kreide von Benghasi, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Cap Bon, die Kreide von Sfax, die Kreide von Gabes, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Benghasi, die Kreide von Derna, die Kreide von Alexandrien, die Kreide von Port Said, die Kreide von Suez, die Kreide von Tor, die Kreide von Akaba, die Kreide von Gaza, die Kreide von Jaffa, die Kreide von Beirut, die Kreide von Tripolis, die Kreide von Latakia, die Kreide von Alexandrette, die Kreide von Aleppo, die Kreide von Mardin, die Kreide von Mossul, die Kreide von Bagdad, die Kreide von Basra, die Kreide von Bushir, die Kreide von Bender Abbas, die Kreide von Maskat, die Kreide von Aden, die Kreide von Berbera, die Kreide von Mogadischo, die Kreide von Brava, die Kreide von Lamu, die Kreide von Mombasa, die Kreide von Tanga, die Kreide von Dar es Salam, die Kreide von Kilwa, die Kreide von Mozambique, die Kreide von Inhambane, die Kreide von Lourenço Marques, die Kreide von Durban, die Kreide von Port Elizabeth, die Kreide von Kapstadt, die Kreide von Walfischbai, die Kreide von Swakopmund, die Kreide von Lüderitzbucht, die Kreide von Port Nolloth.

Fig. 1. Kreidefelsen.

umfassende große Insel Ilha dos Tumbinambaranes an der Madeira-Mündung. Von seinen zahlreichen Nebenflüssen seien nur einige, auf der rechten Seite der Ucayali, der Purus, der Madeira, der Tapajos, der Schingu, der Tocantins, auf der linken Seite der Japura, der Rio Negro und der Napo genannt.

Ein anderer Riesenfluß ist der La Plata, der aus den brasilianischen Gebirgen kommt und sich aus den Flüssen Parana und Uruguay zusammensetzt. Übertroffen an Größe wird er noch von dem Mississippi, der ein Stromgebiet von 3200000 qkm umfaßt und eine Wasserstraße von 32000 km aufzuweisen hat. Er besitzt 55 schiffbare Nebenflüsse, von denen als wichtigste rechts Minnesota, Arkansas, Missouri und Red-River, links Illinois, Ohio und Tenneſſie zu erwähnen sind. Der Mississippi ergießt sich in den Golf von Mexiko, ebenso wie der von den Rocky Mountains kommende Rio Grande del Norte, der zwar 2750 km lang ist, jedoch nur eine sehr geringe Schiffbarkeit besitzt. In den großen Ozean ergießen sich der Colorado, der Sacramento, der Oregon oder Columbia, der aus dem Ottersee in den nördlichen Felsengebirgen kommt und eine Länge von 2250 km hat, und der Fraser, der nur 1100 km aufweisen kann. Dem Atlantischen Ozean tributpflichtig ist der Magdalenenfluß, der, von den Cordilleren kommend, ins Karaibische Meer fällt und bei einer Länge von 1780 km ein Flußgebiet von über 300000 qkm umschließt. Der dritte größte Strom Südamerikas der Länge nach ist der Orinoco, der, auf der Sierra de Parime seinen Ausgang nehmend, ein Stromgebiet von etwa einer Million qkm besitzt. Ebenfalls zum Atlantischen Ozean fließen der Lorenzstrom, der Nord-Amerika durchzieht, aus dem Ontario-See kommt und die kanadischen Seen, die etwa die Größe der Ostsee haben, mit dem Atlantischen Meere verbindet. Der Lorenzstrom ist 1140 km lang, bis 600 km für Seeschiffe fahrbar und besitzt einen Verkehr, der fast den des Mississippi übertrifft, besonders, nachdem man es verstanden hat, die großen Stromschnellen zwischen dem Oberen- und dem Huron-See durch großartige Kanäle zu beseitigen. Auch die Niagara-Fälle, die bis zu einer Höhe von 50 m anstiegen und die Schiffahrt unmöglich machten, sind durch Kanäle unschädlich gemacht worden. Von Flüssen erwähnen wir ferner noch den St. John, der sich in die Fundy-Bai ergießt, den Connecticut, 556 km lang, den Hudson, ebenfalls 556 km lang und nur auf kurze Strecken schiffbar, den in die Bai gleichen Namens mündenden Delaware, den Susquehanna, der Pensylvanien durchzieht und sich bei einer Länge von 644 km in die Chesapeak-Bai ergießt, und endlich den James-River, dem der Staat Virginia zum Tummelplatz bestimmt ist. Im Norden von Nordamerika wird das Wasser der dort liegenden Seen durch drei Flüsse in das nördliche Eismeer und in die Hudson-Bai abgeleitet und zwar durch den Mackenzie, der als Athapasca in den Rocky Mountains entsteht, den Athapasca- und Großen Sklavensee durchfließt und seinen Namen nach dem Forscher Mackenzie führt, der ihn 1789 entdeckte; durch den Nelson, in seinem oberen Laufe Saskatschewan genannt und später zum Winnipeg-See sich ausbildend, und endlich durch den Churchill, der Britisch Nordamerika durchströmt und sich durch den Reindeer- und den Wollastone-See mit dem Athapaska-See vereinigt.

Von den Inseln fällt auf der Nordküste zunächst Grönland auf, das zwischen dem

Atlantischen Ozean und der Baffins-Bai liegt und — zum Teil noch unentdeckt — bei einem Umfang von 2 Millionen qkm — dem dreifachen Umfang Skandinaviens — nur von 10 000 Einwohnern bevölkert wird. Es sind armselige Eskimos, die auf sehr niedriger Kulturstufe stehen und infolge der mangelhaften Vegetation durch Seefischerei und Robbenfang mühselig ihren Lebensunterhalt erwerben. Eine andere Inselgruppe findet sich — vollständig isoliert — im Atlantischen Ozean; das ist die aus vierhundert kleinen Inseln bestehende Gruppe von Bermudas, der man unter dem Namen „Ozeanische Inseln" auch die Falklands-Inseln und einige an der chilenischen Küste liegenden, sowie die vulkanischen Galapagos-Inseln zugesellen kann. In den Westindischen Inseln, in welchen Nord-Amerika und Süd-Amerika sich verbinden, finden wir die großen und kleinen Antillen und die Bahama-Inseln. Der fast Monate lang auftretende Regen bringt hier alle Kulturpflanzen der Tropenwelt wie Kaffee, Tabak und Zuckerrohr zur reichsten Entfaltung. Die Bahama-Inseln, etwa 500 flache Korallenfelsen zwischen Haïti und Florida, haben dadurch eine historische Bedeutung, daß Columbus am 12. Oktober 1492 auf einer derselben, nämlich auf Guanahani landete, die er San Salvador nannte. Die Antillen werden später noch einer ausführlichen Betrachtung gewürdigt werden, da sie sowohl in sozialer, wie auch historischer Hinsicht zu den bemerkenswertesten Staaten von Amerika zählen.

Der Vollständigkeit halber seien noch die östlich und südlich vom Feuerlandsarchipel gelagerten Südgeorgia-Inseln aufgeführt, die zusammen mit dem Sandwicharchipel ein Bild kahler, und zuweilen von kleineren Vulkanen unterbrochenen Oede bieten.

Entdeckungs- und Forschungsgeschichte.

Schon in grauer Vorzeit finden sich Nachrichten über ein sagenhaftes Land Atlantis, von dem Wunderwerke berichtet werden. Strabon, der 24 nach Christi starb und weite Reisen unternommen, deutet in seinen geographischen Schriften auf die Möglichkeit des Vorhandenseins einer Rieseninsel hin, und seine Aufzeichnungen finden bei Diodoros ihre Bestätigung. Doch nicht nur die Römer, auch die Griechen waren überzeugt, daß es im Westmeere ein versunkenes Eiland gab, daß von einer seltsamen Menschenrasse bevölkert wurde. Auch früher schon war durch vom Sturm verschlagene Phönizier die Mär von diesem Wunderlande in weite Kreise gedrungen, und so wurde besonders zu Ende des ersten Jahrhunderts der Versuch unternommen, dafür den Nachweis zu führen. Schon im grauesten Altertum hätten Ägypter, Phönizier, ja sogar die Trojaner Amerika einen Besuch abgestattet, und man entdeckte Inschriften mit ägyptischen und griechischen Charakteren die sich später allerdings als — nicht einmal geschickte — Fälschungen herausstellten. Auch die verschwundenen 12 Stämme Israels suchte man mit der Urbevölkerung Amerikas,

den Indianern, in Verbindung zu bringen. George Jones und der Mexikoforscher Lord Kingsborough bemühten sich allen Ernstes, eine jüdische Einwanderung in Amerika nachzuweisen. Ebenso verfehlt ist wohl die Annahme, daß es Chinesen waren, die etwa 500 nach Christi über Kamtschatka und die Aleuten-Inseln eindrangen. Schon 1761 fand de Guignes, wie er in seiner „Geschichte der Mongolen" nachweist, Aufzeichnungen über das Land „Füsang", das etwa 880 000 m von China liegen sollte, und in welchem angeblich der Kultus des Buddha verbreitet wurde. Da man in Mexiko und auch in Peru mancherlei Sitten und Gebräuche fand, die an die der ostasiatischen Völker erinnern, so hat sich diese Annahme, Amerika wäre den Chinesen schon vor etwa 1400 Jahren bekannt gewesen, lange Zeit aufrecht erhalten, bis neueste Forschungen mit dieser Theorie aufgeräumt haben.

Wenn also die Tätigkeit der Chinesen bei der Entdeckung Amerikas nur als eine durch keinerlei ausschlaggebende Beweise bekräftigte Hypothese zu bezeichnen ist, so ist andererseits durch giltige Zeugnisse dargetan, daß es normannische Seefahrer waren, die über Island nach Grönland und von hier nach Amerika kamen. Ungefähr um das Jahr 876 n. Ch. wurde ein auf einem Raubzug begriffener Wiking Gunnbjörn nach einer Insel verschlagen, von der aus er bereits das heutige Grönland erblickte. Was er nur geschaut, sollte Erik dem Roten 983 gelingen; er entdeckte eine große Landstrecke, nannte sie Grönland (Grünland) und erbaute sich ein Haus Brattahilda geheißen, dessen Ruinen man vor wenigen Jahren aufgefunden hat. Er gründete hier im Norden eine bedeutende Kolonie, die sich bald zu 2 Städten und 100 Flecken entwickelte, 16 Kirchen und 2 Klöster aufwies und unter der Oberleitung eines in Garde wohnenden Bischofs stand. Jedenfalls durch einen Sturm fanden Seefahrer 15 Jahre später Labrador und Neufundland, und Leif der Glückliche, der Sohn Eriks des Roten, schiffte mit 35 Mannen nach Rhode Island, wo er die Stadt Leifsbudir, das heutige Providence, gründete. Er entdeckte Helluland (Steinland), Markland (Waldland) und das weinreiche Winland (Weinland), was wohl mit Labrador und der Gegend in der Lorenzstrom-Mündung gleichbedeutend ist. Zahlreiche Ansiedlungen wurden gegründet und immer mehr gewannen die kühnen Seefahrer festen Boden auf dem fremden Land, als Genossen der ersten Pioniere zu Anfang des 12. Jahrhunderts in der Baffinbai auftauchten und bis nach Upernivik vordrangen. Doch die Ansiedlungen bestanden nicht lange, denn Zank und Streit hauste im Lager der Fremden und die Ureinwohner, die Skrälinger, heute Eskimo genannt, wurden ihnen feindlich gesinnt. Der letzte Versuch der vorcolumbischen Zeit stammt aus dem Jahre 1347; es liegt nämlich ein Bericht über eine Ladung Bauholz vor, die nach Grönland verschickt wurde. Kurz darauf zerstreuten sich die Ansiedler, die häufig unter den Überfällen der Eskimos zu leiden hatten, und auch die mit unerhörter Heftigkeit auftretende Pest, der Schwarze Tod, trug nicht wenig dazu bei, die einst so blühende Kolonie dem Untergang und für geraume Zeit der Vergessenheit zu weihen.

Erst um das Jahr 1395 erwachte das Interesse von neuem, als die Brüder Nicolo und Antonio Zeni in Venedig ihre Reiseberichte der Öffentlichkeit übergaben. Nicolo Zeni hatte um 1380, nach andern um 1350 ein Schiff ausrüsten lassen, um Englang

und Flandern aufzusuchen. Das Schiff scheiterte infolge eines heftigen Sturmes an der „Frislanda“, doch vermochte sich die Mannschaft mit einem Teil der Ladung zu retten. Von den Bewohnern der Insel angegriffen, leisteten sie nur schwachen Widerstand und wären sicherlich sämtlich massakriert worden, hätte nicht der Fürst Zichmni ihnen das Leben geschenkt und sie in seinen Dienst genommen. Im Auftrage des Fürsten Zichmni segelte Zeni mit der aus 13 Fahrzeugen bestehenden Flotte nach Westen und bemächtigte sich mit leichter Mühe der Inseln Ledeno und Ilose. Auf Veranlassung Nicolos kam auch sein Bruder Antonio nach Frisland und eroberte im Verein mit Nicolo die Inseln Talas, Broas, Iscant und Dambere, während ein Überfall auf die Insel Island zurückgeschlagen wurde. Kurz darauf zog er mit drei Schiffen nach Engroneland, fand aber bald nach seiner Ankunft infolge einer Krankheit, die er sich auf der Reise zugezogen, seinen Tod. Antonio hegte den sehnlichsten Wunsch, nach Venedig zurückzukehren, doch Zichmni ließ ihn nicht von sich und erteilte ihm nicht die Erlaubnis zur Heimkehr. Er sandte ihn nach Westen nach einer Insel Estotilanda, deren Bewohner vor 26 Jahren ein mit sechs Leuten bemanntes Boot gekapert und die Insassen als Gefangene fortgeschleppt hatten. Nach mannigfachen Mühsalen erreichte man die Insel, doch griffen die Bewohner die Fremdlinge mit so großer Heftigkeit an, daß Zichmni es für das geratenste hielt, wieder umzukehren, ohne eine Landung zu versuchen. Auf der Rückkehr entdeckte man noch die Insel Neome, auf der eine Kolonie angelegt wurde. Antonio Zeni erhielt endlich auf inständiges Bitten die Erlaubnis zur Heimkehr, doch sollte er sich nicht lange der Heimat erfreuen, denn schon wenige Monate später ereilte ihn (1405) der Tod. Von seinen Papieren und Aufzeichnungen hat sich nur wenig erhalten, da sein eigener Neffe als Kind einen Teil der Blätter beim Spiel zerrissen hatte. So ist ein großer Teil der den Zenis zugeschriebenen Berichte wohl nur in das Gebiet der Fabel zu verweisen, und wissenschaftlichen Wert hat wohl nur die Seekarte, die bereits den Namen Monaco aufweist, worunter aber nicht das heutige Monaco, sondern die Insel Monk auf den Färöern zu verstehen ist.

Nunmehr trat der Mann in die Erscheinung, dem die Entdeckung Amerikas tatsächlich zu danken ist, Christoph Columbus aus Genua. Auch er war von dem Gedanken erfüllt, das Wunderland Atlantis aufzusuchen, und suchte zunächst die Fürstlichkeiten Europas für den kühnen Plan zu gewinnen. Von Johann II von Portugal und Heinrich VIII. von England abgewiesen, wußte er endlich Isabella von Kastilien für sein Unternehmen zu interessieren, sodaß man ihm drei Schiffe mit einer Bemannung von 90 Matrosen anvertraute. Am 3. August 1492 verließ er den Hafen Palos in Andalusien und fuhr an den Kanarischen Inseln vorbei immer westwärts. Am 12. Oktober entdeckte man Land, und Columbus betrat, in spanischer Admiralsuniform, das Banner von Kastilien in den Händen, die Insel Guanahani, die er dem Erlöser zu Ehren San Salvador nannte und die heut die Watlings-Insel heißt. Noch in demselben Jahre entdeckte er die beiden Inseln Kuba und Haiti (Hispaniola, Domingo), und bald gelangte die Kunde von einer neuen Welt, die irrtümlicher Weise Westindien genannt wurde, nach Europa. Mit Ehren reich belohnt, kehrte Columbus nach Spanien zurück, um sich am 23. September 1493

mit einer Flotte von 17 Schiffen und einer Besatzung von 1500 Mann wieder einzuschiffen. Diesmal entdeckte er Marie Galante, Guadeloupe, Redonda, Antigua, San Martini, Santa Cruz; doch Mißhelligkeiten im eigenen Lager, sowie verschiedene Meutereien von seiten der Eingeborenen zwangen ihn, nach Europa zurückzukehren. Auch hier hatte sich ein verhängnisvoller Umschwung vollzogen, und so konnte er erst im Jahre 1498 zu einer dritten Reise aufbrechen, die er von Lucar aus am 30. Mai antrat. Diesmal entdeckte er Trinidad, das Festland von Südamerika, das Orinoco-Delta und die Inseln Cabayua und Margarita. Auf dieser Reise fiel er den Hofintriguen zum Opfer, die in Spanien gegen ihn wühlten, und mit Fesseln beladen, schleppte man den Unglücklichen zurück. Wohl gelang es ihm, sich vor dem Könige zu rechtfertigen, doch sein Glücksstern war endgiltig erblichen, und seine vierte Entdeckungsfahrt, die er 1502 mit seinem Bruder unternahm, fiel unglücklich aus. Seiner Ämter und Würden beraubt, starb er 1506 in Valladolid, ein beredtes Beispiel der Vergänglichkeit irdischer Größe. Mehr als der Verrat seiner Leute und der Undank des Hofes schmerzte ihn die Tatsache, daß das entdeckte Land nicht nach ihm, sondern auf Vorschlag des deutschen Geographen Martin Waldseemüller aus Freiburg in Lothringen nach dem Florentiner Amerigo Vespucci, der im Jahre 1499 die Küste von Guayana und die Mündungen des Lorenzstromes befuhr, Amerika genannt wurde.

Was Columbus so herrlich begonnen, sollte von andern fortgesetzt werden. Noch zu seinen Lebzeiten fand Johannes Cabot aus Venedig (1494) Labrador, während sein Sohn Sebastian nach drei Jahren Neufundland erreichte, die Hudsonbai befuhr und gegen das Jahr 1530 die Ostküste von Südamerika entdeckte. Bis nach Brasilien drang Pedro Alvarez Cabral, der das reiche Land im Jahre 1500 für den König von Portugal in Besitz nahm. Auch hier war es ein Zufall, der die Entdeckung begünstigte, denn wie so viele andere wurde auch Cabral durch einen Sturm auf der Fahrt nach dem Cap der guten Hoffnung an die brasilianische Küste verschlagen. Ein Gefährte des Columbus Alfonso de Hojedas, fand 1499 die Mündung des Amazonas, und schon 1507 erschlossen sich Pinzon und Diaz de Solis das reiche Yucatan. Kaum ein Jahr verging, ohne daß neue Länder sich dem nimmermüden Forscherſinn öffneten; so 1512 Florida, auf welchem Ponce de Leon landete, so die Südsee, die 1515 von Balboa dem Weltverkehr gewonnen wurde.

Seiner harrte noch ein schlimmeres Schicksal, als es Columbus beschieden war, denn nach kurzem Ruhmesglück fand er schon 1517, ein Opfer der Hofintriguen, den Tod durch Henkershand. Wenige Jahre später gelang es Magelhaens (1520) die nach ihm genannte Straße zwischen Feuerland und Patagonien zu erreichen und die Ladronen zu entdecken. Auch er starb eines unnatürlichen Todes, von den Eingeborenen der Philippinen grausam hingemordet, genau wie sein Vorgänger Diaz de Solis, der ebenfalls der bestialischen Wut der Wilden zum Opfer gefallen war. Doch das grausame Schicksal, das ihrer wartete, schreckte die Seefahrer nicht ab, mit ungebrochenem Mut traten sie — oft mit den unzulänglichsten Mitteln — die beschwerliche Seefahrt an, um Ruhm und Reichtum zu gewinnen. Amerika war ein Zauberland, ein Ziel aller Abenteurer, aller kühnen, rücksichtslosen Naturen geworden.

Einen gewaltigen Denkstein in der Geschichte der Entdeckungen verdient Ferdinand Cortez, ein Mann, dessen Bild „von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte schwankt", wie kaum ein anderes. Von vielen als geizig, herrschsüchtig, grausam verschrieen, gilt er bei anderen seiner Zeitgenossen als eine echte Feldherrnnatur, energisch, heldenmütig, besonnen und klug. Nach kurzem Aufenthalt in Westindien und Cuba, zog er 1519 nach Mexiko, um die Eroberung dieses als unendlich reich geltenden Landes zu beginnen. Mit nur 700 Mann unterwarf sich Cortez das Volk, nahm den König Montezuma gefangen und wußte sich die Eingeborenen (die Azteken) zu willenlosen Sklaven zu machen. Doch es bedurfte erst heftiger Kämpfe, ehe die Mexikaner die weißen Männer, deren Gewehre sie für hilfskräftige Naturelemente hielten, als ihre Herren anerkannten. Es kam zu einer heißen Schlacht bei Otumba, in der die Spanier Sieger blieben.

Nun durchzog Cortez das ganze Land, machte den Menschenopfern, die jährlich zu tausenden hingebracht wurden, ein Ende und wollte bereits nach europäischer Sitte Einrichtungen treffen, als ihn das Schicksal aller großen Männer ereilte, und er der Mißgunst zum Opfer fiel. Mit der Erhebung zum Marquis del Valle und durch Überlassung einiger Ländereien lohnte man sein sieg- und erfolggekröntes Streben, und selbst die Entdeckung Californiens vermochte ihm nicht die Gunst seines Königs wiederzugewinnen. Von allen vergessen, starb er im Jahre 1547 in Sevilla.

Die bösen Eigenschaften, die Cortez von seinen Widersachern zugeschrieben wurden, fanden sich tatsächlich bei Pizarro, der im Jahre 1529 auszog, um der spanischen Krone im Verein mit Diego de Almagro und Fernando de Luque das „Goldland" Peru zu erobern. Grausam, roh und eigensüchtig, hauste er mit tyrannischer Gewalt in dem blühenden Lande, und mußte sich, nachdem er durch Treubruch und Verrat die Söhne des Inkas (Königs) Huyoma Copac — Huascar und Atahualpa — hatte gefangen nehmen und hinrichten lassen, des ganzen Landes zu bemächtigen. Er erbaute die neue Hauptstadt Lima (1535) und schaltete mit seinen Horden als unumschränkter Herr. Aber auch im Lager der Spanier kam es bald zu Zwistigkeiten; gemeinsam mit seinen Brüdern Fernando und Gonzalo ließ Franzisco Pizarro seinen bisherigen Freund Almagro, den Entdecker Chiles, erdrosseln. Doch Almagros Sohn rächte die blutige Tat, indem er den Usurpator mit einigen Freunden in seinem Palaste überfiel und ermordete. Ein wüstes Schreckensregiment herrschte in dem reichen Lande, das in wenig Jahren dem Ruin nahegebracht wurde, bis Kaiser Karl V. den Priester Pedro de la Gasca und den bewährten Hauptmann Carbajal nach Peru sandte, um die Ordnung wiederherzustellen. Nach langen Kämpfen wurde Gonsalvo Pizarro, der sich der Statthalterwürde bemächtigt, besiegt und nach schnellem Urteilsspruch gehenkt.

Inzwischen machten die Entdeckungen in dem neuen Lande Fortschritte, und immer zahlreicher wurden die Stätten, die in rascher Folge aufgefunden wurden. Im Jahre 1533 erreichte Franz Welser Venezuela, 1541 Philipp v. Hutten das Innere Südamerikas, doch auch er fand, wie so viele vor und nach ihm den Tod durch Henkershand. Aber wie der lernäischen Schlange mit jedem Schlage ein neues Haupt erwuchs, so zogen mit

jedem Jahr neue Schaaren nach Amerika, und jedes Jahr drang die Kunde von neuen Ländern nach Europa.

Der Ruhm und das Glück der Spanier hatten die Engländer nicht schlummern lassen, und so unternahm gegen 1568 Sir Francis Drake, dem die Chronisten der damaligen Zeit den nicht unverdienten Beinamen: „der Korsar des Erdkreises" beigelegt haben, den Versuch, der immer stärker werdenden Macht Spaniens Schach zu bieten. Er brandschatzte die reichen Städte Südamerikas und betrieb im Verein mit John Hawkins einen schwunghaften Sklavenhandel, bis es im Hafen von Ulua zwischen Spaniern und Engländern zu einer förmlichen Schlacht kam, in der die letzteren geschlagen wurden. Seit diesem Tage herrschte offene Feindschaft zwischen den beiden Ländern, und Drake unternahm in den folgenden Jahren, besonders 1571 und 1572, erfolgreiche Rachezüge gegen die Spanier. Fünf Jahre später begann er seine Weltumsegelung, auf der er die Elisabethiden entdeckte und nach zahlreichen Plünderungen zu Wasser und zu Lande bis zur „Goldenen Gasse" in die Bai von San Francisko eindrang. An dem 1585 zwischen England und Spanien ausbrechenden Kriege, in welchem Albion die Hegemonie zur See an sich riß, nahm Drake tätigen Anteil, stand bei der Vernichtung der Armada im Vordergrunde und starb auf einem neuen Raubzuge in den westindischen Gewässern in demselben Jahre am 5. Januar im Hafen von Cabello. Vielfach wird ihm auch das Verdienst zugeschrieben, die Kartoffel nach Europa gebracht zu haben, doch haben neueste Forschungen bewiesen, daß es spanische Seefahrer waren, die die eßbaren Knollen der alten Welt zugänglich machten.

Kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 1616 fanden William Cornelissen Schouten und Jacob Le Maire, die die australische Compagnie zur Erforschung eines bequemeren Wasserweges, als es die gefährliche Magelhaensstraße war, ausgesandt, an der südlichen Küste vom Feuerland mehrere Inseln und ein Vorgebirge, das Schouten seiner Heimatstadt Horn zu Ehren Cap Horn taufte, während es im Jahre des Westfälischen Friedens 1648 dem Kosaken Deschnew gelang, die Amerika von Asien scheidende Enge, die später Beringstraße genannt wurde, zu passieren. De La Salle, ein spekulatives Genie des 17. Jahrhunderts, durchquerte Kanada bis zum Mississippi und legte an der Mündung des Niagara und am Ufer des Illinois ein Fort Crevecoeur an. Nach vielen Mühen und Abenteuern gelang es ihm, mit etwa 30 Franzosen und einer Anzahl Indianer das Land zwischen der Quelle des Mississippi und seiner Mündung zu erreichen, von dem er im Namen Frankreichs Besitz ergriff, und das er dem Könige zu Ehren Louisiana taufte. Er wußte sich zahlreiche Indianerstämme zu Freunden zu machen und trieb mit ihnen einen regen Tauschhandel. Auch er fiel dem Neide seiner Stammesgenossen zum Opfer, die ihm am Trinityfluß ermordeten und seine Leiche ins Ufergestrüpp verschleppten.

Im Jahre 1728 entdeckte Vitus Bering die nach ihm benannte Straße und fand 1741 gemeinsam mit Alexis Tschirikow die Aleuten-Inseln, erlag aber mit einem großen Teile seiner Leute dem Skorbut, während Condamine (1736—1744) den südamerikanischen Continent durchquerte. Burnaby, Hearnes, Hutchinson, sowie Le Page erschlossen die Schätze Nordamerikas ihren Landsleuten und sorgten in umfassender Weise für die

kommerziellen Interessen ihrer Länder, während Kalm, Löfling und John Byron mehr wissenschaftliche Zwecke bei ihren Fahrten nach Patagonien und den Falklandsinseln verfolgten. Eine echte Abenteurernatur, ein vor keinem Hindernis zurückschreckender Charakter erschien 1768 mit James Cook auf dem Plan, der im Auftrage der englischen Regierung mehrere Weltreisen unternahm und unter anderem die Sandwichsinseln entdeckte, wo er auf Hawai unter den Keulenschlägen der wilden Bevölkerung am 14. Februar 1775 seinen Geist aushauchte.

Das Ende des 18. Jahrhunderts hat eine Reihe wissenschaftlicher Expeditionen aufzuweisen, von denen die Bonplands und Alexander v. Humbolds (1799—1803) die bedeutendsten sind. Die Ergebnisse der Reise, die die beiden Gelehrten durch Südamerika, Mexiko und Cuba führten, sind im „Kosmos" Alexander v. Humboldts niedergelegt. Um ziemlich dieselbe Zeit durchzog Michaud (1804) das Alleghanygebirge, Lewis und Clarke durchforschten das Gebiet des oberen Missouri, während Krusenstern (1803) die nordwestliche Küste zum Schauplatz seiner Studien wählte. Das Stromgebiet des Amazonas wurde von Martius und Spix im Auftrage der bairischen Regierung (1817) besucht, während 17 Jahre später von englischer Seite durch Smyth und Lowe der Versuch gemacht wurde, von Lima aus über die Anden nach Para vorzudringen. In Guayana wirkten die Schomburgk bahnbrechend, und besonders Hermann Schomburgk brachte einige so bedeutende Resultate von seiner zehn Jahre währenden Reise (1834—1844) heim, daß die Geographische Gesellschaft in London ihm die goldene Medaille verlieh. Bis in die letzten Zeiten sind die Reisen und Forschungen fortgesetzt worden, und es würde zu weit führen, wollte man alle diejenigen aufführen, die sich um die Aufhellung der geographischen und namentlich historischen Verhältnisse Amerikas Verdienste erworben haben. So seien denn nur einige genannt, wie Tschudi, dessen Werke über Peru zu dem bedeutendsten gehören, was über dieses sagenhafte Land berichtet worden, Crevaux, der nach drei erfolgreichen Expeditionen 1882 am Rio Pilcomayo unter den Tomahawks der Toba-Indianer verblutete, James Orton, der 1877 am Titicacasee starb, Gustav Wallis, der 1878 in Ecuador vom Tode ereilt wurde, Karl Friedrich Appun, der Verfasser des hervorragenden Werkes: „Unter den Tropen", der, nur 33 Jahre alt, vom Fieber dahingerafft wurde, Karl von den Steinen, John Page, der das Stromgebiet des Pilcomayo erforschte und 1890 dem Sumpffieber zum Opfer fiel.

Politische Geschichte.

Die politische Geschichte Amerikas ist mit der Entdeckungsgeschichte so eng verknüpft, daß wir uns auf einige allgemeine Betrachtungen beschränken dürfen, zumal wir bei der Behandlung der einzelnen Staaten auch die Geschichte derselben einer kurzen Würdigung unterziehen werden.

Die eigentliche Geschichte Amerikas, vornehmlich der Vereinigten Staaten von Nord-

Amerika beginnt mit dem Jahre 1584, als Walter Raleigh im Auftrage der Königin Elisabeth von England die Kolonie Virginien gründete, der sich in der Folge verschiedene andere zugesellten. 1682 erstand unter dem tatkräftigen Quäker William Penn die Kolonie Pennsylvanien, und 1750 hatten sich die englischen Kolonien bereits zu den dreizehn Staaten Massachusets mit der Hauptstadt Boston, Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire mit der Hauptstadt Concord, New-Jersey, Maryland, New-York, Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia, Delaware, Virginien mit der Bundeshauptstadt Washington, Nord- und Süd-Karolina und Georgien zusammengeschlossen. Eine vom Mutterlande in den Jahren 1763—1765 den Kolonien auferlegte Stempeltaxe erregte im Verein mit den hohen von England beschlossenen Zöllen heftige Mißstimmung, und als sich der größte Redner seiner Zeit, William Pitt, offen im Oberhause auf die Seite der Kolonien stellte, sah sich die englische Regierung gezwungen, die Stempeltaxe zurückzunehmen. Die Zölle aber blieben bestehen, und mit ihnen wuchs die Erbitterung gegen England, nicht wenig gesteigert durch die berühmten Juniusbriefe, deren Verfasser noch bis zum heutigen Tage nicht bekannt geworden ist. Um seine drückende Schuldenlast abzuwälzen, bestand England auf dem Besteuerungsrecht und suchte durch mehrere Gewaltakte, wie die Sperrung des Bostoner Hafens, seinen Maßregeln Geltung zu verschaffen. Diese Maßnahmen trieben die Kolonien zum Äußersten, und am 19. April 1775 kam es bei Lexington zum blutigen Zusammenstoß zwischen den von den amerikanischen Provinzen zusammengebrachten Milizen und der Besatzung des Bostoner Gouverneurs. Auf dieses Scharmützel folgte am 16. Juni die Schlacht bei Bunkershill, die mit einem Pyrrhussiege der Engländer endete, welche Boston räumten. Ganz besonderen Eifer entfaltete bei dieser Gelegenheit der Buchdrucker Benjamin Franklin, einer der bedeutendsten und edelsten Charaktere aller Zeiten, der in London und Paris mit feuriger Beredsamkeit für die Interessen seines Landes wirkte und den jungen Adel Frankreichs, an dessen Spitze der Marquis von Lafayette stand, für seine Ideale zu gewinnen suchte. Im Vertrauen auf die Hilfe Europas arbeitete Jefferson 1776 eine Unabhängigkeitserklärung aus, der sich freisinnige Männer aus allen Ländern wie Larochefoucauld, Lameth, Rochambeau, Kalb, Steubern, Kosziusko anschlossen und der selbst englische Stimmen, wie die der berühmten Staatsmänner Pitt und Fox ihre Anerkennung nicht versagten. Ein hauptsächlich aus Deutschen zusammengesetztes doch englisches Heer zog den Amerikanern entgegen, und der englische Feldherr Howe bemächtigte sich sogar der Hauptstadt New-York, die er jedoch bald Dank der Umsicht George Washingtons wieder verlor. Die Krieg wurde eine Zeit lang mit wechselndem Glück geführt, bis die Kapitulation von Saratoga (5. Oktober 1877) die Sachlage vollständig umkehrte und Frankreich offen auf die Seite der Kolonien trat. Doch noch immer war England im Vorteil, nicht zum wenigsten durch den Verrat des Generals Arnold, der die junge Republik in große Not versetzte. Erst als General Cornwallis von einem unter Lafayettes und Washingtons Befehlen stehenden Heer in Yorktown eingeschlossen wurde, nahm die Lage der Dinge eine andere Wendung, zumal Cornwallis sich gezwungen sah, mit seiner 7000 Mann starken Heeresabteilung zu kapitulieren. Nunmehr traten auch Holland und Spanien dem französisch-amerikanischen Bündnis bei,

und als auch die übrigen Staaten Europas den sogenannten Neutralitätsbund schlossen, erkannte England im Frieden von Versailles die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien an, die bereits 1776 den offiziellen Titel: Vereinigte Staaten von Nordamerika angenommen hatten. Im Jahre 1787 schuf Alexander Hamilton die Verfassung, deren sich Amerika mit einigen Veränderungen noch heute erfreut. Jeder Staat behielt seine demokratische Verfassung unter der obersten Gewalt eines verantwortlichen Präsidenten, dem der aus dem Senat und dem Repräsentantenhaus bestehende Kongreß zur Seite gestellt ist. Bis zum Jahre 1797 (von 1789) hatte George Washington den Posten des Präsidenten inne, und ihm ist die Gründung des Bundesstaates in erster Reihe zu danken. Einen Zoll ihres Dankes trugen seine Mitbürger dadurch ab, daß sie die Bundeshauptstadt Washington nach ihm benannten.

Während Nordamerika lange Jahre England tributpflichtig war, hatte Südamerika unter der Abhängigkeit von Spanien mehr als drei Jahrhunderte zu leiden. In Europa geborene Spanier hatten die höchsten Stellen inne, der Handel war ausschließlich in ihren Händen, der Tabaksbau galt als königliches Monopol und Produkte des Mutterlandes, wie Wein, Öl waren vom Anbau in den Kolonien ausgeschlossen. Zudem kamen noch die eisernen Fesseln, in denen die Inquisition die Kolonien gefangen hielt; jede freie Willensmeinung war verpönt, und jeder Versuch einer Befreiung vom spanischen Joch wurde mit Blut und Feuer im Keime erstickt, wie der mit Hilfe von Franzosen und Engländern ins Werk gesetzte Aufstand des Kreolen Miranda in Caracas, der im Jahre 1793 mit der Niederwerfung der Rebellen endete.

Doch der eine Versuch wurde an anderer Stelle wieder aufgenommen, wie in Buenos-Ayres, wo Mariano Moreno das Volk zum Abfall von der spanischen Herrschaft aufzureizen suchte, ohne jedoch die „Gauchos", die Bewohner der Pampas, für seinen Plan gewinnen zu können. Ähnliche Bewegungen fanden in Mexiko, in Chile und Venezuela statt, wo Simon Bolivar die Unabhängigkeit und Befreiung seiner Landsleute vom spanischen Joch anstrebte. Einen bedenklicheren Charakter nahmen diese Aufstände erst mit dem Jahre 1810 an, als Napoleon I. die Südamerikaner zur Anerkennung des Königs Joseph auffordern ließ; überall bildeten sich Junten, die angeblich für den spanischen König Ferdinand III wirkten, im Grunde aber nur ihre eigenen Zwecke verfolgten. Die Empörung und den Vernichtungsfeldzug, den der Priester Hidalgo in Neu Spanien (Mexiko) gegen Spanier und Kreolen führte, entfesselte einen Bürgerkrieg, der in einer Lossagung von der Herrschaft der Cortes ihren äußeren Ausdruck fand. Die meisten Staaten setzten selbständige Regierungen ein, und selbst das schroffe Vorgehen des von Ferdinand III. nach Südamerika entsandten Generals Morillos, noch weniger die tyrannische Grausamkeit des Inquisitor Torres vermochten dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Revolution Einhalt zu tun. Im Jahre 1813 erklärte sich das bisherige Vicekönigtum Rio de la Plata als Republik, Bolivia, Uruguay und Paraguay folgten seinem Beispiel; auch Venezuela, das sich mit Neugranada zum Freistaat Columbia zusammenschloß, und Peru wurden von dem allgemeinen Freiheitstaumel fortgerissen. Mexiko wurde nach langen, schweren Kämpfen, nachdem es zuerst unter dem General Iturbide kurze Zeit als Kaiserreich bestanden.

1824 zum Freistaat umgewandelt und erhielt eine Verfassung, die der der Vereinigten Staaten von Nordamerika in vielen Punkten ähnelte.*).

Die Nordstaaten hatten sich inzwischen durch Ankauf bedeutender Territorien ansehnlich entwickelt und ihre Grenzen ausgedehnt. Im Jahre 1824 wußten sie sich Dank der tatkräftigen Initiative des Präsidenten Monroe ihre Unabhängigkeit zu sichern, indem sie die Monroe-Doktrin in die Verfassung aufnahmen, nach der es keiner europäischen Macht gestattet war, sich auch nur irgendwie in die Angelegenheiten Amerikas einzumischen. Schon vorher hatte man eine Regelung in der Sklavenfrage getroffen, dergestalt, daß das Sklavensystem sich über keinen Staat nördlich von 36° 30′ der Breite ausdehnen durfte, mit Ausnahme von Missouri, dem in dem Clay'schen Missouri-Kongreß die ausdrückliche Erlaubnis erteilt wurde. Damit begann der Kampf zwischen den Abolitionisten (Gegner des Sklavensystems) und den Freesoilers (Anhänger der Sklaverei), der später noch blutige Schlachten zeitigen sollte.

Eine andere wichtige Einrichtung war die Begründung des Indianerterritoriums (1830), westlich vom Mississippi, wo sich sämtliche wilden Indianerstämme niederlassen mußten. Auch diese Bestimmung führte blutige Kämpfe herbei, die sich bis in die neueste Zeit fortsetzten und eigentlich erst vor 10—12 Jahren zum endgiltigen Abschluß gelangt sind. Daneben war es seit dem Jahre 1820 die Frage der Sklaverei, die ganz Amerika in zwei Feldlager spaltete. Die erschütternden Vorgänge und die bestialischen Grausamkeiten der südamerikanischen Plantagenbesitzer, denen Harriet Beecher Stowe in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte" bewegten Ausdruck lieh, entfesselten, als der leidenschaftlichste aller Abolitionisten, Abraham Lincoln, 1861 zum Präsidenden gewählt worden war, einen furchtbaren Bürgerkrieg zwischen Nordamerika und den konföderierten Südstaaten, die sich von der Union trennten. Der Beginn des Krieges war für die Union nicht günstig. Sie wurde bei Bulls Run von der Armee der Konföderierten unter Beauregard am 17. Juli geschlagen, und auch im nächsten Jahre blieben die Verfügungen Lincolns, der alle Sklaven für frei erklärte, wirkungslos. Die Verluste waren trotz des Sieges der Union bei Antietam (16. September 1862) ziemlich gleich, und erst das Jahr 1863 führte mit der Kapitulation des Südstaaten-Generals Lee bei Gettysburg nach dreitägiger Schlacht eine entscheidende Wendung zu Gunsten des Nordens herbei. Das siegreiche Vordringen des Generals Grant ließ die Chancen des Krieges immer tiefer für die Südstaaten heruntersinken, und selbst die heimtückische Ermordung Lincolns, der von dem Schauspieler Wilkes Booth mit den Worten: „Der Süden ist gerächt" im Theater erschossen wurde, vermochte keinen Umschwung für die Südstaaten herbeizuführen.

Lincolns Nachfolger Andrew Johnson führte sein Werk weiter, und nach langen Verhandlungen erhielten ca. 5 Millionen Negersklaven die Freiheit. Nach Johnson wurde General Grant zweimal (1868—1877) zum Präsidenten gewählt, und er bemühte sich, die Schäden, die der Krieg dem Lande geschlagen, nach Kräften aus-

*) Weiteres über die Geschichte Mexikos und der übrigen Südstaaten siehe unter den Einzelstaaten.

zuwetzen und dem Handel und der Industrie neue Absatzgebiete zu schaffen. Unter seine Regierungszeit fällt der Bau der Pacific-Eisenbahn, ein Unternehmen, das eine Erhebung der Indianerstämme zur Folge hatte. Sein Nachfolger James Garfield fiel wie Lincoln am 19. September durch die Hand eines Meuchelmörders, ein Opfer der bereits unter Grant eingerissenen Beamtenkorruption. Seine Nachfolger Arthur und Cleveland (1885—1889) vermochten die schutzzöllnerische Strömung nicht zu hemmen, die denn auch mit der Wahl Harrisons zur Herrschaft gelangte. Unter ihm kam die Mac Kinley Bill (1890) zur Annahme, die jedoch nur bis zum Jahre 1894 in Kraft blieb. Mac Kinley selbst wurde am 4. März 1897 zum Präsidenten ernannt; seine erste Amtshandlung war eine Erhöhung der Zölle, und in seine Regierungszeit fällt der Krieg mit Spanien, der am 15. Februar 1897 durch die Explosion des amerikanischen Kreuzers Maine im Hafen von Havana zum Ausbruch gelangte, nachdem die spanische Regierung die Einmischung Amerikas abgelehnt und die Feindseligkeiten auf Cuba in der schroffsten Weise ihren Fortgang genommen hatten.*) Der Krieg endete nach der Kapitulation von Santiago de Cuba mit dem vollständigen Siege Amerikas, das alle seine Forderungen, Abtretung der spanischen Inseln Westindiens, Aufgabe der spanischen Oberhoheit auf Cuba, Überlassung einer Ladronen-Insel als Kohlenstation, durchsetzte. Unter Mac Kinleys Amtsführung erhielten die Vereinigten Staaten einen Zuwachs von 443 018 qkm mit 9 581 858 Einwohnern, nachdem auch die Tutuila-Gruppe der Samoa-Inseln durch den Samoa-Vertrag und die Hawai-Inseln dem großen Staatengebiet einverleibt worden waren. Doch Mac Kinley sollte sich nicht lange der Früchte seiner Tätigkeit erfreuen, denn er starb, von einem Anarchisten erschossen, am 6. September 1901 beim Besuch der Panamerikanischen Ausstellung, wenige Monate nach seiner Wiederwahl zum Präsidenten. Sein Nachfolger Theodor Roosevelt, der bisherige Vizepräsident, ist eifrig bemüht, durch Ausgestaltung der Seemacht sein Vaterland in die erste Reihe der Weltmächte zu versetzen und ihm namentlich auf dem Gebiet des Handels die gewaltige Hegemonie zu erhalten, zu der es sich in den letzten Jahrzehnten aufgeschwungen. Amerika ist das Land der Zukunft, das alle Staaten mit neidischem Auge betrachten, und dessen unaufhaltsames Aufblühen sie mit recht eigennützigem Interesse verfolgen; in erster Reihe gilt dies von England, dessen kommerzielle Stellung von dem jungen Amerika stark erschüttert worden ist.

*) Siehe Cuba.

Die Urbevölkerung Amerikas.

Die Bevölkerung Amerikas setzt sich zusammen aus Ureinwohnern und Eingewanderten, von denen wir hier nur die ersteren in großen Zügen betrachten wollen, da wir den letzteren bei den Einzelstaaten noch begegnen.

Die Urbevölkerung besteht aus Eskimos und Indianern. Die Eskimos finden sich in Britisch-Nordamerika, Alaska und Grönland und wohnen hauptsächlich an den Küsten. Ihre Gesamtzahl beträgt kaum mehr als 35 000 Köpfe, von denen Grönland mit 10 000 den größten Teil beansprucht. Auf Alaska findet man höchstens noch 2000 Menschen, die über dieses ungeheure Gebiet ganz unregelmäßig verstreut sind. Die Eskimos besitzen zwar gewisse Aehnlichkeiten mit den Indianern, trennen sich aber von diesen durch einen unausrottbaren Rassenhaß. Von früheren Forschern sind sie oft als zwerghaft hingestellt worden, was aber nicht zutrifft, da ihre Durchschnittsgröße 1,58 m beträgt, und man in Alaska sogar Männer von 1,83 m vorgefunden hat. Nordenskjöld erwähnt die bei ihnen häufig auftretende Korpulenz und rühmt die Kleinheit ihrer Hände und Füße. Ihre Gesichter sind gewöhnlich unschön und werden durch die breiten, hervorstehenden Backenknochen, die platte Nase und kleine, etwas schiefstehende Augen verunziert. Bartwuchs ist fast gar nicht vorhanden, und das schwarze Haar wird lang getragen. Im Gegensatz zu den Indianern tätowieren sich bei den Eskimos die Frauen, während die Männer sich die Wangen durchbohren und in die Löcher Glas und Steinknöpfe stecken. Ihre Kleidung besteht aus einer Jacke mit Kapuze, kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Stiefeln, die von den Frauen aus den Fellen der selbsterbeuteten Rentiere, Robben, Bären und Füchse hergestellt werden; doch verschmähen sie auch Vogelbälge nicht, die hauptsächlich zur Herstellung von Unterkleidern benutzt werden. Der Gebrauch des Zwirns ist ihnen unbekannt, und statt seiner nehmen sie Rentier- und Wallfischsehnen; zum Nähen gebrauchte man früher Nadeln aus Knochen, an deren Stelle jetzt aber schon längst Stahlnadeln getreten sind.

Infolge der starken Kälte sind die Eskimos fast ausschließlich auf den Ertrag der Jagd und Fischerei angewiesen und nähren sich hauptsächlich von Seesäugetieren, Bären und Füchsen, deren Fleisch sie bald roh, bald gesotten, jedoch ohne Zusatz von Salz verzehren. Durch die Ungunst der Temperaturverhältnisse sind sie auch gezwungen, ein Nomadenleben zu führen, und deshalb hausen sie hauptsächlich in Zelten aus Fellen und in sogenannten Schneehäusern, die aus viereckigen Schneequadern aufgeführt werden. Nur wenige Stämme in Alaska haben festere Wohnungen; doch in West-Grönland und Labrador befinden sich sogar einige Gebäude aus Steinen und Holz, aber auch hier begnügt sich der größte Teil mit Erdhöhlen.

In staatlicher Hinsicht herrscht bei den Eskimos eine Art Kommunismus vor; im Gegensatz zu den Indianern kennen sie keine Häuptlinge, und einer gewissen Autorität

erfreut sich nur der „Angekok", der Arzt, der aber nicht mit Arzeneien, sondern mit Zauberei hilft; gelingt es ihm, die bösen Geister, die die Krankheit herbeigeführt, durch Beschwörungsformeln zu verscheuchen, so wird er reich beschenkt; stirbt der Patient jedoch, so muß er alles zurückgeben. Streitigkeiten oder Kämpfe kommen bei den Eskimos fast niemals vor und werden meistens auf friedlichem Wege geschlichtet. Sehr viel trägt dazu der Umstand bei, daß sie keine eigentlichen Kriegswaffen haben und nur mit Speeren und Harpunen auf die Jagd gehen. In letzter Zeit haben sie auch den Gebrauch der Feuerwaffen gelernt, deren sie sich aber lange nicht so gern und so häufig bedienen, als des Bogens und der Pfeile.

Der Eskimo ist sehr gesellig und gastfrei, und hiermit hängt wohl auch seine Neigung zusammen, sich frühzeitig ehelich zu verbinden. Nicht selten findet man Brautleute von fünf bis sechs Jahren, die in der Regel im siebzehnten Jahr die Ehe eingehen. Die Vielweiberei ist gestattet, aber nur wenig verbreitet; dagegen kann ein Mann, wenn ihm eine Frau nicht zusagt, dieselbe den Eltern zurückgeben oder gegen eine andere umtauschen. Die Frauen werden im allgemeinen gut behandelt, und auch alte Leute stehen bei ihnen in hoher Achtung; dagegen überläßt man die Kranken häufig sich selbst und zwar aus Aberglauben, der wie bei allen unzivilisierten Völkern auch im Gefühlsleben der Eskimos eine große Rolle spielt. Alle ihre Handlungen stehen mehr oder weniger unter der Einwirkung des Aberglaubens, der oft in der seltsamsten Weise zum Ausdruck kommt. So dürfen sie an gewissen Tagen sich nicht waschen, Seesäugetiere nicht zusammen mit Rentierfleisch essen; die Männer dürfen kein Eisen feilen, und vor allen Dingen ist es streng verboten, den Namen eines Verstorbenen auszusprechen.

In geistiger Hinsicht stehen die Eskimos keineswegs so tief, als wie man sie häufig hingestellt hat; sie besitzen vorzügliche geographische Kenntnisse, sind tüchtige Bildschnitzer und verfügen über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das ihnen sogar das Erlernen fremder Sprachen ermöglicht. Ihre religiösen Vorstellungen sind etwas primitiver Art, sie glauben an Himmel und Hölle, und wenn auch dänische Missionare viele zum Christentum bekehrt haben, so hängen doch noch die meisten ihrem alten Aberglauben an, der namentlich beim Tode eines Anverwandten zu Tage tritt.

Weitaus interessanter als die Eskimos sind die Indianer, nicht zum wenigsten durch den romantischen Hintergrund, auf dem sich ihre ganze Geschichte abspielt. Ihr Mut, ihre Schlauheit, zum Teil auch ihre Grausamkeit, sind oft Gegenstand von Schilderungen und Beschreibungen geworden, bei denen die Wahrheit allerdings von der Dichtung oft in den Hintergrund gedrängt wurde.

Betrachten wir zunächst die Indianer der Vereinigten Staaten, so haben wir hier die interessantesten Typen vor uns, die durch eine Fülle gemeinsamer Sitten und Gebräuche oft eng miteinander zusammenhängen. Sie zerfallen in etwa 150 Nationen mit 400 Stämmen, unter denen die als ganz besonders wild und grausam bekannten Sioux und die intelligenten Irokesen hervorzuheben sind. Nach den letzten Zählungen schätzt man die in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer auf beiläufig 250 000 Seelen, von denen der größte Teil im Westen wohnt.

Über die Herkunft der Indianer sind mancherlei Ansichten verbreitet, doch haben sich die meisten Forscher dahin geeinigt, daß es sich bei ihnen um eine Abzweigung der Mongolenstämme handelt, die über die Beringstraße nach Amerika gedrungen sein sollen. Ihr hervorragendstes körperliches Charakteristikum ist das rötliche Braun, dem sie auch die Bezeichnung Rothaut verdanken, und das allen Indianerstämmen mehr oder weniger gemeinsam ist. Ihre Körper sind kräftig und gedrungen, selten über Mittelgröße, ihre Haare lang und straff, ihre Nasen gebogen, Hände und Füße klein. Im Gegensatz zu vielen andern unzivilisierten Völkern gehen die Indianer fast selten unbekleidet; ja, sie haben sich sogar schon so sehr der europäischen Kleidung befleißigt, daß man heute — besonders in den Indianerterritorien — viele trifft, die genau so gekleidet gehen, wie die Weißen. Früher begnügte man sich mit zugerichteten Fellen, aus denen Beinkleider, Mäntel und Schuhe (Mokassins) hergestellt wurden. Allgemein verbreitet war und ist das Bemalen des Körpers und vor allen Dingen des Gesichts, wobei zum Teil noch heut roter und gelber Ocker, Kreide und Farben benutzt werden.

Ein fast allen Indianerstämmen, auch denen Nordamerikas eigener Charakterzug ist die Faulheit, mit der auch ihre größte Tugend, das Erdulden heftiger Schmerzen, zusammenhängt. Der Indianer ist viel zu träge, um seinen Leiden Ausdruck zu geben, und ebenso fühllos wie gegen sich selbst, ist er auch gegen andere, woraus sich auch die Grausamkeit erklärt, die namentlich in den Kriegen Gefangenen gegenüber zu Tage trat. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch die Weißen viel dazu beigetragen haben, die Wildheit des Indianers zu höchster Wut zu entfesseln, und was von den spanischen Eroberern angefangen wurde, ist von den Engländern bis auf die letzte Zeit fortgesetzt worden, bis die Abschaffung der Negersklaverei auch hier eine Wandlung zum Besseren herbeiführte. Allerdings etwas spät; denn die Tücke der Weißen, ihr geistiges Übergewicht, ihre besseren Kampfmittel und nicht in letzter Reihe die Einführung des Alkohols, hatten eine erhebliche Abnahme der Indianerbevölkerung zur Folge.

Schon im Jahre 1830 hatte man die Indianer in abgesonderte Bezirke anzusiedeln versucht, doch hatte diese Einrichtung nicht den gewünschten Erfolg, da sich daraus noch bis in die neunziger Jahre hinein blutige Aufstände entwickelten, die allerdings stets mit der Unterdrückung der Rothäute endeten. Der wenig seßhafte Sinn der Indianer eignete sich nun einmal nicht für feste Ansiedlungen, und wie früher, wohnen auch heute noch die meisten Stämme in Zelten, die ganz dem unstäten Charakter der Insassen angepaßt sind. Hausrat findet man wenig, fast gar nicht, dagegen Fleischvorräte, Kleider und Schmuck. Der letztere spielt im Leben des Indianers eine große Rolle, und ganz besonders werden Adlerfedern bevorzugt, die sie oft, zu einem großen Bündel vereinigt, vom Kopf bis auf den Rücken herunterwallen lassen. Daneben sind auch die sogenannten „Wampuns", Arm- und Halsbänder aus bunten Perlen stark im Gebrauch. Untrennbar vom Indianer ist der Tabak, den er in unglaublichen Quantitäten konsumiert. Bekannt sind ihre Pfeifen, besonders die Friedenspfeifen, die beim Abschluß von Bündnissen oder nach Beendigung eines Kriegszuges im Lager des Siegers geraucht wurden. Auch Cigarren — möglichst starke — verschmähen sie nicht, und man kann sagen, daß der Tabak neben dem Branntwein so

schrift für das K. K. priv. Landwirthschaftsgesellschaft für das Herzogthum Steiermark.

Diese Zeitschrift erscheint in Monatsheften, deren 12 einen Band bilden. Der Preis des Bandes ist 3 fl. ö. W. Die Redaction besorgt Dr. Constantin Freiherr von Ettingshausen.

Der Inhalt des ersten Heftes ist folgender: Ueber die Verwendung der Kartoffeln zur Spiritusbereitung. Von Dr. Constantin Freiherr von Ettingshausen. —

wegs, wie man nach dem Titel des Cooperschen Romans meinen sollte, ausgestorben sind, die Ahtindianer, die Cheyennes, die nach den Berichten von Forschungsreisenden zum schönsten Menschenschlag der Welt gehören und sehr strenge Sittengesetze besitzen. Die Frauen der Cheyennes gelten als züchtig und bescheiden, und die Männer sind berühmt wegen der Gleichgültigkeit, mit der sie die furchtbarsten Qualen, selbst die entsetzliche Strafe des Skalpierens, ertrugen.

Eine weitaus niedrigere Kulturstufe nehmen die Beotuks auf Neufundland ein, die schon nahezu ganz verschwunden sind. Bei ihnen ist noch die Verunstaltung des Gesichts durch Einschneiden und Einbohren großer Holzklötze fast durchgängig Sitte. Sie bemalen sich mit roter Farbe die Gesichter, so daß man sie trotz ihres helleren Teints vielfach „rote Indianer" genannt hat. Häuser sind ihnen unbekannt, obwohl einzelne Stämme feste Wohnsitze haben und Ackerbau treiben. Ihre Kultur ist die denkbar niedrigste, und wie sie sich im Winter in warme Asche eingraben, so verschmähen sie zur Nahrung nichts; selbst Insekten, Larven und Würmer werden mit Heißhunger verschlungen. Auch die Menschenfresserei ist unter ihnen verbreitet, und die Leichen gefallener Feinde werden roh oder gebraten verzehrt. Im allgemeinen hängen sie der Monogamie an, doch trifft man auch Männer mit zwei bis drei Frauen, die ziemlich streng gehalten werden, und eigentlich mehr die Sklaven ihrer Gatten sind.

Ahtindianer.

Wenden wir uns dem heutigen Staate New-York und den beiden Ufern des Lorenzstromes zu, so stoßen wir auf die Irokesen, die zu den tapfersten, intelligentesten und geistig bedeutendsten Indianern von Nordamerika zu rechnen sind. Aus ihrer Gruppe ragen die Cherokesen hervor, die die christliche Religion angenommen haben und ein durchaus bürgerliches Leben führen. Auf sie hat die europäische Kultur wohltätig gewirkt, und sie erfreuen sich aller Segnungen der Zivilisation. Ihre Kinder werden in Schulen unterrichtet, an denen zum großen Teil indianische Lehrer wirken, sie besitzen eine Druckerei, mehrere Zeitungen, und die Regierung, an deren Spitze ein Gouverneur und ein Vizegouverneur stehen, ist dem Muster der Vereinigten Staaten nachgebildet. Welche hohe Bildungsstufe sie besitzen, läßt sich daraus ersehen, daß die Cherokesen über 75 öffentliche Schulen, zwei Seminare und eine Taubstummenanstalt verfügen. Ebenso zu den zivilisierten Indianern gehören die Chickasaws, die Creeks, die Choctaws und die Seminolen.

Zwischen den Apalachen-Bergen und dem Golf von Mexiko finden wir die Muskokis, denen unter andern die Natchez angehören; zwischen dem mittleren Missouri und dem Golf von Mexiko die Fanisstämme, während die bedeutendste Gruppe von nordamerikanischen Indianern, die der Dakota- oder Sioux-Indianer, zwischen dem Missouri und dem

Miſſiſippi im Weſten bis zum Felſengebirge zu Hauſe ſind. Ihre Zahl beträgt noch jetzt 60 000, und ſie zerfallen in ſieben Stämme, wie ſchon ihr Name beſagt. Im Gegenſatz zu den Cherokeſen ſind ſie noch jetzt äußerſt wild, und Jagd und Krieg bilden ihre Hauptbeſchäftigung. Nur die Krieger ſtehen bei ihnen in Anſehen, und mit Freuden unterzieht ſich jeder Jüngling den ſchrecklichſten, qualvollſten Proben, um in die Kriegerkaſte aufgenommen zu werden. Der Glaube an den guten Geiſt, der die Seelen der Verſtorbenen in die „Jagdgründe" führen werde, ſteht bei ihnen noch in hohem Anſehen, und die Bemühungen der Miſſionare haben bei ihnen wenig Erfolge aufzuweiſen.

An Art und Sitte mit ihnen verwandt ſind die Kiowas am oberen Arkanſas, ein wilder Räuberſtamm, der zu den tückiſchſten und verräteriſchſten aller Prairie-Indianer zählt, aber von allen Forſchungsreiſenden als ein ſchöner Menſchenſchlag geſchildert wird. Am Oregon hauſt eine Gruppe kleinerer Stämme, unter denen die Sahabtans dadurch bemerkenswert ſind, daß ſie ſich die Naſen durchbohren, weshalb ihnen auch ein franzöſiſcher Forſcher den Namen Nez-Percés beigelegt hat. Zu den wenigen Ackerbau treibenden Indianern gehören die Yuma-Stämme auf der Halbinſel Kalifornien und in Arizona, von denen jedoch nur noch ſpärliche Reſte vorhanden ſind. Von vielen noch zu den nordamerikaniſchen Indianern gerechnet werden die Pueblos, von denen aber einzelne Stämme zur Aztekengruppe gehören. Dieſe wieder bilden eine vollſtändig für ſich abgeſchloſſene Kategorie und unterſcheiden ſich von den übrigen Indianern durch eine kleinere Statur und einen ſpitzen Schädelbau, eine Eigentümlichkeit, die ſie allerdings oft gewaltſam herbeiführten, indem ſie den Kindern den Kopf einpreßten.

Flachkopfindianerin.

Derſelben Sitte huldigen die Flachkopf-Indianer. Sie verdrängten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die auf dem Plateau von Anahuac anſäſſigen Tolteken und gründeten die Hauptſtadt Tenochtitlan, die nach ihrem Kriegsgott Mexiki, auch Mexiko genannt wurde. Sie erfreuten ſich einer hohen Kultur, und die Ruinen ihrer Tempel erregen jetzt noch die Bewunderung der Forſcher. Ihre Religion war grauſam, und ſpaniſche Chroniſten berichten, daß auf den Altären jährlich 50 000 Menſchen geopfert wurden. Die Azteken ſind vollſtändig im Abſterben begriffen, und nur noch wenige kretinhafte Geſchöpfe legen Zeugnis ab von der einſt Millionen umfaſſenden Bevölkerung, die vor dem Eindringen von Ferdinand Cortez in Mexiko heimiſch war.

Wenden wir uns Süd-Amerika zu, ſo finden wir zunächſt die wilden Tropenindianer, unter denen die Aymaras, die Chinkas und Huankas noch in beträchtlichen Ueberreſten vorhanden ſind. Sie ſind nach Art der Azteken unter Mittelgröße, unterſetzt

gelblich braun und stehen auf recht niedriger Kulturstufe, was aus der Bemalung und Verunstaltung des Körpers deutlich hervorgeht. Nicht viel höher stehen die Patagonier, die vorwiegend nomadisch veranlagt sind, als eins der besten Reitervölker gelten und im Gebrauch des Lassos, des Speeres und der Schleuderkugel eine hervorragende Fertigkeit besitzen. Ihre Mordlust zeigte sich hauptsächlich den argentinischen Ansiedlern gegenüber, bis sie 1880 von General Roca, ebenso wie die Pampas-Indianer über den Rio Negro gejagt wurden. Die Patagonier stehen ebenso wie die Feuerländer im Rufe, die größten lebenden Menschen zu sein, da die meisten eine Größe von 1,85 m erreichen.

Erwähnen wir nun noch in Nordwest-Amerika die Nutkastämme zwischen der Nordgrenze Kaliforniens und dem Stillen Ozean, die ebenfalls der Tätowierung, Bemalung und Gesichtsverstümmelung huldigen, so haben wir wohl so ziemlich die Hauptstämme der Urbevölkerung Amerikas erwähnt und wenden uns nunmehr der Betrachtung der Einzelstaaten zu, die noch so manches Interessante und Wissenswerte auf dem Gebiete der Völkerkunde und Kulturgeschichte ergeben dürfte.

2. Britisch-Amerika, Alaska, Grönland, Neufundland und die Bermudas-Inseln.

Britisch-Amerika umfaßt Neufundland und das Dominion of Canada, das den ganzen nördlich von den Vereinigten Staaten liegenden Teil des Kontinents umfaßt und aus den Provinzen Ontario, Quebec, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Manitoba, Prinz-Edwards-Inseln und Britisch-Columbia besteht.

Canada hat einen Umfang von 365 000 qkm mit einer Wasserfläche von 8 952 000 qkm, besitzt aber bei diesem kolossalen Gebiet nur eine Einwohnerzahl von 5 ½ Millionen. Es ist von drei Seiten von Ozeanen umschlossen, und zahlreiche Buchten und Golfe schneiden in das Land ein, die große Halbinseln wie Neu-Braunschweig und Neu-Schottland im Osten, Labrador im Nordosten bilden.

Alaska hat einen Flächeninhalt von 1 376 300 qkm; ist aber nur sehr spärlich mit etwa 32 000 Einwohnern bevölkert, von denen nur 4000 Weiße sind, während sich der übrige Teil aus Wilden (Eskimos, Indianern, Mongolen und Mischlingen) zusammensetzt. Es ist ebenso wie das fast doppelt so große Grönland eine recht trostlose Gegend, in der die Kulturarbeit der Menschen noch recht viel zu verrichten hat. Erwähnenswert ist der namentlich an der Küste herrschende Fisch- und Robbenreichtum, aus dem die Einwohner ihren Lebensunterhalt ziehen, ebenso die Jagd, die zahlreiche Beute liefert, und hauptsächlich die Gewinnung von Gold, die namentlich in den Felsengebirgen sehr eifrig betrieben wird.

Nach der Größe der Ablenkung kann man die Intensität der erdmagnetischen Kraft bestimmen. Man hat dazu nur nötig, die Schwingungsdauer der Nadel zu beobachten, wenn sie unter dem Einfluß der erdmagnetischen Kraft allein schwingt, und dann, wenn sie unter dem Einfluß der erdmagnetischen Kraft und der Kraft des Magnetstabes schwingt. Aus der Größe der Ablenkung und der Schwingungsdauer kann man dann die Intensität der erdmagnetischen Kraft berechnen.

Die Deklination und Inklination sowie die Intensität der erdmagnetischen Kraft ändern sich an einem und demselben Orte fortwährend. Diese Änderungen sind teils regelmäßige, teils unregelmäßige.

Fig. 1. Magnetische Kurven.

Die regelmäßigen Änderungen sind teils jährliche, teils tägliche. Die jährlichen Änderungen sind sehr gering. Die täglichen Änderungen sind größer. Sie sind in Fig. 1 für Deutschland dargestellt. Die Kurve *D* gibt die Änderung der Deklination, die Kurve *I* die Änderung der Inklination, die Kurve *H* die Änderung der Intensität der erdmagnetischen Kraft an. Die Zeit ist in Stunden von 0 bis 24 Uhr abgetragen. Die Deklination ist am größten um 1 Uhr nachmittags, am kleinsten um 8 Uhr morgens. Die Inklination ist am größten um 10 Uhr morgens, am kleinsten um 4 Uhr nachmittags. Die Intensität ist am größten um 10 Uhr morgens, am kleinsten um 4 Uhr nachmittags.

Die unregelmäßigen Änderungen sind teils solche, die sich über die ganze Erde erstrecken, teils solche, die nur einen kleinen Teil der Erde betreffen. Die ersteren sind sehr selten, die letzteren sehr häufig. Sie werden Störungen genannt. Sie treten besonders dann auf, wenn Nordlichter sichtbar sind.

Von der Geschichte Canadas ist zu berichten, daß es von dem englischen General Wolf in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erobert wurde, nachdem es seit 1594 französische Besitzung gewesen. 1763 zogen die Engländer in Quebec ein, schlugen die französischen Flotten, besetzten Canada und untersagten die Ausfuhr nach Amerika. Im Pariser Frieden erhielt England Canada und Florida und machte hier den eingewanderten Franzosen gegenüber sein Übergewicht geltend. Zur Zeit der französischen Revolution (1791) bekam Canada dieselbe Verfassung, wie die übrigen englischen Kolonien; es wurde in zwei Gouvernements geteilt, Ober- und Unter-Canada, deren Hauptstadt Ontario und Quebec wurden. Die Oberleitung hatte je ein Gouverneur, dem zwei Ratsversammlungen und zwei Parlamente zur Seite standen. Im Jahre 1837 kam es zu Aufständen, die jedoch von der englischen Regierung schnell niedergeschlagen wurden; der Neid und die Eifersucht des französischen und englischen Elements ließen es zu keinem gedeihlichen Zusammenwirken kommen, so daß das Mutterland Sieger blieb. 1838 wurde Lord Durham mit diktatorischer Gewalt nach Canada gesandt, und ihm gelang es in kurzer Zeit, durch rücksichtsloseste Energie die Ordnung wieder herzustellen. 1840 wurde das Zweiparlamentssystem abgeschafft, das viele Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt, und beide Provinzen bekamen von nun an nur ein Parlament. Seit 1871 ist ganz Britisch-Amerika unter dem Titel Dominion of Canada zusammengeschlossen, mit alleiniger Ausnahme von Neufundland, das eine Regierung für sich bildet und unter der Leitung eines eigenen Gouverneurs steht.

Goldwäsche mit Wiege und Pfanne in den Felsengebirgen.

Die Bevölkerung, die — wie schon bemerkt — sich insgesamt auf etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen beläuft, ist eine äußerst gemischte, und gerade in Canada sind die mannigfaltigsten Völkergruppen anzutreffen. Abgesehen von den Ureinwohnern, den Indianerstämmen der Huronen, der Algonkinen, Tinnehs, die auch als Hundsripp-Indianer bis nach Alaska hin hausen und verschiedenen andern Stämmen der Rothäute, sind es Europäer, Chinesen

Mittelpunkt des Bebens, das Epicentrum, ist in Ischia, wo auch die Hauptstöße verspürt wurden. Die Erschütterungen dauerten bis zum 30. Juli, wo sie mit einem heftigen Stoße ihr Ende nahmen. Die Zahl der Todten wird auf 4000 angegeben. Ischia hat 30,000 Einwohner. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Trachyt, Tuff und Lava. Der Epomeo, ein Trachytberg, ist 788 m hoch. Die Insel ist sehr fruchtbar und gut angebaut. Sie ist ein Lieblingsaufenthalt der Römer gewesen. Der Kaiser Augustus hat sie von den Griechen eingetauscht. Der Kaiser Tiberius hat auf ihr 12 Villen gehabt. Auf der Insel befinden sich viele Mineralquellen.

Die plötzliche Bodenbewegung ist folgende. Zuerst ein heftiger Stoß von unten, dann ein Schwanken, wie auf einem Schiffe, dann ein Zittern, wie wenn ein Wagen über Steinpflaster fährt. Die Richtung der Bewegung ist von Südwest nach Nordost. Die Stöße folgen einander in Zwischenräumen von 1—2 Minuten. Die Dauer der Erschütterungen ist 10—15 Sekunden. Die Wirkungen sind: Risse in den Mauern, Einsturz von Häusern, Kirchen, Thürmen, Verschiebung von Steinen, Bäumen, Weinstöcken, Spalten im Boden, Quellenversiegen, Quellenentstehung, Quellentrübung, Quellenversiegen, Quellenentstehung, Quellentrübung, Quellenversiegen, Quellenentstehung, Quellentrübung

18 Kollegien, auf denen neben der französischen und englischen Sprache auch Deutsch gelehrt wird. Die Amtssprache ist englisch, doch werden fast alle Dekrete und gesetzlichen Bestimmungen auch in französischer Sprache abgefaßt und gedruckt.

Politische Kämpfe sind im Gegensatz zu Nord- und Südamerika so gut wie unbekannt, denn der Canadier ist im allgemeinen ruhig, nüchtern und gelassen, der vollständige Gegensatz des Nordamerikaners, der im Gelderwerb seine einzige Befriedigung sucht und findet. Dasselbe gilt von der Canadierin. Während die nervöse Nord-Amerikanerin stets auf der Jagd nach Vergnügungen begriffen ist, eine Häuslichkeit kaum dem Namen nach kennt und nur nach außen hin zu glänzen und zu verblüffen sucht, führt die Canadierin — auch die der reichen Klassen — ein einfaches, anspruchsloses Leben; sie liebt die Geselligkeit und den Sport, die Jagd, schwimmt, reitet mit den Männern um die Wette, weiß aber stets die Grenzen zu wahren und wird nie, wie die Frauen der Vereinigten Staaten, über dem Vergnügen ihre Häuslichkeit vernachlässigen.

In religiöser Hinsicht spielt das katholische Bekenntnis die erste Rolle, da der größte Teil der Bevölkerung — etwa zwei Millionen — der römischen Kirche anhängen. Daneben stehen 847000 Methodisten, 755000 Presbyterianer, 646000 Anglikaner und etwa 303000 Baptisten. Auch die evangelische Religion Augsburger Konfession ist vertreten, und zwar in nicht allzu geringer Anzahl, wie man aus ihren 45 Predigern ersehen kann. Für das Lesebedürfnis sorgen eine Reihe von Zeitungen in deutscher, französischer und englischer Sprache; von den ersteren seien der „Canadische Bauernfreund“ in Waterloo und das „Canadische Volksblatt“ in New-Hamburg, als ganz besonders verbreitet, erwähnt.

Wenden wir uns nun der Landbevölkerung zu, so begegnen wir verschiedenen Typen, die einer näheren Betrachtung nicht unwert erscheinen, wie Fischern, Trappern, Holzfällern, Viehzüchtern und den sogenannten Voyageurs. Die Fischerei bildet die einzige Erwerbsquelle einer großen Anzahl von Menschen, besonders in Neufundland, wo etwa 200000 Personen von ihr einzig und allein leben. In Canada selbst mag die Zahl der Fischer etwa 70000 betragen, von denen allerdings nur die wenigsten auf eigene Rechnung fischen. Die meisten stehen im Solde von Handelshäusern und Rhedereien, die sie in der schamlosesten Weise ausbeuten, so daß der größte Teil in Not und Elend lebt und stets auf Vorschüsse angewiesen ist. Der Fischreichtum Canadas ist unergründlich, und der Ertrag der letzten zehn Jahre betrug durchschnittlich 18 bis 20 Millionen Dollars. Neben Hummern, Lachsen, Makrelen und Heringen liefert den Löwenanteil der Stockfisch, der durchschnittlich in einer Million Centnern gefischt wird.

Von Neufundland kann man sagen, daß es sogar im Zeichen des Stockfisches ‚kämpft und siegt‘, denn nicht nur das Wappen, die Banknoten, Münzen und Briefmarken tragen das Bild des Stockfisches, auch auf den Uniformen der Polizisten kann man es bewundern. Als eine andere Eigentümlichkeit Neufundlands seien noch die Neufundländer Hunde genannt, die neben den Bernhardinern und den englischen Doggen zu den schönsten, intelligentesten, anhänglichsten und aufopferndsten Vertretern ihrer Rasse zählen. Neben dem Fischfang wird in Neufundland, vor allem aber in Labrador, die

Jagd auf Robben betrieben, die bereits im Februar beginnt und bis zur Mitte Mai fortgesetzt wird. Die Tiere werden mit Keulen und Harpunen, seltener mit Flinten erlegt, und hauptsächlich fallen die Jungen der Jagdlust zum Opfer, da die alten Tiere nicht so wertvoll sind und deshalb nicht so begehrt erscheinen. Durchschnittlich kommen jährlich eine halbe Million Robben zur Vernichtung, gleichzeitig ein Beweis für die ungeheure Fortpflanzungskraft der Tiere.

Liefern die Seen ein ungeheures Fischmaterial, so bieten die großen Urwälder von Quebec, Ontario, Neu-Braunschweig und Britisch-Kolumbia eine Fülle von Bäumen, die einen reichen Holzertrag liefern und zahlreichen Familien den Lebensunterhalt sichern. Die Wälder bedecken ein Areal von 725 000 qkm, und hauptsächlich sind es die Nadelhölzer, in erster Reihe Weißkiefern, die hier gefällt werden. Die Holzfäller beginnen ihre Tätigkeit zu Anfang des Winters, sobald der erste Schnee fällt, und beziehen am Ufer eines Flusses oder Sees ihr Lager. Die Mannschaft, die durchschnittlich aus 20 bis 25 Personen besteht, bei denen sich auch ein Koch und ein Fuhrmann befindet, wohnt in Blockhäusern, während man die Tiere — gewöhnlich 4—10 Zugochsen — in Baracken unterbringt. Sind die Bäume gefällt, so werden sie viereckig behauen, nach den Flußufern geschleppt, dort auf Flöße geladen und den Fluß hinuntergetrieben. Diese Flöße, auf denen für die Mannschaften kleine Hütten errichtet sind, besitzen einen Riesenumfang, und ein einziges Floß hat oft 18 000 Baumstämme fortzuschaffen. Dieser Transport ist mit großen Gefahren verknüpft, denn nicht selten bricht das Floß beim Passieren der Stromschnellen und Wasserfälle, und die Mannschaft wird dann von den herunterstürzenden Hölzern erschlagen oder findet in den Fluten einen jämmerlichen Tod.

Ein weitaus ruhigeres Leben, wenn auch zuerst etwas hart, ist dem Farmer beschieden, dem die canadische Regierung in jeder Weise entgegenkommt. Jeder achtzehnjährige Jüngling kann sich ein eigenes Heim gründen, und zwar werden ihm zu diesem Zwecke 160 Acres zur Verfügung gestellt, die ihm schon nach drei Jahren als Eigentum zufallen, ohne daß er auch nur einen Heller dafür zu bezahlen hat. Ein fleißiger, arbeitsamer Mensch kann hier in wenig Jahren zum wohlhabenden Manne werden, zumal auch die Natur eifrig bemüht ist, ihm seine Aufgaben nach Kräften zu erleichtern. Schon jetzt hat man eine Kulturfläche nutzbar gemacht, die etwa dem Gebiet von halb Deutschland entspricht. Die angebauten Früchte, Gemüse und Getreide, wie Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen und Kartoffeln liefern reichlichen Ertrag, auch Maisbau wird betrieben, und am Ontariosee hat man sogar Versuche mit Weinkultur gemacht, die nicht unvorteilhaft ausgefallen sind. Die Freigebigkeit der canadischen Regierung hat glänzende Früchte getragen, denn aus den wenigen Bretter- und Blockhäusern, die in der großen Prairie errichtet wurden, haben sich Städte entwickelt, wie Winnipeg, die Hauptstadt von Manitoba, die bereits vor wenigen Jahren 30 000 Einwohner zählte und sich mit ihrer Universität alle Kulturfortschritte zu eigen gemacht hat.

Die mit dem Ackerbau eng verwandte Viehzucht hat in dem Distrikt Alberta ihre Heimstätte gefunden. Die eigentlichen Viehhüter sind aus Texas und Nebrasca eingewanderte Cowboys, die die rohen, ungeschlachten Sitten der dortigen Länder in die

Wenn Arbeit vorüber war, kam Ruhe. Ruhe, Ruhe, Ruhe. Er saß auf der Schwelle des Hauses, sah den Zug vorüberfahren, den Schnellzug, der nur in Ausnahmefällen hier hielt, den Personenzug, der hier immer hielt, den Güterzug, der hier immer hielt, sah Menschen, Tiere, Waren vorüberfahren, sah Rauch, Dampf, Staub, sah Signale, Schranken, Weichen, sah Bäume, Sträucher, Gras, Blumen, sah Himmel, Wolken, Sonne, Mond, Sterne, sah Tag, Nacht, Dämmerung, Finsternis, Licht, Schatten, Farben, Formen, Bewegungen, Ruhe, Ruhe, Ruhe.

Hans Christian Andersen

Er hatte Ruhe, Ruhe, Ruhe. Er hatte Ruhe, Ruhe, Ruhe. Er hatte Ruhe, Ruhe, Ruhe.

ihrer großen Bedürfnislosigkeit die Löhne drücken und der weißen Bevölkerung ihre Verdienste schmälern.

Eine hochinteressante Klasse bilden die Trapper oder Voyageurs, die sich zum Teil aus Weißen, zum Teil aus Mischlingen oder reinen Indianern zusammensetzen. Der Name Trapper bedeutet Fallensteller, und sie standen und stehen auch jetzt noch in Diensten der von Karl II. von England gegründeten Hudsonsbai-Company, die einen lebhaften Tauschhandel mit den Eingeborenen unterhielt und überall Handelsposten errichtete. Die Gesellschaft beschränkte sich nicht auf ihr engeres Gebiet, sondern errichtete auch im Westen und Nordwesten Faktoreien, denen die sogenannten „Voyageurs" oder Agenten der Gesellschaften die erforderlichen Produkte zuführten. Der beständige Verkehr mit der roten Rasse blieb auf diese, hauptsächlich aus Franzosen und Schotten bestehenden, abenteuerlustigen Gesellen nicht ohne Einfluß. Viele verheirateten sich mit Indianerinnen, und so entstand die Mischlingsrasse der „Halfbreeds", die etwa 20 000 Köpfe betragen mag. Die meisten dieser „Voyageurs" sind Mischlinge, ein Teil aber auch Indianer. Ihre Reisen, die sie oft hunderte von Meilen weit fort führen, werden auf Booten unternommen, und oft sind sie genötigt, wenn die Flüsse nicht schiffbar sind oder Wasserfälle und Stromschnellen sich ihnen entgegenstellen, die Boote samt ihrem Inhalt meilenweit durch das Land zu tragen. Mit hundert Kilo beladen, wandert der Voyageur tagelang über öde Steppen, bis sich ihm endlich wieder die Gelegenheit bietet, den Wasserweg zu benutzen. Das abgeschlossene, einsame Leben hat die Trapper still und wortkarg gemacht, und die Lebensgewohnheiten der Indianer sind ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie sich von ihnen kaum noch unterscheiden.

Indianer sind in Kanada etwa 125 000 verbreitet, die meistens ein Nomadenleben führen, auf Jagd und Fischfang ausgehen und mit der Hudsonbaigesellschaft in eifrigem Geschäftsverkehr stehen. Sie sind sprichwörtlich wegen ihrer Ehrlichkeit und bei den Beamten der Faktoreien allgemein beliebt. Einzelne Stämme haben sich zum Christentum bekehrt, jedoch ist diese Bekehrung eine rein äußerliche, da sie sich zu einem seßhaften Leben nicht zu entschließen vermögen.

Die Indianer des äußersten Nordwestens rechnen viele zu den Mongolen, und ihr Äußeres weist auch viel Verwandtschaftliches mit diesen auf. Sie haben die schiefgeschlitzten Augen der mongolischen Rasse, und ihre Gebräuche streifen oft an das Barbarische, wie das Durchstoßen der Unterlippen mit einem Holzklotz, der bei den Frauen als höchster Zierrat gilt, beweist. Die Sitten dieser Menschenklasse, die der Forschungsreisende Peschel als „Berings-Völker" bezeichnet, stehen auf recht niedriger Stufe, und ihre Schamlosigkeit ist ungeheuer. Sie zerfallen in mehrere Rangklassen, als deren höchste die der „Hametze" oder Menschenfresser gilt. Da das Schlachten von Kriegsgefangenen oder Sklaven von der Regierung streng verfolgt wird, so begnügen sie sich jetzt mit Leichen, und zwar mit solchen, die schon mehrere Monate in der Erde gelegen haben.

Bei weitem sympathischere Erscheinungen sind die Aleuten, die auf den Inseln dieses Namens im Beringsmeer zwischen Alaska und Kamtschatka hausen und auf dem etwa 38000 qkm umfassenden Gebiet in einer Anzahl von 3500 Seelen zerstreut sind. Auch sie sind

mongolischer Abstammung, doch wohlgestaltet und ehrliche, tapfere Charaktere. In den letzten Jahrzehnten haben die russischen Missionen viele zum griechischen Glaubensbekenntnis bekehrt, und die europäische Kultur ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Ein Teil der Aleuten spricht russisch, während andere sich der englischen Sprache zu bedienen wissen.

Betrachten wir nun die Flora Canadas, so sind es vor allem die zahlreichen Bäume, die diesem Lande das Gepräge geben. Wir finden hier im nördlichen Labrador die sogenannte Canoe-Birke, die Zitterpappel und Balsampappel, die Erle und eine ganze Reihe von Weiden. Tannenwälder durchziehen das ganze Land, Schwarztannen, Weißtannen, Balsamtannen. Daneben ist die graue Kiefer und die Tamariske verbreitet, während die Weißkiefer sich in Quebec findet. Von den Getreidearten ist es hauptsächlich Weizen, der den größten Ertrag liefert.

Weit spärlicher ist die Flora von Alaska und Kolumbia, das nur viele Rotholz- und Mammutbäume aufweist. Auch die Douglasfichte findet sich hier, während Vancouver durch die Riesenzeder und die Silbertanne charakteristisch ist. Die Küste ist stark mit der Gelbzeder bewachsen, indeß die arktischen Gegenden unabsehbare Moosflächen zeigen.

Noch reichhaltiger ist die Tierwelt vertreten, die vor allem zahlreiche fleischfressende und Nagetiere aufzuweisen hat. So finden sich hier der schwarze und der graue Bär, mehrere Arten der Wölfe und Füchse, deren Pelze sehr geschätzt sind, der canadische Luchs, der Vielfraß, die Otter und der Zobel, der Fleischmarder, das Wiesel, der Mink und der Mouks. Neben diesen Tieren, die eine ergibige Beute für die Pelzjäger liefern, trifft man in Canada aus dem Geschlecht der Nager die Bisamratte, das Stachelschwein mit der eigentümlichen Abart des Baumstachelschwe.ins, das canadische Eichhörnchen, die Springmaus, eins der drolligsten Tiere, das in zoologischen Gärten allgemeine Bewunderung erregt, und noch mehrere andere Arten von Mäusen. Sehr zahlreich vertreten sind die Hirscharten, wie der Wapiti der Karibu und der schwarzschwänzige Hirsch; ebenso die Ziegen und Schafe des Felsengebirges.

Eine Fülle von Vögeln — ein Forscher hat 226 Arten aufgeführt — tummelt sich in Canada, von denen die Schwimmvögel wie: die Schneegans, die blauflügelige Gans, der amerikanische Schwan, die Eiderente, die Kongreßente besonders genannt werden mögen. Von den Hühnervögeln sei das Felsenhuhn, das Weidenhuhn, die blaue Elster, die Schneeeule und der canadische Nußhäher erwähnt. Wenig verbreitet sind — nicht zum Schaden des Landes — die Reptilien, auch Eidechsen sind nur wenig vertreten. Deshalb zahlreicher sind die Insektenschwärme, die sich oft zu wahren Landplagen ausbilden, während die Gewässer einen unerschöpflichen Reichtum an Fischen — hauptsächlich Lachsarten — besitzen. Daneben findet sich auch der Weißfisch, die Äsche und der Säugfisch und vor allem der Kabeljau oder Dorsch, der in Neufundland die Haupteinnahmequelle der Bevölkerung bildet.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Fauna der arktischen Provinz, die 26 Säugetier-, 60 Vögel-, 25 Reptilien- und 17 Fischfamilien besitzt, und die wieder zahllose Unterarten einschließt. Besondere Erwähnung verdienen der Eisbär, der Polarhase, der Polarfuchs, der Moschusochse und die Schneeammer, die die höhere Tierwelt repräsentieren.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Verkehrswesen, so müssen wir zunächst der Kanäle gedenken, die mit einen Kostenaufwand von 57 Millionen Dollars angelegt worden sind. Ebenso stattlich sind die Eisenbahnen, die im Jahre 1855 nach vierzehnjährigem Bestehen, nur einen Schienenweg von 114 km durchliefen, sich bis zum Jahre 1891 schon auf 21323 km entwickelt hatten und alljährlich einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Hand in Hand damit ging auch die Steigerung des Personenverkehrs, der jetzt mit jährlich 18—20 Millionen zu veranschlagen ist. Ganz besonderer Pflege erfreut sich das Postwesen in Kanada; die Länge der Telegraphenlinien übersteigt 50000 km, und circa 300 Ämter sorgen für die Beförderung von etwa 5 Millionen Depeschen. Daneben gibt es gegen 9000 Postämter, die über 120 Millionen Postsachen befördern. Zurückgegangen ist der Bestand der Handelsflotte, die über etwa 7000 Schiffe verfügt, während im Jahre 1881 bereits 7394 Schiffe gezählt wurden.

Betrachten wir nun die einzelnen Provinzen, so stoßen wir zunächst auf das Europa am nächsten liegende Neuschottland mit einer Reihe von Inseln, von denen Cape Breton als die bedeutendste gelten darf. Die Hauptstadt Halifax verfügt über eine Einwohnerzahl von ca. 75000 Personen und hat sowohl für den Seehandel, wie auch als Anlagestation der kanadischen Dampfer hohe Bedeutung. Ebenfalls dem Seehandel dienen als Stationen Truro, Picton und New-Glasgow, während Sydney als Ausgangspunkt mehrerer Kabelleitungen in Betracht kommt.

Canadierin aus Montreal.

Europa gegenüber liegt Neu-Braunschweig mit seinen Riesenbeständen an Nadelholz, deren Niederlegung Tausenden Beschäftigung bietet. Die Hauptstadt ist Fredericton mit 6000 Einwohnern; doch weit bedeutender ist der Seehafen St. John (40000 Einwohner) an der Mündung des Flusses gleichen Namens, der einen stets sich steigernden Verkehr nach England und den Vereinigten Staaten unterhält. Daneben gelten noch Moncton und Chatham als bedeutende Ausfuhrhäfen.

An Neu-Braunschweig, von dieser Provinz allerdings durch die Northumberlandstraße getrennt, sich anschließend, liegt die Prinz-Edwards-Insel, ein teils lehmiges, teils sandiges Hügelland. Fischfang und Ackerbau bilden die Haupterträgnisse. Die Hauptstadt Charlottetown (11000 Einwohner) wird als Exporthafen benutzt. Hervorragende Bedeutung in industrieller wie auch kultureller und landwirtschaftlicher Hinsicht hat die Provinz Quebec mit seiner Hauptstadt gleichen Namens, (63000 Einwohner) in der das ganze geistige Leben Kanadas zusammenströmt, als Industriestadt weit übertroffen von Montreal, das 217000 Einwohner besitzt und sich auch als Universitätsstadt eines hohen Ansehens erfreut.

Eine äußerst fruchtbare Gegend bietet auch die Provinz Ontario, und der Ackerbau steht hier in reichster Blüte. Daneben findet sich ein selten schöner Mineralreichtum, eine

Wasserkünste, Wasserwerke, Wasserhebungsmaschinen, Wasserräder, Wasserschnecken, Wasserpumpen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Wasserbauten, Wasserbaukunst, Wasserbaumeister, Wasserbaumeisterei, Wasserbaumeisterin, Wasserbaumeisterinnen, Wasserbaumeisterschaft, Wasserbaumeisterschaften, Wasserbaumeisterschaftlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeitlich, Wasserbaumeisterschaftlichkeit, Wasserbaumeisterschaftlichkeiten, Wasserbaumeisterschaftlichkeit

Kunst, Kunstgeschichte, Kunstgewerbe, Kunstpflege, Kunstschutz, Kunstwissenschaft, Kunstwerke, Kunstwerke, Kunstwerke

Ausfuhr die Wege ebnet. — Die Hauptstadt St. Johns (30 000 Einwohner) ist vornehmlich als Hafen wichtig, ebenso auch die Fischereihäfen Harbour-Grace und Toulinquet.

Von der öden Halbinsel Labrador seien die Eskimodörfer Main und Hopedale erwähnt, die dadurch bemerkenswert sind, daß sich hier eine Herrnhuterkolonie gegründet hat, und an der Küste die Inseln St. Pierre und Miquelon, die trotz ihrer Winzigkeit und ihrer spärlichen Einwohnerzahl von zusammen 6000 Seelen einen bedeutenden Ein- und Ausfuhrhandel (gegen 20 Millionen Francs) betreiben.

Unter englischer Herrschaft stehen auch die Bermudas- oder Sommersinseln, eine 50 qkm große mit etwa 16 000 Einwohnern bevölkerte Inselgruppe. Nur ein kleiner Teil des Bodens ist bis heute mit Kartoffeln, Zwiebeln, Mais und Tomaten bepflanzt. Die Hauptstadt Hamilton (5000 Einwohner) wird vielfach zur Deportation benutzt und besitzt eine 1000 Mann zählende britische Garnison, der neben der Bewachung der Verbrecher auch die Unterdrückung der unter der farbigen Bevölkerung häufig ausbrechenden Aufstände obliegt.

3. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", wie man es in letzter Zeit vielfach genannt hat, ist eine Föderativ-Republik von 45 Staaten (denen auch die Zahl der Sterne im Banner entspricht) und fünf Territorien, und hat einen Flächengehalt von 9 364 519 qkm, auf welchem 176 061 128 Personen wohnen. Die von der Union abhängigen Gebiete Hawai, Guam (Mariannen-Insel), Tutuila (Samoa-Insel), Philippinen nebst Sulu-Archipel, Cuba und Portorico besitzen einen Flächengehalt von 442 768 qkm mit 9 677 891 Einwohnern. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika umfassen die ganze Südhälfte des nördlichen Festlandes, reichen vom Atlantischen Ozean bis zur Südsee, werden im Norden von Britisch-Amerika, im Süden vom Mexikanischen Golf begrenzt und zerfallen in ein westliches und östliches Hochland und ein zentrales Tiefland. Das östliche Hochland wird von den Kettenzügen der Alleghanies bestimmt, das westliche von den Felsengebirgen, während das zentrale Tiefland das riesige Gebiet des Mississipi, des „Vaters der Gewässer", wie ihn die Indianer genannt, umfaßt. Der Riesenstrom entspringt als winziges Bächlein in Minnesota, entwickelt sich aber bald zu einem Riesenfluß mit einer Wasserstraße von 6530 km, der 57 große Nebenflüsse aufnimmt. Einer derselben, der Missouri, ist größer als viele andere Flüsse, denn er hat eine Länge von 4900 km, von denen über 4200 schiffbar sind, und umfaßt ein Gebiet von 1 344 200 km.

Das Becken des Mississippi bildet ein bis zum Ohio reichendes Tiefland, das allerdings zum großen Teil von Sümpfen und Seen durchsetzt ist, die giftige Fieber aus-

Schiller und Karl Moller errichtet worden. Die Reihen beginnen mit den Bildhauern aus dem Zeitalter Friedrichs, die sich vielfach mit Schinkel in Verbindung setzten, und den Architekten Peter Wichmann und Johann Gottfried Schadow. Dann folgen Christian Daniel Rauch, Ludwig Wichmann und Ludwig Wilhelm Wichmann, Albert Wolff, Louis Tuaillon, Fritz Schaper, Reinhold Begas und Gustav Eberlein. Die Bildhauer sind in der Reihenfolge ihrer Geburt, und wo mehrere aus dem Jahre, nach der Reihenfolge ihrer Geburtstage, geordnet. Die Architekten stehen hinter den Bildhauern, mit denen sie zusammen gearbeitet haben. Die Reihe beginnt mit Schinkel und endet mit Ernst Ihne. Die gelungene Arbeit Wolffs vom Siegfried zum Kyffhäuser, Tuaillon zum Reiter auf der Kurfürstenbrücke, Schaper zum Hermann, Reinhold Begas zum Neptun-Brunnen und Gustav Eberlein zum Alexander-Denkmal in Bronze, sowie Ihnes Kaiserhalle in Stein, sind in Wort und Bild gewürdigt.

Kolossale Figur von Siegfried Begas.

Von **Moritz Klinkicht** war noch 1888 Bismarcks Standbild, jetzt kommt das Denkmal für den Kaiser Wilhelm.

Auch Bildnisse der Fürsten des Hauses Hohenzollern haben Meister wie Rauch und Albert Wolff geschaffen. Ihre Werke sind in Wort und Bild gewürdigt. Die Bronze-Reiterstatue Friedrichs des Großen, Rauchs Meisterwerk, ist in Wort und Bild gewürdigt. Ferner sind Rauchs Denkmäler für Scharnhorst, Bülow, Blücher und Yorck in Wort und Bild gewürdigt. Ferner finden Wichmanns Kaiserdenkmäler in Bingen und Ems Erwähnung, ebenso Wichmanns Denkmäler für Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt, Schiller und Karl Moller, Albrecht Thaer und Albrecht Dürer. Ferner sind Wichmanns Denkmäler für Albrecht Thaer und Albrecht Dürer, Ludwig Wichmanns Denkmäler für Winckelmann und Gutenberg, Albert Wolffs Denkmäler für Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt, Schiller und Karl Moller, Albrecht Thaer und Albrecht Dürer, Louis Tuaillons Denkmäler für Moltke und Roon, Fritz Schapers Denkmäler für Hermann und Roon, Reinhold Begas' Denkmäler für Neptun-Brunnen und Alexander-Denkmal, Gustav Eberleins Denkmäler für Alexander-Denkmal und Moltke, Ihnes Kaiserhalle und Kaiserdenkmäler, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Klinkicht, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Schaper, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Eberlein, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Begas, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Tuaillon, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Wolff, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Ludwig Wichmann, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Peter Wichmann, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Schadow, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Rauch, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Schinkel, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Ihne, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Wolff, Bismarck-Denkmäler und Kaiserdenkmäler von Tuaillon

aus den benachbarten Wäldern häufig hervorbrechenden Wölfe und Grislybären eine hervorragende Gegnerschaft bereiten. Hier finden sich auch die Canons genannten Quertäler, von denen das Felsengebirge auf allen Seiten unterbrochen wird. Die sie umschließenden Felswände erheben sich bis zu einer Höhe von 2000 m, durchwühlt von rauschenden Gebirgsflüssen, die sich mit Donnergepolter in die Tiefe stürzen.

Wendet man sich nach Norden dem an den Staat Colorado grenzenden Territorium zu, so stößt man auf die herrlichsten Naturwunder und Panoramen, unter andern auf den bereits erwähnten Yellowstone-Park, der wohl zu dem Großartigsten gehört, was die Natur geschaffen. Der Park, der erst 1870 entdeckt und von der Regierung durch eine Kongreßakte zum Nationalpark erklärt worden ist, hat einen Umfang von 3500 englischen Quadratmeilen und besitzt neben einer Fülle heißer Quellen etwa 100 Springquellen, die ihren Sprudel 150 Meter, manche sogar 200 Meter hoch treiben und alle Geyser der Welt weit in den Schatten stellen. In der Mitte des Parkes breitet sich der Yellowstone-See aus, der eine Tiefe von 300 Metern besitzt und 2300 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Am Ufer des Sees finden sich ebenfalls eine Unzahl heißer Quellen, aus denen große Dampfmassen zu riesiger Höhe sich erheben. In dem zwischen den Felsengebirgen der Sierra-Nevada und dem Kascaden-Gebirge gelegenen Gebiet ist der große Salzsee hervorzuheben, den man auch das „Tote Meer" von Amerika genannt hat. Seine Länge wird durchschnittlich auf 4700 qkm angenommen, und er hat einen Salzgehalt von 22 Prozent. Bis auf ein kleines Insekt hat man in diesem ungeheuren Gebiet kein Lebewesen entdecken können, und das Baden in diesem See ist mit großen Unzuträglichkeiten verknüpft, da der scharfe Salzgehalt dem Körper Schmerzen verursacht, wo hingegen die Dichtigkeit des Wassers ein Ertrinken, ja, sogar ein Untertauchen unmöglich macht. Westlich vom Salzsee erstreckt sich auf mehrere hundert Meilen eine riesige Salzwüste, die der Gegend ein eigenartiges Gepräge verleiht. Ein durch große Naturschönheiten ausgezeichneter Fleck befindet sich noch in der Sierra Nevada, es ist dies das Yosemite-Tal mit wunderbaren Felsentoren und Schluchten und fünf riesenhaften Wasserfällen, von denen der größte eine Höhe von über 800 m erreicht.

Das Staatengebiet von Nord-Amerika zerfällt in siebzehn Nordstaaten, drei atlantische Küstenstaaten, zwei Nordstaaten des Ohiobeckens, drei Uferstaaten der großen Seen, drei nördliche Mississippi-Staaten, fünfzehn Südstaaten, zwölf Weststaaten und ein Nebenland Alaska, das wir der Vollständigkeit halber hier noch einmal aufführen. Der Flächeninhalt und die Einwohnerzahl verteilt sich wie folgt:

	Quadratkilometer	Einwohner
1. Maine	85 570	694 470
2. New Hampshire	24 100	411 600
3. Vermont	24 770	343 650
4. Massachusetts	21 540	2 805 350
5. Rhode Island	3 240	428 600
6. Connecticut	12 925	908 450

		Quadratkilometer	Einwohner
7.	New-York	127 350	7 268 900
8.	Pennsylvanien	117 100	6 302 150
9.	New Jersey	29 240	1 883 670
10.	Ohio	106 340	4 157 550
11.	Indiana	94 140	2 566 470
12.	Michigan	152 585	2 420 990
13.	Illinois	146 720	4 821 550
14.	Wisconsin	145 140	2 069 050
15.	Minnesota	215 910	1 751 394
16.	Iowa	145 100	2 231 853
17.	Missouri	179 780	3 106 670
18.	Delaware	5 310	184 740
19.	Maryland	31 620	1 188 050
20.	Virginia	109 940	1 854 200
	Bundesdistrikt Kolumbia	180	278 720
21.	Nord-Carolina	135 320	1 893 810
22.	Süd-Carolina	79 170	1 340 320
23.	Georgia	154 030	2 216 335
24.	Florida	151 980	528 550
25.	Alabama	135 320	1 828 700
26.	Louisiana	126 180	1 381 630
27.	Texas	688 340	3 048 720
28.	Mississippi	121 230	1 551 210
29.	Arkansas	139 470	1 311 570
30.	West-Virginia	64 180	958 800
31.	Kentucky	104 630	2 147 180
32.	Tennessee	108 910	2 020 620
33.	Kansas	212 580	1 470 500
34.	Nebraska	200 740	1 066 300
35.	Süd-Dakota	201 110	401 600
36.	Nord Dakota	183 350	319 150
37.	Montana	378 330	243 330
38.	Wyoming	253 530	92 535
39.	Idaho	219 620	161 780
40.	Nevada	286 700	42 340
41.	Colorado	269 150	539 700
42.	Kalifornien	410 140	1 485 100
43.	Oregon	248 710	431 540
44.	Washington	179 170	518 110
45.	Alaska	1 530 327	63 600

Territorien.	Kilometer	Einwohner
Das Indianer Territorium	81 320	392 100
Territorium Oklahoma	101 080	398 340
Territorium Utah	220 060	276 750
Territorium New-Mexiko	317 470	195 320
Territorium Arizona	292 710	123 000

Die Bevölkerung Nordamerikas ist dadurch charakteristisch, daß sie jetzt fast ausschließlich aus Eingewanderten besteht, während das eingeborene Element fast ganz in den Hintergrund gedrängt worden ist. Gerade in den Vereinigten Staaten haben die Eingeborenen die meiste Einbuße erlitten, und hier kann man wohl sagen, haben sie auch die meisten Kulturfortschritte aufzuweisen. Außer der weißen Rasse und der Indianerbevölkerung finden wir in der Föderativ-Republik noch Neger und Mongolen vertreten. Der weitaus größte Teil der Einwohnerzahl gehört der weißen Rasse an, und zu diesen stellen wieder die Nachkommen der Angelsachsen mit mehr als 45 Millionen das Hauptcontingent. Daneben ist das deutsche Element mit etwa 10 Millionen vertreten und in dritter Reihe kommen etwa drei bis vier Millionen Irländer, die in der Union eine recht minderwertige Rolle spielen, während sich der Rest aus Holländern, Spaniern, Nachkommen der französischen Refugiés, Schweden und Norweger und den übrigen Nationalitäten der Erde zusammen setzt. Die Urbevölkerung ist stark zusammengeschmolzen und mag sich vielleicht auf 262000 Köpfe beschränken, die sich auf 150 Nationen mit 400 Stämmen verteilen. Nach den letzten Feststellungen ist unter den civilisierten Indianern eine Bevölkerungszunahme beobachtet worden, während die nomadisch lebenden Stämme in beständiger Abnahme begriffen sind. Im Indianerterritorium leben etwa 75000, die sich aus den Stämmen der Cherokesen, Creeks, Choctavos, Chickasaws, Seminolen und Dakotas (Sioux) zusammensetzen. Im Westen leben die Sioux, die Cheyennes, die Navajos, in Mexiko die Zuñi- und Pueblos-Indianer, an der Grenze von Mexiko die Apachen, in Kalifornien die Missionsindianer und in Nordwesten die Chinooks und Selishs.

Von der weißen Bevölkerung spielen die erste Rolle die Yankees, die das ausgesprochene Amerikanertum repräsentieren. Das ganze Leben der Staaten hat sich nach ihnen gestaltet, und selbst in der äußeren Erscheinung glaubt man eine neue Menschenrasse vor sich zu haben. Der Yankee ist kein schöner Menschenschlag, und seine Charaktereigenschaften dürften zum großen Teil dem Deutschen unsympathisch erscheinen, wenngleich er auch eine große Anzahl von Eigenschaften besitzt, die dem Durchschnittseuropäer fehlen. Er hat eine ungeheure Zähigkeit und Ausdauer im Arbeiten, schreckt vor keinem Hindernis zurück und weißt es stets, sich im Leben durchzusetzen und eine mehr oder weniger hohe Stellung zu erringen. Ein Beweis dafür liefert die Unzahl von Millionären, die in der Regel unter den armseligsten Verhältnissen angefangen haben, um sich schon nach wenig Jahren an der Spitze der größten Vermögen zu sehen. Der Yankee besitzt ein ungemein scharfes Verständnis für alles Praktische, und die Erörterung wissenschaftlicher Fragen hat für ihn nur dann Wert, wenn sie sich im täglichen Leben verwerten lassen und vor allen

Trägen zur Bekleidung des Schambeinhügels bringen. Die Haarfrisur ist in vielen Fällen ausgesprochen und kann einen Rückschluß auf Stamm und Alter gestatten.

Fig. 1 stellt eine Frau vom Stamme der Bakuba dar, welche sich ihr Haar in Form einer Haube geschoren hat, und zwar bis auf einen Streifen, der von der Stirn über den Scheitel nach dem Nacken zu läuft. Diese Haube ist mit Perlen, Muscheln und Knöpfen verziert. Ein Halsband, Armringe, Beinringe und ein Lendenschurz vervollständigen den Anzug. Das Kopftuch ist ein Geschenk der Europäer.

Fig. 1. Bakubafrau.

Fig. 2 zeigt eine Frau vom Stamme der Balunda in der Kasaigegend. Sie trägt ihr Haar in Form einer Haube, welche mit Perlen, Muscheln und Knöpfen verziert ist. Ein Halsband, Armringe, Beinringe und ein Lendenschurz vervollständigen den Anzug.

Fig. 2. Balundafrau.

Fig. 3 stellt eine Frau vom Stamme der Baluba dar. Sie trägt ihr Haar in Form einer Haube, welche mit Perlen, Muscheln und Knöpfen verziert ist. Ein Halsband, Armringe, Beinringe und ein Lendenschurz vervollständigen den Anzug.

Fig. 3. Balubafrau.

Fig. 4 zeigt eine Frau vom Stamme der Bakuba. Sie trägt ihr Haar in Form einer Haube, welche mit Perlen, Muscheln und Knöpfen verziert ist. Ein Halsband, Armringe, Beinringe und ein Lendenschurz vervollständigen den Anzug.

Fig. 4. Bakubafrau.

kann, auf 45 großen Bögen. Das Kapitel ist illustrirt, wie es sich in vorliegender Arbeit nicht anders erwarten läßt, mit vielen Abbildungen und auch trefflichen Holzschn. Eine Reihe solcher ist dem Handbuch der Waffenkunde entnommen, das Hefner Alt. von Hefner-Alteneck und Hefner-Alteneck, das Kostümwerk, das Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, Schlachtlexikon, Handbuch und Atlas enthält die Quellen und Hilfsmittel des Buches.

Aus der Alpenrosenbluete.

Alle drei Bücher eignen sich schon darum wegen ihrer Reichhaltigkeit, weil sie mehrere, ja oft sehr viele Gebiete des Sports, ja selbst verschiedene Arten und auch verschiedene Methoden dem Buchstaben nach behandeln, sehr gute Dienste als Nachschlagebücher und Handbücher. Das Buch über Reitsport ist ein Lehrbuch, das Buch über Fechtsport ein Lehrbuch und ein Nachschlagebuch, das Buch über Waffenkunde ein Nachschlagebuch.

Aus der Alpenrosenbluete.

Alle drei Bücher eignen sich schon darum wegen ihrer Reichhaltigkeit, weil sie mehrere, ja oft sehr viele Gebiete des Sports, ja selbst verschiedene Arten und auch verschiedene Methoden dem Buchstaben nach behandeln, sehr gute Dienste als Nachschlagebücher und Handbücher. Das Buch über Reitsport ist ein Lehrbuch, das Buch über Fechtsport ein Lehrbuch und ein Nachschlagebuch, das Buch über Waffenkunde ein Nachschlagebuch.

bei dem möglichst einer der Gegner tot auf dem Platze bleibt, steht ihm weit höher, als die schönste Oper oder die herrlichste Dichtung, die er nur mit gelangweiltem Gähnen anhört.

Die Bildung der Frauen ist der der Männer weit überlegen, und Amerika ist auch die Heimat der Frauenbewegung, deren Anfänge sich bereits in den vierziger Jahren zeigten. Schon damals traten die Frauen mit Ansprüchen politischer und wirtschaftlicher Gleichberechtigung auf. Sie haben hier so ziemlich alles durchgesetzt, was sie durchsetzen wollten, und eine große Anzahl von Frauen wirkt als Ärztinnen, Rechtsanwältinnen, Geistliche und Lehrerinnen. In Utah, Wyoming und Colorado besitzen die Frauen bereits das politische Stimmrecht und in dem erstgenannten Staat wurde im Jahre 1898 sogar eine Mistreß Cannan zum Staatssekretär gewählt. Im Jahre 1902 wurde Amerika in der Person einer Frau Abbot ein weiblicher Staatssekretär beschceert, und auch im Ethnologischen Institut, sowie im Nationalmuseeum nehmen Frauen führende Stellen ein. Die Zeit dürfte nicht mehr sehr fern sein, wo man sie auch zu den höchsten Staatsämtern berufen wird. An mehreren Universitäten hat man sie bereits zu Dekanen ernannt, und im Jahre 1903 wurde Miß Rosalie Loew, einer hervorragenden Juristin, die Stellung eines Sachwalters bei der neuen New-Yorker Rechtsschutzgesellschaft übertragen, ein Amt, das der berühmte Deutsch-Amerikaner Karl Schurz bis dahin bekleidet hatte.

Neben den Yankees spielt der bessere Arbeiter in den Vereinigten Staaten eine große Rolle; er wird gut bezahlt, bezieht Löhne, wie sie in Europa zu den Seltenheiten gehören, führt ein sehr ruhiges, angenehmes Leben, und sein einziges Bestreben ist, seinen Kindern eine gute Schulbildung zu geben und ihnen so die Grundlage zu einer gefestigten Existenz zu bieten. Das eigentliche Proletariat der Städte bilden die Gelegenheitsarbeiter, die in elenden Mietskasernen hausen und sich zum Teil aus Negern, zum Teil aus Irländern zusammensetzen.

Neben der Stadtbevölkerung sind die Kolonisten und Farmer zu erwähnen, die eine bedeutende Kategorie der Vereinigten-Staaten-Bevölkerung repräsentieren. Aus kleinen Anfängen entwickelt der Farmer sich in der Regel zum reichen Plantagenbesitzer, sofern er nicht dem Whisky-Teufel anheimfällt oder von dem „Storekeeper", dem Landkrämer ausgebeutet wird. Die Bildungsstufe der Farmer ist eine ziemlich geringe, steht aber immer noch weit über der der Squatter, die man die Farmer auf Kündigung nennen könnte, da sie den von ihm bebauten Fleck Erde schon nach kurzer Zeit verlassen, um an einer andern Stelle dieselbe Tätigkeit zu entwickeln.

Ähnlich verfährt der Holzranger, der von der Regierung ein Stück Waldland pachtet, die Bäume fällt und verkauft und dann weiter wandert, um an einer andern Stelle ein anderes Stück zu erwerben, mit dem er genau in derselben Weise verfährt. Im fernen Westen, wo noch vor wenig Jahren der Revolver und das Bowie-Messer das beliebteste Verständigungsmittel bildeten, haust der Digger, der Goldgräber, dem wir später bei der Besprechung der Minenproduktion noch eine nähere Betrachtung widmen werden.

Wenden wir uns nun der schwarzen Rasse zu, so müssen wir sagen, daß die Stellung der Neger trotz der Freilassung eine recht untergeordnete ist. Sie stellen das

eigentliche Kunstreiten bei, wo entweder Ich und die Kunstreiter selbständig, ihren Pferden ihre Schritte, Tritte und Sprünge machen, oder aber, wo sie sich in die Ausführung von Reigentänzen, Quadrillen, Figuren und Evolutionen mit Pferden einüben. Die Reitübungen gegen die Schwingungen des Schwebereckes, die Reitübungen gegen die Schwingungen des Pferdes, die Reitübungen gegen die Schwingungen des Schaukelpferdes, Schaukelreifens, Schaukelbrettes, Schaukelringes und des Schaukelseiles, die Reitübungen gegen die Schwingungen des Pferdes, Ringe, Seiles und Reckstange

und habgierig, um das verdiente Geld nicht sofort nach China zurückzuschleppen, sobald sich ihm nur eben die Gelegenheit dazu bietet. Mit einer Summe, die für den Weißen kaum zur notdürftigen Fristung des Lebens hinreichen würde, kann er in seiner Heimat den wohlhabenden Mann spielen, ohne weiterhin arbeiten zu müssen. Die Unterbietung der Arbeitslöhne und die dadurch hervorgerufene Erbitterung unter den Weißen hatte übrigens im Jahre 1882 den Erlaß einer Bill zur Folge, die der allzu massenhaften Einwanderung der Zopfträger eine gedeihliche Schranke setzte, so daß das weiße Element wieder aufzuatmen versuchte.

Doch nicht allein auf wirtschaftlichem Gebiet sind die Chinesen als Schädlinge zu betrachten, sie wirken auch in sittlicher Hinsicht verderblich und verhängnisvoll, da die chinesischen Matrosen zu den lasterhaftesten verbrecherischsten Charakteren der ganzen Welt gehören. Die widernatürlichsten Laster sind hier zu Hause und die schrecklichsten Verbrechen an der Tagesordnung. Bei der Gleichgiltigkeit, mit der der Chinese sein eigenes Leben einschätzt, ist es nicht zu verwundern, daß er auch das eines andern ziemlich gering achtet, und so gehören Mord und Totschlag im Chinesenviertel von San Francisco zu den alltäglichen Dingen. Mit der weißen Bevölkerung haben die Chinesen nicht die geringsten Berührungspunkte, sie sondern sich schroff von ihr ab und bilden eine Kaste, die ihren eigenen Gesetzen folgt und jeden Fremden als Todfeind betrachtet.

Zu den wüsten Zuständen, die in allen Städten Kaliforniens — namentlich in San Francisco — herrschen — haben auch nicht wenig die Spielhöllen und Opiumbuden beigetragen, die von Zeit zu Zeit von der Regierung geschlossen werden, aber trotzdem wie Pilze aus der Erde schießen. Ist eine solche Verbrecherhöhle eben von der Polizei ausgehoben worden, so ist mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß sie am andern Tage in einer andern Straße wieder auftaucht. In religiöser Hinsicht stehen die Chinesen auf dem Boden ihrer Heimat und treiben noch immer Götzendienerei. Wie dort stellen sie auch im Auslande ihre Pagoden auf, zu denen sie beten, halten ihre Prozessionen ab und hängen mit der ihrer Rasse eigenen Zähigkeit an ihren alten Sitten und Gebräuchen. Die Bekehrungen, die an ihnen vorgenommen worden sind, haben keine tiefergehende Bedeutung, da der Chinese sich nur aus Gewinnsucht oder um materieller Vorteile willen taufen läßt und im Grunde seines Herzens Heide bleibt.

Im allgemeinen herrscht in den Vereinigten Staaten die schrankenloseste Glaubensfreiheit. Hier kann wirklich jeder nach seiner Façon selig werden, und zahllos sind die Bekenntnisse, denen man im Staatengebiet der Union begegnet.

Es sind 120, nach andern sogar 155 Religionssekten verbreitet, von denen jede natürlich als die allein seligmachende gelten will und den Gegner mit den schroffsten Mitteln bekämpft. Trotz seines nüchternen, auf das Praktische gerichteten Charakters hat die Bevölkerung, besonders die weibliche, einen starken Hang zur Frömmelei und Proselytenmacherei. Um einer Sekte neue Anfänger zu gewinnen, sind alle Mittel recht, und selbst die Prediger gebrauchen die seltsamsten Methoden, die in Europa den heftigsten Anstoß erregen würden und mit den Begriffen der alten Welt völlig unvereinbar erscheinen. Religiöser Fanatismus herrscht in der schrankenlosesten Weise und besonders die holde

Weiblichkeit sucht durch oft groteske Auftritte und Scenen ihre tiefe Religiosität zu beweisen. Manche Sekten verdecken unter der Außenseite von Religionsübungen und Gottesdiensten die haarsträubendsten Laster, die in Europa mit strengen Strafen geahndet werden würden. Einzelne suchen die kommunistische Gemeinschaft der ersten Christen ins moderne Leben zu übertragen, gehen aber viel weiter als diese, indem sie neben Gütergemeinschaft auch Weibergemeinschaft predigen. Auf diesem Standpunkt steht zum Beispiel die Sekte der Bibelkommunisten, auch Oneida-Sekte genannt, die sich im Staate New-York niedergelassen hat und etwa 1500 Bekenner zählt. Jedes männliche Mitglied ist gleichzeitig der Gatte und der Bruder jeder Frau, und auf ähnlicher Grundlage steht auch die von einem gewissen Harris begründete Sekte der Broctonisten. Einer großen Verbreitung erfreut sich die Sekte der Free-Lovers, der Anhänger der freien Liebe, die, von New-York ausgehend, sämtliche Staaten der Union überflutet hat. Alle diese Sekten feiern ihre Gottesdienste nicht nur in Kirchen oder in Privathäusern errichteten Kapellen, sondern auch auf öffentlichen Plätzen, Gärten und Straßen. Diese letzteren führen den Namen Camp-meetings und haben zuweilen eine Zeitdauer von 14 Tagen. Religiöse Übungen wechseln mit Zechgelagen ab, die oft in die wüstesten Szenen ausarten und stark an die Saturnalien und Bechanalien des alten Roms erinnern. Eine rühmliche Ausnahme von diesen, den rohesten fleischlichen Instinkten huldigenden Sekten macht die Heilsarmee, die von England ausgegangen ist und sich über ganz Amerika und Europa verbreitet hat. Dieser Sekte liegt das methodistische Bekenntnis zu Grunde, und wenn ihrem Gottesdienst auch eine gewisse Komik eigen ist, so darf man doch nicht verkennen, daß sie edle Zwecke verfolgt und — abgesehen von ihren Massenbekehrungen und ihrer oft recht zudringlichen Proselytenmacherei — durch Arbeitsnachweise, Gründung von Krankenhäusern und Erziehung von Gefallenen und Verbrechern zu ehrlicher Arbeit viel Gutes gestiftet haben. Die interessanteste von allen in Amerika heimatberechtigten Sekten dürfte wohl die der Mormonen sein, die sich auf dem Prinzip der Vielweiberei aufbaut. Sie nennen sich selbst die Heiligen der letzten Tage (Latter Day Saints), und ihr Stifter ist Joseph Smith, geboren 1805, der im Jahre 1830 das sogenannte Mormonenbuch veröffentlichte, in welchem er den Nachweis zu führen versuchte, daß die Indianer niemand anders, als die Abkömmlinge der verloren gegangenen zehn Stämme Israels wären. Kurze Zeit darauf ließ er sich mit einem Freunde von einen sogenannten Himmelsboten zum Priester weihen und begann Anhänger zu sammeln. Der Zulauf war ungeheuer, schon nach kurzer Zeit hatten sie 15 000 Menschen um sich geschart, die blindlings ihren Lehren folgten.

Im Jahre 1840 gründeten die Mormonen die Stadt Nauvoo im Staate Illinois, doch wurde Smith bereits 1844 bei dem Aufstande des Pöbels, der sich gegen die neue Sekte erhob, erschlagen. Sein Nachfolger wurde Brigham Joung, der nach der Vertreibung der Mormonen aus Illinois und später aus Michigan mit seinen Anhängern nach der Salzwüste Utah zog, dort eine Stadt gründete und die Polygamie einführte. Hier nahm die Sekte immer größeren Aufschwung, schon 1860 war sie auf 60 000 Köpfe gestiegen, und als Young 1877 starb, konnte sein Nachfolger John Taylor sich bereits

als Prophet und Oberhaupt einer über 120 000 Menschen umfassenden Gemeinschaft bezeichnen. Als Taylor 1887 das Zeitliche segnete, und ihm Wilford Woodruff folgte, war ein neuer Aufschwung zu konstatieren, so daß bei der Volkszählung von 1890 sich eine Zahl von etwa 210 000 Mormonen ergab. Von diesen hängen nicht alle der Vielweiberei an, da ihnen dazu die pekuniären Mittel nicht zur Verfügung stehen, doch haben eine größere Anzahl mehrere Frauen. Der Priesterkönig Young hielt sich einen Stab von 400 Frauen, die ihn auf allen seinen Reisen begleiteten. In religiöser Hinsicht predigen sie den Glauben an Gott, Jesus Christus und den Heiligen Geist, bestreiten aber das Bestehen der Erbsünde und stellen das Dogma auf, daß jeder Mensch nur für seine eigene Taten verantwortlich sei. Das „Tabernakel", in welchem ihre Gottesdienste stattfinden, ist charakteristisch durch seine Form, es ist nämlich in der Gestalt eines halbierten Eies erbaut, das von hohen Sandsteinsäulen getragen wird. Der Tempel kann über 12 000 Personen fassen und ist ein kahler, schmuckloser Holzbau. Seit 1890 ist die Vielweiberei offiziell abgeschafft, wird aber im Geheimen noch immer weiter betrieben.

In staatlicher Hinsicht stehen die Vereinigten Staaten wie schon früher kurz ausgeführt, unter der Leitung eines Präsidenten und eines Kongresses, der in den Senat und in das Repräsentanten-Haus zerfällt. Dem Präsidenten zur Seite steht ein Vizepräsident, der ebenso wie sein vorgesetzter Kollege auf vier Jahre gewählt wird. Die Wahlgesetze der einzelnen Staaten sind nicht gleich; in einzelnen Staaten sind Frauen wahlberechtigt, während in andern wieder die Indianer kein Stimmrecht besitzen. Dem Präsidenten, der augenblicklich Theodor Roosevelt, (geboren am 27. 10. 1858) ist, stehen 8 Kabinetssekretäre (Äußere Angelegenheiten, Schatzamt, Krieg, Marine, Postwesen, Inneres, Ackerbau, Justiz) zur Seite. Die Senatoren müssen 30 Jahre alt sein und 9 Jahre das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten besitzen, während die Mitglieder des Repräsentantenhauses nur 25 Jahre alt zu sein brauchen und sich des Bürgerrechts seit sieben Jahren erfreuen müssen. Auch die Territorien sind im Repräsentantenhause vertreten, doch haben ihre Abgeordneten kein Stimmrecht. Die Einzelstaaten stehen unter der Leitung eines Gouverneurs, seinem Stellvertreter und einem Gesetzgebenden Körper, der so ziemlich dieselben Rechte besitzt, wie der Bundesstaat.

Das Bildungswesen der Vereinigten Staaten steht auf hoher Stufe, und Regierung, Gemeinden, Religionssekten und Privatleute wetteifern durch Gründung von Schulen, Bibliotheken und Akademien, das Volksbewußtsein zu heben und bildend und aufklärend zu wirken. Wohl in keinem Lande der Welt wird für den öffentlichen Unterricht soviel getan, als gerade in Amerika, und die großartigen Stiftungen Andrew Carnegies haben mit Recht in Europa ungeheures Aufsehen hervorgerufen. Obwohl kein eigentlicher Schulzwang besteht, ist die Volksbildung in stetem Aufschwung begriffen und entwickelt sich von Jahr zu Jahr in der wünschenswertesten Weise. Unter der im Lande geborenen weißen Bevölkerung ist die Zahl der Analphabeten auf 7 Prozent herabgesunken, während die der eingewanderten Bevölkerung 12 Prozent beträgt, ein Beweis, daß die neue Welt der alten auch in dieser Beziehung überlegen ist. Noch mehr Gewicht, als auf den Volksschulunterricht, wird auf die höheren Lehranstalten gelegt, und schon im Jahre

1890 waren 107 Gemeinden vorhanden, davon hat in Laufe der Jahre 3 Gemeinden noch eine größere Anzahl angeführt haben. Einige Gemeinden sind dennoch Vollige in Gemeinden, welche sich in Laufe der Jahre 3 Gemeinden noch eine größere Anzahl angeführt haben. Die Gemeinden sind in der Regel durch Schlagbäume und schmalspurige Verbindungsgeleise, die Gemeindeschlagbäume gewöhnlich durch Verbindung mit

Mitglieder waren. Die Eingangssteuer betrug im Einkommen von 1—1000 Rbl. nur ein halbes (0,5) Prozent einschließlich der 10% Zuschlag für Zemstwo- und Stadtsteuern. Einkommen von 1001—2000 Rbl. wurden mit 1 Prozent, solche von 2001—3000 Rbl. mit 1½ Prozent besteuert. Von diesem Betrage stieg die Steuer jedesmal um 1½ Prozent für je 1000 Rbl. Einkommen, sodaß 10 Prozent bei 7000 Rbl. erreicht wurden. Von 7001—8000 Rbl. betrug die Steuer 11½ Prozent, von 8001—9000 Rbl. 13 Prozent, von 9001—10000 Rbl. 14½ Prozent und von 10001 Rbl. und darüber 16 Prozent. Die Steuer wurde nicht nur von den Einkommen der Mitglieder, sondern auch von den Einkommen der Familienglieder erhoben, die in einem gemeinsamen Haushalt mit den Mitgliedern lebten. Einkommen, die nicht über 1000 Rbl. betrugen, wurden nicht besteuert, bei größeren Einkommen wurden 1000 Rbl. in Abzug gebracht. Die Steuer wurde nach Ablauf des Jahres, in dem das Einkommen erzielt worden war, eingezogen.

Die Einkommensteuer in Preußen.

Die Einkommensteuer in Preußen wurde durch das Gesetz vom 24. Juni 1891 eingeführt und trat am 1. April 1892 in Kraft. Sie ersetzte die bis dahin bestehenden Klassen- und klassifizierten Einkommensteuern. Steuerpflichtig sind alle physischen Personen, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in Preußen haben, sowie alle Personen, die in Preußen Einkommen beziehen, ohne hier ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt zu haben. Steuerfrei sind: 1. Einkommen, die nicht über 900 Mk. betragen; 2. Einkommen, die nicht über 1050 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen; 3. Einkommen, die nicht über 1500 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt; 4. Einkommen, die nicht über 1800 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens drei Kinder unter 14 Jahren hat; 5. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünf Kinder unter 14 Jahren hat; 6. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechs Kinder unter 14 Jahren hat; 7. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sieben Kinder unter 14 Jahren hat; 8. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens acht Kinder unter 14 Jahren hat; 9. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neun Kinder unter 14 Jahren hat; 10. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zehn Kinder unter 14 Jahren hat; 11. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens elf Kinder unter 14 Jahren hat; 12. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zwölf Kinder unter 14 Jahren hat; 13. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreizehn Kinder unter 14 Jahren hat; 14. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 15. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 16. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 17. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 18. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 19. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunzehn Kinder unter 14 Jahren hat; 20. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 21. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 22. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 23. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 24. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 25. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 26. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 27. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 28. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 29. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundzwanzig Kinder unter 14 Jahren hat; 30. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 31. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 32. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 33. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 34. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 35. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 36. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 37. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 38. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtunddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 39. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neununddreißig Kinder unter 14 Jahren hat; 40. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 41. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 42. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 43. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 44. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 45. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 46. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 47. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 48. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 49. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundvierzig Kinder unter 14 Jahren hat; 50. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 51. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 52. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 53. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 54. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 55. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 56. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 57. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 58. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 59. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundfünfzig Kinder unter 14 Jahren hat; 60. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 61. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 62. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 63. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 64. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 65. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 66. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 67. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 68. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 69. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundsechzig Kinder unter 14 Jahren hat; 70. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 71. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 72. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 73. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 74. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 75. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 76. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 77. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 78. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 79. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundsiebzig Kinder unter 14 Jahren hat; 80. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 81. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 82. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 83. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 84. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 85. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 86. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 87. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 88. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 89. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundachtzig Kinder unter 14 Jahren hat; 90. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 91. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 92. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 93. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 94. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 95. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 96. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens sechsundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 97. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens siebenundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 98. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens achtundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 99. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens neunundneunzig Kinder unter 14 Jahren hat; 100. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens hundert Kinder unter 14 Jahren hat; 101. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens einundhundert Kinder unter 14 Jahren hat; 102. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens zweiundhundert Kinder unter 14 Jahren hat; 103. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens dreiundhundert Kinder unter 14 Jahren hat; 104. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens vierundhundert Kinder unter 14 Jahren hat; 105. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente bestehen und der Steuerpflichtige mit Frau oder Kindern oder sonstigen Angehörigen einen Haushalt führt und mindestens fünfundhundert Kinder unter 14 Jahren hat; 106. Einkommen, die nicht über 3000 Mk. betragen, wenn sie aus Arbeitslohn, Gehalt, Witwen- oder Waisengeld, Pension oder Rente best

Hudson-Brücke bei Albany genannt. Auf dem Gebiete des Handels wird ein durchschnittlicher Umsatz von 2200 Millionen Dollars erzielt, der sich auf die verschiedenartigsten Produkte wie Zucker, Häute, Chemikalien, Kaffee, Rohseide, Baumwollenwaren, Kautschuk, Eisenwaren, Wolle, Zinn, Früchte, Getreide, Fleisch, Petroleum, Kupfer, Maschinen, Tiere, Holz, Leder, Kohlen und landwirtschaftliche Geräte verteilt. Die Industrie umfaßt fast alle Zweige und beschäftigte sich schon frühzeitig (im 17. Jahrhundert) mit der Fabrikation von Eisenwaren und Maschinen. Zu großartiger Betätigung gelangte die Industrie, als zu Ende des 18. Jahrhunderts die ersten Baumwollspinnereien und mechanischen Webereien entstanden. Die Baumwollindustrie gehört zu den einträglichsten Zweigen, und die Ausfuhr beträgt durchschnittlich 250 Mill. Dollar. Einen bedeutenden Aufschwung hat in den letzten Jahren die Wollen- und Seidenindustrie genommen, während man in der Herstellung von Leinenwaren mit Europa noch nicht zu konkurrieren vermag. Auf ziemlich bedeutender Höhe steht die Schuhwarenfabrikation und die Bekleidungsindustrie, doch alle übertrifft das Maschinenwesen, das sich in den Vereinigten Staaten in ungewöhnlichster Weise entwickelt hat. Man kann sagen, daß die Amerikaner geborene Maschinenbauer sind, und man verdankt ihnen eine Unzahl von Erfindungen, die sich im praktischen Verkehr nach kurzer Zeit eingebürgert und als äußerst vorteilhaft erwiesen haben. Mit den kleinsten, scheinbar unbedeutenden Erfindungen sind Vermögen verdient worden, und kaum zu zählen sind die Neuheiten, die mit jedem Jahre zum Patent angemeldet werden. In den letzten sechzig Jahren ist wohl etwa eine Million Patente erteilt worden, die neben einer Unzahl von wertlosen Dingen eine Fülle von Errungenschaften darstellen, die der Menschheit zum Segen gereichen und für die geistige Regsamkeit der Amerikaner beredtes Zeugnis ablegen.

Im östlichen Nordamerika ist die Viehzucht zu Hause, namentlich in Kentucky, wo die Pferdezucht mit großen Erfolgen betrieben wird. Meistens wird sie nicht zusammen mit dem Ackerbau gepflegt, sondern nimmt, besonders in den Zentralstaaten zwischen dem Mississippi und dem Tennessee die Bedeutung eines selbständigen Betriebszweiges an. Hand in Hand damit geht die Fleischindustrie, die namentlich in Chikago einen Zentralpunkt gefunden hat. Hier begegnet man den kolossalen Schlachthöfen, mit denen die der alten Welt keinen Vergleich aushalten können. Tausende von Arbeitern werden hier beschäftigt, und der erzielte Umsatz beziffert sich auf hunderte von Millionen.

Auf landwirtschaftlichem Gebiet ist Amerika vor allen andern Völkern ganz besonders bevorzugt, denn fast alle nur möglichen Produkte wachsen in den verschiedensten Staaten in reicher Fülle. Wir finden hier Pflanzungen von Kartoffeln, Weizen, Hopfen, Zucker, Flachs, Tabak, alle möglichen Obstsorten, Reis und Baumwolle, der eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird und die zu den Hauptprodukten des Landes gehört. Hauptsächlich beschränken sich die Baumwollpflanzungen auf den südöstlichen Teil der Vereinigten Staaten, wie wir das später noch weiter ausführen werden, und unter allen Handelspflanzen der Union spielt die Baumwolle die erste Rolle, so daß man dem Süden nicht mit Unrecht den Namen „King-Cotton“ beigelegt hat. Die Ernte beginnt Ende Juni und wird zwei Monate lang fortgesetzt, zieht sich aber manchmal weit länger hin,

weil die Stauden ungleichmäßig reif werden. Nach der Lese werden die Baumwollenbüschel auf maschinellem Wege einer Säuberung unterzogen, dann gepreßt, gepackt und hauptsächlich nach New Orleans gebracht, von wo sie ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden.

Auf ebenso erstaunlicher Höhe wie der Ackerbau steht auch die Viehzucht, die namentlich bei Pferden und Rindern große Erfolge zu verzeichnen hat. Für Rinder kommen hauptsächlich New York, Ohio, Kentucky in Betracht, während auf dem Gebiet der Pferdezucht Texas zu erwähnen ist, wo die bekannten Percheron- und Clydesdal-Hengste ein vorzügliches Arbeitsmaterial liefern. Auch der Bergbau wird in der Union äußerst stark betrieben, und fast alle Länder haben sich reicher Erzlager zu rühmen. Der Nordosten wird durch Kohle, Eisen und Petroleum, der Südwesten durch Gold- und Silberlager charaktrisiert. Petroleum findet sich hauptsächlich in Pennsylvanien, Silber in Colorado, Arizona, Montana, Utah und Nevada, während Kalifornien als das gelobte Land des Goldes bekannt geworden ist. Die ersten Funde stammen aus dem Jahre 1848, und ihnen verdankt auch die Stadt San Francisco, die damals ein armseliges Fischernest war, ihre Entstehung. Noch jetzt ziehen viele nach Kalifornien, um als „Diggers", das heißt Goldgräber, ihr Glück zu suchen. Bei der Eröffnung einer neuen Mine wachsen die Häuser und Schankstätten wie Pilze aus der Erde hervor, und aus diesen kleinen Anfängen entwickeln sich die Städte, von denen einzelne nach wenigen Jahren nach Ausbeutung der Mine verlassen werden und vollständig verfallen. Die seltsamsten Elemente finden sich hier zusammen; neben fleißigen, arbeitsamen Männern tauchen verkrachte Existenzen auf, die schnell reich werden möchten und zur Erreichung ihres Zieles vor einem Messerstich oder Revolverschuß nicht zurückschrecken. Ganz besonders war und ist wohl noch heute San Francisco und in noch höherem Grade Sacramento ein Tummelplatz der wildesten Leidenschaften, wozu nicht weniger die Spielhöllen beitragen, die zwar offiziell verboten sind, aber im geheimen immer noch weiter bestehen. Wie hoch der Wert des Bergbaus in den Vereinigten Staaten anzuschlagen ist, geht wohl daraus hervor, daß die Erträgnisse in Gold, Silber, Kohle und Roheisen die höchsten Produktionen der ganzen Welt darstellen.

Die Einzelstaaten zerfallen in nördliche und mittlere atlantische Küstenstaaten, in die Nordstaaten des Ohiobeckens, die Uferstaaten der großen Seen, die südlichen atlantischen Staaten, die Golfstaaten, die südlichen Mississippi-Uferstaaten, die Weststaaten und Territorien.

Der am nordöstlichsten gelegene Staat der Union, Maine, besitzt reiche Wälder und ist auch für Landwirtschaft vorzüglich geeignet. Industriell ist die Papier-, Schuh-, Lederwarenfabrikation, der Schiffsbau, die Baumwollen- und Wollenweberei ganz besonders bevorzugt. Die Hauptstadt Augusta (11 000 E.) am Kennebec ist Sitz der Regierung, wird aber an Größe der Bevölkerungszahl von der Stadt Portland (30 000 E.) übertroffen, die einen lebhaften Seeverkehr, besonders nach Canada, unterhält. Weniger klimatisch begünstigt, aber dafür mit herrlichen Naturschönheiten ausgestattet, ist New

Frankfurt, 1. Mai. Städtisch Antwerpen 117.80 G. 50, 118 B. Städtische Anleihe, 1. Serie 117.80 G. 50, 118 B. Städtische Anleihe, 2. Serie 117.80 G. 50, 118 B. Städtische Anleihe, 3. Serie 117.80 G. 50, 118 B. Städtische Anleihe, 4. Serie 117.80 G. 50, 118 B. Städtische Anleihe,

der Union, der auch auf geistigem Gebiet erfolgreich mit Massachusetts um die Palme des Wissens ringt. Die Kurzwarenindustrie ist hier vorherrschend, doch wird auch der Metall- und Gewebe-Industrie hohe Beachtung geschenkt. Das deutsche Element ist hier besonders in den Geschäften und Fabriken ziemlich stark vertreten, und auch in den landwirtschaftlichen Betrieben sind viele Deutsche beschäftigt. Als bedeutendste Städte gelten Hartford und Newhaven.

Unter den mittleren Küstenstaaten befindet sich der erste und durch seine Bevölkerungszahl, seinen Reichtum und seinen Handel der wichtigste Staat der Union: New York. Bergbau, Landwirtschaft und Industrie vereinigen sich, um den Staat zu einem Zentralpunkt der Welt zu machen. Seine gleichnamige Hauptstadt ist mit ihren 1 600 000 Einwohnern als eine der größten Weltstädte zu bezeichnen. New York übertrifft an Pracht seiner Gebäude alle Hauptstädte Europas und gilt nächst London als zweiter Handelsplatz, vielleicht als erster Hafenplatz der Welt. Ein Tummelplatz aller Nationalitäten ist es auch in der Kunst, soweit von solcher in Amerika überhaupt die Rede sein kann, tonangebend und besitzt eine Fülle von Theatern, von denen das Metropolitan Opera House und das Irving Place-Theater ausdrücklich erwähnt sein mögen. Mit den Vorstädten Brooklyn (806 000 E.), Longisland-City, Staten-Island und Coney-Island besitzt New York eine Bevölkerung von 3 Millionen Köpfen. Auf Bedlow-Island sei die 46 m hohe Riesenstatue der Freiheit und in Brooklyn die 1883 vollendete East-River-Brücke, ein Meisterwerk von überwältigender Schönheit, hervorgehoben. Als Staatshauptstadt gilt Albany, während Buffalo (250 000 E.) als Universität, Hafenstadt, Bischofssitz, Schiffswerft und Industriezentrum zu beachten ist.

Eine ähnliche Riesenstadt wie New York besitzt der an Petroleumquellen und Eisen- und Kohlenlager ausgezeichnete Staat Pennsylvanien in Philadelphia (1046000 Einwohner), das als Industriestadt, namentlich auf dem Gebiet der Textilbranche, erfolgreich mit New York konkurrieren kann. Das Deutschtum ist mit 60000 Köpfen vertreten, und deutscher Gewerbefleiß gibt einem großen Teil des Geschäftslebens sein Gepräge. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen die Polytechnische Schule und das Girard-College Erwähnung, während der Fairmountpark zu den herrlichsten Parks der Welt zählt. Seine historische Bedeutung hat Philadelphia dadurch, daß hier am 4. 7. 1776 die Unabhängigkeit der Union proklamiert wurde und daß es von 1790—1810 als Bundesstadt galt. Auch die 1876 abgehaltene Weltausstellung ist gewissermaßen als historisches Moment zu betrachten. — Zwischen New York und Pennsylvanien liegt der durch Zinkeisenerz- und Magneteisenlager ausgezeichnete Staat New Jersey, der auch einen belangreichen Obst- und Gemüsebau, einen stark entwickelten Handel und vor allem eine bedeutende Industrie in Töpferwaren und Maschinen aufzuweisen hat. Von den Städten seien Jersey-City, Hoboken mit der berühmten technischen Hochschule und die Bahnhofsvorstadt von Philadelphia, Camden genannt. — An Pennsylvanien im Osten sich anschließend, liegt das an üppigen Prairien und dichten Wäldern reiche, von zahlreichen Seen und Flüssen bewässerte Gebiet Ohio, das dem Staat sowohl durch Mineralien, wie auch durch landwirtschaftlichen Betrieb große Einnahmen zuführt, die durch regen Handel und eine betriebsame Industrie, vor-

nehmlich in Stahlwaren und Maschinen noch gesteigert werden. Die Hauptstadt Columbus, mit 88000 Einwohnern, steht trotz ausgedehntem Holz- und Kohlenhandel an Bedeutung tief unter der Stadt Cincinnati, die abgesehen von ihrer Universität und ihrer berühmten Sternwarte auch als Binnenhandelsstadt ersten Ranges gilt, und sich bei den deutschen Einwanderern einer ganz besonderen Beliebtheit erfreut. Zu den 297000 Einwohnern hat das deutsche Element ein ganz hervorragendes Kontingent gestellt. An Bedeutung Cincinnati ebenbürtig darf man Cleveland mit 261000 Einwohnern bezeichnen. Als ein Idealland für den Weizenbau kann der Staat Indiana gelten, in welchem die Industrie zu Gunsten des Handels und Ackerbaus etwas vernachlässigt erscheint. Eisenbahnknotenpunkt und Regierungssitz ist der bedeutende Handelsplatz Indianapolis, der einen jährlichen Umsatz von 40 Mill. Dollars erzielt; andere wichtige Städte sind die Maschinenstadt Evansville (51000 Einwohner) und der Hafen Michigan City am Michigan-See.

Von der Natur aufs reichhaltigste ausgestattet, sind die Uferstaaten der großen Seen, vornehmlich Michigan, das alle geographischen und kulturellen Vorzüge aufzuweisen hat. Von zahlreichen Seen durchschnitten und so dem Schiffahrtsverkehr die ergiebigsten Quellen bietend, ist es überaus reich an Ahorn-, Kiefern- und Fichtenwäldern und eine Hauptstätte der amerikanischen Erz- und Kupferlager; der Wert seiner industriellen Produktion wird auf jährlich ca. 280 Mill. Dollars veranschlagt. Der Regierungssitz ist Lansing, doch als eigentliche Hauptstadt gilt Detroit, (206000 Einwohner), das als Hafen, Eisenbahnknotenpunkt, Universität und Handelsplatz eine hohe Rolle im wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Leben der Union spielt. Die andern nennenswerten Städte Ann Arbor (Universität), Grand Rapids (Industrieplatz), Muskegon und Menominee (Häfen) treten hinter Detroit weit zurück. — Als Land der Viehzucht darf man Illinois ansprechen, das neben der Industrie auch durch Ackerbau hervorragt. Dieser Staat bringt die schönsten Rinder hervor, und sein Bestand an Schweinen und Pferden wird nur noch von Texas und Jowa übertroffen. Auch der Bergbau (Erze und Kohlen) findet reiche Förderung, während der Wert der Industrieprodukte die ungeheure Summe von durchschnittlich 900 Mill. Dollars erreicht. Der Regierungssitz, Springfield, betreibt Kohlenbergwerk und Maschinenindustrie, wird aber weit von Chicago übertroffen, das mit seinen 1375000 Einwohnern zu den größten Städten der Welt gehört. Chicago ist das Heim der Pork-Butcher, Schweinezüchter im großen, und seine Schlachthöfe bilden eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, mit denen sich die Schlachteinrichtungen keines Landes Europas auch nur vergleichen lassen.

Chicago, das nach dem Brande von 1871, der ganze Stadtviertel in Asche legte, sich gleichsam neu verjüngt hat, ist Universität und besitzt eine Sternwarte, doch wird das geistige Leben durch den alles beherrschenden Geschäftsgeist, der sich auch bei der 1893 stattgefundenen Weltausstellung geltend machte, stark in den Hintergrund gedrängt. Von andern Städten seien noch die Dampferstation Cairo (10000 Einwohner), Peroria (41000 Einwohner) und der durch das Unionsarsenal hervorragende Mississippi-Übergangspunkt Rock-Island genannt. — Waldreich, fruchtbar und an Mineralien überaus reich ist auch Wisconsin mit der Hauptstadt Madison, die gleichzeitig die Staatsuniversität

bildet. Das eigentliche Leben des Staates aber strömt in Milwaukee zusammen, das unter seinen 205000 Einwohnern etwa 60000 Deutsche aufzuweisen hat. Große Brauereien haben der Stadt den Beinamen „Das München Amerikas" eingetragen, daneben steht der Getreidehandel in hoher Blüte.

In den Uferstaaten des Mississippi sind es vornehmlich Viehzucht und Ackerbau, die dem Wirtschaftsleben der Gegend das Gepräge geben. Minnesota, das etwa in der Mitte von ganz Amerika liegt, besitzt neben reichem Wald starke Getreidekultur und ist hinsichtlich des Weizenbaues allen andern Ländern überlegen; auch sind große Eisen-, Kohlen- und Kupferlager, sowie zahlreiche Salzquellen vorhanden. Hauptstadt ist St. Paul (133000 Einwohner) mit bedeutendem Handelsverkehr, der aber von Minneapolis (165000 Einwohner), der größten Mühlenindustrie der Welt, weit übertroffen wird, ähnlich durch landwirtschaftliche Vorzüge, aber auch durch regen Gewerbefleiß ausgezeichnet. Als Hauptplatz ist Des Monies zu nennen, daneben seien Sioux City, Dubrigue und Berlington genannt. — Ein von allen Gesichtspunkten hervorragend begünstigter Staat ist Jowa, der sozusagen das Mittelglied der Vereinigten Staaten und den Zentralpunkt der Union bildet. Fruchtbarer Boden und reiche Waldbestände stempeln ihn neben dem stattlichen Handel und einer regen Industrie zu einem blühenden Lande, dem noch eine große Zukunft beschieden ist. Neben dem kleinen Regierungssitz Jefferson City ist als eigentliche Hauptstadt das 452000 Einwohner, darunter viele Deutsche aufweisende St. Louis, das in Tabaken, Fleischpackereien, Mühlenprodukten und Maschinen einen äußerst regen Geschäftsverkehr unterhält. Kansas City (133000 Einwohner) ist durch seine Schlächtereien und seinen großen Getreidemarkt, Springfield durch seine Blei- und Zinkgruben bemerkenswert.

Haben wir es in den Nordstaaten mit der hervorragendsten industriellen Entwickelung von Nordamerika zu tun, so zeichnen sich die Südstaaten mehr durch Reichtum des Waldbestandes und fruchtbaren Boden aus. Die geistige Kultur steht hinter der der Nordstaaten weit zurück, auch das Geschäftsleben ist nicht allzu bedeutend entwickelt. Als ehemalige Sklavenstaaten stehen diese Gebiete noch stark unter der Einwirkung des farbigen Elements, so daß eigentlich nur die Zweige des Erwerbslebens gedeihen, die mit Landwirtschaft und Viehzucht zusammenhängen. Das zeigt sich ganz besonders in dem spärlich bevölkerten Delaware, das von seiner reichen Pfirsichzucht den Beinamen „Der Pfirsichstaat" erhalten hat. Von den Städten seien Dover als Hauptstadt und der Hafen Wilmington genannt.

Für die Fischerei, besonders für die Austernzucht wichtig ist Maryland, das außerdem auch für Tabak- und Obstbau geeignet und an Mineralien reich erscheint. Von den Städten seien der Regierungssitz Annapolis und das durch Austernfischerei, sowie durch Schiffsbau und Maschinenfabrikation ausgezeichnete Baltimore, das auch auf geistigem Gebiet durch seine Hopkins-Universität und sein Peabody-Institut eine erste Stelle einnimmt, genannt. — In dem weniger durch Industrie, als durch ziemlich starken Handel bemerkenswerten Distrikt Columbia liegt die nach dem berühmten Staatsmann und Patrioten George Washington benannte Bundeshauptstadt, die einen vorwiegend

gothischen Übergangsstyl zeigt. Von dem gothischen Chorumgange ist die Kapelle, die Kapelle der Gnadenmutter, mit Recht durch ihr schönes Portal in reichen Formen der blühenden Gothik erhalten. Im Kreuzarme und im Langhause überwiegt der gothische Übergangsstyl. Die Kirche hat 3 Schiffe, 2 Kreuzarme, 2 Thürme, 1 Kuppel und 1 Vorhalle. Die Kirche ist 300 Fuß lang, 90 Fuß breit, 150 Fuß hoch. Die Kuppel hat 80 Fuß Durchmesser und 120 Fuß Höhe. Die Kirche ist 1 Jahr, 7 Monate, 3 Wochen, 4 Tage, 4 Stunden, 20 Minuten, 20 Secunden, 1 Drittel Secunde, 1 Viertel Secunde, 1 Sechstel Secunde, 1 Achtel Secunde, 1 Zehntel Secunde, 1 Zwölftel Secunde, 1 Sechzehntel Secunde, 1 Zweiundzwanzigstel Secunde, 1 Vierundzwanzigstel Secunde, 1 Zweiundvierzigstel Secunde, 1 Vierundvierzigstel Secunde, 1 Achtundvierzigstel Secunde, 1 Zweiundsechzigstel Secunde, 1 Vierundsechzigstel Secunde, 1 Achtundsechzigstel Secunde, 1 Zweiundsiebzigstel Secunde, 1 Vierundsiebzigstel Secunde, 1 Achtundsiebzigstel Secunde, 1 Zweiundachtzigstel Secunde, 1 Vierundachtzigstel Secunde, 1 Achtundachtzigstel Secunde, 1 Zweiundneunzigstel Secunde, 1 Vierundneunzigstel Secunde, 1 Achtundneunzigstel Secunde, 1 Zweihundertstel Secunde, 1 Vierhundertstel Secunde, 1 Achthundertstel Secunde, 1 Zweitausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweihundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierhundertzweiundfünfzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achthundertvierundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweitausendsechshundertachtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundzwanzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundvierzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Zweiundneunzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Vierundachtzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendstel Secunde, 1 Achtundsiebzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundertsechzigtausendsechshundert

ber von der Straße, Hammel und Schafen bedeckten Halbinsel. Die Straße der Dardanellen besteht aus zwei in gebirgiger Gestalt von den beiden Ufern sich vorstreckenden Landzungen, welche sich einander fast berühren. Die Europäische Seite ist die steilere Bergwand, die Asiatische ist niedriger und sanfter. Die Asiatische Seite bildet gegenwärtig mit Kumkalessi, das auf der Europäischen Seite liegt, eine Quarantäne-Station. Die Europäische Seite ist mit einer Reihe Forts besetzt, von denen noch die Ruinen alter, jetzt verlassener Festungswerke stehen, welche schon in der Römer- und Byzantinerzeit

Von Abydos in das Dardanellen-Meer.

Cäsar, Pompejus, Sulla, Constantin, Mahomet und andere Europäische Größen hier zu ihrer Zeit, wichtige Kämpfe ausfochten und durch verschiedene Art. Ein Fort, Sedd-el-Bahr, ist noch in Gebrauch und mit Kanonen armirt.

Kumkalessi (Sandburg) ist ein kleines Dorf.

Gegenüber, auf der Asiatischen Seite, Kalessi, Kastell, verfallene alte Befestigungswerke und Kriegsbaracken-Anlagen, sind hier für die Besatzung der Dardanellen-Forts errichtet worden, die sich jetzt zumeist in Kumkalessi über den Winter befindet.

Die Meerenge hat in ungefährer Breitenausdehnung, wo sie ganz nahe beisammen sind, einen Abstand von ungefähr 1 Kilometer 25 Meter. Weiter ist sie

Religion, namentlich in Indien, verwendet, und Alles sind tief gelehrte Bücher. Aus den Schätzen II. Ihr Kaiserlichen Hoheiten Bibliothek (Augustinergalle), die Miniaturbücher enthält, wurden einige ausgewählt.

Auf dem 3. Theller II. Zwei Frau, Hilfe Alles überhaupt an der ungarischen Art. Hier gehört, in der Hofburg befindlichen in meiner Residenz an den ehemaligen Hofbibliothek, Bibliothek, Bibliothek, B

Die Schäden Straßburgs können in wirtschaftlicher Hinsicht hauptsächlich mit Hilfe der Statistik als solche wenig in ihrer Größe durch den Gesamtverkehr dargestellt, bei welchem Straßburg in Betracht kommt, sondern durch die Zahlen, welche den Verkehr Straßburgs mit Basel, der Schweiz und Süddeutschland über Straßburg darstellen. Wie diese Zahlen 1911/12 und für die Zukunft voraussehen, behandelt auf den Handel, wie auch für die Industrie Straßburgs, wird weiter unten gezeigt werden. Die Schwierigkeiten, welche der Verkehr Straßburgs mit Deutschland überhaupt zu überwinden hat, wurden schon in Teil II unter Abschn. 2 und 3 dargelegt. Hierher gehört die Tatsache, daß Straßburg in der Hauptsache in der Richtung

Alte Schiffahrt in Straßburg.

Nord-Süd liegt, während der Verkehr vorwiegend Ost-West-Richtung hat. Die Hauptmenge des Verkehrs ist also kreuzweise durchzuführen, was besonders Schwierigkeiten macht, wenn es sich um Massenverkehr handelt.

Die Lage Straßburgs war für seine Entwicklung in den Anfängen günstig, da sie den Handel, den Straßburgs Messen hatten und den Straßburger Schiffahrtsweg selbst förderte. Straßburg war Stapelplatz für Wein, Getreide, Salz, Eisen, Tuch, Leinen, Seide, Pelzwerk, Gewürze, Spezereien, Farbstoffe, Leder, Wachs, Honig, Metallwaren, Glas, Papier, Bücher, Kunstgegenstände und Sklaven. Die Messen Straßburgs waren bis ins 16. Jahrhundert hinein berühmt und besucht. Sie wurden dann durch die Messen in Frankfurt a. M. und Leipzig verdrängt. Straßburg hatte ferner das Recht, Zölle zu erheben, und das Recht, Münzen zu prägen. Es war Sitz eines Bischofs, eines Domkapitels und eines Rates. Es hatte eine Universität, die 1538 gegründet wurde und 1621 geschlossen wurde. Es hatte eine Bibliothek, die 1531 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist. Es hatte eine Druckerei, die 1466 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist. Es hatte eine Buchhandlung, die 1470 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist. Es hatte eine Buchdruckerei, die 1470 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist. Es hatte eine Buchhandlung, die 1470 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist. Es hatte eine Buchdruckerei, die 1470 gegründet wurde und 1870 verbrannt ist.

in den Händen von Weißen; die farbige Bevölkerung ist mit 14 Prozent stark in den Hintergrund gedrängt, und in den Städten wie Francfort und dem durch seinen weithin bekannten Tabaksmarkt bemerkenswerten Louisville finden sich unter der 160000 starken Bevölkerung viele Deutsche. — Der sich an Kentucky anschließende Staat West-Virginia ist fast durchgängig Bergland und bei recht unbedeutendem landwirtschaftlichen Betriebe eigentlich nur durch Eisen, Salz- und Petroleumprodukte, sowie durch Glasindustrie hervorragend. Die Hauptstadt ist Wheeling (35000 E.), als Kohlenmarkt hat Huntington (10000 E.) einige Bedeutung.

Am spärlichsten gesäet ist die Bevölkerung in den West-Staaten und Territorien, obwohl ihr Flächeninhalt die Nord- und Südstaaten zusammengenommen übertrifft. Hier feiert die Gold- und Silberförderung, wie auch die Viehzucht ihre höchsten Triumphe, während der Ackerbau stark vernachlässigt wird. Als erstes Gebiet sei das Indianer-Territorium genannt, auf dem die so ziemlich civilisierten Stämme der Cherokesen, Seminolen, Choctaws, Creeks und Chikasaws hausen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, neben der sie auch etwas Ackerbau betreiben. Als Hauptort gilt Atoka mit bedeutenden Kohlenminen. — Das früher zum Indianerterritorium gehörende Oklahama, die Heimat der Seminolen, ist seit 1889 Ansiedlern überlassen worden und besitzt fast ausschließlich trockene Steppen, die nur zeitweise von großen Kohlenfeldern unterbrochen werden. Von den Städten seien Guthrie und Oklahama-City genannt — Eine weit kulturfähigere Gegend, als die eben genannten, ist Kansas, das trotz einer ausgedehnten Grasprärie eine bedeutende Getreideproduktion erzeugt. Daneben ist die Schweine- und Rinderzucht und die Kohlen- und Eisenförderuug zu erwähnen. Der Staat, in welchem die Negerbevölkerung mit 3½ pCt. eine ganz sekundäre Rolle spielt, hat sich in den letzten dreißig Jahren wohl um das Fünfzehnfache vermehrt, wozu deutsche Ansiedler nicht zum wenigsten beigetragen haben. Auch in den Städten Topeka und Kansas-City sind viele Deutsche tätig. — Klimatisch mit Kansas verwandt, aber oft von schrecklichen Stürmen durchtost ist das nördlich davon gelegene Nebraska, das seine Einnahmen hauptsächlich der Landwirtschaft und Viehzucht entnimmt. Von den Städten hat Lincoln als Sitz einer Universität und als Produktenmarkt seine Bedeutung, während auf kommerziellem Gebiet das ungefähr die dreifache Bevölkerungszahl (140 000) aufweisende Omaha durch seine Schmelzwerke und Schlachthöfe in Betracht kommt. — Durch Goldförderung ausgezeichnet ist Süd-Dokata, das auch Ackerbau und Viehzucht betreibt und in den Städten Pierre, Sioux-Falls und Deadwood seine Hauptorte besitzt. — Eine fast ausschließlich wüste Landschaft bietet Nord-Dokata, in welchem wohl nur die Gegend um den Red River den Ackerbau ermöglicht. Der hauptsächlich produzierte Weizen kommt in Farga und Grand Forks auf den Markt, während Bismarck Regierungssitz ist. — Ein vorzugsweise durch mineralischen Reichtum ausgezeichnetes Land ist Montana, das daneben auch aus der Viehzucht große Einnahmequellen zieht. Der Regierungssitz Helena ist, ebenso wie Butte und Anakonda, für den Bergbau wichtig. — Ein ausschließlich in der Viehzucht, nebenbei auch in etwas Kohlenförderung erwähnenswerter Staat ist das fast nur als Gebirgsland sich kennzeichnende Wyoming, dessen Regierungssitz Cheyenne

Alter Brunnenkopf im Basilikahofe hinter. — In noch vollkommen blühender Form steht der Brunnenkopf, dessen Wasser aus Löwen- und Adlermäulern sprudelt, der noch jetzt mit Vorliebe, wenn auch nicht mehr ausschließlich, von den Bewohnern des Basilikahofes benutzt wird. Die Figuren stammen aus der Renaissance, das gotische Maßwerk aus dem 15. Jahrhundert.

In anderer Form und Größe kommt Stein vielfach vor in Gebäuden, Höfen, Gängen und Gärten. Ein Prachtstück ist der Brunnen im Hofe des Hauses Nr. 1 am Kornmarkt, der ehemaligen Behausung Hans Dürers, des Bruders von Albrecht Dürer. Ein Wappenschild, das Hans Dürer selbst hier anbringen ließ, ist leider nicht mehr vorhanden, aber die Form des Brunnens und Brunnenkopfes und die Figuren sind noch gut erhalten.

Der schönste Hof mit Brunnen ist der Hof des Hauses Nr. 2 am Kornmarkt, das ehemalige Regiert- und Rentamt. Der Brunnen ist ein Werk der Renaissance und stammt aus dem Jahre 1574. Die Figuren sind Personifikationen der Tugenden und Laster, die Hercules Zeitgenossen und Besucher seines Schlosses Wilhelmsburg, Herzog Wilhelm V., Maler und Bildhauer,

Brunnenkopf im Hofe des Rentamtes

Hubert Gerhard, Adrian de Vries, Hans Krumper, Hans Reichle und Hans Degler, dem Hofbaumeister, Hofmaler und Hofbildhauer,

Bildungen im Zellinhalte können sich sehr leicht allgemeinen Lebensacten entziehen, indem sie in das specifische Lebensleben einer Zelle übergehen und dadurch Selbständigkeit gewinnen. Solche Bildungen sind z. B. Stärkekörner, Aleuronkörner, Krystalle, Gerbstoffkörper, Farbstoffkörper, Fett, Harz, Wachs, Schleim, Gummi, Zellstoff. Die specifischen Lebensacte der Zellen sind, wenn wir von Bewegungen und Neubildungen absehen, Ernährung, und bei gewissen, meinen Zellen ausgebildet eine Absonderung. Ernährung ist Assimilation, Wachsthum und Stoffwechsel, Absonderung ist Ausgabe. Auch viele Bildungen und Bestandtheile können die Eigenschaften specifischer Lebensacte besitzen, wie z. B. Bestandtheile des Zellinhaltes, die Bestandtheile der Zellmembranen

Fig. 1. Zellen, Gefässe und Holzfasern des Fichtenholzes.

gemeinsam ist. Der Begriffsumfang ist dadurch ein sehr weiter und die Begriffsgrenzen sind nicht scharf. Es ist daher nicht gerechtfertigt eine verschiedene Art Bestandtheile zu setzen, wie Elementarorgane, Gebilde, Formelemente, Elementarbestandtheile, Elementarorganismen, Zellen, Zellenbestandtheile, Gewebe, und diese Ausdrücke, wie es vielfach geschieht, als Begriffe zu behandeln, welche sich gegenseitig ausschliessen. Es ist auch nicht gerechtfertigt, wie es vielfach geschieht, Bildungen, welche sich in Zellen bilden, als Zellenbestandtheile zu bezeichnen, wie z. B. Stärkekörner, Krystalle, Gerbstoffkörper, Farbstoffkörper, Fett, Harz, Wachs, Schleim, Gummi, Zellstoff, da diese Bildungen Bestandtheile der Zellmembranen und des Zellinhaltes sind.

Chassis und Karosserie vorzüglich. — Eine Opel-Limousine vorführbereit, Kilometerstand 40 Kilometer. Ist noch beinahe Neuwagenzustand, daß sie von keinem fast Neuen Wagen zu unterscheiden ist. Preis 3500 Mk. Anfragen unter Nr. 1 an die Geschäftsstelle.

3. Flecke.

Tintenfleckenteufel! Manche hat einen Fleckenteufel, und 1.84.532 ganz gewaltige Tintenflecken sind in diesem Jahre schon in Deutschland gezählt worden. Und sie sind ein Ärgernis, ein Schandfleck und ein Merkmal der Roheit dazu. Manche Menschen sind geradezu mit Tintenflecken übersät und bedeckt, und ihr ganzes Leben ist ein Kampf gegen Tintenflecken.

Da ist der Herr Studienrat, der seine Tintenflecken auf Schulhefte und Aufsätze verteilt, der Herr Kaufmann, der sie auf Briefe und Rechnungen verteilt, der Herr Bankier, der sie auf Börsenberichte verteilt, der Herr Schriftsteller, der sie auf Manuskripte verteilt, der Herr Rechtsanwalt, der sie auf Schriftsätze verteilt, der Herr Arzt, der sie auf Rezepte verteilt, der Herr Pfarrer, der sie auf Predigten verteilt, der Herr Bürgermeister, der sie auf Verfügungen verteilt, der Herr Minister, der sie auf Erlasse verteilt, der Herr Reichskanzler, der sie auf Reden verteilt, der Herr Reichspräsident, der sie auf Gesetze verteilt, der Herr Gott, der sie auf Sintflut verteilt.

Tintenfleck-Mann. Nach einer Photographie.

Ja, Tintenflecken sind ein Unglück, ein Verhängnis und ein Schandfleck und eine Ausgeburt der Hölle. Und ihre Ausgeburtsstätte scheint man bei Tintenfischen gefunden zu haben. Aber das ist ein Irrtum. Tintenfische haben Tintenflecken, aber keine Tintenflecken. Und wenn sie Tintenflecken haben, so haben sie sie nicht von Tintenfischen, sondern Tintenfische von ihnen. Denn sie stammen von Menschen, die ihre Tintenflecken ins Meer werfen. Und so ist es auch mit den Tintenflecken, die sich auf Tintenfischen befinden.

Die Kultur Mexikos geht bis auf die fernsten Zeiten zurück, und noch jetzt finden sich viele Denkmäler und Ruinen, die längst entschwundenen Epochen angehören und in ihrer Großartigkeit und massiven Pracht einen imposanten Eindruck machen. Die Völker, die zuerst in Mexiko heimisch waren, mögen wohl um das Jahr 650 die Tolteken gewesen sein, denen um 1200 herum die Azteken folgten, deren Reich sich mit der Hauptstadt Tenochtitlan hoher Kultur erfreute, als Ferdinand Cortez es eroberte. Die heutigen Bewohner Mexikos sind zum Teil noch indianische Stämme, in weit geringerer Zahl sind die Europäer und ihre Abkömmlinge, auch Kreolen genannt, vertreten; zahlreich dagegen und den Hauptteil der Bevölkerung bildend, sind die Mischlinge oder Mestizen, denen sich noch, namentlich an der Küste, Neger zugesellen, die allerdings nur eine untergeordnete Rolle spielen. Tonangebend unter der mexikanischen Bevölkerung sind die Kreolen, welche die eigentliche Aristokratie des Landes bilden. In ihrer Gewalt sind fast alle bedeutenden Staatsämter, und ein großer Teil des Grundbesitzes ist ebenfalls in ihren Händen. Den übrigen Klassen, besonders den Mestizen, begegnen sie mit großer Verachtung, obwohl diese sie an Bildung und Können oft weit übertreffen.

Kreolin aus Mexiko.

Äußerlich repräsentiert sich der Kreole als ein interessanter Menschenschlag von zierlicher Mittelfigur, dessen ausdrucksvolles Gesicht mit den schwarzen, scharfblickenden Augen von einem tiefdunklen Vollbart umrahmt wird. Die Kreolinnen sind durch ihre Schönheit ausgezeichnet, der jedoch ihre Unwissenheit gleichkommt. Schlaffheit ist die hervorstechendste Eigenschaft aller Kreolen.

Der Mestize ist eine schlanke Gestalt über Mittelgröße, mit gebogener Nase, schwarzen Augen und dichtem, schwarzem Bart. Die Verwandtschaft mit den Indianern verrät sich durch den rötlichen Teint, der durch die gewöhnlich hellbraune Hautfarbe hindurch leuchtet. Im Gegensatz zu dem Kreolen, der sich ausschließlich europäisch kleidet, trägt der Mestize meistens noch sein Nationalkostüm; das weiße, gestickte Hemd, die bunte Decke, weite Beinkleider und braune Halbstiefel. In den Städten beschränkt er sich auf eine dunkle Jacke mit Silberknöpfen, den bis zum Knie reichenden, mit Gold bestickten Reithosen, die er über das gewöhnliche Beinkleid zieht und den breitrandigem Hut, den Sombrero, der nie fehlen darf. Auch die Mestizin sucht durch ein möglichst malerisches Kostüm Aufsehen zu erregen. Der Charakter des Mestizen ist mit vielen unangenehmen Eigenschaften behaftet, er ist aufbrausend, unzuverlässig, leichtsinnig und steht keinen Augenblick an, ein gegebenes Ehrenwort zu brechen. Wie leichtsinnig die Mestizen sind, kann man am besten in den Spielhöllen beobachten, wo sie Tausende auf eine Karte

ſetzen und in der leidenſchaftlichſten Weiſe dem Spielteufel huldigen. Die Leidenſchaft für das Hazardſpiel iſt auch mit Schuld daran, daß der Meſtize immer noch nicht den ſchlaffen Kreolen verdrängt hat; denn er iſt im Gegenſatz zu dieſem fleißig und energiſch. Eine ſeltſame Miſchung von Leichtſinn und Tatkraft ermöglicht es ihm, ſo ziemlich allen Berufen gerecht zu werden, und unter den höheren Staatsbeamten aus der Miſchlingsraſſe finden ſich nicht wenige, die ihre Tätigkeit als Maultiertreiber oder Bergarbeiter begonnen haben. Aber ebenſo wie er ſich durch Energie zu einem höheren Individuum entwickelt, ebenſo ſinkt er auch ſehr ſchnell zum Proletariat herab, das als Leperos in ganz Mexiko zahlreich vertreten iſt. Eins aber iſt den Meſtizen, wie auch den Kreolen, nachzurühmen: die Pietät gegen die Eltern, denen ſie alles opfern, und die in ihrem Leben ſtets die erſte Rolle ſpielen. Dieſe Zuneigung verleugnet ſich ſelbſt dann nicht, wenn der Vater und die Mutter derſelben wenig würdig ſind.

Städtiſche Indianerin aus Mexiko.

Die Indianer ſind entweder Indios manſos (anſäſſige) oder Indios bravos (wilde). Die letzteren ſind mehr und mehr nach Arizona zurückgedrängt worden. Die Indios manſos ſind civiliſierte Indianer, an denen die Kulturfortſchritte nicht ſpurlos vorübergegangen ſind. Die Stämme haben ſich mehr oder weniger aufgelöſt und die einzelnen Mitglieder ihre Raſſeneigentümlichkeit verloren. Nur im Nordweſten ſtehen ſie noch unter der Herrſchaft von Häuptlingen und haben ſich bis auf das Glaubensbekenntnis, das faſt durchgängig katholiſch iſt, ihre Sitten und Gewohnheiten zu bewahren gewußt.

Die nicht gerade ſehr liebevolle Behandlung, die dem Indianer von ſeiten der Weißen zuteil wird, hat ihn verdroſſen und ſtill gemacht; bei guter Behandlung zeigt er ſich dienſtwillig und eifrig, im umgekehrten Falle wird er tückiſch und mißtrauiſch. Seine Hauptbeſchäftigung iſt der Ackerbau und hier iſt er hauptſächlich darauf bedacht, ſich die nötigen Nahrungsmittel zu ziehen, wie Mais, ſchwarze Bohnen, ſpaniſchen Pfeffer, Kürbis und Agaven, die den allſeitig in Mexiko verbreiteten Agavenſaft liefern. Der Saft der Agave dient zur Herſtellung eines ſcharfen Branntweins, in deſſen Bereitung die Indianer Meiſter ſind; ſobald der Saft in Gärung übergegangen iſt, entwickelt er ſich zu einem ſchäumenden, milchartigen Getränk, das man in ganz Mexiko unter dem Namen Pulque vorgeſetzt erhält.

Zur Geſchichte Mexikos, die wir bereits bei der Forſchungsgeſchichte geſtreift haben, ſei noch folgendes nachgetragen. Nach der Eroberung durch Ferdinand Cortez, der Mexiko bis zum Jahre 1540 verwaltete, erhielt es unter dem Namen Neu-Spanien Gouverneure, die oft mit größter Rückſichtsloſigkeit ihre Sonderintereſſen durchzuſetzen ſuchten. 1810

meiste der sehr seltenen Gattung gewiß; ich war der kaiserlichen Gärtnerei zu Dank verpflichtet, daß sie mir dieses Exemplar zum Zeichnen überließ. Die Gattung Echinocactus, Igelkaktus, Melonenkaktus, Igelkaktus, Melonenkaktus, Igelkaktus, Melonenkakt

Staaten die Errichtung eines Kaisertums an ihren Grenzen nicht gut hießen, und so sah sich Napoleon gezwungen, die französischen Truppen zurück zu ziehen.

Kaum hatten die Franzosen in den ersten Monaten des Jahres 1867 Mexiko verlassen, da brachen die Flammen des Aufruhrs auf allen Seiten aus. Die Bewohner der Hauptstadt veranlaßten den Kaiser, sich nach der Festung Queretaro zurück zu ziehen, und diese fiel in der Nacht vom 14. zum 15. Mai 1867 durch Verrat den Aufständischen in die Hände. Maximilian wurde gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 19. Juni samt seinen Generälen Miramon und Mejia in Queretaro erschossen. Seit der Zeit ist dann Mexiko Republik geblieben. Die Verfassung Mexikos ist der der Vereinigten Staaten nachgebildet, nur mit dem Unterschiede, daß dem Präsidenten kein Vizepräsident, sondern sechs Staatssekretäre untergeordnet sind. Der gesetzgebende Körper ist der Kongreß, der in die beiden Häuser des Senates und der Volksvertretung sich scheidet.

Die Republik besteht nach dem Muster der Vereinigten Staaten aus einem Bundesdistrikt, 27 Staaten und zwei Territorien, die zusammen einen Flächeninhalt von 10 946 500 qkm umfassen, auf dem 12½ Millionen Menschen leben.

Wirtschaftlich hat das Land noch immer unter den Wirren und Parteisplitterungen zu leiden, welche Mexiko Jahrzehnte durchtosten und ein gedeihliches Wirken nicht aufkommen ließen. Handel und Verkehr lagen schwer darnieder, die Kaufleute hatten kein Absatzgebiet für ihre Waren, da die Ausfuhr gehindert und die Häfen gesperrt waren; dazu kamen die Kriegskontributionen, die man von Freund und Feind rücksichtslos eintrieb. Die Bandenführer, die sengend und mordend umherzogen, brachten das Land dem Untergange nahe; namentlich die unteren Klassen lebten im größten Elend. Erst mit dem Anfang der siebziger Jahre begann ein Umschwung zum Besseren. Das Verkehrswesen wurde organisiert, dem Handel und Wandel wurden neue Wege und Absatzgebiete geschaffen. Dieser Aufschwung ist um so anerkennenswerter, als die Bodengestaltung Mexikos die Anlage von Schienenwegen sehr erschwert und erst nach Beseitigung zahlreicher Hindernisse mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen werden konnte.

Auch das Post- und Telegraphenwesen hob sich schnell, und diese Hebung des Verkehrs hat denn auch auf die Landwirtschaft und Industrie und namentlich auf den Bergbau belebend gewirkt, so daß durchschnittlich im Jahre für 180 Millionen Mark Silber gefördert wird. Auch Kupfer liefert einen großen Zuschuß zu den Einnahmen des Staates, während der Außenhandel einen Durchschnittsumsatz von 120 Millionen Mark ergibt.

In Mexiko ergeben alle angebauten Pflanzenarten die reichsten Erträge, besonders in der Tierra templada und der Tierra fria. Die Tierra caliente ist noch bedeckt mit Urwäldern, in welchen auch allerlei Gewürze, sowie Kakao, Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen, während die Waldungen Mahagoni- und Ebenholz liefern. In der gemäßigten Gegend spielt der Mais die Hauptrolle, und neben ihm werden alle europäischen Obstsorten geerntet; in der kalten Zone dagegen finden sich Eichen-, Akazien- und Tannenwälder, Kautschuk, Kakao- und Wollbäume in Fülle. Zucker und Bananen findet man

und 3 Zoll im Durchm. Die Rückenflügel in der Mitte getheilt, mit an Größe den beiden Hälften nicht ganz gleichen Lappen. Der Leib ist hellgrau.

Verbreitung und Vorkommen: Es scheint, daß diese Art in Nordamerika ziemlich weit verbreitet ist, denn sie kommt nicht nur in Texas, sondern auch in Mexico vor. Ich fand sie in Texas, in der Umgebung von Austin, Fort Inge, Indianola, San Antonio, Fort Clark, Fort Duncan, Fort Ewell, Fort Lancaster, Fort Davis, Fort Stockton und Fort Worth.

Fort Stockton, Texas, 3. Juni 1880.

Lebensweise: Ich habe diese Art nur in der Nähe von Fort Stockton in Anzahl gefunden, wo sie in Gesellschaft der Dattelpalme (Yucca baccata) lebte. Ihre Nahrung besteht aus den Blättern dieser Pflanze, und ich habe sie nur an diesen gefunden. Sie ist ein sehr scheues Thier, das bei der geringsten Annäherung entflieht. Manche scheinen so abgeschreckt zu sein, daß sie sich nicht mehr sehen lassen. Ich habe sie nur in der Nähe von Fort Stockton gefunden, wo sie ziemlich häufig ist. Ich habe sie nur in der Nachmittagsstunden gesehen. Ob sie auch zu anderen Tageszeiten fliegen, kann ich nicht angeben und auch Dr. Hagen bemerkt, daß Niemand etwas darüber weiß.

Die einfachste Stammes-Reaktion ist die einfache Reflexbewegung, welche Lebewesen besitzen, welchen Zentralnervensystem und psychische Aktivitäten fehlen.

Die Reflexbewegung ist eine Bewegung, welche durch einen äußeren Reiz hervorgerufen wird, ohne daß dieser Reiz zum Bewußtsein kommt. Der Reizerfolg wird dadurch hervorgerufen, daß der Reiz auf einen Sinnesapparat einwirkt, welcher mit einem Muskel durch eine Nervenbahn in Verbindung steht. Der Reiz pflanzt sich durch diese Nervenbahn bis zum Muskel fort und erregt ihn zur Kontraktion. Diese Bahn, welche der Reiz durchläuft, um vom Sinnesapparat bis zum Muskel zu gelangen, heißt Reflexbogen. Der Reflexbogen besteht also aus drei Teilen, die Bahn des Reizes, die Bahn der Erregung und die Bahn der Kontraktion. Die Bahn des Reizes heißt die sensible Bahn, weil sie vom Sinnesapparat zum Zentralorgan führt. Die Bahn der Erregung heißt die Zentralbahn, weil sie im Zentralorgan verläuft. Die Bahn der Kontraktion heißt die motorische Bahn, weil sie vom Zentralorgan zum Muskel führt. Die Zentralbahn ist also der Teil des Reflexbogens, welcher im Zentralorgan verläuft und sich hier mit anderen Reflexbögen verbindet.

Verbindung der Reflexbögen.

Die Reflexbögen sind miteinander verbunden durch Zentralbahnen, welche sich in den Zentralorganen verzweigen und verbinden. Diese Verbindungen sind die Grundlage für die Assoziation der Vorgänge. Assoziation heißt die Verbindung zweier Reflexbögen, die Verbindung zweier Reflexe. Wenn zwei Reflexbögen miteinander verbunden sind, so kann der Reiz, welcher den einen Reflexbogen erregt, auch den anderen Reflexbogen erregen. Dadurch kommt es zu einer Reflexkette. Die Reflexbögen sind durch Zentralbahnen miteinander verbunden. Diese Zentralbahnen bestehen aus Nervenfasern, welche sich verzweigen und verbinden. Die Verbindungen sind die Grundlage der Assoziation. Assoziation heißt die Verbindung zweier Reflexbögen, die Verbindung zweier Reflexe. Wenn zwei Reflexbögen miteinander verbunden sind, so kann der Reiz, welcher den einen Reflexbogen erregt, auch den anderen Reflexbogen erregen. Dadurch kommt es zu einer Reflexkette. Die Reflexbögen sind durch Zentralbahnen miteinander verbunden. Diese Zentralbahnen bestehen aus Nervenfasern, welche sich verzweigen und verbinden. Die Verbindungen sind die Grundlage der Assoziation.

Gebiet. Daneben wird sehr viel Tabak und Baumwolle erzeugt. Die Hauptstadt ist Jallapa, der Haupthafen Veracruz, der die ganze mexikanische Ausfuhr vermittelt. — Ganz im Gegensatz dazu ist Tamaulipas eine öde Sandsteppe mit geringen Weideplätzen, die den Anbau fast ganz unmöglich macht, so daß die spärliche Bevölkerung so gut wie ausschließlich Viehzucht betreibt. Daneben bildet noch die Salzausbeute und an einigen wenigen Stellen der Anbau von Mais einen Erwerbszweig des Landes. Die Hauptstadt ist Victoria, der Haupthafen Tampico.

In den südlichen Hochlandsstaaten, die zwar den geringsten Flächeninhalt, dafür aber die dichteste Bevölkerung aufzuweisen haben, konzentriert sich die Kultur des Landes, und auch Kunst und Wissenschaft werden hier gefördert, wie es schon zu der Zeit gewesen, als Ferdinand Cortez Mexiko für die spanische Monarchie eroberte.

Der Staat Mexiko hat die größte Bevölkerungszahl aufzuweisen und den kleinsten Flächeninhalt. Acker- und Bergbau werden nur sehr mäßig betrieben, wenngleich sich einige Silbergruben finden; dagegen sind Handel und Industrie äußerst rege. Das ganze geistige und industrielle Leben der Republik verkörpert sich im Bundesdistrikt mit der 350 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Mexiko, die schon als Tenochtitlan der Azteken sich hoher Bedeutung erfreute und der Mittelpunkt aller Kulturinteressen des Landes war. In der Nähe des Tezcucosees, 2285 m über dem Meeresspiegel, auf dem Plateau von Anahuac gelegen, gewährt die Stadt mit ihren Resten alter Bauwerke einen überwältigenden Eindruck. Von den Gebäuden seien der Nationalpalast, der auf den Trümmern des Schlosses Montezumas erstanden, und die prächtige, einen Riesenkomplex einnehmende Kathedrale mit ihren zahlreichen Türmchen erwähnt. Mexiko ist Regierungsstadt, Sitz des Erzbischofs, besitzt Universität, Bergakademie, Kunstschule, und in seinem Nationalmuseum sind zahlreiche Schätze der altmexikanischen Zeit vereinigt. Für den Verkehr ist es als Eisenbahnknotenpunkt wichtig und spielt industriell durch seine Fabrikation von Gold- und Silberwaren, Leder, Tabak und Textilwaren eine große Rolle.

Südlich davon liegt Morelos, das räumlich zwar nur klein, aber recht beträchtlich bevölkert ist und einen nicht unbedeutenden Anbau von Kaffee und Zuckerrohr betreibt. Als Hauptstadt gilt Cuernavaca.

Südöstlich im Tafelland liegt der ziemlich umfangreiche, aber nicht besonders stark bevölkerte Staat Puebla, der neben einigem Bergbau die regste Leinen- und Baumwollenindustrie entwickelt. Die Hauptstadt Puebla ist ein bedeutender Industrieplatz und nebenbei ein Erzbischofssitz. In der Nähe liegt Cholula, wo sich ein Teocalli, ein alter Tempelbau der Azteken, befindet, ein archäologisch höchst interessantes Bauwerk dieser längst entschwundenen Zeit. — Eine ausgedehntere Tätigkeit entwickelt Hidalgo, wo neben Baumwolle, Mais, Agave und Tabak auch der Silber- und Eisenbergbau einen reichen Ertrag ergibt. Von ersterem werden allein für etwa 25 Mill. Mark gefördert. — Noch reicher an Mineralschätzen ist Queretaro, wo sich das bedeutende Siberbergwerk El Doctor und die Opallager bei San Juan del Rio finden. In der Hauptstadt gleichen Namens wurde, wie oben erwähnt, Kaiser Maximilian erschossen. — Als Kornkammer des Landes darf man Guanajuato betrachten, das Weizen, Bohnen und Mais in

ungeheuren Massen produziert, außerdem aber noch eine reiche Industrie in Baumwolle und Leder betreibt, ferner an Edelmetallen, besonders an Silber einen beträchtlichen Zuschuß zu den Einnahmen des Landes liefert. Die Staatshauptstadt Guanajuato ist für den Bergbau wichtig, daneben seien noch die Industrieplätze Leon und Celaya genannt. — Wenig industrielle und landwirtschaftliche Bedeutung hat Aguascalientes, dessen gleichnamige Hauptstadt ein beliebter Badeort der vornehmen mexikanischen Gesellschaft ist.

Kulturell nur wenig zu verwerten und infolgedessen schlecht bevölkert, dagegen an mineralischen Schätzen überaus reich, sind die nördlichen Hochlandsstaaten, von denen Zacatecas noch die dichteste Bevölkerung aufweist. Neben einigen mit Weizen und Gerste bepflanzten Strecken wird auch etwas Baumwolle gebaut, doch ist die Haupteinnahmequelle die Silberförderung, die jährlich rund 30 Millionen Mark ergibt. Die Hauptstadt und der bedeutendste Minenort ist Zacatecas. — Aehnlich liegen die Verhältnisse in San-Luis, wo ebenfalls der Bergbau neben geringem Anbau von Getreide, Tabak, Kaffee und Baumwolle im Vordergrunde steht. Neben Silber wird Quecksilber und Salz gefördert, und die hierfür maßgebenden Städte sind außer der Hauptstadt San-Luis Potosi, Catorce und Peñon Blanco. — Eigentlich nur durch den Agavenanbau hervorragend ist Nuevo Leon, das vermöge der guten Weideplätze auch noch etwas Viehzucht betreibt. Das Hauptkontingent der Einnahmequellen stellt auch hier wieder der Bergbau, als dessen Mittelpunkte die Hauptstadt Monterey und Iguana zu betrachten sind. — Einer der größten Staaten, aber äußerst spärlich bevölkert, ist Coahuila, wo der Baumwoll-, Agaven- und Weinbau ziemlich allgemein betrieben wird. Als Hauptstadt gilt Saltillo. — An Eisen äußerst reich, doch noch mehr für Ackerbau und Viehzucht wichtig, ist der Staat Durango mit der Hauptstadt gleichen Namens. — Chihuahua ist der ausgedehnteste Staat der Republik, dessen wüstenhafte Oede nur spärlich bevölkert ist. Getreidebau, ebenso Wein- und Obstkulturen sind nur unbedeutend, wogegen die Gold- und Silberförderung eine ganz bedeutende Rolle spielt und jährlich etwa 22 Millionen Mark ergibt. Neben der Hauptstadt Chihuahua verdient der Bergort Parral Beachtung.

Unter den pacifischen Küstenstaaten und Territorien ist das Territorium Nieder-Kalifornien am schlechtesten bevölkert und auch landwirtschaftlich wenig bevorzugt, denn es ist zum großen Teil Wüste und nur durch künstliche Bewässerung an einzelnen wenigen Stellen der landwirtschaftlichen Kultur erschlossen. Als Hauptort ist La Paz zu bezeichnen.

Der Staat Sonora ist in seinem Hauptteil Steppenland, produziert aber doch in einzelnen Gegenden Orangen, Baumwolle, Tabak und Mais. Zu gedeihlicher Arbeit ist man bisher noch nicht gelangt, da die wilden Apachen-Indianer die Arbeit jeden Augenblick stören. Der Hauptort ist Hermosillo, als Hafen für die Ausfuhrprodukte dient Guaymas. — Auch der Staat Sinaloa findet im Bergbau, besonders in der Silberförderung, seine Einnahmequelle und Hauptbeschäftigung, dagegen ist das Territorium Tepic mit dem gleichnamigen Hauptort und dem Hafen San Blas ein üppiges Tropenland, das neben Baumwolle, Kautschuk und Tabak auch verschiedene Nutzhölzer hervorbringt.

Im Gegensatz durchaus gebirgig, mit steiler Küste, ist Jalisco, das, landwirtschaftlich äußerst begünstigt, die größte Produktion in Baumwolle und zum Teil auch in Tabak erzielt, daneben aber auch auf dem Gebiete des Bergbaus und vor allem der Industrie hervorragendes leistet. Das industrielle Leben strömt in der Hauptstadt Guadalajara zusammen. — Wohl die kleinste Einwohnerzahl besitzt Colima mit der gleichnamigen Hauptstadt und dem Hafen Manzanillo, das, fast ausschließlich mit Urwäldern bedeckt, seine einzigen Einnahmequellen der Kaffee- und Baumwollenkultur verdankt. — Ebenfalls durch die Kultur von Kaffee und Baumwolle hervorragend, nebenbei auch im Anbau des Zuckerrohrs bedeutend ist Michoacan. Die Hauptstadt und ein Erzbischofssitz ist Morelia, während für den Produktenmarkt Zamora und Tacambaro in Betracht kommen. — Wohl noch vernachlässigter als die vorigen Staaten, erscheint Guerrero, das, recht spärlich bevölkert, nur Kaffee und Baumwolle erzeugt. Von den Städten ist außer der ziemlich unbedeutenden Hauptstadt Chilpancingo nur der Hafen Acapulco durch seine Dampferverbindung mit San Francisco und Südamerika bemerkenswert. — Auch in Oaxaca steht die Ausbeutung der Produkte noch auf ziemlich niedriger Stufe, obwohl fast ohne Zutun der Bevölkerung die Natur Baumwolle, Kaffee und Tabak reichlich hervorbringt. Neben der Hauptstadt Oaxaca sei noch der Hafen Salina Cruz genannt. — Chiapas, der letzte der 27 mexikanischen Staaten, ist fast durchgängig gebirgig und liefert Kakao und Kaffee. Als Hauptstadt gilt San Christobal.

4. Zentralamerika.

Zentralamerika wird von den fünf Staaten Costarica, Nicaragua, San Salvador, Honduras und Guatemala gebildet, die sämtlich republikanische Verfassung haben und zusammen einen Flächeninhalt von 547 308 qkm ausmachen. Zentralamerika ist ungefähr so groß wie das Deutsche Reich, besitzt aber kaum drei Millionen Einwohner. Es grenzt im Norden an Mexiko, im Süden an Columbien, und wird durch den Isthmus von Panama und den von Tehuantepec von dem übrigen Amerika geschieden. Dazwischen steigen die zentralamerikanischen Kordilleren auf, die eine Durchschnittshöhe von 2000 m haben, aber einzelne Berge erreichen mehr als die doppelte Höhe. Besonders in Guatemala sind zahlreiche Vulkane vorhanden, die durch häufige Eruptionen die allerdings nur spärliche Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzen und die Gegend unsicher machen.

Der Staat Nicaragua wird hauptsächlich durch den Nicaraguasee charakterisiert, der das zentralamerikanische Festland von Südosten nach Südwesten durchzieht. Trotz der respektablen Größe von 8500 qkm liegt er nur 33 m über dem Meeresspiegel und hat eine großen Schwankungen unterworfene Tiefe, die an einzelnen Stellen 16 m, an andern

Mitte 300 m hoch). Bei Schweinen und Rindern ist Massachusetts 10 bis 15mal, dann die Mormon gegenden Californiens und Mormonen Utahs. Bei Pferden, Maultieren und Eseln ist Texas 10mal, dann Missouri, Kentucky, Tennessee, Illinois und Indiana, bei Schafen Kalifornien, Oregon und Texas, bei Ziegen Neumexiko, Arizona und Kalifornien. Die Gesamtzahl der Haustiere beträgt 1870 etwa 33 Mill. Stück Rindvieh, 25 Mill. Schweine, 28 Mill. Schafe, 7 Mill. Pferde, 1 Mill. Maultiere und Esel, 1 Mill. Ziegen, 1 Mill. Bienenstöcke, 1 Mill. Hühner, 1 Mill. Truthühner, 1 Mill. Gänse, 1 Mill. Enten. Der Gesamtwert beträgt 1870 etwa 3 Milliarden, 1880 etwa 6 Milliarden Mk.

Lama und Lamawächter.

Die Bevölkerung war (ausgenommen Indianer und Eskimos) 1870 etwa 38 Mill. Seelen, 1880 etwa 50 Mill. Seelen, 1890 etwa 62 Mill. Seelen, 1900 etwa 76 Mill. Seelen. Die Zunahme betrug 1870–80 etwa 30, 1880–90 etwa 24, 1890–1900 etwa 21 Prozent. Auf 1 qkm kamen 1870 etwa 4, 1880 etwa 5, 1890 etwa 6, 1900 etwa 8 Einwohner. Die Bevölkerung ist also in 30 Jahren fast verdoppelt worden. Die Zahl der Einwanderer betrug 1820–1900 etwa 14 Mill. Seelen, 1901 etwa 1 Mill. Seelen. Die Einwanderung ist also in 80 Jahren fast verdoppelt worden.

Mit etwa vier Fünftel der Bevölkerung ist die Landwirtschaft hauptsächlich beschäftigt. Mit etwa einem Fünftel der Bevölkerung ist Industrie und Bergbau beschäftigt. Die übrigen Seelen kommen auf Handel, Verkehr, Beamte, Lehrer, Geistliche, Ärzte, Künstler, Gelehrte, Soldaten, Matrosen, Dienstboten, Arbeitslose, Bettler, Verbrecher, Prostituierte.

Die Ausfuhr betrug 1900 etwa 1400 Mill. Mk., die Einfuhr etwa 1000 Mill. Mk. Ausgeführt wurden Baumwolle, Getreide, Mehl, Reis, Tabak, Petroleum, Kupfer, Eisen, Stahl, Maschinen, Kohle, Holz, Leder, Schuhwaren, Fleisch, Fische, Früchte, Zucker, Wein, Bier, Spirituosen, Wolle, Seide, Leinen, Baumwollwaren, Papier, Bücher, Kautschuk, Gummiwaren, Glas, Porzellan, Steingut, Kleider, Hüte, Mützen, Uhren, Musikinstrumente, Spielwaren, Kunstgegenstände, Farben, Chemikalien, Arzneien, Parfümerien, Seife, Kerzen, Öle, Wagen, Schiffe, Waffen, Munition, Sattlerwaren, Bürstenwaren, Kinematographen, Phonographen, Photographien, Lampen, Gasmotoren, Dynamomaschinen, Elektrizitätsmesser, Telegraphenapparate, Telephone, Fahrräder, Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Rechenmaschinen, Kassenapparate, Waagen, Feuerlöschapparate, Kühlapparate, Eisenbahnwagen, Lokomotiven, Schienen, Eisenbahnschwellen, Eisenbahnbrücken, Eisenbahnsignale, Eisenbahnbedarf, Bergwerksmaschinen, Bergwerksbedarf, Hüttenwerksmaschinen, Hüttenwerksbedarf, Bauholz, Bretter, Möbel, Bauten, Bauteile, Bauwerke, Bauwerksteile, Bauwerksbedarf, Bauwerksmaterialien, Bauwerksmaschinen, Bauwerksgeräte, Bauwerksmöbel, Bauwerksschmuck, Bauwerksbeleuchtung, Bauwerksheizung, Bauwerksbelüftung, Bauwerksentwässerung, Bauwerksbewässerung, Bauwerksentwässerung, Bauwerksbewässerung, Bauwerksentwässerung, Bauwerksbewässer

die Ladinos in allen Berufen das große Wort, und man findet sie sowohl in den höheren Staatsämtern, wie auch auf der Kanzel, im Lehramt, im Gerichtssaal, als Kaufleute, Landwirte und Handwerker. Wie die Mestizen Mexikos sind sie zäh und ausdauernd, aber auch wie diese unzuverlässig, rücksichtslos, herrschsüchtig und tückisch. Ihre geistige Bildung steht auf niedriger Stufe, und alle Klassen der Bevölkerung werden von derselben Unbildung, Faulheit und Dummheit beherrscht. Das Recht des Stärkeren, das in Amerika eine so große Rolle spielt, feiert hier seine höchsten Triumphe, und nirgends geberdet sich die Volksleidenschaft bei den Wahlen zügelloser, als in diesen Staaten, wo alle rohesten Instinkte ins Feld geführt werden. Auch die vielen Bürgerkriege, die hier an der Tagesordnung gewesen, sind ein sprechendes Beispiel für den Volkscharakter, der sich namentlich im Haß gegen die Fremden nicht genug tun kann. Mit der Unbildung Hand in Hand geht große Unsauberkeit.

Schreiben und Lesen ist eine Kunst, die nur die wenigsten verstehen. Auch die Sittlichkeit der Bevölkerung ist sehr mangelhaft entwickelt; die Paare laufen zusammen und auseinander, und die Frau ist nicht die Gefährtin, sondern die Sklavin des Mannes. Sie darf nicht einmal die Mahlzeiten mit ihm teilen, sondern muß sie gesondert einnehmen.

An die Stelle der Stiergefechte, welche bei ihren Vorfahren, den Spaniern, Sitte waren, sind in Zentralamerika die Hahnenkämpfe getreten, die hier die Begeisterung der großen Masse erregen. Für diese Tierquälerei, die sozusagen das einzige Vergnügen der Massen darstellt, werden Bühnen errichtet und nicht nur die Hauptorte, sondern auch die kleinsten Dörfer veranstalten derartige Kämpfe. Wie bei den Pferderennen werden die Chancen sorgfältig erwogen, man trainiert die Tiere, indem man ihnen ein ganz besonderes Futter gibt, ihr Gewicht feststellt und danach den Partner aussucht, mit dem sie den Kampf zu bestehen haben. Natürlich werden auch Wetten abgeschlossen, bei denen oft Tausende umgesetzt werden. Man bindet den Tieren scharf geschliffene, sensenartige Messer an das linke Bein und hetzt sie dann aufeinander los. Schon nach wenigen Sekunden haben sich die Hähne gegenseitig zerfleischt; man wirft sie von der Schaubühne, und ein neues Kämpferpaar tritt in die Arena. Stiergefechte kommen nur noch in Guatemala vor.

Die Hauptbevölkerung Zentralamerikas sind die Indianer, wie in Mexiko entweder Indios mansos (ansässige), oder Indios bravos (wilde). Die ersteren bestehen aus einer ganzen Reihe von Stämmen, von denen hier genannt sein mögen: in Guatemala die Kwitsche, die Mame und die Pokoman, in Costarica die Pipites, die Tschontales, die Tschorotega und Talamanka, in Honduras die Sikakwe. Sie sind hauptsächlich als Ackerbauer tätig und werden von den Plantagenbesitzern zur Bebauung der Felder benutzt. Insgeheim hängen sie noch ihren alten Göttern an, obwohl man sie offiziell zum Katholizismus bekehrt hat. Die wilden Indianer sind im Westen von Costarica zu Hause, und unter ihnen sind die Chirripos, die Guatusos und die Lacondonen die zahlreichsten. Die Chirripos sind schlanke, wohlgebaute Gestalten, die in großen, rohen Häusern wohnen und unter der Führung eines Kaziken oder Häuptlings stehen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, doch widmen sie sich auch dem Ackerbau, vornehmlich dem Anbau von

Mais, Zuckerrohr und Bananen. Auch die Guatusos wohnen in großen Häusern. Sie bauen ebenfalls Bananen und Mais, doch an Stelle der Viehzucht tritt bei ihnen der Fischfang, dem sie einen großen Teil ihres Lebensunterhaltes verdanken. Das am meisten unter ihnen verbreitete Laster ist die Trunksucht. Auf der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala hausen die Lacandonen, die ebenfalls Jagd und Fischfang treiben, sich daneben aber auch mit Ackerbau beschäftigen. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von den Guatusos durch ihre Sauberkeit. Sie stehen im Rufe großer Wildheit und Grausamkeit, was aber nicht zutrifft, da sie beim Anblick von Fremden sofort scheu verschwinden.

Die Pflanzenwelt von Zentralamerika ist nicht so üppig und reichhaltig, wie die der südlichen Länder und wird hauptsächlich durch den Tropenwald charakterisiert. Es finden sich hier Terebinthen und Palmen, denen sich zahlreiche Schling- und Schmarotzerpflanzen zugesellen. Prächtige Orchideen bringen heitere Farben in das düstere Dunkel der Wälder. In den Gegenden über 2000 m Höhe stößt man auf Kiefern, während über 3000 m Gräser und Sträucher vorherrschend sind. In der Tierwelt fällt der Reichtum an Vögeln und Insekten ins Auge, während die Säugetiere weniger stark vertreten sind. Unter letzteren seien der Tapir, Affen, das Baumstachelschwein, das Faultier, das Opossum, das Aguti, der Ameisenfresser und das Gürteltier erwähnt, zu denen in Guatemala noch der Wolf, der Hase und mehrere Gattungen Eichhörnchen hinzutreten. In einzelnen Gebieten begegnet man auch dem Jaguar, dem Puma, dem Nabelschwein, Hirschen, dem Waschbär und verschiedenen Nagetieren.

Costarica.

Unter den fünf Staaten nimmt Costarica die erste Stelle ein, da es der Bildung und Kultur nach an ihrer Spitze steht. Der Flächeninhalt beträgt 59 570 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 310 000 Einwohnern. Am wenigsten besiedelt sind die Küstengebiete, während das Hauptkontingent sich auf die Hochebenen beschränkt.

Costarica schloß sich, nachdem Mexiko das Beispiel gegeben, im Jahre 1821 mit Guatemala, San Salvador, Honduras und Nicaragua zu einer Republik der Vereinigten Staaten von Zentralamerika zusammen, mit einem Präsidenten an der Spitze. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange, denn schon 1829 brachen unaufhörliche Parteikämpfe aus, welche nach zehn Jahren die Auflösung der Vereinigten Staaten von Zentralamerika zur Folge hatten. Wohl wurden noch Versuche gemacht, die Union zusammen zu halten, doch vergeblich, die fünf Staaten trennten sich, und jede nahm eine eigene Verfassung an. Nachdem in Costarica Carera jahrelang als Präsident sich gehalten, gelang es einem nordamerikanischen Abenteurer, William Walker, den Oberbefehl in Nicaragua an sich zu reißen und sich dort mehrere Jahre lang als Diktator zu behaupten, bis er 1860 in Truxillo auf Betreiben der Behörden von Honduras erschossen wurde. Kurz darauf schwang sich Carera wieder zum Diktator auf, doch alle Versuche, die fünf Staaten wieder zu vereinigen, mißlangen, und jeder Staat konstituierte sich endgültig als Republik.

In Costarica stehen dem Präsidenten drei Vizepräsidenten und fünf Minister zur Seite. Die im Jahre 1859 erlassene, 1871 und 1882 geänderte Verfassung gewährleistet die Wahlberechtigung und Wählbarkeit vom 21. Lebensjahre ab. Das stehende Heer zählt 600 Mann, die Miliz 12000.

Der landwirtschaftliche Betrieb berücksichtigt in erster Reihe Kaffee und Bananen, die auch das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden. Daneben werden in geringerem Maße Mais und Bohnen, Reis, Kakao und Zuckerrohr gepflanzt. Stellenweise begegnet man auch Plantagen von Indigo und Kautschuk, während Vanille in den Wäldern des Tieflandes wild wächst. Die Viehzucht ist ziemlich unbedeutend, doch ist der in Häuten und Fellen erzielte Umsatz, der einen wichtigen Teil der Ausfuhrprodukte bildet, nicht gering anzuschlagen. Industriell kommen Zuckerraffinerien, Branntwein, Bretter, Ziegel, Seifen, Schals, Bier, Schokolade, Eisenbahnmaterial und Parfümerien in Betracht. Der Bergbau wird wenig betrieben, dagegen liefert die Perlenfischerei an den Küsten ganz bedeutende Resultate.

Von den Städten der Republik, die in sieben Provinzen geteilt wird, sei in erster Reihe San José genannt, die in früheren Jahren häufig von Erdbeben heimgesucht wurde. Die Stadt hat elektrische Beleuchtung und hervorragende Gebäude, von denen der Palast des Präsidenten, der Nationalpalast, die Kathedrale, das Museum, die Universität architektonisch manches bemerkenswerte bieten. Ein Denkmal alter Zeiten bildet die aus dem 16. Jahrhundert stammende frühere Hauptstadt Cartago, die 1417 m hoch am Fuße des vulkanischen Berges Irazu liegt; neben ihr mögen noch Heredia und Alapuela Erwähnung finden.

Nicaragua.

Die Republik Nicaragua umfaßt einen Flächeninhalt von 123950 qkm, mit 800000 Einwohnern. Unter dieser Zahl befinden sich noch 30000 Indios bravos, die in den Wäldern hausen, während die Zahl der civilisierten Indianer eine weit beträchtlichere ist.

Das sogenannte Mosquito-Territorium im Osten des Staates wurde 1670 von den Engländern besiedelt. Nach über hundertjährigem Besitz trat England 1783 das Gebiet an den König der Mosquitos, ein Mischlingsstamm zwischen Indianern und Negern, ab und erklärte das Gebiet als unabhängiges Land. 1860 erhob Nicaragua auf das Territorium Anspruch, und 1887 wurde es auch nach langen Kämpfen und Verhandlungen mit der Hauptstadt Blewfields als Mosquito-Reservation Nicaragua einverleibt.

Nicaragua ist durch seine Produktion in Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Kakao hervorragend, auch werden Indigo, Tabak, Mais, Reis und Weizen, sowie Früchte und Zwiebeln gebaut. Der Export beschränkt sich jedoch auf Kaffee, Kautschuk, Holz, Häute, Gold und Silber. An vielen Stellen kann der Boden nicht bebaut werden, da man

nicht genügend Arbeitsleute bekommt. Auch haben die Bewohner zu wenig landwirtschaftliche Kenntnisse, um die Erde in der geeigneten Weise ertragfähig zu machen. Es liegen in diesem Lande ganze Schätze in dem ungepflegten Boden vergraben, die man nicht zu heben versteht. Das ist auch auf dem Gebiete der Viehzucht der Fall, die in früheren Jahren sehr gute Resultate ergab, in den letzten Jahren aber vollständig zurückgegangen ist, da es an der nötigen Zufuhr fehlt. Dasselbe läßt sich vom Bergbau sagen, trotzdem auch dieser reichen Ertrag bringen würde, wenn man es nur verstände, ihn richtig auszubeuten. Gefördert wird außer Gold und Silber auch Schwefel und Eisenvitriol, doch scheitert eine richtige Verwertung der Minen an den mangelhaften Einrichtungen und dem Mangel an Arbeitskräften. Auch die Industrie ist noch wenig entwickelt, und auch der Handel bewegt sich im Vergleich zu andern Staaten in sehr bescheidenen Grenzen. Die Ausfuhr betrug im letzten Jahr 792 000 Pfd. St. Geringer war die Einfuhr mit 704 700 Pfd. St., wovon der größte Teil, nämlich 400 000 Pfd. St., auf Kaffee entfiel.

Die Finanzverhältnisse des Landes sind nicht günstig, da die Ausgaben die Einnahmen durchschnittlich um $^3/_4$ Mill. Pesos übersteigen. Dazu kommt noch eine Staatsschuld von etwa 4 Mill. Pesos, die nur sehr langsam abgetragen werden kann, da die Einnahmen kaum zur Bestreitung der laufenden Ausgaben hinreichen. Die Verfassung, die aus dem Jahre 1894 stammt, unterstellt die Leitung des Staates einem Präsidenten, der auf vier Jahre gewählt wird und dem ein Vizepräsident und vier Minister beigeordnet sind. Der gesetzgebende Körper besteht aus 24 Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden.

Die Friedensstärke des Heeres schwankt zwischen 2000 und 3500, die Reservemannschaften betragen 10 000 Mann, die Miliz 5000, doch können im Fall eines Krieges 25 000 Mann einberufen werden.

Honduras.

Die Republik Honduras hat einen Flächeninhalt von 119 820 qkm mit 587 500 Bewohnern. Der weitaus größte Teil setzt sich aus Indianern und Mischlingen zusammen, Neger sind nur zu 3, Weiße gar nur zu 2 pCt. vertreten. Die Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren stark vermehrt; seit den letzten zehn Jahren ist eine Zunahme von 200 000 zu konstatieren.

Die Geschichte des Landes hängt eng mit der der übrigen Staaten von Zentralamerika zusammen. Honduras wurde 1502 von Kolumbus entdeckt, geriet 1523 unter spanische Herrschaft und machte sich 1824 zum selbständigen Freistaat. Heute untersteht das Land einem Präsidenten, dem ein Vizepräsident und sechs Minister beigeordnet sind. Die Verfassung hat im Jahre 1880 eine neue Form bekommen, wonach die Wahlberechtigung und die Wählbarkeit auf das 21. Jahr festgesetzt ist. Der Konfession nach ist fast die ganze Bevölkerung römisch-katholisch, nur ein Teil der Indianer hängt noch dem alten Heidenglauben an.

Schlechte und fehlerhafte Stellungen, wie sie Gewohnheit und Bequemlichkeit, Nachlässigkeit und mancherlei Unvollkommenheiten des Körpers hervorbringen, sind zu vermeiden. Dahin gehören: Schiefe Haltung des Kopfes, Vorwärtsbeugen des Kopfes, Hängenlassen des Kopfes, Vorwärtsbeugen des Oberleibes, Hängenlassen der Arme, Einwärtsdrehen der Arme, Einwärtsdrehen der Füße, Einwärtsdrehen der Kniee, Einwärtsdrehen der Hüften, Einwärtsdrehen der Schultern, Einwärtsdrehen der Ellenbogen, Einwärtsdrehen der Hände

San Salvador.

Die Republik San Salvador hat nach offiziellen Angaben einen Flächeninhalt von 230 126 qkm. Ihre Bevölkerung ist ziemlich stark mit 1 006 850 Einwohnern vertreten. Der weitaus größte Teil setzt sich aus Indianern und Mischlingen zusammen; daneben sind Neger und ungefähr 10000 Weiße zu verzeichnen. Die Religion ist fast durchgängig römisch-katholisch. Die jetzige Verfassung ist der der übrigen Republiken nachgebildet; an der Spitze steht ein Präsident mit vier Ministern. Die Verfassung stammt aus dem Jahre 1864, ist aber 1886 einer Revision und Umänderung unterzogen worden.

Die Haupteinnahmequelle des Landes bildet der Handel mit Kaffee, von dem durchschnittlich für 20 Mill. Mark ausgeführt werden. Daneben sind andere wichtige Produkte Zucker, Silber, Tabak, Indigo, Bananen und Mais. Die Industrie ist wie in Honduras sehr unbedeutend, dagegen der Bergbau in beständiger Entwickelung begriffen. Die Staatseinnahmen betrugen im Jahre 1902 24 Mill. Mark; die Ausgaben 28 Mill; mit einer Staatsschuld von 33½. Die Friedensstärke des Heeres beträgt 4000 Mann, mit einer Miliz von 18000. Als Hauptstadt von San Salvador ist der Ort gleiches Namens mit etwa 60000 Einwohnern zu erwähnen. Er wurde 1528 erbaut und 1854 von einem furchbaren Erdbeben heimgesucht, das fast alle Gebäude zerstörte und die Einwohner auf fast die Hälfte reduzierte. Von andern Städten sind zu erwähnen: San Miguel, San Vicente, La Union und La Libertad.

Guatemala.

Guatemala besitzt einen Flächeninhalt von 125 100 qkm mit 1 574 340 Einwohnern. Diese Bevölkerung setzt sich aus Indianern und Ladinos zusammen. Guatemala war der erste Staat, der sich von Spanien losriß und die vier übrigen Staaten zu bestimmen wußte, seinem Beispiel zu folgen. Es ist seit 1821 unabhängige Republik, wird aber häufig von Parteizwistigkeiten zerrissen, bei denen Greueltaten aller Art verübt wurden, wie die im Jahre 1898 erfolgte Ermordung des Präsidenten Barrios. Zur Zeit setzt sich die Staatsregierung aus einem Präsidenten und sechs Staatssekretären zusammen, denen der aus 13 Mitgliedern bestehende Staatsrat und die 69 Mitglieder umfassende, auf vier Jahre gewählte Nationalversammlung beigeordnet sind. Die Amtsdauer des Präsidenten währt sechs Jahre.

Kulturell und industriell erhebt sich Guatemala weit über seine Nachbarstaaten; es werden Kakao, Zucker, Pieffer, Weizen, Zimt, Tabak, Reis, Indigo, Mais, Bohnen und Kartoffeln und vor allen Dingen Kaffee gebaut, während die Industrie sich mit der Herstellung von Stoffzeugen, Cigarren und Cigaretten, Seife und Möbeln beschäftigt. Die Minen liefern besonders Silber. Der Handel umfaßte nach den letzten Aufstellungen eine Einfuhr von 12½ Millionen, eine Ausfuhr von 30 Millionen, wovon der Kaffee allein 25 Millionen ergab.

Die Einnahmen und Ausgaben des Staates hielten sich die Wage, denn sie beliefen sich gleichmäßig auf 23½ Millionen, denen eine Schuldenlast von circa 82 Millionen gegenüber stand. Die Heeresstärke beträgt im Frieden 7000 Mann, die Miliz 56 900, die Reserve 29 000 Mann.

Der Staat ist in 22 Departements geteilt, und die Hauptstadt ist Guatemala, richtiger Guatemela la Nueva, die im Jahre 1776 angelegt wurde. Das alte Guatemala wurde 1773 von dem Vulkan Del Fuego derartig zerstört, daß nur einige wenige Straßen und der Dom stehen blieben. Auch die im Jahre 1776 erbaute Stadt besitzt einen vollständig neuen Stadtteil, da 1874 ein furchtbares Erdbeben eine große Reihe von Gebäuden vernichtete. Von andern Städten sind noch Totonicapam, Coban, Quezaltenango und Salama zu erwähnen.

Das Land ist äußerst fruchtbar, das Klima gesund und kräftig, und der Grund und Boden wird von der Regierung sehr billig, jedoch nicht einheitlich, sondern nach Güte verkauft.

5. Westindien.

Die im Atlantischen Ozean liegende Gruppe der Antillen, die man auch unter dem Namen Westindien zusammenfaßt, hat einen Flächeninhalt von 230 063 qkm, auf die 6 Mill. Einwohner kommen. Man unterscheidet die großen und kleinen Antillen, von denen die ersteren aus Cuba, Jamaica, Haiti und Puertorico (Portorico) bestehen. Die kleinen Antillen werden wieder eingeteilt in Inseln über dem Winde und Inseln unter dem Winde. Es sind: St. Thomas, St. Croix, Barbuda, Antigua, Guadeloupe, Dominica, Martinique, Santa Lucia, St. Vincent, Barbados, Grenada, Trinidad, Margarita, Buen-Ayre, Curaçao und Oruba. Sie stehen unter britischer, holländischer, dänischer und französischer Oberherrschaft. Während der größte Teil Kolonien sind, hat sich ein kleiner Teil wie Haiti und die Dominicanische Republik (beide auf der Insel Haiti) ihre Selbständigkeit bewahrt.

Die Bodenbeschaffenheit der Antillen ist eine sehr verschiedene; sie liegen bis auf einige wenige ziemlich hoch und haben vulkanischen Ursprung. Von den Bergen, die fast ausschließlich Vulkane sind, ist auf Guadeloupe der Soufrière 1 484 m, auf St. Eustache der Tabor 594 m, auf Martinique der Mont Pelé 1 350 m zu erwähnen, der in jüngster Zeit entsetzliche Verheerungen angerichtet hat, sowie auf St. Vincent der St. Andrews.

Die Urbevölkerung in Westindien bestand, als Kolumbus 1492 die Inseln entdeckte, aus den Kariben, die den schon vorher hier ansässigen Stamm der Tainis bereits verdrängt hatten. Diese Tainis sind vollständig ausgestorben, und auch die Kariben sind nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Sie waren ein äußerst kriegerischer Menschenschlag und standen auf sehr niedriger Kulturstufe, was schon daraus hervorgeht, daß sie Menschen-

fresser waren. Jetzt gibt es nur noch in St. Vincent einige wenige Familien, doch hat eine starke Vermischung mit den Negersklaven stattgefunden, von denen einzelne die Stammeseigentümlichkeiten der Kariben übernommen haben.

Zum Ersatz für die mangelnden Arbeitskräfte führte man Neger ein, die seit dem Jahre 1524 zu Tausenden nach Cuba verkauft wurden, so daß jetzt der weitaus größte Teil der Bevölkerung aus Schwarzen sich zusammensetzt. Haiti ist vollständig Negerrepublik. Auf Jamaica hat die Freilassung im Jahre 1838, auf Portorico 1872, auf Cuba 1880, in den französischen Kolonien 1848 stattgefunden. Trotz der Freilassung bestehen noch dieselben Rassenunterschiede, wie in Nordamerika, haben sich hier aber nicht derartig verschärft, weil die Weißen in der Minderzahl sind und sich das schwarze Element auch in die bedeutenden Stellen einzudrängen gewußt hat.

Die großen Antillen.

Die Insel Cuba steht seit kurzem unter der Oberherrschaft der Vereinigten Staaten, wird trotzdem aber ziemlich selbständig von einem Präsidenten geleitet. Die Insel, die wegen ihrer Fruchtbarkeit die „Perle der Antillen" genannt wird, hat einen Flächeninhalt von 118 833 qkm mit einer Bevölkerung von 1 572 800 Einwohnern. Hier ist das weiße Element noch vorwiegend, denn nach der letzten Zählung vom Jahre 1900 waren 1 052 000 Weiße, 235 000 Neger, 271 000 Mischlinge und 15 000 Chinesen vorhanden, die der Mehrzahl nach der katholischen Religion angehörten.

Cuba wurde im Jahre 1492 von Kolumbus auf seiner ersten Reise entdeckt und 1511 von den Spaniern kolonisiert, die mit unmenschlicher Grausamkeit unter der Urbevölkerung hausten, so daß beständige Aufstände an der Tagesordnung waren, die sich in jedem Jahrhundert mehrmals wiederholten. Zum ersten bedeutenden Aufstand, der die Interessen der spanischen Krone stark ins Wanken brachte, kam es im Jahre 1850, als General Lopez die Insel zum Abfall von Spanien und zum Anschluß an die Union von Nordamerika zu bringen versuchte. Lopez verstand es, die ganze Insel zu entflammen, wurde jedoch durch Verrat gefangen genommen und 1851 in Havanna hingerichtet. Zu einem neuen Versuche kam es 1873, als die Cortes in Madrid die Freilassung der Sklaven beschlossen und die Pflanzer sich dadurch in ihren Interessen bedroht sahen. Wieder wurde der Anschluß an die Vereinigten Staaten eifrig betrieben, der auch heimlich von seiten der Regierung in Washington große Förderung fand, wenngleich man sich offiziell jeder Einmischung enthielt. Auch diesmal wußte Spanien seine Rechte noch zu behaupten, und 1880 wurde trotz des Widerstandes der Plantagenbesitzer die Freilassung der Sklaven proklamiert. Im Jahre 1895 kam es zu einem neuen schweren Aufstande, den Spanien unter Anwendung der strengsten Maßregeln zu unterdrücken suchte, und der 1898 zum Kriege mit Amerika führte. Im amerikanischen Senat wurde die Anerkennung der cubanischen Republik ausgesprochen und der Krieg erklärt, der mit der Vernichtung der spanischen Flotte endete. Die Friedensbedingungen gipfelten in der Abtretung von

Portorico und anderer spanischer Inseln der Antillen und des Verzichtes Spaniens auf die Souveränität über Cuba, Bedingungen, die 1898 im Pariser Frieden ratifiziert wurden. Seitdem ist Cuba eine nordamerikanische Kolonie mit eigener Verwaltung unter Oberhoheit der Union.

Die Bevölkerung bietet ein seltsames Gemisch von Kultur und Barbarei, was schon aus dem Prozentsatz hervorgeht, den die farbige Bevölkerung aufzuweisen hat. Zur

Zuckerrohrpflanzung auf Cuba.

letzteren zählen auch die Mulatten, die, etwa 90 000 an Zahl, das Mittelglied zwischen Weißen und Negern verkörpern. Auf Cuba sind die bedeutenderen Stellen und auch der Großgrundbesitz in den Händen von Weißen; die Mulatten sind als Aufseher und Subalternbeamten tätig, während die eigentliche Arbeit von Kulis verrichtet wird. Auch das weiße Element hat Kastenunterschiede aufzuweisen, und reine Spanier und Kreolen trennen sich streng voneinander. Die ersteren haben die höchsten Stellen in der Armee, im Beamtenstande und auch das Großkapital in den Händen, während die Plantagen hauptsächlich im Besitz der Kreolen sind. Die charakteristischen Merkmale des Leichtsinns

und der Trägheit, die allen Kreolen eigen sind, finden sich auch hier. Dem entsprechend steht auch das Bildungswesen auf sehr niedriger Stufe, was schon aus der geringen Anzahl der öffentlichen Schulen hervorgeht, die wenigstens unter spanischer Herrschaft auf Cuba vorhanden waren. Die rohen Vergnügungen der Mexikaner, der Hahnen- und Stierkampf, sind auch hier im Gebrauch und tragen zur Verrohung des Volkes nicht wenig bei. Die Cubaner sind äußerst religiös, aber Hand in Hand damit geht ein krasser Aberglauben. In dieser Beziehung unterscheidet sich der Weiße fast gar nicht von dem Neger, der noch an Zauber und Hexenmittel glaubt, und selbst die sogenannte gebildete Cubanerin würde sich tief unglücklich fühlen, wenn sie eins ihrer Lieblingsamulette verlieren würde. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat es sich angelegen sein lassen durch die Anlegung von Schulen bildend und aufklärend auf die großen Massen einzuwirken.

Das Hauptprodukt Cubas ist der Tabak, der in großen Massen angepflanzt wird und von seiten der Raucher sich hoher Wertschätzung erfreut. Es wird durchschnittlich im Jahre für 25 Mill. Dollar Tabak ausgeführt. Neben dem Tabak bildet das größte Kontingent Zucker, der in etwa 20 Millionen umgesetzt wird. Auch der Handel in Rum und Hölzern ist ziemlich bedeutend, wogegen die Viehzucht und der Bergbau eine recht winzige Rolle spielen.

Von den Städten ist vor allen Habana (Havana) mit 275 000 Einwohnern zu nennen, das einen äußerst malerischen Anblick bietet. Seine geschäftliche Bedeutung hat der Ort vor allem durch die Havannacigarren, die das Entzücken jedes Rauchers bilden. Habana ist in erster Reihe Handels- und Hafenplatz. Für das geistige Leben sorgt die Universität, die für die Bedürfnisse dieses Landes ziemlich stark besucht wird. Historische Bedeutung hat die Kathedrale, in welcher Kolumbus seine Grabstätte gefunden hat.

Die zweitbedeutendste Stadt auf Cuba ist das an der Südostküste gelegene Santiago, ebenfalls als Hafen und historisch durch den in den ersten Junitagen 1898 erfochtenen Sieg der Amerikaner über die Spanier wichtig. Die Stadt ist bereits im Jahre 1514 von Diego Velasquez erbaut und bildete eins der ältesten Bollwerke Spaniens. Andere Städte, die sowohl ihres starken Handels wegen, wie auch ihrer ziemlich bedeutenden Einwohnerzahl wegen auffallen, sind Cienfueges, Puerto Prince und der hervorragende Küstenplatz Nuevitas.

Die zweitgrößte Besitzung Spaniens in Amerika, die ebenfalls in dem spanisch-französischen Kriege verloren ging, ist Portorico oder Puertorico mit 9300 qkm und 953 240 Einwohnern. Die Insel ist äußerst steil und von Klippen umgeben, hat aber viele fruchtbare Täler und Weideplätze, auch birgt der Boden reiche Schätze an Silber und Kupfer, die jedoch so gut wie gar nicht ausgebeutet werden. In Portorico ist das weiße Element vorherrschend. Portorico gehört zu den Inseln, die Kolumbus auf seiner zweiten Reise fand, und hat sich von dieser Zeit an in den Händen Spaniens befunden, bis es gleichzeitig mit Cuba der spanischen Krone verloren ging. Die Bevölkerung hat ungefähr dieselbe Organisation wie auf Cuba, und das Kreolenelement ist ebenso stark wie dort. Daneben spielen die Mulatten eine nur unbedeutende Rolle. Ihre Sitten

sind dieselben, wie in den andern südlichen Ländern, auch hier bildet das Nichtstun die liebste Beschäftigung, die namentlich von den Frauen zu einem wahren Sport ausgebildet wird. Die Geschäfte sind meistens in den Händen eingewanderter Spanier, während die Kreolen den Großgrundbesitz inne haben. Die starke Religiosität, die auf Cuba zu Hause ist, herrscht auch auf Portorico, und ebenso ist derselbe krasse Aberglauben auch hier verbreitet.

Die Insel erreichte ihre Blütezeit in den Jahren 1825 bis 1830 zur Zeit des Statthalters Miguel de la Torre, der es verstand, den fruchtbaren Boden nach Kräften ausnutzen zu lassen und die zahlreichen Produkte des Eilandes nutzbringend zu verwerten. Zu diesen Produkten gehört in erster Reihe der Zucker, der im Jahre 1901 zu 22 Millionen Mark ausgeführt wurde. Daneben wird ein starker Umsatz in Kaffee, etwa 7 Millionen, Tabak 3 Millionen, Cigarren, Rum und Melasse erzielt. Der Handel wies im Rechnungsjahr 1901 bis 1902 für Einfuhr 53 Millionen, für Ausfuhr ca. 48 Millionen Mark auf. Die Staatseinnahmen betrugen 18 Millionen, denen eine Ausgabe von 16 Millionen gegenüberstand.

Die Hauptstadt San Juan ist zwar nicht unbedeutend, macht aber wegen ihrer Unsauberkeit auf den Europäer einen recht unangenehmen Eindruck. Sie ist viel von Orkanen heimgesucht worden, was man auch schon an den einzelnen Holzhäusern sieht, da die Bewohner infolge der ewigen Gefahr, in der sie schweben, auf Komfort gar keinen Wert legen und sich zum Teil deshalb mit Holzbaracken begnügen. Von öffentlichen Gebäuden sind das Rathaus und die Kathedrale zu nennen, vielleicht auch das Theater, welches allerdings sehr klein ist. Die Einwohner gehören zumeist dem Kaufmannsstande an. An der Südküste ist Ponce durch seine Tabaksausfuhr bedeutend, während an der Westküste noch Mayaguez als Hafenplatz wichtig ist.

Wir kommen nunmehr zu **Jamaika**, der Heimat des berühmten Jamaikarums, der auch die Haupteinnahmequelle der Bewohner bildet. Die Insel, die unter britischer Oberherrschaft steht, hat einen Flächeninhalt von 8950 qkm, mit einer Einwohnerzahl von 760500. Die Bevölkerung setzt sich aus Negern, Mulatten, Mestizen, Weißen, Chinesen und Kulis zusammen. Das weiße Element ist hier in der Minderzahl, denn es beträgt nur den vierzigsten Teil der Gesamtbevölkerung. Entdeckt wurde Jamaika von Kolumbus auf seiner zweiten Reise. Die Insel gelangte 1654 in den Besitz der Holländer und fiel 1655 an die Engländer, in deren Händen sie geblieben ist. Die weiße Bevölkerung setzt sich hauptsächlich aus Briten und Spaniern zusammen, zu denen noch spanische und französische Kreolen kommen. Auch hier ist der Grundbesitz in den Händen der letzteren, die sich allerdings fast sämtlich infolge ihres bodenlosen Leichtsinns und ihrer Geschäftsunlust in Händen von Wucherern befinden, die sie solange nach Kräften ausbeuten, bis die Pflanzer ihnen für ein Spottgeld die Plantagen überlassen müssen. Die Mulattenbevölkerung wird weder von den Weißen, noch von den Negern mit sympathischen Augen betrachtet und bildet oft den Sündenbock für beide. Trotzdem haben sie es verstanden, sich in allen Gebieten festzusetzen, und sowohl in hohen Stellungen, wie auch in der Arbeiterbevölkerung findet man Farbige. Das eigentliche Proletariat bilden die Neger,

Der Lenk von Reichenberg hat Wilhelm, den Sohn seiner 1399 verstorbenen, noch lebenden Gattin Anna, die Grafschaft Tirol, die Herrschaften Bozen, Kastelruth und Greifenstein, die Pfandschaft Kufstein, die Herrschaft Rattenberg, die Landgerichte Kitzbühel und Rottenburg, die Landgerichte Kufstein und Kitzbühel, die Herrschaft Rattenber

furchtbarer Aufstand der Mulatten und Neger gegen die weißen Pflanzer, und der unternehmende Neger Toussaint Louverture wußte in kurzer Zeit die ganze Macht an sich zu reißen und eine Republik zu begründen. Nur mit großer Mühe wurde der Aufstand unterdrückt und Toussaint nach Frankreich überführt, wo er nach kurzer Zeit starb. Der Aufstand aber erwachte nach seiner Gefangennahme aufs neue, und an die Spitze der Republik Haiti wurde der Neger Dessalines gestellt, der aber schon bald darauf ermordet wurde. Nach seinem Tode spaltete sich die Insel in ein Neger-Kaisertum und eine Mulatten-Republik, die jedoch der Präsident Boyer 1820 in seiner Hand wieder zu vereinigen wußte. Auch jetzt war der Republik keine lange Friedensdauer beschieden; stets erneuerten sich die Aufstände. Von Zeit zu Zeit gelang es irgend einer Persönlichkeit, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, bis sie nach kurzer Herrschaft wieder verdrängt wurde und eine andere an ihre Stelle trat, der ebenfalls nur ein kurzes Wirken beschieden war. Bis in die jüngste Zeit haben sich die Aufstände fortgesetzt und endlich zur Bildung zweier Republiken geführt: Haiti im Westen der Insel und Dominika im Osten.

Die Republiken Haiti und Dominika.

Die Republik Haiti wird in 11 Arondissements geteilt und steht unter einem auf 7 Jahre gewählten Präsidenten. Ihm zur Seite sind 6 Staatssekretäre gestellt. Die Volksvertretung setzt sich aus dem Haus der Gemeinen und dem Senat zusammen, von denen das erstere 95 auf 3 Jahre gewählte Mitglieder, der letztere auf 6 Jahre gewählte Mitglieder umfaßt. Das Heer setzt sich aus 6800 Mann im Frieden zusammen, zu der noch 650 Mann Garde treten, auch ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus reinen Negern, 90 Prozent, während der Rest aus Mulatten besteht. Weiße sind nur ganz vereinzelt anzutreffen.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Republik ist infolge der zahlreichen Wirren und Aufstände, die keine gedeihliche Betätigung zulassen, keine hohe, obwohl der Boden äußerst fruchtbar ist und bei genügender Bewirtschaftung reiche Erträge liefern würde. Einigermaßen Bedeutung haben die Kakaopflanzungen, während Kaffee und Zucker stark vernachlässigt werden. Dasselbe gilt von Mais, Reis, Indigo, Pfeffer und Baumwolle, die man nirgends rationell pflanzt, sondern mehr oder weniger wild wachsen läßt. In den Händen betriebsamer Europäer würde Haiti sich zu einem gewaltigen Handelsstaate ausbilden, während es jetzt unter der Herrschaft der trägen Neger immer mehr verfällt und kaum den zehnten Teil dessen liefert, was es liefern könnte. Welch üppigen Reichtum dieses Land bietet, ist aus den Statistiken des Jahres 1901 zu ersehen, die trotz der mangelhaften Bewirtschaftung eine Ausfuhr von 51 Millionen Mark verzeichnen, dem eine Einfuhr von 22 Millionen gegenüberstand.

Von den Städten ist der Hafen Porto Prince, ein schmutziger, verfallener Platz, am bevölkertsten; daneben sind noch Haiti, Les Cailes und Port de Paix zu erwähnen.

Ziemlich ähnlich organisiert ist die Dominikanische Republik, die auch in ihrem inneren Wesen mit Haiti viele Berührungspunkte hat, und deren Politik sich ebenfalls in denselben Bahnen bewegt. Nach Nationalitäten verteilen sich die Einwohner auf Mulatten, Neger und Kreolen, die größtenteils römisch-katholisch sind, aber auch noch dem afrikanischen Heidenglauben anhängen. An der Spitze des Staates steht ein Präsident, der auf 4 Jahre gewählt wird. In seiner Tätigkeit entlastet wird er durch einen Vizepräsidenten und sechs Staatssekretäre. Die Verfassung wurde dem Lande im Jahre 1841 gegeben, ist aber vielfach geändert worden und besteht in ihrer jetzigen Form seit 1896. Das Heer beläuft sich im Frieden auf 4000 Mann, die Kriegsflotte umfaßt 3 Fahrzeuge mit 25 Kanonen, während sich die Handelsflotte aus 6 Schiffen zusammensetzt.

Die Industrie ist eine recht minderwertige, auch Ackerbau und Handel werden nur stellenweise betrieben, und die Nachlässigkeit der Bevölkerung läßt ebenso wie in Haiti keinen gedeihlichen Betrieb aufkommen. Die Hauptprodukte sind Zucker, Tabak, Kaffee, Kakao, Wachs, Honig, wovon das größte Kontingent der Tabak stellt, von dem durchschnittlich 70—80 Millionen ausgeführt werden. Der Ausfuhrhandel belief sich im Jahre 1901 auf 22 Millionen, die Einfuhr auf ca. 13 Millionen Mark, während die Staatseinnahmen 8 Millionen, die Ausgaben etwas über 7 Millionen repräsentierten. Öffentliche Schulen sind fast gar nicht vorhanden; in den Städten befriedigen einige Privatschulen das recht geringe Lernbedürfnis.

Von den Städten kommt die Hauptstadt Santo Domingo als Hafen, besonders zur Ausfuhr von Landesprodukten, in Betracht. Daneben haben Puerto Plata und Santiago eine gewisse geschäftliche Bedeutung.

Die kleinen Antillen.

Wie schon erwähnt, scheidet man die kleinen Antillen in die Inseln über dem Winde und unter dem Winde; sie sind ausschließlich als britische, holländische, dänische und französische Kolonien anzusehen. In dänischem Besitz befindet sich die Insel Saint Thomas, die 86 qkm mit 1100 Einwohnern umfaßt. Sie wurde 1624 zuerst besiedelt, nahm ihren Aufschwung aber erst mit dem Jahre 1720, und bildete sich damals zum Zentralpunkt des Kolonialhandels aus. 1867 und 68 wurde die Insel von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, dem kurz darauf entsetzliche Cholerafälle folgten, die im Verein mit der Abschaffung der Sklaverei verhängnisvoll auf das ganze Gebiet wirkten. Der Handel nahm ab, die Pflanzungen verfielen, und die Insel hat sich jetzt noch nicht von diesen Schlägen zu erholen vermocht, so daß der Gesamthandel heute ausschließlich vom Zucker bestritten wird, von dem etwa 750000 Kilo ausgeführt werden. Die Hauptstadt Charlotte Amalie macht einen äußerst malerischen Eindruck, hat aber für den Handel keine große Bedeutung. Ebenfalls zu Dänemark gehört St. Croix oder Santa Cruz, eine früher zu Frankreich gehörige steile Insel, deren Hauptorte in Christianstadt und Frederiksstadt zu suchen sind.

England gehört die kleine Insel Barbuda, deren Bedeutung hauptsächlich in der Viehzucht liegt, da auf den 980 qkm, die sie umfaßt, fast gar kein Ackerbau betrieben wird. Die Bewohnerzahl beläuft sich auf 700 Menschen, die ein kümmerliches Dasein fristen. — Besser hat sich Antigua entwickelt, das ebenfalls England gehört und 251 qkm mit 36000 Einwohnern aufweist. Die Insel treibt eine ziemlich bedeutende Ausfuhr in Zucker, Rum, Mehl, Rindern und Schweinen. Die Einnahmen stehen ziemlich in derselben Höhe wie die Ausgaben, beide schwanken durchschnittlich zwischen 900000 und 1 Million Mark.

Weit bedeutender als die ebengenannten ist die französische Insel Guadeloupe, mit 3470 qkm Flächeninhalt und 358000 Einwohnern. Die Insel wurde 1493 von Kolumbus entdeckt und hatte unter zahlreichen politischen Wirren zu leiden, zu denen nicht zum wenigsten der ewige Besitzwechsel beiträgt. Zuerst in den Händen der Spanier, kam sie 1635 an Frankreich, dann 1759 an England, geriet 1794 wieder unter französische Herrschaft, fiel 1810 wieder an England, um endlich von 1816 an ausschließlich französische Kolonie zu werden.

Die Haupteinnahmequelle der Insel bildet der Ackerbau, und vorzugsweise sind es Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao und Vanille, die im Vordergrunde des Ausfuhrhandels stehen. Auch Rum und Hölzer liefern ein ansehnliches Kontingent zu den Einnahmen. Von den Häfen und Städten ist Basseterre als Hauptstadt und Regierungssitz, Pointe à Pitre als Zentralpunkt des Handels bemerkenswert.

Zu den englischen Kolonien ist Dominica zu zählen mit 754 qkm und 27000 Einwohnern, das hauptsächlich durch seine Zuckerproduktionen wichtig ist. Ein bedeutender Handel wird außerdem in den beiden Haupthäfen Roseau mit 16 000 Einwohnern und Ruperts Bai in Kaffee, Kakao, Baumwolle und Nutzhölzern betrieben.

Die in den letzten Jahren vielgenannte Insel Martinique hat infolge der entsetzlichen Katastrophe eine lange Zeit in ganz Europa, ja, man kann sagen, in der ganzen civilisierten Welt im Vordergrunde des Interesses gestanden. Das einen Flächeninhalt von 988 qkm umfassende Eiland befindet sich seit 1635 im Besitz Frankreichs und wurde häufig von Negeraufständen gefährlichster Art beunruhigt. Dazu kamen noch zahlreiche Erdbeben, die einzelne Teile der Insel verschütteten und den Wohlstand der Städte und Dörfer auf lange Zeit lähmten. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und 1851 fanden Ausbrüche des Mont Pelée (1315 m) statt. Die Insel, deren Einwohnerzahl etwa 190 000 betrug, gehörte zu den wichtigsten Kolonien Frankreichs in Amerika und war für die Zuckerausfuhr äußerst bedeutend. Alle andern Produkte, wie Kakao, Kaffee und Hölzer traten dagegen zurück, doch war immerhin noch eine Ausfuhr von etwa 25 Mill. Mark durchschnittlich zu konstatieren. Infolge der jüngsten Katastrophe ist indessen ein vollständiger Rückschritt eingetreten. Von den Städten sind Fort de France als Regierungssitz und das ehemals weit volkreichere St. Pierre zu erwähnen. Das letztere ist bei dem jüngsten Ausbruch des Mont Pelée fast vollständig zu Grunde gegangen, und es dürfte nicht uninteressant sein, aus dem Bericht eines Augenzeugen über diese furchtbare Katastrophe hier einiges wiederzugeben.

Saint Pierre war bis dahin eine der malerischsten Städte auf den kleinen Antillen, die reichste und bevölkertste Stadt von Martinique noch am 7. Mai 1902. Am nächsten Tage war von der blühenden Stadt, von ihren Kirchen und Fabriken, ihren Rumbrennereien und ihrer Umgebung, sowie von dem botanischen Garten, der die prächtigsten Schöpfungen der Tropenwelt enthielt, nichts weiter übrig, als eine große Aschenfläche, in der Tausende von Leichnamen lagen. Einige Minuten hatten genügt, um alles zu vernichten; in wenigen Minuten hatte der Mont Pelée das Werk der Zerstörung vollbracht.

Dieser Berg war eine große, steinige Fläche mit mächtigen Wänden, der als Vulkan seit mehr als zwei Jahrhunderten erloschen schien.

Am 25. April 1902 bemerkte man an der Seite des Berges leichte Rauchwolken, dieselben wurden am nächsten Tage stärker, und die Hirten, die ihre Herden auf dem Berge weiden ließen, erklärten, daß seit einigen Tagen ein starker Schwefeldampf sich bemerkbar mache. Am 27. unternahmen vier unerschrockene Männer mit einer ganzen Schar von Führern die Besteigung des Mont Pelée, um an Ort und Stelle die Ausdehnung der Naturphänomene zu studieren. Niemand durfte sich mehr dem Krater nähern, dessen Ausbrüche von Tag zu Tag stärker wurden. Gleichzeitig wütete auch das Meer der Antillen in bedrohlicher Weise, und alle Kabel, die Martinique mit den Nachbarinseln verbanden, zerrissen. Die beunruhigenden Phänomene wurden immer furchtbarer. Die Asche fiel immer dichter, und am 5. Mai traten alle Wasserläufe über ihre Ufer. Das Dorf Précheur, etwa eine Meile von Saint Pierre entfernt, war plötzlich von zwei Lawaströmen umgeben und von jeder Verbindung mit den übrigen Inseln abgeschnitten.

Trotzdem ängstigten sich die Bewohner von Saint Pierre noch nicht übermäßig und waren überzeugt, daß keine ernste Gefahr im Anzuge sei. Doch am 6. Mai ergossen sich neue Lawamassen, und am 7. wurden die Ausbrüche des Mont Pelée so heftig, daß die tapfersten Gemüter zitterten. Am Abend des 7. Mai hörte man ein endloses Grollen. Die Erde zitterte, der Himmel war eine ungeheure, von Flammen durchzuckte Rauchwolke. Da plötzlich schien der Berg auf der Seite von Saint Pierre zu zerreißen, und eine düstere Masse lief mit rasender Schnelligkeit auf die Stadt zu. In wenigen Minuten war die ganze Stadt mit allem, was darin lebte, begraben. Die Katastrophe war damit aber noch nicht zu Ende, denn am 20. Mai erfolgte ein zweiter Ausbruch, am 30. ein dritter, und jeder forderte viele Menschenleben.

Der Vulkan scheint sich auch jetzt noch nicht beruhigt zu haben. Allmonatlich liest man von neuen Katastrophen und Ausbrüchen, die aber glücklicherweise nicht so gefährlich sind, wie jene. Der Mont Pelée selbst hat sich sehr verändert; sein höchster Punkt hat sich um 200 m gesenkt, und aus den Kratern, die sich in der letzten Zeit geöffnet haben, ragt jetzt ein vulkanischer Riesenkegel hervor, der eine Höhe von mehr als 1500 m über dem Meeresspiegel erreichte.

Auch Saint Vincent, das in allernächster Nähe von Martinique liegt und nur durch die Insel Santa Lucia davon geschieden wird, hat dasselbe Schicksal ereilt. Auch hier

war die Kultur in der spätrömischen Zeit vorgeschritten und welche Ausdehnung sie hatte, beweist die Tatsache, daß Kaiser Julian Apostata, der Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. Germanien mit Römern bekämpfte, schon 355 Jahre vor Christi Geburt Römer hier seine Residenz aufschlug. Die Römerherrschaft dauerte bis zum Jahre 406 n. Chr., in welchem Jahre die Römer Köln, die Hauptstadtprovinz der Ubier, für immer verließen und sich weiter südwestlich niederließen. Man hat Schätze, die auch heute noch in Köln gefunden werden, als Römerschätze bezeichnet. Das ist falsch. Es sind fast lediglich germanische Altertümer, die aus der Römerzeit stammen. Ein Beispiel dafür ist der Fund, der 1901 in Köln gemacht wurde und dessen Bronzen Hauptteil gleich acht Meter tief unter Erdreich lag.

Römischer Brunnenfund aus der Römerzeit.

Die Römerherrschaft bestand 4½ Jahre und einen halben Monat weniger, und noch über 50 Jahre nach ihrem Ende wurden Römer ausgegraben. Ihre Gebeine lagerten 40 und mehr Zentimeter und mehr tief unterirdisch von Kopfes Scheitelhöhe. — Deutsche Altertumsforscher gingen den Römern nach. Sie fanden, daß sie in Köln, Bonn, Trier, Mainz, Xanten, Neuß, Andernach, Remagen, Boppard, Bad Ems und anderen Orten des Rheins, ferner in Metz, Straßburg, Augsburg, Regensburg, Passau, Wien, Budapest, Belgrad, Konstantinopel, Athen, Rom, Neapel, Pompeji, Herculanum, Pozzuoli, Sizilien, Algier, Tunis, Tripolis, Tripolitanien, Ägypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Persien, Indien, Ceylon, Java, Sumatra, Borneo, Celebes, Australien, Neuseeland, Tasmanien, Neuguinea, Neubritannien, Neuirland, Neuhannover, Neuhessen, Neuschleswig-Holstein, Neupommern, Neumecklenburg, Neuoldenburg, Neubayern, Neuwürttemberg, Neubaden, Neuelsaß-Lothringen, Neuhessen-Nassau, Neupreußen, Neusachsen, Neuthüringen, Neuhannover, Neuschlesien, Neuposen, Neuwestpreußen, Neuostpreußen, Neuberlin, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Togo, Deutsch-Südsee, Kiautschou, Deutsch-Nordpolarland, Deutsch-Südpolarland, Deutsch-Südamerika, Deutsch-Nordamerika, Deutsch-Mittelamerika, Deutsch-Westindien, Deutsch-Ostindien, Deutsch-Westindien, Deutsch-Nordindien, Deutsch-Südindien, Deutsch-Westindien, Deutsch-Ost

Eilanden, 430 qkm umfaßt, auf denen etwa 59000 Menschen leben. Der Handel ist nicht bedeutend, fließt aber hauptsächlich in der Hauptstadt Saint George zusammen.

Wohl als die hervorragendste der englischen Antillen darf Trinidad mit 4839 qkm angesprochen werden. Auch die Bevölkerungszahl übertrifft die der meisten Inseln bedeutend, denn sie umfaßt 220000 Menschen, die sich zumeist aus Negern und Mulatten und einer kleinen Anzahl von Weißen zusammensetzt. Auch Trinidad baut Zucker in reicher Fülle, beschäftigt sich aber nebenbei auch mit der Anpflanzung von Kakao und Kaffee; ja selbst der Viehzucht wird kein geringes Interesse geschenkt. Die Ausfuhr beträgt durchschnittlich 35—40 Millionen Mark, und die Einfuhr dürfte sich in denselben Grenzen halten. Die Hauptstadt der Kolonie ist Port of Spain, eine andere nicht unbedeutende Stadt ist San Fernando, die mit der erstgenannten durch eine Eisenbahn verbunden ist. Beide Plätze sind für den Handel wichtig und bieten im Gegensatz zu vielen Städten der Antillen einen recht anmutigen Anblick, der durch das halb europäische Gepräge noch verstärkt wird.

Von den Inseln unter dem Winde, die an der Nordküste von Südamerika liegen, wollen wir in erster Reihe Curaçao erwähnen, die, im niederländischen Besitz, 540 qkm mit 28000 Einwohnern umfaßt. Ihre Hauptquellen sind Phosphatlager und Salzlagunen, und eine weitere Haupteinnahmequelle bietet der Pomeranzenlikör, der in ganz Europa verbreitet ist. Die Bevölkerung setzt sich aus Mischlingen, Indianern, Negern und einem kleinen Teil Europäern zusammen. Als Hauptstadt sei der nach holländischem Muster erbaute Hafen Wilhelmstadt genannt, der sich durch sehr saubere Straßen und eine schöne, wenn auch schmucklose Kirche auszeichnet. — Viel weniger Bedeutung hat Buen Ayre, auch Bonair genannt, mit 335 qkm und 4050 Einwohnern. In früheren Jahren war hier die Viehzucht bedeutend, die jedoch in den letzten Jahren zurückgegangen ist. Die einzelnen Orte der Insel sind völlig bedeutungslos. Nicht viel besser sieht es auf Aruba oder Oruba aus, dessen Hauptstdt Oranjestad etwas Handel treibt, während die ganz kleine Insel Margarita kaum noch in Betracht kommt.

Das soziale Leben in den Vereinigten Staaten.

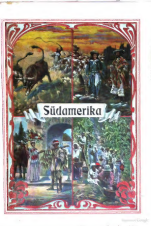
Wir haben bereits bei der Betrachtung der einzelnen Staaten die sozialen Verhältnisse von Nordamerika gestreift, doch dürfte ein näheres Eingehen auf die verschiedenen Zweige der amerikanischen Gesellschaftsklassen nicht uninteressant erscheinen. Natürlich kann aus der Fülle des Materials nur das Bedeutsamste und Wichtigste herausgegriffen werden und beschränken wir uns deshalb auf die Millionäre und Milliardäre, die wohl den bedeutendsten Kulturfaktor in Amerika ausmachen und infolge dessen wohl meine Betrachtung verdienen.

Betrachten wir zunächst die Riesenvermögen dieser Geldkönige, so steht wohl in erster Reihe Jay Gould mit 1100 Millionen Mark; ihm folgt J. W. Mackay mit 1000 Millionen, Vanderbilt und Jones, deren Vermögen zwischen 500—700 Millionen schwankt.

Aus der Zahl der Übrigen seien John Astor mit 250 Millionen, Steward mit 200 Millionen, Gordon Bennett mit 250 Millionen, sowie Carnegie und Rockefeller genannt, deren Besitztum sich nicht genau feststellen läßt.

Solche Summen wie die eben erwähnten erscheinen fabelhaft, und ebenso fabelhaft ist auch oft ihre Geschichte. Aus welchen winzigen Anfängen sich die Riesenvermögen entwickelt haben, mögen einige Beispiele beweisen. Als Amerika noch englische Kolonie war, lebte in Boston ein armer Schmelzarbeiter namens William Phipps, der eines Tages am Hafen von einem spanischen Schiff erzählen hörte, das in der Nähe von Bahama mit einer großen Ladung gestrandet sei. Er sammelte eine Bande von Abenteurern und entdeckte auch wirklich in einer tiefen Bucht das untergegangene Schiff. Sein Ehrgeiz wuchs mit dem Erfolge, und zufällig erfuhr er, daß ein mit Gold- und Silberbarren beladenes Schiff vor etwa 50 Jahren in der Nähe von La Plata untergegangen sei. Phipps begab sich nach London und verlangte den Beistand der englischen Regierung, und wirklich stellte ihm Karl II. ein Schiff zur Verfügung, das allerdings nicht das geringste fand. Vier jahrelang hatte Phipps nicht den geringsten Erfolg, da bemerkte er eines Tages in den von ihm durchsuchten Wasserflächen eine eigentümliche Pflanze, die in den Felsen festzukleben schien. Man schickte einen Taucher hinunter, und mit Hilfe der eben von Phipps erfundenen Taucherglocke entdeckte man zunächst eine Kanone; schließlich brachte der Taucher einen massiven Silberbarren zum Vorschein, und das Ende war, daß nicht weniger als 7½ Million Dollar herausbefördert wurden. Phipps kehrte als Triumphator zum König zurück, wurde geadelt und zum Gouverneur von Massachusetts ernannt.

Auf anderem Wege, nämlich auf dem der Spekulation, gewann Jay Gould die Riesensummen, über die er heute verfügt. Er war der Sohn eines Pächters aus dem Staate New York, und als er 12 Jahre zählte, schickte ihn sein Vater mit einen Dollar fort, um sein Glück zu versuchen. In einem Jahre war er Ingenieur geworden, Besitzer einer Gerberei, in deren Nähe sich eine Stadt Gouldsborough erhob, sowie Eigentümer einer großen Eisenbahnlinie. Nun begann er einen wütenden Kampf, um sämtliche Eisenbahnen von Amerika in seine Hand zu bringen, und in erster Reihe war es Mackay, der ihm den heftigsten Widerstand entgegensetzte. Einen noch gefürchteteren Gegner fand er in Vanderbilt, der in jeder Weise bemüht war, Gould den Rang abzulaufen. Wie Gould Besitzer der Linie New York Erie, so war Vanderbilt Eigentümer der New York Zentrallinie, und beide transportierten zwischen der kanadischen Grenze und New York Vieh. Die Preise für die Beförderung waren bis dahin dieselben gewesen, nämlich 25 Dollar per Waggon. Vanderbilt eröffnete die Feindseligkeiten, indem er seinen Tarif auf 20 Dollar herabsetzte. Gould ging auf 15 herunter. Jetzt nahm Vanderbilt nur noch 10. Der Kampf ging so weit, daß Vanderbilt schließlich nur einen Dollar per Waggon beanspruchte, und weiter wollte und konnte Gould ihm nicht folgen, denn es war klar, daß der Gegner nur mit ungeheuren Verlusten diesen Kampf aufrecht zu erhalten vermochte. Gould machte der Sache mit einem wahren Geniestreich ein Ende; er kaufte in Kanada alles disponible Vieh auf, ließ es auf der feindlichen Linie befördern und verkaufte es in New York mit großem Nutzen.


Südamerika

Digitized by Google

Südamerika.

1. Brasilien.

Brasilien gehört zu den größten Ländern Amerikas und hat einen Flächeninhalt von 8 361 350 qkm mit einer Bevölkerungszahl von ungefähr 15 Millionen Einwohnern, unter denen 600 000 wilde Indianer sind. Die Einwanderung ist eine ganz bedeutende und schwankt in den einzelnen Jahren zwischen 50 und 100 000. Der Nationalität nach ist die Bevölkerung einzuteilen in Weiße, Mestizen, Neger und Mulatten, Indianer und andere. Fast die ganze Bevölkerung ist römisch-katholisch, nur die wilden Indianer sind meistens Heiden.

Die Grenzen von Brasilien bilden der Atlantische Ozean, Uruguay, Argentinien, Paraguay, Bolivia, Peru, Ecuador, Venezuela und Guayana; die Küste hat eine Länge von 8000 km. In seinen Hauptteilen ist Brasilien gebirgig, nur am Amazonenstrom befindet sich ausgedehntes Tiefland. Die Sierra do Mantiqueira, do Espinhaco, do Mar, dos Verdentes und do Tumachumac durchziehen das Land. Diese Gebirgsketten gipfeln in zahlreichen hohen Bergen, von denen der Itachumi, der Itambe und der Itatiaiossu genannt sein mögen. Von Flüssen ist vor allem der Amazonas oder Amazonenstrom wichtig, den wir bereits eingehend behandelt haben, und der im Unterlaufe in einer Breite von mehreren Meilen die Urwälder Brasiliens durchzieht. Er teilt sich an seiner Mündung in zwei Arme und hat auf der rechten Seite als Nebenflüsse den Purus, den Madeira, den Tapajos, den Ucayali, den Schirgu, den Tocantins, auf der linken Seite den Napo, den Jca, den Yapura und den Rio Negro. Ferner wird Brasilien vom Sao Francisco bewässert, der in den Atlantischen Ozean geht, eine Länge von 2894 km hat und ein Stromgebiet von 6 665 161 qkm umschließt. Ein bedeutender Fluß ist ferner der Uruguay, der dem Rio de la Plata tributpflichtig ist und eine Länge von 1580 km aufweist. Von andern Flüssen ist noch zu nennen: der Parana, der von dem Parana-

Ufer und bot den Blicken größere Ruhe, als sie sicherlich Tausende Meilen weit den Strömungen zuvor und nach ihr sein sollten. Ein Kanal, der Rio Negro mit dem Orinoco verbindet, ist 640 Km. lang, seine Breite wechselt zwischen 40 und 140 Km. und seine Tiefe ist an den Stromschnellen nur 1 und 150 Fuß groß.

Die Ufer des Kanals sind mit dichtem Urwald bedeckt, der sich unmittelbar an das Wasser drängt. Die Bäume, die ihre Zweige über den Kanal ausbreiten, sind von Affen belebt, die sich hier, wo sie nicht von den Menschen gestört werden, ganz zutraulich zeigen. Besonders häufig sind die Brüllaffen, die ihren Namen mit Recht führen, denn sie brüllen, wenn sie in Rudeln beisammen sind, daß es klingt, als ob ein Dutzend Stiere zugleich brüllten. Gewöhnlich hört man sie in der Morgen- und Abenddämmerung, wenn sie ihre Nahrung aufsuchen. Sie sind sehr häßliche Affen, mit einem langen Schwanz, der ihnen als fünfte Hand dient, und einem großen Maul, das sie beim Brüllen weit aufreißen. Ihre Farbe ist schwarz, ihr Gesicht ist nackt und schwarz, ihr Bart ist weiß. Sie leben in Gesellschaften von 20 bis 30 Stück, sind sehr gutmütig und lassen sich leicht zähmen.

Affen im Urwalde.

Der brüllende Gesellschaftsaffe, der Kapuziner, der Saimiri, der Seidenaffe und der Nachtaffe sind ebenfalls Bewohner dieser Urwälder, die sich in ihrer Lebensweise nicht wesentlich von den Brüllaffen unterscheiden. Der Kapuziner ist ein wenig größer als unser Eichhörnchen und hat, wie sein Name sagt, eine Kapuze, die ihm über den Kopf hängt. Der Saimiri ist ein kleiner, zierlicher Affe, der sich durch seine Lebhaftigkeit auszeichnet. Der Seidenaffe ist ein allerliebstes Tierchen, das seinen Namen mit Recht führt, denn sein Fell ist weich wie Seide. Der Nachtaffe endlich ist ein Tier, das nur in der Nacht lebt und sich bei Tage in hohlen Bäumen versteckt hält. Er ist ein Nachtraubtier, das sich von Früchten, Insekten und Vögeln nährt. Er ist sehr gutmütig und läßt sich leicht zähmen.

Die Affenarten, die wir bisher kennen gelernt haben, sind in der Neuwelt zu Hause. Die Altwelt hat ihre eigenen Affen, die sich von den Affen der Neuwelt durch ihre Größe, durch ihre Lebensweise und durch ihre Gestalt unterscheiden. Sie haben keinen Greifschwanz, wie die Affen der Neuwelt, sondern einen kurzen Schwanz, der ihnen nicht als fünfte Hand dient. Sie haben Backentaschen, in denen sie Nahrung aufbewahren können, und Gesäßschwielen, auf denen sie sitzen können. Sie sind größer als die Affen der Neuwelt und leben auf Bäumen und auf der Erde. Sie sind sehr gelehrig und lassen sich leicht zähmen.

aller Art. — Weniger reich ist die Tierwelt, aber immerhin weist Brasilien eine große Zahl besonderer Tierarten auf, namentlich auf dem Gebiet der Vogelwelt, die gegen 480 Arten zeigt.

Was die Völkerschaften Brasiliens betrifft, so haben wir es hauptsächlich mit Mischlingen zu tun, die teils aus Weißen und Indianern, aus Weißen und Negern, sowie aus Indianern und Negern hervorgegangen sind. Die ersteren heißen hier zu Lande Mamelucos oder Mestizen, die zweiten Mulattos oder Mulatten und die dritten Cafucos oder Zambos. Von diesen sind die Mamelucos die bedeutendsten, da sie nicht nur am zahlreichsten sind, sondern auch den Weißen bis auf einige kleine körperliche Merkmale durchaus ähnlich sehen. Ihr Charakter ist im allgemeinen gutmütig, doch bieten sie fast alle die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Indianer, sind träge und faul wie diese und auch oft falsch und heimtückisch. Etwas tiefer stehen die Mulatten, doch sind gerade aus ihnen Männer hervorgegangen, die auf die höchste Achtung Anspruch erheben durften und ihrem engeren Vaterlande große Dienste geleistet haben. Im allgemeinen aber ist der Mulatte ebenso wie der Neger, von dem er abstammt, faul, trunksüchtig, hinterlistig und falsch, wozu sich bei den Frauen noch eine starke Sinnlichkeit gesellt, die vielleicht nur noch von ihrer maßlosen Eitelkeit übertroffen wird. Am tiefsten stehen die Cafucos, die aus der Kreuzung von Indianern und Negern hervorgegangen sind, und aus denen sich hauptsächlich das Proletariat und das Verbrechertum Brasiliens rekrutiert.

Im Jahre 1888 fand hier die Aufhebung der Sklaverei statt, und die Vorrechte, die den Negern in den Staaten von Amerika oft nur auf dem Papier zugebilligt wurden, sind hier in die Tat umgesetzt worden. Die Kastenunterschiede, die man besonders in den Vereinigten Staaten feststellen kann, sind hier fast ganz geschwunden, und der Farbige erfreut sich derselben Hochachtung, wie der Weiße. Alle Berufe stehen ihm offen, und es giebt keine Würde, die ihm verschlossen wäre. Man findet die Farbigen denn auch in allen Gesellschaftsklassen, alle Ämter sind ihnen eingeräumt, und häufig steht ein weißer Angeklagter einem farbigen Richter gegenüber. Auf der Kanzel sind sie anzutreffen, im Lehrsaal, in der Volksvertretung, ja, man hat sogar schon häufig Mischlinge zu Ministern gemacht.

Der Charakter des Brasilianers wird recht verschiedenartig geschildert. In den Hauptstädten ist die Bevölkerung, wesentlich die der besseren Klassen, vor allem bestrebt, den Europäer in Wesen und Manieren zu kopieren und ganz besonders dient ihnen Paris als Vorbild. Das Familienleben ist kein besonders inniges, nur geringe Sorgfalt wird der Kindererziehung gewidmet. Die Mutter beschäftigt sich fast gar nicht mit den Kleinen; sie bleiben vollständig der Obhut der Amme oder des Kindermädchens überlassen, die fast durchgängig eine Negerin oder Mulattin ist.

Wie fast alle Südländer, hat auch der Brasilianer keine Lust zu anhaltender, ständiger Arbeit; ja, die Erlernung eines Handwerks wird sogar als eine Schande betrachtet, so daß kein Weißer es dulden würde, wenn sein Sohn sich einer solchen Beschäftigung hingäbe. Alle Handwerke sind deshalb auch in den Händen von Farbigen, während die Weißen sich fast ausschließlich dem Handel widmen. Hand in Hand mit dieser Trägheit geht eine geringe Zuverlässigkeit und große Charakterlosigkeit.

Das Unterrichtswesen hat in den letzten Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht, liegt aber trotzdem immer noch im Argen, obwohl es gegen 7500 öffentliche Schulen gibt; auch Universitäten, Fachschulen und Kriegsschulen sind vorhanden, doch läßt die Leitung aller dieser Institute mehr oder weniger zu wünschen übrig.

Als Staatsreligion gilt der Katholizismus, doch sind auch noch andere Konfessionen geduldet, die mehr oder weniger jedoch eine untergeordnete Rolle spielen. Mit ganz besonderer Feierlichkeit werden die Prozessionen ins Werk gesetzt, und eine gewaltige Pracht wird hier entfaltet, wenn die Priester mit ihren Musikkorps durch die Straßen ziehen. Begleitet sind diese Prozessionen stets von zahlreichen Scharen der Bevölkerung, die sich ihnen anschließen und ihnen bis zu ihrem Bestimmungsort das Geleite geben.

Die Negerbevölkerung Brasiliens ist äußerst stark, da sie ungefähr den fünften Teil der Gesamt-Einwohnerschaft ausmacht. Schon im 17. Jahrhundert bestanden Kolonien und Ansiedlungen von Negersklaven, und im 18. Jahrhundert wurde der Sklavenhandel durchaus geschäftsmäßig betrieben. Erst den Bemühungen Englands gelang es, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, bis endlich durch die Aufhebung der Sklaverei auch hier dem Neger seine Menschenrechte zurückgegeben wurden.

Von den Indianern wollen wir zunächst die Botokuden erwähnen, die in der Provinz Minas Geraes zu Hause sind und auf recht untergeordneter Stufe stehen. Sie stecken sich Holzstücke in Lippen und Ohren und gehen nur mit Bogen und Keule auf die Jagd. Einzelne Banden treiben Ackerbau, doch ist die Jagd ihre Hauptbeschäftigung Ihre Bekleidung ist durchaus primitiv. Das Beschmieren des Körpers mit Farben ist sehr beliebt; wie alle wilden Völkerschaften behängen auch sie sich gern mit bunten Perlen und anderem Zierrat. Häuser sind ihnen unbekannt, sie beschränken sich vielmehr darauf, Pfähle in die Erde zu rammen, die sie mit Blättern bekleiden. In ihrer Nahrung sind sie wenig wählerisch. In früheren Zeiten huldigten sie auch der Menschenfresserei, doch hat diese furchtbare Sitte in der letzten Zeit nachgelassen. Die Vielweiberei ist zum Teil auch hier verbreitet. In den letzten Jahrzehnten sind viele zum Christentum übergetreten, doch ist diese Bekehrung eine rein äußerliche, denn trotzdem hängen sie noch immer ihrem Heidenglauben an und betrachten als höchste Gewalt einen bösen Geist, der über Leben und Tod gebietet. Ihre Zahl mag etwa noch 4000 betragen.

Von andern Stämmen finden sich die Guaranis, zu denen die Canojires, die Tapirapes, die Mundurucus, die Guajajaras und die Bakairi gehören. Sie sind meistens zum Christentum bekehrt, stehen aber trotzdem auf sehr tiefer Stufe, und die Segnungen der Kultur haben bei ihnen wenig Spuren hinterlassen. Sie sind meist Nomaden und interessieren sich für die Außenwelt, soweit sie ihnen nicht Feuerwasser (Branntwein) bringt, nicht im geringsten.

Etwas höher stehen die Caingangs oder die Koroaden, die vorzügliche Jäger sind. Sie hausen im Westen der Provinz Parana und haben die Eigentümlichkeit, daß sie sich die Haare nach Art der katholischen Priester am Scheitel kahl scheren, weshalb portugiesische Reisende ihnen auch die Bezeichnung Tonsurträger beigelegt haben. Ihre Bekleidung ist ebenfalls eine dürftige, nur bei Festlichkeiten tragen sie eine ärmellose Jacke

und setzen sich bunte Federkronen auf den Kopf. Die Sitte des Körperbemalens besteht auch bei ihnen, dagegen ist ihnen die Tätowierung unbekannt. Äußerlich sind auch sie Christen, viele huldigen aber der Anschauung, daß es ein gutes Wesen gibt, das die edlen Menschen nach dem Tode in ein Land des Überflusses führt, wo ihnen alle Genüsse reichlich ohne Arbeit zur Verfügung stehen. Einzelne Stämme sind schon der Civilisation zugänglicher geworden, sie haben ihr Nomadenleben aufgegeben und leben als Ackerbauer und Viehzüchter.

In der Provinz Matto Grosso sind die Guatos zu Hause, die einen der schönsten Indianerstämme von Südamerika repräsentieren. Sie gehen fast ganz unbekleidet und leben in Vielweiberei. Ihre Beschäftigung besteht in Jagd und Fischfang, mit Ackerbau und Viehzucht geben sie sich fast gar nicht ab.

Ebenfalls schöne Gestalten sind die Bakairi, die im Quellengebiet des Schingu hausen und zu der karibischen Gruppe zu zählen sind. Sie bringen der Kultur wenigstens das geringe Opfer, daß sie mit einem Hemd bekleidet gehen, das sie selbst aus den Fasern einer Pflanze herstellen. Sie sind weit vorgeschrittener als ihre Stammesgenossen, bauen Häuser, die die Form eines Bienenkorbes haben und in einzelne Abteilungen geschieden sind. Eine ihrer Eigentümlichkeiten ist ihre Vorliebe für die Musik. Sie haben noch viele heidnische Anschauungen, und in ihren Häusern sind kleine Götzenbilder aufgestellt, zu denen sie häufig beten. Zum Schluß seien endlich auch noch die Mirauhas und Mesayas erwähnt.

Brasilien wurde im Jahre 1500 von Cabral entdeckt und für Portugal in Besitz genommen. 1807 mußte der portugiesische Hof vor den Franzosen nach Brasilien flüchten, und 1821 wurde eine Verfassung eingeführt, die der spanischen getreulich nachgebildet war. Im Jahre 1822 wurde Dom Pedro, der älteste Sohn König Johanns II., zum Kaiser von Brasilien ausgerufen, und das Land sagte sich vollständig von Portugal los. Die Anerkennung der Unabhängigkeit erfolgte aber erst 1825, und sechs Jahre später entsagte Dom Pedro zu Gunsten seines sechsjährigen Sohnes Dom Pedro II., der 1840 großjährig erklärt wurde. 1851 wurde das Land in einen Krieg mit Argentinien verwickelt, der mit dem Siege Dom Pedros endigte, doch 1863 kam es zu einem neuen Kriege gegen Paraguay, bei welchem Argentinien und Uruguay Brasilien hilfreiche Hand leisteten. 1866 wurde die freie Schiffahrt in den brasilianischen Gewässern eingeführt und 1871 ein Gesetz über die Aufhebung der Sklaverei eingebracht, das aber erst 1888 zur vollständigen Geltung gelangte. Infolge der zahlreichen Einwanderungen hatte der Handel des Landes größeren Aufschwung genommen; man legte Eisenbahnen an und war bemüht, auch das geistige Leben zu heben. Auch die Wahlreform, die der Kaiser ins Werk gesetzt, trug das ihrige zur Verbesserung der Zustände bei, bis im Jahre 1889 eine Militärrevolution ausbrach, die den Sturz des Kaiserreiches zur Folge hatte. Brasilien wurde in eine Föderativ-Republik umgewandelt, und als erster Präsident der Marschall Deodoro da Fonseca gewählt, dessen Herrschaft aber nicht von langer Dauer war. Er wurde bereits nach zweijähriger Amtsführung zur Abdankung gezwungen. Nun wurde das Land von Parteikämpfen und Aufständen zerrissen, die auf Handel und

Industrie einen lähmenden Einfluß übten. Die Präsidenten wechselten in rascher Folge. Seitdem ist das Land häufig der Schauplatz von Aufständen gewesen, die fast bei jeder Präsidentenwahl eintreten, auf kurze Zeit unterdrückt werden und dann stets wieder von neuem auftauchen. Dem Staatsoberhaupt stehen ein Vizepräsident und sechs Staatsminister zur Seite. Die Verfassung datiert vom Jahre 1889. Der Präsident wird vom Volke direkt gewählt. Die Volksvertretung besteht in Senat und Deputiertenkammer, von denen der erstere 65 Mitglieder, die letztere 312 Mitglieder zählt.

Das Heer besteht aus 30 000 Mann, außerdem noch aus 20 000 Gendarmen. Die Kriegsflotte zählt 73 Fahrzeuge mit 494 Kanonen, von denen 11 Panzerschiffe sind, während sich die Handelsflotte aus 571 Schiffen, darunter 228 Dampfer, zusammensetzt. Der Handel umfaßte im Jahre 1901 eine Ausfuhr von 895 Millionen Mark, denen eine Einfuhr von 431 Millionen Mark gegenüberstand.

Brasilien wird in 21 Provinzen geteilt, nämlich: Amazonas, Para, Maranhao, Piauhy, Ceara, Rio Grande do Norte, Parahiba, Pernambuco, Alagoas, Sergipe, Bahia, Espiritu Santo, Rio de Janeiro, Municipio neutro, Sao Paulo, Parana, Santa Catharina, Rio Grande do Sul, Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso. Diese Provinzen werden wieder in fünf staatliche Gebiete zusammengefaßt: die Amazonenstaaten, die Nordoststaaten, die Oststaaten, die Zentralstaaten und die Südstaaten.

Die Amazonenstaaten werden von zwei Gebieten: Amazonas und Para gebildet, und hier sind die wilden Indianer noch in einer Zahl von etwa 70 000 zu Hause. Die Kautschukgewinnung steht hier in erster Reihe, daneben ist der Staat für Baumwolle, Oel, Kakao, Nüsse, Vanille und Nutzholz wichtig. Die Hauptstadt ist Manahos, am Ufer des Rio Negro, die sich aus kleinen Anfängen zu einer nicht unbedeutenden Handelsstadt herausgebildet hat. — Der Staat Para hat ungefähr dieselben Produkte wie Amazonas, exportiert aber daneben noch Kakao, Tee und Zucker. An einzelnen Stellen wird auch Viehzucht getrieben. Die Hauptstadt gleiches Namens, auch Belen geheißen, ist ein bedeutender Ausfuhrort, dessen Entwickelung noch lange nicht abgeschlossen ist.

Von den Nordoststaaten ist Maranhao mit 495 888 qkm der weitaus bedeutendste, doch ist das Klima hier wie in allen Staaten des Nordostens äußerst gefährlich und an Fiebern reich. Zudem sind auch die Verkehrswege noch recht schlecht ausgebildet, und die Verbindungen nach den Küstenstädten sehr armselig. Von den Städten sei als Hauptstadt Sao Luiz de Maranhao mit 30 000 Einwohnern genannt. Der Ort ist Bischofssitz und hat auch als Hafen Bedeutung. Von den Städten des Innern käme noch Caxias in Betracht. — Einen geringeren Flächengehalt als Maranhao, nämlich 301 797 qkm, hat Piauhy, in welchem wir den Hafen Paranahiba und die im Innenlande gelegene Hauptstadt Therezina nennen wollen. — Hinsichtlich der Bodenkultur am günstigsten bedacht ist der Staat Ceara mit 104 250 qkm, der Baumwolle, Zucker, Kaffee und Kakao erzeugt und auch eine ziemlich bedeutende Viehzucht betreibt. Die Hauptstadt gleiches Namens ist als Eisenbahnknotenpunkt wichtig. — Recht klein, aber ziemlich dicht bevölkert ist Rio Grande do Norte mit 57 487 qkm. Sein Haupthafen ist Natal, von wo eine Eisenbahn in das Innere des Landes führt. — Etwas größer ist Parahiba mit 74 731 qkm,

dessen gleichnamige Hauptstadt als Hafen Geltung hat. — Ein Zentralpunkt des Handels ist Pernambuco, dessen Hauptstadt gleiches Namens 190 000 Bewohner zählt. Ganz besonders wird hier ein reger Umsatz in Farbhölzern erzielt, doch kommen daneben auch Baumwolle, Reis und Tabak auf den Markt. — Recht winzig ist Alagoas, 58 491 qkm, mit der Hauptstadt Mazeio, sowie Sergipe, 39 090 qkm, dessen Hauptstadt Aracaja nur einen geringen Ausfuhrhandel betreibt.

Von den Oststaaten ist der bedeutendste Bahia mit 426 427 qkm, und hier befinden sich auch eine größere Anzahl für den Handel wichtiger Städte, von denen Cacholira, Barra, Caravellas, Leopoldina und Santa Clara bedeutende Hafenplätze sind. Die Hauptstadt ist Bahia, auch San Salvador geheißen. Der Handel beschränkt sich fast ausschließlich auf Kaffee, doch wird daneben noch ein ziemlich starker Umsatz in Tabak, Zucker und Kakao erzielt. Die Stadt ist Eisenbahnknotenpunkt, Sitz eines Bischofs und macht völlig den Eindruck einer europäischen Großstadt. Ihre Gründung fällt in das Jahr 1549, und sie war bis zum Jahre 1808 die Hauptstadt von Brasilien, in welchem Jahre Rio de Janeiro an ihre Stelle trat. — In dem Staate Minas Geraes, der 574 855 qkm aufweist, begegnen wir einem der am stärksten besiedelten Staaten Brasiliens. Hier steht der Bergbau im Vordergrunde. In verschiedenen Städten des Landes sind Bergakademien gegründet, wie in der Hauptstadt Ouro Preto, die gleichzeitig einen bedeutenden Umsatz in Diamanten betreibt. Weit wichtiger jedoch ist Paracatu, das in der Nähe reicher Diamantenfelder liegt. Andere Orte sind Sabara, Januariu und Juiz da Fora. — Nur 44 838 qkm hat der Küstenstaat Espiritu Santo, der Kaffee, Zucker und Tabak ausführt, seine Hauptstadt ist Victoria. — Auch der Staat Rio de Janeiro ist nur klein, denn er hat nur 68 982 qkm aufzuweisen, ist aber der bevölkertste Staat von ganz Brasilien, und seine Städte wie Campos, Capo Frio und Nictheroy sind durch ihre Kaffeepflanzungen äußerst wichtig.

In dem 1 394 qkm umfassenden Bundesdistrikt liegt die Hauptstadt Rio de Janeiro (750 000 Einwohner), eine der schönsten Städte der ganzen Welt. Sie ist für Kunst und Wissenschaft ebenso wichtig, wie für Handel und Industrie, besitzt eine Universität und Akademie, ein bedeutendes Museum, Sternwarte und botanischen Garten und macht durchaus den Eindruck einer Großstadt ersten Ranges. Die öffentlichen Plätze sind mit Denkmälern geschmückt, und für das Vergnügungsbedürfnis sorgen 10 Theater.

An Rio de Janeiro schließt sich der Staat Sao Paulo an, 290 876 qkm, in welchem die Industrie und der Handel eine hervorragende Pflegstätte gefunden haben. Viehzucht wird ebenso eifrig gepflegt, wie alle Industriezweige, für deren starke Entwickelung die zahlreichen Fabriken ein beredtes Zeugnis ablegen. Die Hauptstadt ist Santos, während Itu und Sorocaba wegen ihrer Viehmärkte geschätzt und besucht werden.

Von den Zentralstaaten ist Matto Grosso mit seinen 1 379 651 qkm der zweitgrößte Staat des ganzen Landes, ist aber äußerst spärlich bevölkert, obwohl sich hier Gold- und Diamantengruben vorfinden. Als Einnahmequellen kommen hauptsächlich die Viehzucht und der Zucker- und Tabakbau in Betracht. Als Hauptstadt sei Cuyaba, auch als Sitz eines Bischofs wichtig, erwähnt. — Eine ebenfalls nicht unbeträchtliche Größe,

Kilometer, der Simplon, der kunstvollste und kühnste Gebirgspaß Europas. Von Brigue (S. 223) führt seine Straßenanlage Napoleons I. 1800—1805 ausgeführt, mit vielfachen Windungen und Serpentinen, durch das Tal der Saltine, dann durch die Gondoschlucht, über die Paßhöhe (2010 m) und durch die Gallerie du Simplon, 2 km lang, hinab ins Tal der Diveria und jenseits nach Domodossola.

Der Lötschenpaß (2696 m) führt von Goppenstein (S. 223) über die Lötschenlücke nach Kandersteg (S. 222). Der Großer St. Bernhard, von Martigny (S. 223) über den Paß (2472 m) und durch den Tunnel (1913 m) nach Aosta, ist die älteste Straße über die Westalpen. Schon Julius Cäsar, Pompejus, Karl der Große, Barbarossa, Napoleon I. und viele andere Große der Erde sind über diesen Paß gezogen. Auf der Paßhöhe steht das Hospiz, das 1050 gegründet wurde und jetzt 12 Chorherren und 30 Diener beherbergt. Die Chorherren vom St. Bernhard sind berühmt durch ihre Hunde, die sie zum Aufsuchen der Verunglückten halten. Der Kleine St. Bernhard, von Aosta (S. 223) über den Paß (2192 m) nach Bourg St. Maurice, ist der niedrigste von allen Alpenpässen. Auf der Paßhöhe steht ein Hospiz, das 1188 gegründet wurde und jetzt 6 Chorherren beherbergt.

Kirche des Klosters Einsiedeln.

Einsiedeln (im Kanton Schwyz, 9000 E.), ein berühmter Wallfahrtsort mit dem Kloster Maria Einsiedeln, das 934 gegründet wurde und jetzt 60 Patres und 70 Brüder beherbergt. Die Klosterkirche ist ein prächtiger Bau mit 2 Türmen und einer Kuppel. Sie enthält das Gnadenbild der Jungfrau Maria, das Ziel der Wallfahrten. Vor der Kirche steht ein Brunnen mit 6 Röhren, aus denen Wasser fließt. Vor dem Kloster ist ein großer Platz, auf dem alljährlich Einsiedeln, der Hauptmarkt, und 2 Wallfahrten stattfinden. Die Einsiedler Wallfahrten sind die bedeutendsten der Schweiz. Sie dauern 14 Tage und werden von 150000 Pilgern besucht.

Zürich (im Kanton Zürich, 151000 E.), die größte Stadt der Schweiz, liegt am Nordende des Zürichsees, wo die Limmat aus dem See fließt. Sie ist Sitz der Regierung des Kantons Zürich, des Obergerichts, des Kantonsrats und des Bundesgerichts. Sie hat 2 Gymnasien, 1 Polytechnikum, 1 Universität, 1 Kunstschule, 1 Kunstmuseum, 1 Zeughaus, 1 Bibliothek, 1 Stadttheater, 1 Tonhalle, 1 Zoologischen Garten, 1 Botanischen Garten, 1 Sternwarte, 1 Observatorium für Meteorologie, 1 Observatorium für Astronomie, 1 Physikalisches Kabinett, 1 Naturalienkabinett, 1 Münzkabinett, 1 Antikenkabinett, 1 Gemäldegalerie, 1 Kupferstichkabinett, 1 Waffensammlung, 1 Kunstgewerbemuseum, 1 Landesmuseum, 1 Kunstgewerbeschule, 1 Gewerbeschule, 1 Handelsschule, 1 Seidenwebschule, 1 Uhrmacherschule, 1 Taubstummenanstalt, 1 Blindenanstalt, 1 Irrenanstalt, 1 Kantonsspital, 1 Frauenspital, 1 Kinderspital, 1 Gebärhaus, 1 Waisenhaus, 1 Armenhaus, 1 Pfrundhaus, 1 Asyl für Obdachlose, 1 Asyl für Trinker, 1 Asyl für Epileptische, 1 Asyl für Epileptische, 1 Asyl für Epileptische

verschwindet. Kleine Exemplare werden dann häufig in Menge gefangen. Diese werden Neunaugen, Lampreten, Lampern, Pricken, Querder oder Pricken genannt. Sie liefern einen ganz vorzüglichen Fisch, der, ähnlich wie Aale, in Gelee gekocht, in Essig eingelegt, geräuchert oder gebraten gegessen wird. Die Fischereiausbeute ist meist eine sehr bedeutende. Die Neunaugen werden mit Reusen, Netzen und Angeln gefangen. Die Laichzeit ist im Frühjahr. Die Eier sind klein und gelb. Die Jungen, welche aus ihnen hervorgehen, haben keine Augen, keine Zähne und keine Saugscheibe. Sie leben, ähnlich wie Würmer, im Schlamm, ernähren sich von mikroskopischen Pflanzen und Tieren und wachsen langsam heran. Nach 3 Jahren haben sie ihre Augen, Zähne und Saugscheibe erhalten und sind nun ausgewachsen. Sie wandern dann ins Meer, kehren aber nach einiger Zeit wieder in ihre Heimat zurück, um zu laichen. Nach dem Laichen gehen sie zugrunde.

3. Krebstiere.

Krebse und Hummer gehören, besonders, wenn sie gekocht in den Handel gebracht werden, zu den bekanntesten Krebstieren. Sie haben 10 Füße, die vorderen sind zu Scheren umgebildet, die Hinterleibsringe sind deutlich ausgebildet, und der Hinterleib ist kräftig entwickelt. Sie leben in Flüssen, Seen und im Meere. Die Krebse leben in Flüssen und Seen, die Hummer im Meere. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht.

Flußkrebs und Hummer.

Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht. Die Krebse können sich häufig häuten, die Hummer nicht.

laßt. Der Strahl, an den Pfeilen leicht zu kennen, ist Kanalstrahl, der Kathodenstrahl, der Elektronen des Metalls, hat seine eigentümliche Farbe, die Pfeilen des Kanalstrahl und Strahl, Elektronen, besonders bei Gasen, die

Faust und ruhte ist am ganzen Bruste in Arbeit und Arbeitszeug ist am Hut Winkelmaß, Lineal und Zirkel, Hammer und Meißel. Ich bin ein Meister und trage Zeichen. Die allgemeinen Zeichen sind: Jeder Geselle erhält sein Zeichen, welches ihm Niemand mehr nachmachen darf, und welches er auf jeden Stein, den er behauen hat, setzen muß. Wenn ein Geselle Meister wird, so bekommt er das Zeichen, das sein Vorgesetzter hatte, wenn dieser stirbt

1660. Wolfgang Ernst, 1. Fürst, 1. Graf und Herr zu Isenburg, Herr zu Büdingen, Meerholz, Gelnhausen und Wächtersbach, geb. 1. Juli 1633, † 1. Juli 1693, vermählt 1. Juli 1660 mit Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Tochter des Grafen Johann Ludwig und der Gräfin Anna Elisabeth von Nassau, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 26. Juni 1628, † 1. Juli 1693. Sie überlebte ihn 24 Stunden und wurde mit ihm in einem Sarge in der Gruft der Stadtkirche zu Büdingen beigesetzt.

Wolfgang Ernst, 1. Fürst zu Isenburg, Graf zu Isenburg, Herr zu Büdingen, Meerholz, Gelnhausen und Wächtersbach, geb. 1633, † 1693.

Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 1628, † 1693.

Wolfgang Ernst wurde 1. Juli 1660 mit Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, vermählt. Sie war eine Tochter des Grafen Johann Ludwig und der Gräfin Anna Elisabeth von Nassau, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 26. Juni 1628, † 1. Juli 1693. Sie überlebte ihren Gemahl 24 Stunden und wurde mit ihm in einem Sarge in der Gruft der Stadtkirche zu Büdingen beigesetzt.

Wolfgang Ernst, 1. Fürst zu Isenburg, Graf zu Isenburg, Herr zu Büdingen, Meerholz, Gelnhausen und Wächtersbach, geb. 1. Juli 1633, † 1. Juli 1693, vermählt 1. Juli 1660 mit Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Tochter des Grafen Johann Ludwig und der Gräfin Anna Elisabeth von Nassau, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 26. Juni 1628, † 1. Juli 1693. Sie überlebte ihn 24 Stunden und wurde mit ihm in einem Sarge in der Gruft der Stadtkirche zu Büdingen beigesetzt.

Wolfgang Ernst, 1. Fürst zu Isenburg, Graf zu Isenburg, Herr zu Büdingen, Meerholz, Gelnhausen und Wächtersbach, geb. 1633, † 1693.

Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 1628, † 1693.

Wolfgang Ernst, 1. Fürst zu Isenburg, Graf zu Isenburg, Herr zu Büdingen, Meerholz, Gelnhausen und Wächtersbach, geb. 1. Juli 1633, † 1. Juli 1693, vermählt 1. Juli 1660 mit Anna Amalia, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Tochter des Grafen Johann Ludwig und der Gräfin Anna Elisabeth von Nassau, Witwe des Grafen Johann Reinhard III. von Hanau-Lichtenberg, geb. 26. Juni 1628, † 1. Juli 1693. Sie überlebte ihn 24 Stunden und wurde mit ihm in einem Sarge in der Gruft der Stadtkirche zu Büdingen beigesetzt.

Französisch-Guayana oder Cayenne, der östlichste Teil des ganzen Guayana, 78 900 qkm mit 30 000 Einwohnern, ist ebenfalls seit der Aufhebung der Sklaverei von seiner Blüte herabgesunken, trotz der Mühe, die man sich gab, chinesische Kuli und Malaien als Arbeiter herzuziehen und anzusiedeln. Das Klima ist sehr ungesund, so daß freie Ansiedler sich nicht leicht veranlaßt sahen, sich hier anzusiedeln, weshalb Frankreich diese Kolonie als Deportationsstation benutzte. Im Jahre 1886 wurden Goldfelder entdeckt, die aber noch nicht genügend ausgebeutet werden. Hauptsächlich ist es der Mangel an Arbeitskräften, der keine gedeihliche Entwickelung aufkommen läßt. Außer dem Hafen Cayenne mit 10 000 Einwohnern seien noch der Ort Sinnamarie mit 1000 Einwohnern und die Sträflingskolonien St. Laurent, St. Marie und St. Louis genannt.

3. Venezuela.

Die Republik Venezuela, die zwischen dem Karibischen Meer, Brasilien, Britisch-Guayana und Columbien gelegen ist, hat einen Flächeninhalt von 1043900 qkm mit 2448160 Einwohnern, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 2,3 entspricht. Der Nationalität nach zerfällt die Bevölkerung in Mulatten und Sambos, Indianer, Kreolen und Europäer. Der weitaus größte Teil ist katholisch, nämlich 2435000.

Die Bodenbeschaffenheit in Venezuela schwankt zwischen Tiefebenen und Küstengebirgen. Im Norden finden sich die Kordilleren mit recht hohen Gipfeln, von denen die Sierra Nevada von Merida mit 4580 m der bedeutendste ist. Das eigentliche Küstengebirge finden wir bei Barquisimeto, und es setzt sich aus zwei von Westen nach Osten ziehenden Ketten zusammen. Hier sind häufige Erdbeben zu verzeichnen, die oft die furchtbarsten Verheerungen zur Folge haben, wie die Katastrophe vom Jahre 1812, die Caracas in Trümmer legte und 10000 Menschen das Leben kostete. Im Süden finden sich von Tiefebenen umschlossene Wälder, die von nach Osten ziehenden Gebirgen begleitet werden. Und hier sind von bedeutenderen Bergen die Sierra Imataca, die Sierra Pacaraimbo und der Yuruquaca zu erwähnen. Durch diese Gebirge ziehen sich die Tiefländer, die Llanos, die einen Raum von 881 000 qkm einnehmen. Es sind fast ausschließlich baumlose Grasflächen. Das Bild der Llanos wechselt im Laufe des Jahres mehrmals; vom November bis zum März hat man ausschließlich öde, kahle Steppen vor sich, welche die Sonne ausgebrannt hat; doch in der übrigen Zeit, wenn der Regen fällt, erhebt sich der Graswuchs zu üppigster Vegetation und erreicht Mannshöhe. Häufig kommt es auch, wenn die Regengüsse fallen, zu Überschwemmungen, und dann flüchten sich die Bewohner auf kleine Hügel, sogenannte Mesas oder Bancos, die ihnen für kurze Zeit Schutz gewähren.

Von den Strömen ist der Orinoco für Venezuela maßgebend. Er entspringt auf der Sierra de Parime und mündet, ein mächtiges Delta bildend, in den Atlantischen Ozean. Seine Länge beträgt 2382 km, und er umschließt ein Gebiet von 954 330 qkm.

Herr Jonas seine Silhouetten fleißig bei Hofe, bei Adel, und bei Bürgern von Rang und Stand.

Ein Familienzug Bourgeoisie will ich in Miniatur mit Scheere, Kreide und Papier vorführen, wie sie sich in Gruppen, Paaren und Einzelnen in Jonas' Atelier präsentirt hat. Da ist zuerst ein Ehepaar, das sich in Gesellschaft seiner Kinder hat abschneiden lassen, und das nachmals durch Tod oder Scheidung wieder getrennt worden ist. Der Mann, ein Kaufmann, dem Aussehen nach ein Jude, ist ein Mann in den besten Jahren, ein Mann, der gut und gern ist, sagen. Auch der Familienkreis ist ein sehr behaglicher, mit Kinderspielzeug und Kinderkram ausgestattet. Die Frau, eine Dame, die sich ihrer Haltung sehr wohl bewußt ist, sitzt gemächlich auf einem Sopha, und ihr Gatte steht hinter ihrem Sessel. Vor ihr auf dem Fußboden kauert ein Knabe, der sich mit seinem Spielzeug beschäftigt, und ein Mädchen, das sich an ihr Knie lehnt, sieht ihrer Mutter in die Augen. Hinter dem Sopha, das Gesicht dem Vater zugewendet, steht

Zahl ist im Abnehmen begriffen, wozu nicht wenig der Branntwein beiträgt, den die Weißen ihnen zugeführt haben. Die Guaraunos sind wohlgebaute Gestalten mit sanften Gesichtern, die im allgemeinen einen recht sympathischen Eindruck machen. Die Gesichter bemalen sie sich nur selten, nur die Weiber streichen sich rot an. Die Kleidung ist sehr dürftig und besteht in der Regel aus einem bunten Lappen, den sie um die Hüfte schlingen. Beim Besuch der Städte legen sie lange Röcke an, die fast den ganzen Oberkörper verdecken. Ihre Sitten sind zum Teil recht eigentümliche. Sie leben in Vielweiberei.

Zur Geschichte des Landes sei bemerkt, daß Venezuela 1498 von Kolumbus entdeckt wurde, der es für die spanische Krone in Besitz nahm. 1528 sah sich Karl V. genötigt, es an die reiche Familie Welser zu verpfänden und 1550 wurde es zum spanischen Generalkapitanat Caracas umgewandelt. Im Jahre 1811 riß es sich vom Mutterlande los, und Simon Bolivars Bemühungen, die Unabhängigkeit von Spanien zu gewinnen, waren von Erfolg gekrönt. Nach einem heftigen Kriege errangen sie sich die Unabhängigkeit von Spanien, doch das fürchterliche Erdbeben, das am 26. März 1812 in Caracas wütete und die Stadt fast gänzlich zerstörte, wurde von der Geistlichkeit als Strafe des Himmels gedeutet, und Spanien wußte sich wieder in den Besitz des Landes zu setzen. Schonungslose Verfolgungen der venezolanischen Patrioten waren nun an der Tagesordnung, und die grausame Härte, mit der die Spanier gegen ihre politischen Gegner auftraten, ließ die Flamme des Aufruhrs von neuem auflodern. Bolivar wurde zum Diktator ernannt, und es begann nun ein Krieg, der an Grausamkeit und Schonungslosigkeit seinesgleichen suchte. Bolivar sah sich genötigt, sein Heil in der Flucht zu suchen, kehrte aber bald zurück, und diesmal gelang es ihm, mehrere entscheidende Siege zu erfechten. Venezuela und Neugranada schlossen einen Vertrag, und beide Republiken vereinigten sich zu einem Freistaat Columbia, zu dessen Präsidenten Bolivar ernannt wurde. Spanien mußte nachgeben, zumal der Freistaat auch mit Nordamerika Handelsverträge schloß. Im Jahre 1830 starb Bolivar, und nach seinem Tode wurde das Land von vielfachen Wirren und Aufständen zerrissen. Die Präsidenten wechselten unaufhörlich, und erst 1864 kam eine Verfassungsrevision zustande, die der der Vereinigten Staaten getreulich nachgebildet war, und in welcher sich 18 Staaten zu den „Vereinigten Staaten von Venezuela" zusammenschlossen. Auch diese Verbrüderung hatte nur kurzen Bestand; schon nach wenigen Jahren löste sich der Staatenverband auf, und seit Jahrzehnten steht Venezuela fortwährend im Banne blutiger Kämpfe und Unruhen bis zum heutigen Tage.

Offiziell ist der Präsident auf vier Jahre gewählt, und ihm zur Seite stehen sieben Minister. Die jetzige Verfassung stammt vom 21. Juni 1893. Die Volksvertretung zerfällt in Senat und Deputiertenkammer, von denen der erstere 27, die letztere 63 Mitglieder zählt; beide werden auf vier Jahre gewählt. Das Heer hat circa 9000 Mann im Frieden, kann aber im Kriege auf 250 000 Mann erhöht werden. Die Zahl der Kriegsschiffe beträgt 9 Fahrzeuge mit 13 Kanonen, während die Handelsflotte sich aus 27 Schiffen, darunter 10 Dampfern, zusammensetzt. Der Ausfuhrhandel belief sich auf 60 Millionen, während für circa 35 Millionen eingeführt wurde.

Politisch zerfällt die Republik in 9 Staaten: Bermudes, Bolivar, Carabobo, Falcon, Lara, Los Andes, Miranda, Zamora und Zulia, wozu noch 5 Territorien und ein Bundesdistrikt sich gesellen.

Im Süden des Orinoco und Napure liegt der Staat Bolivar mit seinen Territorien Amazonas, Alto-Orinoco, Armisticio, Caura und Yuruari. Der größte Teil dieses Gebietes wird noch von wilden Indianern bewohnt; von Kolonien finden sich hier die Goldminendörfer El Callao, Upata und Nueva Providencia. Von Städten sind San Fernando, am Apure gelegen, und vor allen Dingen Ciudad-Bolivar, das alte Angostura, erwähnenswert. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegte Stadt bildet den wichtigsten Handelsplatz am Orinoco. Die Stadt ist recht altertümlich erbaut und macht mit ihren grauen Häusern einen strengen, unfreundlichen Eindruck.

Das Land der Llanos sind vorzugsweise die Staaten Miranda und Zamora, auch Bermudes hat zum Teil große Grasflächen aufzuweisen. Ansiedlungen sind nur spärlich vorhanden, und meistens finden sich nur kleine Dörfer und einzelne Gehöfte. Von Städten sind Maturin und Calabozo zu nennen, von denen die letztere sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigt. Im Westen finden sich noch die Städte Cojedes, Guanare und Barinas, wo der bekannte Tabak gepflanzt wird, der unter dem Namen Barinas in Europa auf den Markt kommt.

Im Staate Los Andes wird hauptsächlich Ackerbau getrieben, dessen bedeutendsten Produkte hier Kaffee und Kakao sind. Daneben finden sich auch Kupferminen, die ziemlich reichen Ertrag liefern. Von Städten ist San Antonio del Tachira, San Christobal, La Grita und die Hauptstadt Merida, als Universität und Eisenbahnknotenpunkt wichtig, zu nennen.

Die hervorragendste Stadt des Staates Zulia ist Maracaibo, einer der wichtigsten Hafenplätze des Landes mit starker Ausfuhr in Kakao und Kaffee. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, doch wegen der gelben Fieber gefürchtet und verpönt. Trotzdem ist das deutsche Element ziemlich stark vertreten. Wie viele andere Städte von Venezuela besitzt auch Maracaibo eine Bildsäule Bolivars, der hier als Nationalheld verehrt wird.

Im Staate Falcon findet sich Capatarida, sowie Coro, eine ursprünglich deutsche Kolonie. Die Stadt wurde bereits 1527 von dem reichen Kaufmann Welser in Augsburg angelegt und war bis 1636 Sitz der Regierung. Sie ist Eisenbahnknotenpunkt, treibt aber nur einen geringen Handel.

Im Staate Lara sind die bedeutendsten Städte Tocuyo, Yaritagua, durch Tabaksbau und Cigarrenfabriken bemerkenswert, Barquisimeto und San Filipe, einer der ältesten Orte des Landes, zu erwähnen.

Der kleinste Staat Carabobo, der nur 7738 qkm umfaßt, hat doch sehr bedeutende Handelsstädte wie Valencia und Puerto Cabello aufzuweisen. Valencia ist die zweitgrößte Stadt des Landes und macht in ihrer äußeren Erscheinung den Eindruck einer europäischen Stadt. Sie hat schöne, große Straßen und trägt mit ihren vielen Kirchen und öffentlichen Gebäuden einen ernsten, imponierenden Charakter. Nicht so bedeutend,

aber doch immerhin als Hafen wichtig, mit ſtattlicher Ausfuhr in Kakao und Kaffee, iſt Puerto Cabello mit 14 000 Einwohnern zu nennen.

Der Staat Miranda iſt ein Hauptgebiet des Ackerbaues und von Städten ſind hier La Victoria, Ville de Cura und La Guayra, ein bereits 1588 angelegter Hafen, zu nennen.

Im Bundesdiſtrikt, der 117 qkm umfaßt, liegt die Hauptſtadt Venezuelas, Caracas. Die Stadt iſt bereits im Jahre 1567 angelegt und liegt in einer Höhe von 922 m. Von öffentlichen Gebäuden ſind die Kathedrale, die Wohnung des Präſidenten und der Palaſt des Erzbiſchofs, ſowie auch das Pantheon bemerkenswert, in welchem Bolivar beigeſetzt iſt. Der vorzügliche Verkehr und die durchaus europäiſchen Anlagen verleihen dem Platze, der natürlich auch eine Statue Bolivars aufzuweiſen hat, ein großſtädtiſches Gepräge.

In dem letzten Staate Bermudes befindet ſich die bereits im Jahre 1521 gegründete Stadt Cumana, die häufig von Erdbeben heimgeſucht wurde.

4. Columbien.

Die Republik Columbien bildet den nordweſtlichen Teil von Südamerika und hat einen Flächeninhalt von 1 203 103 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 3 920 200 Einwohnern. Der Staat wird vom Großen Ozean und dem Karibiſchen Meere begrenzt und beſitzt mehrere Golfe, die für die Städte ſichere Häfen bieten. Die Kordilleren durchziehen Columbien in drei Ketten, die in dem Tulima ihre höchſte Erhebung, 5854 m, erreichen. Im Oſten ſchließt ſich daran das Hochland von Bogota, das 990 qkm umfaßt und nicht weniger als 2600 m hoch iſt. Bewäſſert wird das Land vornehmlich von dem Magdalenenſtrom, der in das Karibiſche Meer mündet, eine Länge von 1718 km beſitzt und ein Gebiet von 303 000 qkm umfaßt; vom Cauca, der 1090 km lang iſt, und endlich von den Zuflüſſen des Orinoco. Im Norden bei der Mündung des Magdalenenſtromes findet ſich die Sierra Nevada von Santa Marta, ein zum Teil bewaldetes, zum Teil mit Graswuchs bedecktes ſteiles Bergdreieck, das Erhebungen bis zu 5500 m aufweiſt. Im Oſten der Republik liegt das Tiefland, das von zahlreichen Flüſſen durchzogen wird, die aber für die Schiffahrt nur zum Teil zur Verwendung kommen können.

Das Klima des Landes iſt ein ſehr verſchiedenartiges. Ganze Monate hindurch fällt ein heftiger Regen, der nur zeitweiſe von ſtarken Dürren unterbrochen wird. In den höheren Regionen liegt ewiger Schnee, während im öſtlichen Tiefland die heißeſte Temperatur herrſcht. Der Urwald Columbiens iſt von unbeſchreiblicher Schönheit, und die Vegetation wohl die reichhaltigſte und üppigſte der ganzen Welt. Ganz beſonders zahlreich ſind die Palmen in ihren verſchiedenſten Arten vorhanden. Daneben finden ſich

Kaffee und Zuckerrohr, Orangenbäume und Kürbisse, um die sich Schlingpflanzen und Lianen ranken. Der ständige Bewohner der Urwälder, der Brüllaffe, ist hier zu Hause, in den Wäldern tummeln sich Scharen von Papageien der verschiedensten Arten mit buntscheckigem Gefieder, daneben treiben Jaguare, Tapire und Gürteltiere ihr Wesen, während in den Strömen große Mengen von Kaimans hausen.

Im Gegensatz zu Ecuador bildet der Ackerbau nur eine beschränkte Einnahmequelle des Landes, und Mais, Kaffee und Tabak, daneben auch noch etwas Reis und Bananen, die fast alle wild wachsen, sind die einzigen Produkte, die zur Ausfuhr gelangen. Weit ergiebiger ist der Bergbau, der hier sehr eifrig betrieben wird. Gold findet sich überall, daneben auch Silber, doch der Hauptreichtum der Erde bilden die Smaragden, die in selten schöner Art gerade aus Columbien kommen.

Die Bevölkerung ist eine äußerst gemischte, und so ist es kein Wunder, daß moderne Kultur und Barbarei Hand in Hand gehen. Der spanische Einfluß hat alle Gebiete des öffentlichen Lebens beeinflußt, und die nicht immer sehr angenehmen Eigenschaften der Spanier haben auch ihren Abkömmlingen einen unverwischbaren Stempel aufgedrückt. Die Aristokratie des Landes bilden die sogenannten Bogotaner, die sich für Nachkommen der alten Spanier ausgeben. Reine Weiße sind nach Hettners Aufzeichnungen von den 110000 Einwohnern von Bogota etwa 15 Prozent, der Rest besteht aus Mestizen und Indianern, untermischt mit Negern. Die Weißen sind schöne Gestalten, die fast europäischen Typus aufweisen und sich vor allen Dingen bemühen, europäische Sitten und Gebräuche in ihre Häuslichkeiten einzuführen. Die Damen, deren Gesichtszüge schön zu nennen sind, verunstalten dieselben durch Schminken und Pudern, auch pflegen sie sich die Haare zu färben oder ihren schon nicht unbeträchtlichen Haarwuchs durch Perücken oder künstliche Zöpfe noch zu vermehren. Weit verbreitet ist unter der Damenwelt das Cigarettenrauchen, und selbst auf der Straße nehmen sie dieselbe nicht aus dem Munde. Die Mittelklassen bemühen sich lebhaft, die Vornehmen zu kopieren, besonders in der Kleidung, obwohl sie hier gerade mit Vorliebe recht grelle Stoffe wählen, die ihre nicht immer hübschen Gestalten nicht allzu vorteilhaft erscheinen lassen. Die Arbeiterbevölkerung setzt sich aus Indianern zusammen, und die meisten sind als Gelegenheitsarbeiter, Maultiertreiber, Boten und Läufer tätig, nur die wenigsten haben ein Handwerk erlernt. Sie sprechen spanisch, sind zum Christentum bekehrt und machen einen sanften, äußerlich sympathischen Eindruck. Ihr Leben ist ein ziemlich dürftiges, sie wohnen zum großen Teil in kleinen Lehmhäusern, und ganze Familien hausen in einem Zimmer. Die spanische Unterdrückung hat sie scheu und hinterlistig gemacht; sie sind unehrlich, unzuverlässig und verlogen und rächen sich an dem Weißen, der sie mit Härte behandelt, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bietet.

Das fleißige, arbeitsame Element der Republik bilden im Gegensatz zu den Bogotanern, die ihre Hauptbeschäftigung im Nichtstun, Schlemmen und Spielen erblicken, die Bewohner von Antioquia, die als ernst und kräftig geschildert werden und von all den Untugenden frei sind, die man ihren engeren Nachbarn zum Vorwurf machen darf. Ihre Kleidung ist einfach, und das Familienleben ist bei ihnen stark entwickelt. Sie sind religiös, und selbst in vornehmen Familien wird jede Mahlzeit mit einem Gebet begonnen und ge-

schlossen. Die Frauen helfen den Männern fleißig bei ihrer Arbeit, und namentlich ist dies auf dem Lande der Fall, wo sie sich durch nichts zurückhalten lassen, ihre Gatten zu unterstützen; ja, sie sind sogar neben den Männern als Lastträgerinnen und Maultiertreiberinnen tätig. Ihr hervorstechendster Charakterzug ist die Sparsamkeit, die auch gleichzeitig den verhältnismäßigen Wohlstand der Provinz erklärt. Das krasse Elend, dem man besonders in Bogota und auch in andern Provinzen begegnet, ist hier ausgeschlossen, weil die Bewohner das verdiente Geld zurücklegen und es nicht, wie die Bevölkerung der Schwesterstaaten, vergeuden und verprassen.

In der Provinz Darien, die übrigens nur eine ganz geringe Bevölkerungszahl, etwa 3000 aufweist, sind fast nur Mischlinge zu Hause, neben denen man auch reine Schwarze antrifft. Sie sind hauptsächlich als Jäger und Kautschuksammler tätig, aber bodenlos leichtsinnig. Der Ackerbau ist hier vollständig vernachlässigt, und kein Mensch denkt daran, den Boden zu bestellen. Die Religion ist offiziell katholisch, doch sind es mehr oder weniger abergläubische Anschauungen, denen diese noch sehr rückständige Bevölkerung huldigt.

Die unciviliſierten Indianerstämme finden sich in sämtlichen Teilen Columbiens, und sie mögen noch zu 450 000 Seelen in der ganzen Republik verbreitet sein. Im südwestlichen Teil stoßen wir auf die Telembis, hochgewachsene Gestalten mit länglichen, nicht unschönen Gesichtern, die durch die scharfen Züge und die gebogenen Nasen ein recht interessantes Gepräge erhalten. Sie sollen von dem alten Kulturvolke der Chibcha abstammen, das zuerst in den Hochländern Columbiens heimisch war, aber heute spurlos verschwunden ist. Die Telembis haben eine dunkle, schokoladenartige Hautfarbe und sind harmlose Geschöpfe, was sich zum Teil daraus erklärt, daß sie fast ausschließlich vegetabilische Nahrung zu sich nehmen. Sie leben in Bambushütten, und ihr Familiensinn ist rege entwickelt. Etwas energischer veranlagt, aber auch gutmütig und harmlos, sind die in Rio Meta hausenden Chereyes, ebenfalls hochgewachsene Gestalten, die fast unbekleidet gehen und noch der Tätowierung huldigen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang, die Jagd und die Verfertigung von Hängematten aus Palmenfasern, die sie auf den Märkten der nächsten Städte verkaufen. In der Sierra von Santa Marta hausen die Stämme der Arhauacos, die Motilones und Guayiras, von denen die ersteren etwa noch zu 3000 Seelen vorhanden und von der Kultur nicht unbeeinflußt geblieben sind. Vollständig unentwickelt dagegen sind die Motilones, etwa 3500 an der Zahl, die noch jetzt jedem Kulturfortschritt feindselig gegenüberstehen. Die Guayiras, die noch an 30 bis 40 000 Köpfe zählen, zerfallen in zahlreiche Stämme, die sich gegenseitig bekriegen; ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht. Sie ziehen nomadisch von einem Weideplatz zum andern und schlagen hier einfache Zelte auf, die sie sofort wieder abbrechen, wenn der Ort abgeweidet ist. Ihr Charakter ist kein sehr vorteilhafter, denn sie werden als verlogen, trunksüchtig und diebisch geschildert. Die Pietät vor den Toten gehört zu ihren guten Eigenschaften, wird aber ins Maßlose übertrieben, wie man schon daraus ersehen kann, daß man den Namen eines Verstorbenen in Gegenwart seiner nächsten Angehörigen bei Todesstrafe nicht nennen darf. Zum Schluß wollen wir noch die

Cunaindianer erwähnen, die in Darien zu Hause sind und sich einer fortgeschritteren Civilisation, als die eben genannten, erfreuen. Sie legen regelrechte Häuser an, die in Zimmer und Vorratskammern geteilt sind. Auch die Tracht ist eine weit angemessenere, als bei ihren Rassegenossen. Ihre Staatsverfassung ist eine ziemlich einfache; an der Spitze eines jeden Gemeindewesens steht der Kazike oder Häuptling. Die Beschäftigung dieses Stammes ist Jagd und Fischfang, auch die Schießwaffen sind bei ihnen im Gebrauch, obgleich sie sich in den meisten Fällen des Bogens und der Pfeile bedienen.

Columbien wurde 1499 von Alonso de Hojeda zuerst besucht und 1536 von Spanien erobert. 1718 bekam es den Titel Vizekönigreich Neu-Granada, und auch hier war es Bolivar, der dem Lande die Unabhängigkeit verschaffte; denn 1811 schlossen sich Venezuela und Neu-Granada zu einem Bunde zusammen, konstituierten 1819 den Freistaat Columbia und wählten Bolivar zum Präsidenten. Schon ein Jahr nach Bolivars Tode löste sich die Republik Columbia auf; Venezuela, Ecuador und Neu-Granada erklärten sich für selbständig, und Neu-Granada oder Columbia, wie es sich von jetzt ab wieder nannte, nahm eine eigene Verfassung an. Auch dieser Staat blieb von den Wirren und Zwistigkeiten nicht verschont, die ganz Südamerika spalteten. Bürgerkriege waren auch hier an der Tagesordnung.

Jetzt steht Columbien unter der Leitung eines Präsidenten, der auf sechs Jahre gewählt ist, und dem sechs Minister zu Seite stehen. Die Verfassung datiert vom Jahre 1886; wahlberechtigt ist jeder im 21. Lebensjahr stehende Bürger, der des Lesens und Schreibens mächtig ist und ein Jahreseinkommen von 500 Pesos hat oder einen Grundbesitz von 1500 Pesos sein eigen nennt. Die Volksvertretung besteht aus dem Senat und dem Repräsentantenhaus; das Heer zählt im Frieden 1 000 Mann; im Kriegsfalle sind sämtliche männliche Staatsbürger wehrpflichtig. Die Flotte hat drei Fahrzeuge mit drei Geschützen, während die Handelsflotte 6 Schiffe umfaßt.

Der Handel betrug nach der letzten Aufstellung vom Jahre 1898 für Ausfuhr 78 Mill. Mark, die Einfuhr 45 Mill. Mark. Die Staatseinnahmen betrugen 23 Mill. Mark, die Ausgaben 32 Millionen.

Der Staat zerfällt in 9 Departements: Antioquia, Bolivar (mit San Andres und San Louis de Providenzia), Boyaca (mit Ter. Casanare), Cauca (mit Ter. Caqueta), Cundilamarca (mit San Martin), Magdalena (mit Ter. Goajira und Nevada y Motilones), Panama (gen. Isthmo), Santander (mit Ter. Bolivar), Tolima (mit dem Gebiet östlich der Kordilleren).

Die erste im Süden gelegene Provinz Antioquia ist vorzugsweise für den Ackerbau geeignet, der Mais, Weizen und Gerste ergibt, und seine Bewohner sind die tüchtigsten und fleißigsten des ganzen Landes. Die Hauptstadt ist Medellin, eine reinliche, regelmäßig gebaute Stadt mit gesundem Klima. Die frühere Hauptstadt Santa Fé de Antioquia ist stark zurückgegangen, während als Handelsplätze noch Manizales und Nechi in Betracht kommen.

Im Departement Bolivar wird hauptsächlich Kakao und Maisbau betrieben, und als Hauptstadt gilt Barranquilla, ein bedeutender Hafenplatz. Ein sehr alter Ort ist

Cartagena las Indias, denn es stammt noch aus dem sechzehnten Jahrhundert und war eine der größten Festungen und der bedeutendste Handelsplatz von Südamerika.

Boquaca ist teils Gebirgsland, teils Flachland. Seine Hauptstadt Tunja, genießt wegen ihres sprichwörtlichen Schmutzes in Südamerika eines recht bedenklichen Ansehens. Daneben wäre noch der Handelsplatz Sogaso und die durch ihre Viehmärkte bekannte Stadt Aranka zu nennen.

Recht spärlich bevölkert ist das Departement Cauca, das hauptsächlich von Negern bewohnt wird. Die Hauptstadt Popayan treibt einen ziemlich beschränkten Handel.

Im Mittelpunkte der ganzen Republik liegt Cundinamarca, und hier strömt auch das politische und das Geschäftsleben der Republik zusammen. Die Hauptstadt Bogota besitzt eine große Reihe öffentlicher Gebäude, darunter eine Sternwarte, eine Nationalbibliothek, ein Museum und eine große Reihe meist verfallener Klöster und Kirchen; auch befindet sich hier eine Universität, die allerdings nur geringen Besuch aufzuweisen hat. Andere hervorragende Orte sind Ziperquira und Ambalema, das den bekannten Ambalema-Tabak produziert.

Die Provinz Magdalena liegt im nördlichsten Teile von Columbien, ist am schwächsten besiedelt und hat auch die ärmste Bevölkerung aufzuweisen. Industrie und Handel liegen in gleicher Weise darnieder, und auch Ackerbau und Viehzucht werden nur sehr wenig betrieben. Die Städte sind verfallen, und nur San Juan della Cienega hat als Handelsplatz gewisse Bedeutung, während Santa Marta, der früher so berühmte Hafen, sehr zurückgegangen ist.

Fast gänzlich mit Urwäldern bedeckt ist Panama im Nordwesten des Staates. Es ist nur schwach bevölkert, hat aber in Panama einen der wichtigsten Häfen der Welt. Die Stadt, die bereits 1521 von den Spaniern gegründet wurde, hat neben zahlreichen alten Denkmälern eine Reihe neuer Straßen und Bauwerke, die ihr einen europäischen Charakter verleihen. Ein anderer bedeutender Hafen ist Colon, auch Aspinwall genannt, der durch die glückliche Lage zwischen zwei Ozeanen einen starken Verkehr vermittelt.

Für die Edelsteinförderung wichtig ist Santander, der auch am besten bevölkerte Staat, der sowohl für Handel, wie auch für Acker- und Bergbau hohe Bedeutung hat. Die Hauptstadt ist Bucaramanga, wichtig für den Kaffeehandel, der namentlich von dem deutschen Element betrieben wird. Andere Städte sind Velez, Sorocco, Pamplona, und im Norden San Jose de Cucuta. Dieser Platz wird hauptsächlich vom deutschen Handel beherrscht und wurde 1875 von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht.

Sehr wenig entwickelt ist das Departement Tolima, im großen ganzen nur aus Tiefland bestehend und infolgedessen hauptsächlich zum Ackerbau oder zur Viehzucht geeignet. Seine bedeutendsten Orte sind Ibage, Neiva und Honda.

5. Ecuador.

Die Republik Ecuador hat einen Flächeninhalt von 307 243 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 1400000. Diese Bevölkerung verteilt sich auf Spanier und Mestizen, Indianer, Neger und Mischlinge. Das größte Kontingent stellen die Indianer, die fast die Hälfte der gesamten Bevölkerung ausmachen, Spanier sind 500000, Neger 200000 vorhanden. Die Republik wird von Brasilien, Peru, Columbia und dem Großen Ozean begrenzt. Die nördliche Hälfte wird vom Äquator durchschnitten, woher das Land auch seinen Namen herleitet. Die Gebirgskette der Anden teilt es in drei große Abschnitte. In der Mitte liegt ein Hochland, das eine ansehnliche Höhe erreicht und Erhebungen von 2600 m aufweist. Einzelne Gipfel dieser mächtigen Kette türmen sich noch zu größerer Höhe auf, so der Chimborasso, der eine Höhe von 6310 m erreicht, der Cotopaxi und der Sangai, der zu den gefährlichsten Vulkanen des Landes zählt. In den westlichen und östlichen Teilen des Landes finden sich zahlreiche Wälder, die sich immer mehr verdichten, je tiefer man steigt, bis man sich schließlich in üppigster Tropenlandschaft befindet.

Die großen Flüsse des Landes ergießen sich sämtlich in den Amazonenstrom, so der Caqueta, Putumayo, Napo u. a. Der westliche Abhang der Kordilleren läßt nur kleine Küstenflüsse zu.

Die ganze Bodenbeschaffenheit weist den Osten des Landes auf den Ackerbau hin, der hier auch hervorragende Erfolge erzielt und die Haupteinnahmen des Landes bildet. Im Westen wird hauptsächlich Kakao, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis und Tabak gebaut, während auf den Hochplateaus die Getreidearten mehr in den Vordergrund treten. In den höher gelegenen Orten ist auch eine rege Viehzucht in Betrieb, und vorzugsweise züchtet man Schafe und Rindvieh. Hinsichtlich des Bergbaus ist Ecuador etwas stiefmütterlich bedacht, in einzelnen Teilen des Landes sind zwar Goldlager vorhanden, deren Förderung aber nur eine sehr geringe ist, zumal sie zum großen Teil schon früher ausgebeutet worden sind.

Die Bevölkerung Ecuadors steht noch stark unter dem Einfluß der farbigen Rasse, die im Übergewicht ist, und auch die spanischen Mestizen können ihre Abstammung von den Indianern nicht verleugnen. Die Weißen Ecuadors sind höflich und entgegenkommend, gastfrei und freundlich, aber unzuverlässig und schwach. Die Religiosität ist ein hervorstechender Charakterzug der Bevölkerung des Landes, und selbst öffentliche Festlichkeiten werden stets mit einer Prozession, die mit großem Prunk in Scene gesetzt wird, eröffnet. Das Bildungswesen hat sich in den letzten Jahren gehoben, und besonders die Stadt Quito ist in dieser Beziehung ganz besonders bevorzugt, denn sie besitzt neben einer Universität eine polytechnische Schule, eine Sternwarte, eine höhere Töchterschule, ein Fortbildungsseminar für junge Handwerker und mehrere Museen.

Das Proletariat rekrutiert sich aus den Mischlingen, den Cholos, die anscheinend nur die schlechten Eigenschaften ihrer Ursprungsrassen geerbt haben. Sie sind grausam

Art gar genau bei Möglichkeit, deutlich, charakteristisch, vollständig und klar bezeichnet, Nachbau des Gebäudes Architektur, Innenausstattung, die Arbeit bis aufs geringste Detail ausgeführt, Ornamente, Gesimse, Fenster, Türen, Dächer, Treppen, Gitter, Geländer, Möbel, Kunst und Kitsch, Malerei, Bildhauerei, Kunstgewerbe, Kleidung, Waffen, Schmuck, Tätowierung, Waffen und Werkzeuge, Gerätschaften, Geräte, Gefäße, Gefährte, Schiffe, Tiere, Pflanzen, Landschaften, Gebirge, Wasserfälle, Flüsse, Seen, Meere, Wolken, Himmel, Sonne, Mond, Sterne, Gestirne, Wetter, Wind, Regen, Schnee, Hagel, Gewitter, Blitz, Donner, Erdbeben, Vulkane, Feuer, Rauch, Dampf, Wasserdampf, Nebel

abhängige Republik in Ecuador und schwang sich selbst an die Spitze der Regierung, die er fünfzehn Jahre lang als Präsident leitete. 1835 erhielt der Staat eine neue Verfassung, wurde aber bald von Parteiwirren zerrissen, und ein Farbiger, Vicento Roca, trat an die Spitze der Regierung. Wieder kam es zu Kämpfen, die nach kurzer Herrschaft der klerikalen Partei mit dem Siege der Radikalen endigten, die 1851 einen der ihrigen, den General Urbina, an die Spitze des Staates stellten. Diese Wahl hatte einen Bürgerkrieg zur Folge, der das ganze Land ergriff, und schließlich sah sich der Präsident gezwungen, seinen Posten niederzulegen und sich nach Chile zurückzuziehen. Im Jahre 1855 besaß Ecuador zwei Präsidenten, von denen der eine von den Konservativen, der andere von den Demokraten zum Präsidenten gewählt worden war. Nach langen Zwistigkeiten gingen die ersteren aus dem Kampfe als Sieger hervor, und zum Präsidenten wurde der Professor Moreno ernannt, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der in erster Reihe bemüht war, die Volksbildung zu heben, neue Verkehrsstraßen zu eröffnen und Handel und Wandel zu kräftigen. Mehrere Jahre lang hatte das Land unter seiner segensreichen Amtsführung Ruhe und begann sich bereits von den Wunden, die ihm die vielen Kriege geschlagen, langsam zu erholen, als Moreno auf Betreiben der Demokraten gestürzt und in die Verbannung geschickt wurde. Und so hat auch hier die Regierung bis heute oftmals gewechselt.

Dem Präsidenten stehen ein Vizepräsident und fünf Minister zur Seite. Die Verfassung stammt aus dem Jahre 1830, wurde aber zuletzt 1897 abgeändert. Wahlberechtigt ist jeder 21 Jahre alte Bürger, sofern er des Lesens und Schreibens kundig ist. Die Volksvertretung besteht aus dem Senat und der Deputiertenkammer und setzt sich aus 30 bezw. 93 Mitgliedern zusammen. Das Heer beträgt im Frieden 3200 Mann, zu denen sich noch eine Nationalgarde von 30000 Mann gesellt. Die Kriegsflotte besteht aus 3 Fahrzeugen mit 9 Kanonen, während die Handelsflotte nur 4 Seeschiffe umfaßt. Der Ausfuhrhandel betrug (1901) 32½ Million, die Einfuhr 30 Millionen Mark. Die Staatseinnahmen bezifferten sich auf 26½ Millien, und ebensoviel betrugen die Ausgaben.

Das Land zerfällt in 16 Provinzen, wovon sich vier auf das Küstenland, 11 auf das Hochland und eine auf das Tiefland verteilen. Außerdem kommen zu Ecuador noch die Galapagos oder Schildkröteninseln im Großen Ozean, die 7642 qkm Umfang haben. Sie sind bekannt wegen der Scharen von Schildkröten, die sich auf ihnen tummeln.

Von den Provinzen ist die bevölkertste Pichinea mit 190 000 Einwohnern, die am schwächsten bewohnte dagegen Esmeraldas mit nur etwa 12 000 Bewohnern. — Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Quito. Ihre Bevölkerung setzt sich zum großen Teile aus Mischlingen und Negern zusammen. Die Stadt ist in Quadrate eingeteilt, besitzt zahlreiche Kirchen und Klöster und trägt den strengen, feierlichen Charakter der altspanischen Städte. Für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen legt die Universität Zeugnis ab. Die Industrie wird durch die vielen Textilwebereien charakterisiert, die dem geschäftlichen Leben der Stadt das Gepräge geben. Ein ganz anderes Gepräge trägt

Guayaquil, der bedeutendste Hafen von Ecuador, der Quito auch an Einwohnerzahl überlegen ist und so recht den Stempel eines internationalen Hafens trägt. Das Leben pulsiert hier frischer und freier, als in der feierlichen Hauptstadt. Die Holzhäuser, die meistens einstöckig sind, machen einen originellen Eindruck, während die Läden sich von denen einer europäischen Großstadt nur wenig unterscheiden. Ein Teil des Ortes ist mit Palmen bepflanzt. Bedeutende Städte sind auch Yarra mit bedeutendem Hafen, Latazunga, Anbato, Rio Bamba in der Provinz Chimborasso, Cuenza und Loya, während im Osten sich nur kleine Dörfer befinden, von denen Napo und Santa Rosa genannt sein mögen.

6. Peru.

Die Republik Peru hat einen Flächeninhalt von 1 769 804 qkm mit einer Bevölkerung von 4 609 999. Der weitaus größte Teil der Bewohner sind Indianer, während sich der Rest auf Mestizen, Weiße, Neger, Mulatten und Chinesen verteilt. Der Religion nach sind 288 000 katholisch, 2000 protestantisch, der übrige Teil setzt sich aus Heiden zusammen.

Peru wird von der westlichen Kette der Kordilleren durchzogen, die an vielen Stellen Riesenhaufen von Flugsand aufzuweisen haben, der zu den Eigentümlichkeiten des Landes gehört und unter der Einwirkung des Windes verschiedenartige Gestalten annimmt. Von den Seen ist der bedeutendste der Titicacasee, der 3824 m hoch, an der Grenze zwischen Bolivia und Peru liegt.

Ein Gemisch von Völkerschaften, wie man ihm wohl kaum in einem andern Lande wieder begegnet, hat sich in Peru zusammengefunden, und nur ein geringer Bruchteil davon sind die Abkömmlinge der Spanier und Kreolen. Alle Fehler des Kreolencharakters sind auch den Kreolen Perus eigen; sie sind träge, nachlässig und sinnlich und überlassen jede Tätigkeit ihren Untergebenen, die sie infolgedessen in der schamlosesten Weise hintergehen und übervorteilen. Ihre Bildung ist eine durchaus oberflächliche, obwohl ihnen eine gewisse Beredsamkeit und ein großer Redeschwall zu Gebote steht. Zu ihren Vorzügen gehört die Gastfreundschaft und die Mäßigkeit im Trinken. Während die Männer oft charakterlos und energielos sind, besitzen die Kreolinnen meistens große Tatkraft, obwohl auch sie ihre Zeit am liebsten mit Nichtstun hinbringen. Der Schmutz, der in vielen südamerikanischen Staaten sprichwörtlich geworden ist, fehlt auch hier nicht, und ebenso findet man im Beamtenstande bedenkliche Charakterlosigkeit und Bestechlichkeit; auch hier geht das Verbrechen straffrei aus, sobald der Verbrecher in der Lage ist, sich mit Geld loszukaufen.

Sehr verbreitet ist der Kastengeist, und die einzelnen Klassen halten sich ziemlich streng zueinander, ohne sich mit den andern zu vermischen. So sieht der Kreole auf den Mestizen mit Verachtung herab, obwohl dieser ein vorzüglicher Arbeiter und jenem sowohl in der Leistungsfähigkeit, wie auch im Charakter überlegen ist. Sehr mißachtet sind die Neger, die gegen früher fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen sind und von der ihnen im Jahre 1854 eingeräumten Freiheit nur einen sehr schlechten Gebrauch zu machen wußten. Sie sind trunksüchtig, faul und stellen das größte Kontingent zum Proletariat von Peru. Dieses rekrutiert sich außerdem noch aus den Zambos, Abkömmlingen von Negern und Indianern. Geistig hervorragend und deshalb viel in freien Berufen anzutreffen ist der Mulatte, der sich aber leicht überhebt und gegen die übrige farbige Bevölkerung eine wahrhaft lächerliche Verachtung zur Schau trägt.

Indianische Boote auf dem Titicacasee.

Das eigentliche Arbeitermaterial des Staates bilden, abgesehen von einigen Indianerstämmen, die Kulis, die man in Scharen von China eingeführt hat, und die für einen Spottpreis die schwerste Arbeit verrichten. Sie wurden früher sehr grausam behandelt und haben auch jetzt noch unter der Härte der Plantagenaufseher zu leiden, wandern aber trotzdem immer noch in Massen ein, da sie sich selbst bei den schlechten Löhnen noch besser stehen, als in ihrem Heimatlande.

Die Indianer Perus zerfallen in civilisierte (Indios christianos) und wilde Indianer (Indios bravos). Die ersteren gehören den Stämmen der Quiches und Aymaras an, die infolge der spanischen Greueltaten stark reduziert worden sind und heute nur noch etwa anderthalb Millionen ausmachen. Sie wurden von den spanischen Eroberern in

der schroffsten Weise behandelt und mußten in den Silberbergwerken, Plantagen und Fabriken arbeiten. Heute sind sie hauptsächlich als Lastträger tätig, viele bearbeiten den Boden, und selbst Viehzüchter und Hirten sind unter ihnen zu treffen. Ihr Charakter ist im allgemeinen ein recht guter, sie sind zuverlässig und tapfer, doch auch der Trunksucht ergeben, eine Gewohnheit, die sich infolge der spanischen Unterdrückung bei ihnen eingeschlichen hat. Ihre Wohnungen sind kleine Steinhäuser, doch ist das Familienleben kein geselliges, wie man aus der geschickten Herstellung ihrer Behausungen annehmen sollte. Der Religion nach bekennen sie sich zum Katholizismus, hängen aber noch immer den alten heidnischen Anschauungen an, die bei vielen ihrer Gebräuche, zum Beispiel bei Begräbnissen, zum Ausdruck kommen.

Die wilden Indianer hausen in den Urwäldern und zerfallen in viele Stämme, von denen die Yibaros, die Orojenes, die Ticunas, die Majarunas und die Kashibos, sowie die Jeweros und Cocamas die bedeutendsten sind. Die letztgenannten beiden sind getauft, während die Ticunas, die Majurunas und die Kashibos, im Rufe der Menschenfresserei stehen. Alle diese Völker huldigen mehr oder weniger der Verstümmelung des Gesichtes; die einen durchbohren sich die Lippen mit Stäben oder Knöpfen, andere zerren sich die Ohrläppchen in die Länge, und bei noch andern ist die gräßliche Sitte des Kopfeinpressens verbreitet. Auch das Bemalen des Gesichtes und Körpers, sowie die Tätowierung trifft man noch häufig an. Einzelne Stämme unterstehen Häuptlingen, und andere leben für sich, ohne ein Oberhaupt anzuerkennen. Viele nehmen nur eine Frau, doch ist bei einigen Stämmen auch die Polygamie zu Hause. Die Waffen dieser Völkerschaften sind fast ausschließlich Bogen und Pfeile, und einzelne bedienen sich des Pfeilgiftes, des schon erwähnten Curare. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd und der Fischfang; Ackerbau wird nur wenig betrieben und auch dann fast ausschließlich den Frauen überlassen.

Die älteste Geschichte Perus ist mit dem Inkareiche verknüpft, das Jahrhunderte hindurch herrschte und eine Blüte hoher Kultur erreichte. Die Inkas galten als weise Gesetzgeber, sie schätzten Kunst und Wissenschaft, verstanden es aber auch, ihre Scharen im Kriege zu rauschenden Siegen zu führen. Sie herrschten mit unumschränkter Gewalt, und in der strengen Durchführung der Gesetze lag auch die Stärke des Landes. Dieses gewaltige Reich wurde durch Pizarro und Almagro vernichtet, die den letzten Inka töteten und das Reich 1533 für Spanien einnahmen. Sie hausten mit wilder Grausamkeit, und Mord und Blut waren die Mittel, mit denen sie sich bei den Ureinwohnern Geltung zu verschaffen suchten. Trotzdem riß sich das Land zu Anfang des 19. Jahrhunderts von der spanischen Herrschaft los und erklärte sich 1821 für unabhängig, als Bolivar auch hier die Fahne der Empörung wehen ließ und die Peruaner zum Aufstand aufrief. 1826 wurden die Spanier vertrieben, und die spanische Regierung sah sich genötigt, die junge Republik, die sich nach dem Beispiel der übrigen Freistaaten konstituiert hatte, als solche anzuerkennen, doch mußte gerade Peru um seine Unabhängigkeit am allerlängsten kämpfen. Zwanzig Jahre lang bot die Geschichte des Landes nichts weiter, als eine lange Kette von Bürgerkriegen und Parteiwirren, und erst als Ramon Castilla an die Spitze der Regierung trat, brachen bessere Zeiten für das Land an. Doch auch er mußte der

Eigenheiten meiden, und unter diesen Gesichtspunkt kann es gut genannt werden, wenn es heißt, daß der Schriftsteller Ausdrücke, die ihm geläufig sind, nicht gesucht hat, daß er die Wortschatzkammer, aus seinem reichen Vorrat schöpfte, daß er sich nicht bemüht hat, Ausdrücke zu finden, die seinen Gedanken besonders charakterisieren. Wo es seine Absicht ist, daß seine Gedanken charakteristisch sind, da muß jeder, der schreiben will, den Ausdruck suchen, der seinen Gedanken am besten charakterisiert. Wo es aber seine Absicht ist, daß seine Gedanken nicht charakteristisch sind, da muß er sich bemühen, Ausdrücke zu finden, die seinen Gedanken nicht charakteristisch machen. Wo es seine Absicht ist, daß seine Gedanken nicht charakteristisch sind, da muß er sich bemühen, Ausdrücke zu finden, die seinen Gedanken nicht charakteristisch machen. Wo es seine Absicht ist, daß seine Gedanken nicht charakteristisch sind, da muß er sich bemühen, Ausdrücke zu finden, die seinen Gedanken nicht charakteristisch machen.

Heinrich Heine.

Heinrich Heine, geb. 1797 zu Düsseldorf, gest. 1856 zu Paris, war ein Zeitgenosse und Verwandter Börnes. Er durchlebte viel Elend, besonders in seinen letzten Jahren, die er in Paris zubrachte. Seine Werke sind: Reisebilder, Buch der Lieder, Romanzen, Neue Gedichte, Atta Troll, Deutschland, Ein Wintermärchen, Romanzero, Geständnisse, Buch Le Grand, Salon, Letzte Gedichte und Gedanken, Hebräische Melodien.

Heine ist der Dichter des Witzes. Er verschönert seine Gedanken durch Witz, aber er macht sie nicht häßlich durch Witz. Er ist ein Dichter, der sich nicht scheut, Witz in seine Gedanken zu bringen, aber er ist ein Dichter, der sich scheut, Witz in seine Gedanken zu bringen, wenn dadurch seine Gedanken häßlich werden. Er ist ein Dichter, der sich scheut, Witz in seine Gedanken zu bringen, wenn dadurch seine Gedanken häßlich werden. Er ist ein Dichter, der sich scheut, Witz in seine Gedanken zu bringen, wenn dadurch seine Gedanken häßlich werden.

hat bekanntlich empfohlen (S. Note 2) Gesichter nach 12 Zonen vom Scheitelpunkt abzuteilen. Diesen Zonen folgt er gut bis über das Kinn, bis in die Halsgrube, dann beginnt er zu schätzen. Die Zonen sind nicht gleich groß, sondern die 1. ist 1½ cm hoch, die folgenden 1 cm, die 12. ist 1½ cm hoch. Die Zonen sind durch Linien, die man leicht mit Hilfe des Maßes zieht, bezeichnet. Die Linien sind nicht gerade, sondern sie folgen der Form des Kopfes. Durch diese Linien wird das Gesicht in Zonen geteilt und man folgt dann den Zonen, wenn man das Gesicht zeichnet. Die Zonen empfehlen sich besonders für Schwierige Verzerrungen, z. B. Profile. Auch sind diese

weiche Linien von Schatten hervorgehen, und eben aufgrund der Intensität der Schatten, benutzbarkeit, in der Verzerrung von Raumverhältnissen.

Die Schatten sind in der Perspektive von großer Wichtigkeit. Besonders wichtig sind die von Schlag- Schattenlinien, in welchen Schlag- Linien und die Schatten von Schlaglinien, die Schlaglinien, in welchen Schatten von Schlaglinien Schlaglinien gezeichnet werden, so daß sie den

Seite des Kopfes (Zuschauers), so muss dieser sich gewöhnen, Schlittschuhe laufen. Hierdurch kommt man leicht in Gefahr, Knöchel- und Kniebänder zu verletzen, wenn man sich nicht vorsichtig bewegt. Schlittschuhlaufen ist eine Kunst, die man sich Mühe geben muss, sich anzueignen.

2. Eislauf.

Einen Eislauf für einen Schlittschuh von 180,000 qcm oder Quadratzentimeter zahlt man 300 Mark. Eine Bewässerung hat 36 qcm große Eisfläche und Schlittschuhe gebraucht, die noch einen 20 Zoll langen Schlittschuh haben. Diese Schlittschuhe sind sehr gefährlich, weil sie zu lang sind. Schlittschuhe, die nur wenige Zentimeter, ungefähr 2 Zoll, über die Ferse hinausragen, sind die besten. Sie haben die wenigsten Gefahren. Wenn man sich einen Schlittschuh kauft, so achte man darauf, dass er Hacken und Spitze, schwenkbar ist, damit man sich in jeder Richtung bewegen kann.

Ein Schlittschuh mit Hacken- und Spitzenzacken ist für Anfänger nicht zu empfehlen, denn sie geraten leichter, wie in Fig. 1 ersichtlich, in Gefahr, sich zu verletzen, als wenn sie ohne Zacken laufen. Ein Schlittschuh mit Hackenzacken ist für Anfänger nicht zu empfehlen, denn sie geraten leichter in Gefahr, sich zu verletzen, als wenn sie ohne Zacken laufen.

Fig. 1.

Fig. 1. Ein Schlittschuh mit Hackenzacken. Fig. 2. Ein Schlittschuh mit Spitzenzacken. Fig. 3. Ein Schlittschuh mit Hacken- und Spitzenzacken. Fig. 4. Ein Schlittschuh mit Hacken- und Spitzenzacken, wenn man sich einen Schlittschuh kauft, so achte man darauf, dass er Hacken und Spitze, schwenkbar ist, damit man sich in jeder Richtung bewegen kann.

Mexikos und bedingen den Frostschutz und den Regenfall, indem sie die nahe Verdunstung gewährleisten. Die Wälder sind dort ausgedehnter und dichter als in den Ebenen des Tieflandes, wenige sind gewerblich. Die bedeutendsten liegen teils auf den Bergen und Gebirgen des Binnenlandes, teils auf den Inseln und Küsten des Stillen Ozeans. Die Wälder der Gebirge sind meist Nadelwälder, die Wälder der Inseln und Küsten aber Laubwälder, und die letzteren Wälder sind Urwälder und haben große Ausdehnung in den Provinzen Valdivia, Llanquihue und Chiloe. Die Urwälder sind Laubwälder, die aus immergrünen Bäumen bestehen. Die Bäume gedeihen hier üppig und erreichen eine große Höhe und Stärke. Sie sind durch Schlingpflanzen, Farne und Moose miteinander verbunden. Viele dieser Bäume liefern wertvolles Holz, das sich zu Bauzwecken, zu Möbeln und zu Schiffsbauten verwenden läßt. Die Wälder der Provinz Valdivia sind reich an Zedern, Eichen, Buchen, Myrtaceen und Lorbeerbäumen. Diese Bäume liefern das beste Holz für Schiffsbauten. Die Wälder der Provinz Llanquihue sind reich an Zedern, Eichen, Buchen, Myrtaceen und Lorbeerbäumen. Diese Bäume liefern das beste Holz für Schiffsbauten. Die Wälder der Provinz Chiloe sind reich an Zedern, Eichen, Buchen, Myrtaceen und Lorbeerbäumen. Diese Bäume liefern das beste Holz für Schiffsbauten.

Araucaria und Buchen.

Besonders wichtig sind die Araucarien, die in den Gebirgen des Binnenlandes, teils auf den Bergen und Gebirgen des Binnenlandes, teils auf den Inseln und Küsten des Stillen Ozeans. Die Araucarien sind Nadelbäume

Eine Verschwörung drängte die andere, und die Präsidenten waren nichts weiter als geschickte Bandenführer, die schon nach kurzer Zeit einem Glücklicheren und Mächtigeren das Feld räumen mußten. Mord und Gewalttaten wechselten miteinander ab, und der Bürgerkrieg ging fast ununterbrochen weiter. Im Jahre 1879 schloß sich Bolivia an Peru an und ließ sich in einen Krieg mit Chile verwickeln, der aber für die beiden verbündeten Staaten unglücklich auslief und dem ohnehin schon geschwächten Lande drei Provinzen kostete, durch deren Abtretung an Chile der Staat vom Meere vollständig abgeschnitten wurde.

Das Land steht unter republikanischer Verfassung mit einem Präsidenten an der Spitze, der auf sechs Jahre gewählt wird, und dem ein Vizepräsident und fünf Minister zur Seite stehen. Die Verfassung wurde im Jahre 1826 gegeben und erfuhr 1880 eine durchgreifende Revision. Die Volksvertretung setzt sich aus dem Senat mit 18 und der Deputiertenkammer mit 64 Mitgliedern zusammen. Das Heer besteht aus 2975 Mann, während die Nationalgarde 82 560 Mann zählt, auch ist die allgemeine Wehrpflicht mit zweijähriger Dienstzeit eingeführt. Der Handel, der hauptsächlich Silber, Kupfer, Gold, Zinn, Wismut, Chinarinde, Kautschuk, Wolle und Baumwolle umfaßt, betrug für die Ausfuhr (1901) 66 Millionen, für die Einfuhr 30 Millionen Mark. Die Staatseinnahmen beliefen sich auf etwa 18 Millionen Mark, die Ausgaben auf 16½ Millionen Mark.

Bolivia zerfällt in vier westliche und vier östliche Provinzen, von denen die westlichen Potosi, Ururo, La Paz und Chochabamba ausschließlich Gebirgsland, die östlichen El Beni, Santa Cruz, Chiquisaca und Tarija hauptsächlich Tiefland sind.

An großen Städten ist das Land nicht reich, die bevölkertste Stadt ist La Paz, die früher als Hauptstadt galt. Der jetzige Regierungssitz ist Sucre. Vollständig verfallen ist die Stadt Ochoko mit 16 000 Einwohnern, während früher hier über 60 000 Menschen wohnten. Ebenso zurückgegangen ist Potosi, einst die bedeutendste Stadt des Landes, die infolge der Bürgerkriege zugrunde gegangen ist und von 160 000 Bewohnern, die sie früher zählte, kaum noch 14 000 aufzuweisen hat. Als Handelsstädte sind noch Santa Cruz und Trinidad zu erwähnen.

8. Chile.

Die Republik Chile hat einen Flächeninhalt von 776 122 qkm und eine Bevölkerung von 3 146 577 Seelen. Diese Bevölkerung verteilt sich nach Nationalitäten zu 40 pCt. auf Kreolen und andere Weiße, zu 60 pCt. auf Mischlinge. Reine Indianer mögen vielleicht noch 50 000 vorhanden sein, während das deutsche Element in einer Stärke von 5000 vertreten ist. Der Staat wird von den Kordilleren durchzogen und vom Großen Ozean im Westen bespült, in den sich fast alle Flüsse, wie der Rio Maule und der Biovio ergießen. Von den Seen, die Chile bewässern, haben fast alle Salzwasser,

seit wenig Jahren ein Schienenstrang bis nach der 3000 m. hoch gelegenen Stadt Oruro.

Die Bahn führt von Antofagasta in westlicher Richtung nach der Küste, wendet sich dann nach Norden, erreicht bei Pisagua, 4 Stunden weit, den Ozean, folgt ihm dann eine Strecke weit landein, den Pflanzen des Küstenstriches, Kakteen und Agaven, folgend, bis sie bei Iquique wieder das Meer erreicht. Von Iquique aus geht sie wieder landein, durch die Pampa del Tamarugal, die Salpeterwüste, nach Norden und Nordosten, dann Nordwesten, bis sie nach Oruro und Viacha gelangt. Von Viacha führt die Bahn nach La Paz.

Arequipa liegt in der Provinz Arequipa, die eine gesunde, wohlhabende Bevölkerung hat. Die Stadt selbst ist eine der schönsten Städte Südamerikas. Sie liegt 2300 m. hoch über dem Meere und ist von Bergen umgeben. Der Misti, ein 5600 m. hoher Berg, ragt in seiner Nähe empor. Die Stadt ist gut gebaut, hat breite, gerade Straßen, schöne Häuser und Kirchen, und ist durch Eisenbahnen mit Mollendo und Puno verbunden.

Arequipa.

Mollendo ist der Hafen von Arequipa, ist aber weiter nichts als ein Haufen elender Hütten, die sich an den Abhang eines Hügels hinaufziehen. Es hat keine Trinkwasserleitung, sondern muß sein Wasser von Arequipa beziehen. Es ist ein Ort, der nur durch seine Lage Bedeutung hat.

Puno liegt 3900 m. hoch über dem Meere, am Titicacasee, der eine Länge von 200 km. und eine Breite von 60 km. hat. Der See ist 1000 m. tief. Er ist reich an Fischen, die in großen Mengen ausgeführt werden. Auf ihm fahren Dampfer, die Puno mit Bolivia verbinden. Puno ist eine Stadt von 12000 Einwohnern, hat breite, gerade Straßen, schöne Häuser und Kirchen, ist durch Eisenbahnen mit Arequipa und Mollendo verbunden.

Cuzco, die alte Inkahauptstadt, liegt 3500 m. hoch über dem Meere, in einer fruchtbaren Gegend, die eine gesunde, wohlhabende Bevölkerung hat. Die Stadt ist gut gebaut, hat breite, gerade Straßen, schöne Häuser und Kirchen, ist durch Eisenbahnen mit Puno und Mollendo verbunden.

Die Bahn führt von Mollendo nach Arequipa, wendet sich dann nach Nordosten, erreicht bei Vitor das Tal des Rio Vitor, folgt ihm eine Strecke weit, wendet sich dann nach Nordosten, erreicht bei Juliaca die Hochebene, auf der sie bis Puno bleibt. Von Puno führt die Bahn nach Cuzco.

Die Bahn von Mollendo nach Arequipa ist 172 km. lang, hat 1 Tunnel, 1 Viadukt, 1 Brücke, 1 Station, 1 Haltestelle, 1 Wasserstation, 1 Lokomotivschuppen, 1 Werkstätte, 1 Wagenschuppen, 1 Güterschuppen, 1 Wohnhaus für Beamte, 1 Wohnhaus für Arbeiter, 1 Wohnhaus für Bahnwärter, 1 Wasserreservoir, 1 Wasserleitung, 1 Telegraphenlinie, 1 Telephonlinie, 1 Signalapparat, 1 Drehscheibe, 1 Weiche, 1 Kreuzung, 1 Kilometerstein, 1 Wegübergang, 1 Wegunterführung, 1 Wegüberführung, 1 Einfriedung, 1 Bahnwärterhaus, 1 Bahnwärterhäuschen, 1 Bahnwärterposten, 1 Bahnwärterwohnung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung, 1 Bahnwärterwohnung mit Stall und Garten und Einfriedung und Wasserleitung und Telephon und Signalapparat und Drehscheibe und Weiche und Kreuzung und Kilometerstein und Wegübergang und Wegunterführung und Wegüberführung und Bahnwärterhaus und Bahnwärterhäuschen und Bahnwärterposten und

Die weitere Behebung dieser Mängel war in früheren Jahren oft nur durch kostspielige Umbauten möglich. Heute ist es dank der Fortschritte der Elektrotechnik und besonders der Entwicklung der Drehstromtechnik möglich, auch solche Anlagen mit verhältnismäßig geringen Kosten den Anforderungen der Neuzeit anzupassen. Ein Beispiel dafür bietet die Umänderung der Zahnradbahn auf den Schafberg (Salzkammergut). Diese Bahn wurde in den Jahren 1892—1893 mit Dampflokomotiven nach dem System der Bauart Riggenbach eingerichtet und dem Betrieb übergeben. Sie hat eine Länge von 5,8 km und überwindet auf dieser Strecke einen Höhenunterschied von 1200 m. Die Steigung beträgt durchschnittlich 22 v. H., die größte Steigung 25 v. H. Die Bahn hat 2 Stationen, 1 Haltestelle und 1 Wasserstation. Die Spurweite beträgt 1,00 m. Die Bahn besitzt 4 Lokomotiven, 2 Personenwagen, 1 Gepäckwagen und 1 Güterwagen. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt 6 km in der Stunde. Die Bahn ist mit Oberbau Riggenbach, Bauart Strub, ausgerüstet. Die Zahnstangen sind in Abständen von 1,20 m auf Querschwellen befestigt. Die Zahnstangenteilung beträgt 120 mm. Die Zahnstangen sind in Abständen von 1,20 m auf Querschwellen befestigt. Die Zahnstangenteilung beträgt 120 mm.

Elektrische Zahnradbahn auf den Schafberg.

Seit der Eröffnung dieser Bahnlinie wurden die Lokomotiven mit Kohle geheizt. Diese Heizung hatte sich jedoch nicht bewährt, da sie sehr unsauber war und die Kohle sehr teuer kam. Es wurde daher beschlossen, die Bahn elektrisch zu betreiben. Die Stromart wurde Drehstrom gewählt, da dieser sich für Bergbahnen am besten eignet. Die Stromzuführung erfolgt durch eine Oberleitung, die Stromrückleitung durch die Schienen. Die Spannung beträgt 750 Volt. Die Stromerzeugung erfolgt in einem Kraftwerk, das in Abersee, am Fuße des Schafberges, errichtet wurde. Es sind dort 2 Drehstromgeneratoren, die durch Wasserturbinen angetrieben werden, aufgestellt. Die Leistung jeder Maschine beträgt 150 PS. Die Generatoren sind für eine Spannung von 750 Volt und eine Periodenzahl von 25 gebaut. Die Umdrehungszahl beträgt 500 in der Minute. Die Erregung erfolgt durch eine Erregermaschine, die von einer Wasserturbine angetrieben wird. Die Leistung der Erregermaschine beträgt 15 PS. Die Spannung beträgt 110 Volt. Die Umdrehungszahl ist 1000 in der Minute. Die Schaltanlage befindet sich im Kraftwerk. Sie besteht aus Schaltmarmortafeln, auf denen die Meßinstrumente, Schalter und Sicherungen angebracht sind. Die Schaltanlage ist für 2 Generatoren eingerichtet. Es ist jedoch vorläufig nur ein Generator aufgestellt. Die Leitungen werden durch Überspannungsschutzapparate geschützt. Diese Apparate sind in einem besonderen Raum untergebracht. Die Leitungen werden durch Überspannungsschutzapparate geschützt. Diese Apparate sind in einem besonderen Raum untergebracht.

benachbarten Staaten, und sein Nachfolger Manuel Monti folgte seinem Beispiel. Zu Aufständen kam es unter dem nächsten Präsidenten José Joaquin Perez, der erst nach langen Kämpfen die Araukaner niederzuwerfen vermochte. 1864 wurde Chile in den spanisch-peruanischen Krieg verwickelt, in dessen Verlauf Valparaiso bombardiert und eine große Anzahl europäischer Handelshäuser zerstört wurde. 1879—84 führte Chile einen erfolgreichen Krieg gegen Bolivia und Peru, welche für die beiden letzteren mit schweren Verlusten endete; doch ebenso schwere Verluste erlitt es selbst 1891 durch den Bürgerkrieg. Aus den politischen Ereignissen der letzten Jahre ist das Schutz- und Trutzbündnis von 1899 zu erwähnen, das Chile mit Argentinien und Brasilien schloß.

Dem Präsidenten stehen sechs Minister zur Seite. Die Verfassung datiert vom Jahre 1833. Das Heer besteht im Frieden aus 17 385 Mann, unter denen 1000 Offiziere sind, während die Nationalgarde alle waffenfähigen Männer umfaßt. Die Flotte hat 35 Fahrzeuge mit 355 Kanonen, davon drei Panzerschiffe mit 118 Kanonen. Die Handelsflotte beläuft sich auf 143 Schiffe, darunter 50 Dampfer. Der Handel umfaßte für die Ausfuhr 263 Mill. Mark, für die Einfuhr 214 Mill. Mark. Die Staatseinnahmen beliefen sich pro 1902 auf 149 Mill., die Ausgaben auf 147 Mill. Mark.

Chile zerfällt in 23 Provinzen und ein Territorium, nämlich: Aconcagua, Antofagasta, Arauco, Atacama, Biovio, Cautin, Chiloe, Colchagua, Concepcion, Coquimbo, Curico, Linares, Llanquihue, Malleco, Maule, Nuble, O'Higgins, Santiago, Tacna, Talca, Tarapaca, Valdivia, Valparaiso; Territorium Magallanes.

Beginnen wir mit den Provinzen Süd-Chiles, so stoßen wir zuerst auf das Territorium Maggellanes, das für Ackerbau wenig geeignet ist und infolgedessen auch nur spärlich bevölkert ist. Der Hauptort ist Punta Arenas, der 1843 gegründet wurde.

Die Insel Chiloe hat einen Flächeninhalt von 10 348 qkm mit 82 362 Einwohnern. Sie ist stark mit Hafer und Kartoffeln bebaut und besitzt ihren bedeutendsten Platz in der Hauptstadt Ancud.

In Mittelchile haben wir zunächst die Provinz Llanquihe, die auf 20 260 qkm nur 78 500 Einwohner zählt. Infolge der vielen Vulkane und Schneeberge ist die Provinz für den Ackerbau wenig geeignet, doch wurden an einigen Stellen mit Erfolg Roggen, Weizen, Hafer und Kartoffeln gepflanzt. Der Hauptort ist Puerto Mont, der als Hafen Bedeutung hat und auch von einigen Deutschen bewohnt wird; die Bewohner sind hauptsächlich in Gerbereien und Bierbrauereien beschäftigt. Erwähnenswert ist noch die Stadt Osorno, wichtig durch Ackerbau, der großenteils von Deutschen betrieben wird.

Im Staate Valdivia ist die gleichnamige Hauptstadt, ebenfalls durch seine Gerbereien und Bierbrauereien hervorragend. Auch hier ist das deutsche Element ziemlich stark vertreten, wofür eine deutsche Realschule und eine Bibliothek beredtes Zeugnis ablegen. In der Provinz Cautin haben wir den Hauptort Tembuco, während Malleco in Angol seine Hauptstadt besitzt. Hervorragender ist Los Angeles, die bedeutendste Stadt von Biovio, die außerdem auch ein Eisenbahnknotenpunkt ist. Diese drei Provinzen sind nur teilweise für den Ackerbau geeignet, haben aber herrliche Wälder und einige Goldlager.

Wie ganze Bataillone marschiert ist die Bronzes Truppe in Reihe gestellt worden, um sie in Massen zu verkaufen. Ein Bataillon Infanterie, ein Bataillon Artillerie, ein Zug Kavallerie und ein Zug Pioniere.

Auf der Bronze Truppe ist Wilhelm eine Kolossalfigur Bismarcks, ein Kriegsgott, ein Siegfried, ein Hermann der Cherusker, ein Barbarossa, Kaiser Friedrich, Moltke, Roon, Falkenhayn, in Bronze die Kleine Bronze, in Originalgröße Bronzegas und Bronzepest. Der

Monumentalgruppe Kriegsgewitter in der Siegesallee Berlin. In der Mitte Wilhelm I.

Lehrer Bronze, der Bronze Schüler, der Bronze Professor, der Bronze Arzt, der Bronze Advokat, der Bronze Richter, der Bronze Staatsanwalt, der Bronze Minister, der Bronze Kanzler, der Bronze Kaiser, der Bronze Gott.

Die Bronzeschule und ihre Lehrmethoden. Eine Bronzeschlacht. Die Bronzeschlacht bei Sedan. Die Bronzeschlacht bei Waterloo. Die Bronzeschlacht bei Leipzig. Die Bronzeschlacht bei Rossbach. Die Bronzeschlacht bei Zama. Die Bronzeschlacht bei Salamis. Die Bronze Antike und die Bronze Schlacht. Die Bronze Schlacht bei Troja. Die Bronze Schlacht gegen die Amalekiter. Die Bronze Schlacht gegen die Philister. Die Bronzeschlacht gegen Amalek. Die Bronze Schlacht gegen Jericho. Die Bronzeschlacht gegen Ai. Die Bronzeschlacht gegen Midian. Die Bronzeschlacht gegen Sihon. Die Bronzeschlacht gegen Og. Die Bronzeschlacht gegen Kanaan. Die Bronzeschlacht gegen Moab. Die Bronzeschlacht gegen Ägypten. Die Bronzeschlacht gegen Babylon. Die Bronzeschlacht gegen Assyrien. Die Bronzeschlacht gegen Rom. Die Bronzeschlacht gegen Griechenland. Die Bronzeschlacht gegen Persien. Die Bronzeschlacht gegen Indien. Die Bronzeschlacht gegen China. Die Bronzeschlacht gegen Japan. Die Bronzeschlacht gegen Amerika. Die Bronzeschlacht gegen Australien. Die Bronzeschlacht gegen Afrika. Die Bronzeschlacht gegen Europa. Die Bronzeschlacht gegen Asien. Die Bronzeschlacht gegen Deutschland. Die Bronzeschlacht gegen Berlin. Die Bronzeschlacht gegen Wilhelm. Die Bronzeschlacht gegen Bismarck. Die Bronzeschlacht gegen Moltke. Die Bronzeschlacht gegen Roon. Die Bronzeschlacht gegen Falkenhayn. Die Bronzeschlacht gegen Bronze. Die Bronzeschlacht gegen Bronze. Die Bronzeschlacht gegen Bronze

Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, die ausschließlich als Handelsstadt anzusehen ist. Hier ist der Geschäftsgeist in erster Reihe zu spüren, bis in die späte Nacht hinein herrscht am Hafen Lärm und Aufregung, während ein wahrhaft internationales Sprachengemisch an die Ohren des Fremden tönt. Eine Sehenswürdigkeit der Stadt bildet die Schiffswerft und das ganz nach europäischem Muster angelegte Zollhaus.

Im Norden von Valparaiso liegt das nördliche Chile, das sich aus sechs Provinzen zusammensetzt, von denen die südlichste Aconcagua mit 16 126 qkm und 158 000 Einwohnern ist. Die Provinz hat viele Kupferlager und ist für den Ackerbau durch die Anpflanzungen von Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln und Früchte wichtig. Als Hauptstadt gilt San Felipe, die namentlich durch die Viehmärkte, die hier abgehalten werden, Bedeutung hat.

In der Provinz Coquimbo, in der sich ebenfalls viele Kupferlager befinden, liegt die Hauptstadt Coquimbo la Serela, während Illapel und Tongai als Hafenplätze in Betracht kommen.

Eine ausschließlich dem Bergbau gewidmete Provinz ist Atacama mit vielen Silber-, Kupfer- und Goldwäschereien, von denen einzelne allerdings schon vollständig ausgebeutet sind. Die Hauptorte dieser Minengegend sind Chanarcella, San Antonio und Sencubio mit 10 000 Einwohnern, die letztgenannte gilt als Hauptstadt.

Die Provinzen Antofagasta, Tarapaca und Tacna gehörten früher zu Peru und sind fast nur als Bergwerksgebiete wichtig. Hier finden sich die Salpeterlager, neben denen auch Silberminen, Boraxlager und Guanolager zu erwähnen sind. In Antofagasta ist der bedeutendste Ort der Hafen gleichen Namens. — Die Provinz Tarapaca ist sehr spärlich besiedelt, und der größte Teil der Bewohner hat sich nach der Hauptstadt Iquique gezogen, die als einer der bedeutendsten Häfen des ganzen Landes gilt. Im Jahre 1877 wurde die Stadt von einem Erdbeben heimgesucht, das auch andere Plätze, wie Arica und Tocopilla, nicht verschonte. — In der Provinz Tacna ist von größeren Orten nur die Hauptstadt gleichen Namens zu erwähnen, welche 1868 durch ein Erdbeben fast vollständig vernichtet wurde und sich seitdem zu seiner früheren Größe nicht mehr hat aufschwingen können.

9. Paraguay.

Die Republik Paraguay hat einen Flächeninhalt von 253100 qkm mit 635571 Einwohnern. Die Einwohnerzahl hat sehr nachgelassen, denn sie betrug im Jahre 1857 etwa anderthalb Millionen, doch haben die Kriege wahrhaft verheerend gewirkt. Der Nationalität nach verteilt sich die Bevölkerung auf Weiße und Mischlinge (488000), Indianer (130000), der Rest von etwa 18000 auf Brasilianer, Argentinier, Spanier, Portugiesen, Italiener und Deutsche, letztere etwa 1250. Der Religion nach ist fast die ganze Bevölkerung katholisch.

Die Bodenbeschaffenheit ist eine ganz verschiedenartige; der Norden und Osten ist fast durchgehends gebirgig, hat aber daneben auch flache Steppen mit fruchtbarem Ackerboden. Im Süden finden sich viele Sümpfe, und hier wird viel Reisbau getrieben. Das Klima ist im allgemeinen gesund, und bei rationeller Bearbeitung würde das Land reichen Ertrag ergeben, doch der Mangel an Arbeitskräften läßt keine gedeihliche Arbeit aufkommen, sonst müßten Baumwolle, Indigo, Reis, Tabak, Zucker, Mehl und Cochenille in reicher Fülle gedeihen, aber die Kulturen sind durchaus vernachlässigt.

Die Bevölkerung Paraguays fällt dadurch auf, daß infolge der letzten Kriege die Zahl der Männer zurückgegangen ist, so daß die Frauen numerisch das Übergewicht haben. Der größte Teil des Volkes besteht aus Guaranis, die zum Stamme der Tupi gehören. Sie wurden von den Jesuiten in vorzüglichster Weise civilisiert, so daß sie durchaus europäische Gesittung angenommen haben. Eine Leidenschaft der Guaranis ist das Tabakrauchen, das ganz besonders stark von den Frauen gepflegt wird. Sie verschmähen die stärksten Sorten nicht und selbst kleine Kinder rauchen schon Cigaretten. Einzelne Reisende haben Paraguay die Frauenrepublik genannt und nicht mit Unrecht, denn Handel und Wandel liegen hier ausschließlich in den Händen der Weiblichkeit. Die Frauen beschäftigen sich sogar mit Ackerbau, übernehmen die schwersten Arbeiten, während die Männer im wahren Sinne des Wortes die Zeit totschlagen. Das geistige Niveau ist in Paraguay kein hohes; höhere Schulen gibt es eigentlich nur in der Hauptstadt Asuncion, dagegen sind Elementarschulen eingerichtet, in welchen wenigstens die notdürftigsten Kenntnisse gelehrt werden. Die Nahrung ist hauptsächlich vegetabilisch, und die Vergnügungen bestehen zumeist aus Hahnenkämpfen und Tänzen. Wie alle Südamerikaner sind auch die Guaranis sehr religiös, doch macht sich auch in ihren Anschauungen ein krasser Aberglauben breit.

Die ersten Niederlassungen der Spanier in Paraguay fanden im Jahre 1556 statt. Bereits 1608 schickte Philipp III. eine Reihe von Missionaren aus der Gesellschaft Jesu nach Südamerika, um die Indianer zum Christentum bekehren zu lassen. Die Jesuiten hatten große Erfolge aufzuweisen, Missionen und Ansiedlungen wurden gegründet, und aus diesen Einzelkolonien bildete sich eine Republik unter der Oberherrschaft der Jesuitenpatres heraus. Die Staatsform war eine republikanische auf kommunistischer Grundlage.

Privateigentum besaß niemand, alles gehörte allen, und die Produkte wurden nach Bedürfnis verteilt. Diese Organisation bestand bis zum Jahre 1768, wo die Jesuiten vertrieben wurden, und Paraguay wurde nunmehr zum Vizekönigreich La Plata geschlagen. 1811 riß es sich nach dem Beispiel der übrigen Staaten vom Mutterlande los, erklärte sich für unabhängig und wurde nach kurzem Bestande eines Triumvirats von dem schlauen Advokaten Francia beherrscht, der sich von 1817—1840 zu behaupten wußte. Er schloß das Land vollständig vom Auslande ab, so daß kein Fremder hinein, kein Eingeborener hinaus durfte. Im Gegensatz dazu war sein Nachfolger Lopez eifrig bemüht, den Staat durch Reformen aller Art zu heben und dem Handel neue Wege zu öffnen. Unter seinem Sohn und Nachfolger kam es 1865 zum Kriege mit Brasilien, Argentinien und Uruguay, der für Paraguay unglücklich endete, denn Lopez fiel 1870; die Armee wurde fast aufgerieben, und die Republik erhielt eine neue Verfassung, auf der die jetzige Staatsform beruht.

An der Spitze steht heute ein Präsident, der auf fünf Jahre gewählt wird, und dem ein Vizepräsident und fünf Minister beigeordnet sind. Die Verfassung stammt vom Jahre 1878. Die Volksvertretung besteht aus dem Senat mit 13 und der Deputiertenkammer mit 26 Mitgliedern. Die Heeresstärke beträgt im Frieden 620 Mann, während beim Ausbruch eines Krieges alle Männer zwischen 20 und 25 Jahren ausgehoben werden. Die Kriegsflotte besteht aus drei Schiffen mit vier Kanonen. Die Ausfuhr umfaßte (1900) 10 Millionen, die Einfuhr 12½ Millionen Mark, die Staatseinnahmen ergaben pro 1901 5½ Millionen, die Ausgaben 4 Millionen.

Die Hauptstadt ist Asuncion am Paraguay. Die Stadt macht einen recht verwahrlosten Eindruck, nur wenige Straßen sind gepflastert, und nur einzelne halbverfallene Gebäude zeugen von entschwundener Pracht. Für den Handel käme noch Villa Rica, Villa Concepcion, Villa Pilar, Villa San-Pedro, Luque und Ita in Betracht.

10. Uruguay.

Die Republik Uruguay hat einen Flächeninhalt von 178 700 qkm mit einer Bevölkerungsanzahl von 964 577. Der Nationalität nach verteilen sich die Bewohner auf Weiße und Mischlinge, die sämtlich der katholischen Religion angehören.

Die Grenzen von Uruguay bilden östlich und südlich der Atlantische Ozean, westlich der Uruguayfluß, nördlich Brasilien. Infolge seines Mangels an Gebirgen und Wäldern ist das Land vorzugsweise zum Ackerbau geeignet, der aber nur sehr spärlich betrieben wird, da nicht mehr als ein Zehntel des kulturfähigen Bodens bebaut wird. Weit höher steht die Viehzucht, die ganz besonders in Rindvieh, Schafen und Pferden bedeutende Erfolge erzielt. In Hinsicht der Kultur und Industrie steht Uruguay hoch über den

Nachbarstaaten, was nicht zum mindesten auf die starke Einwanderung zurückzuführen ist. Ein großer Teil der Bevölkerung setzt sich aus Europäern, Spaniern, Franzosen, Engländern, Deutschen, Schweizern und Italienern zusammen, und ganz besonders sind die letzteren in fast allen Berufen zu treffen. Bemerkenswert sind die großen Schlachthäuser, die sich in allen Städten, besonders in Montivideo finden. Die vorzüglichsten Stücke des geschlachteten Viehes werden zu dem bekannten Liebigschen Fleischextrakt verwendet, während die übrigen Teile eingepökelt und getrocknet als Cornedbeef oder Carne Secca auf den Markt kommen.

Unter der eingeborenen Bevölkerung nimmt das weitaus größte Interesse der Gaucho in Anspruch, der manche Ähnlichkeit mit dem texanischen Cowboy hat. Auch er versteht es vorzüglich, den Lasso zu werfen, um das Vieh damit einzufangen. Das größte Vergnügen der Gauchos besteht in den Pferderennen, auf denen ungesattelte wilde Pferde geritten werden. Natürlich sind auch hier Wetten üblich, und oft setzen die Gauchos ihr letztes Geld aufs Spiel, um ihrer Wettlust fröhnen zu können.

Gaucho.

Gaucho.

Wie in Paraguay wurden auch in Uruguay die ersten Ansiedelungen bereits im 16. Jahrhundert angelegt, doch die Besitzergreifung von seiten Spaniens fand erst im 18. Jahrhundert statt. 1810 schloß sich Uruguay mit La Plata und Bolivia zu einem Freistaat zusammen, der allerdings nicht lange Bestand hatte; dagegen erklärte sich das Land 1823 für unabhängig. Wie alle südamerikanischen Staaten wurde auch Uruguay von Parteiwirren zerrissen, die äußerst schädlich auf die Entwickelung des Landes wirkten. 1864/65 wurde es in einen Krieg mit Brasilien verwickelt, der die Hilfsquellen des Landes lähmte, und bis auf die letzte Zeit haben sich die Revolutionen und Aufstände fortgesetzt. 1896 erst kam es wieder zu einer Empörung, bei welcher der damalige Präsident ermordet wurde. Dem Präsidenten sind fünf Minister beigeordnet. Die Volksvertretung besteht aus dem Senat mit 19 und der Deputiertenkammer mit 69 Mitgliedern. Die Friedensstärke des Heeres setzt sich aus 3795 Mann zusammen, der sich eine Polizeitruppe von 4600 Mann zugesellt. Die Kriegsflotte umfaßt vier Schiffe mit 18 Kanonen,

die Handelsflotte 87 Schiffe, von denen 25 Dampfer sind. Der Ausfuhrhandel betrug nach den letzten Aufstellungen (1898) 60 Mill., die Einfuhr 34½ Mill. Mark. Die Staatseinnahmen beliefen sich, wie auch die Ausgaben auf 70 Mill. Mark.

Von den Städten spielt die bedeutendste Rolle die Hauptstadt Montevideo, die im Jahre 1726 erbaut ist und einen äußerst lieblichen Eindruck macht. Ihre Straßen sind geräumig, und ihre großen Gebäude verleihen ihr einen europäischen Anstrich. Einen recht malerischen Charakter erhält die Stadt durch die vielen Gärten vor den Häusern. Der Ausfuhrhandel beschränkt sich fast ausschließlich auf diesen Ort, hinter dem die übrigen Städte stark zurücktreten. Erwähnenswert durch die Riesenfleischextraktfabrik ist Fray Bentos, wo täglich 1500 Rinder geschlachtet werden. Die übrigen Städte, wie Mercedes, Salto und der kleine Hafen Moldonado, haben fast gar keine Bedeutung und kommen für den Handel kaum in Betracht.

11. Argentinien.

Die Argentinische Republik hat einen Flächeninhalt von 2 885 620 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 4 894 150. Das Nationalitätengemisch in Argentinien ist ein äußerst buntes; eigentliche Argentinier sind etwa 2 950 000, Indianer 149 000, Amerikaner 118 000, Italiener 493 000, Spanier 199 000, Franzosen 94 000, Deutsche 17 000, andere Europäer 75 000 vorhanden.

Die Republik, die etwa siebenmal den Umfang des Deutschen Reiches in sich schließt, wird im Osten durch den Atlantischen Ozean, Paraguay, Uruguay und Brasilien, im Westen von den Anden, im Norden von dem Bolivianischen Hochlande begrenzt. Der Bodenbeschaffenheit nach ist das Land fast ausschließlich eine Ebene, die nur im Westen von dem Plateau der Anden abgeschlossen wird.

Landwirtschaftlich zerfällt Argentinien in drei Regionen, in eine Wüstenregion bei Buenos Aires, eine Grasregion und eine Waldregion, in der aber meistens nur verkrüppelte Sträucher wachsen. Im Süden nach Patagonien zu finden sich neben vereinzelten Wäldern und Wiesen fast ausschließlich öde Steppen, die einen spärlichen Graswuchs zeigen. Bewässert wird Argentinien vom Rio de la Plata, daneben sind noch der Rio Salado, der Rio Vermejo und der Pilcomayo zu nennen.

Von den Produkten stehen im Vordergrunde Weizen und Mais, die aber noch nicht genügend angebaut werden können, da die Bewässerung der einzelnen Provinzen eine sehr mangelhafte ist; daneben werden auch vielfach noch Baumwolle, Zucker, Bohnen, Erbsen, Gemüse, Tabak, Flachs, Pfirsiche und Wein mit Nutzen gepflanzt. Wenig hervorragend ist der Bergbau, der Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Nickel, Zinn und Blei fördert, doch können die Bergwerke nur sehr mangelhaft ausgebeutet werden, und liefern nur

geringen Betrag. Die Zufuhrung für den Spannwasserbedarf in den Schleusen bedingen ungefähr 20 000 cbm, in trockenen Monaten sogar mehr. Die Verdunstung darf hoch benutzt und hohe Stein- und später Schlackenbahnen zu den Langsseiten- wänden der Abteilung.

Die Schleusenabteilung soll das Becken bilden für Einwurfen und Ausgang, dem Raum für Schleusenwärter und Gerätschaften, sowie Abort, und endlich auch beinhalten den Maschinenraum mit Kesselhaus und Kohlenraum. Der Maschinenraum ist in den

Größen der besonderen Bedingungen, der Schleusenart und Schleusenbreite, sind die Maschinen der Bauart verschiedenartig. Meistens werden sie in mittelgroßen und kleinen Anlagen, wo nur selten besondere Anforderungen gestellt werden, Dampfmaschinen mit Kondensation. Die Leistung der Maschinen ist abhängig von der Größe der Schleusenkammer, von der Hebung der Schleusen, von der Zeitdauer, die zum Durchschleusen eines Schiffes benötigt wird, und von der Größe der Schiffe. Es kann die Leistung der Maschinen angesetzt werden, wenn die Schleusenkammer 30 m lang, 8 m breit und 2 m hoch ist, und wenn die Schleusenzeit 10 Minuten beträgt, mit 30 bis 40 Pferdestärken. Die Maschinen sind in der Regel Dampfmaschinen mit Kondensation, die Kessel sind Flammrohrkessel mit Unterfeuerung. Die Kohlenmenge, die für eine Schleusung gebraucht wird,

Der Religion nach ist der Staat katholisch, doch herrscht große Glaubensfreiheit, auch ist von der starken Religiosität, wie sie sich in den andern Staaten Südamerikas findet, hier nichts zu spüren.

Die charakteristischste Erscheinung des Landes bildet wohl der Gaucho, dem wir bereits in Uruguay begegnet sind. Er hat, wie schon angegeben, viel Ähnlichkeit mit dem Cowboy von Texas, ist aber noch eingebildeter und hochfahrender als dieser und erweist seinem Herrn förmlich einen Gefallen, wenn er seine Arbeit leistet. Er lebt sozusagen auf dem Pferde, von dem er unzertrennlich ist, und ebenso unzertrennlich erscheint er von dem Lasso und den Bolas, drei eisernen Kugeln, mit denen er die wilden Stiere einfängt, und die ihn auch sonst vor Überfall schützen müssen. Seine Moral ist sehr gering, er ist zwar gastfreundlich und freigebig, daneben aber tückisch, rachsüchtig und dem Trunke ergeben. Auch zwischen mein und dein machen die Gauchos keinen großen Unterschied, und das Messer sitzt bei ihnen stets sehr locker. Auch das Hazardspiel, dem alle Gauchos leidenschaftlich ergeben sind, endet häufig mit einem Messerstich, und der Verbrecher flieht dann in die Berge oder zu den Indianern, die ihn in früheren Jahren stets mit Freuden aufnahmen.

Chiruguano-Indianer.

Die Indianer Argentiniens gehören fast alle den wilden Stämmen an, und als die bedeutendsten sind die Chiruguanos, die Matacos, die Tobas, die jetzt ausgestorbenen Abiponer, die Guaycurus, die Mokovis und die Beteles zu nennen. Äußerlich präsentieren sich alle diese Stämme als große, kräftige Gestalten über Mittelgröße, die sich Gesichter, Brust und Arme tätowieren und sich Holzringe durch die Ohren stecken. Ihre Kleidung ist dürftig und beschränkt sich auf eine bis zu den Knieen reichende Decke, die sie sich um die Hüften legen. Die Vielweiberei ist nicht sehr stark vertreten, und eigentlich machen nur die Häuptlinge davon Gebrauch, während die übrigen sich mit einer Frau begnügen. Das Weib steht nicht in sehr hoher Achtung und hat meistens die ganze Arbeit zu verrichten, während der Mann sich ausschließlich darauf beschränkt, auf die Jagd zu gehen und seine Waffen herzustellen. Bei einzelnen Stämmen, wie zum Beispiel bei den Matacos, wird eifrig Ackerbau betrieben, während andere, wie die Tobas, sich vorzugsweise mit der Viehzucht beschäftigen. Die Charaktereigenschaften dieser Stämme sind keine besonders lobenswerten, sie sind fast alle feige, hinterlistig und verräterisch. Sie greifen den Gegner vom Hinterhalt aus an und senden ihm von dort ihre vergifteten Pfeile zu.

Weit gefährlicher als diese sogenannten Gran-Chaco-Indianer sind die Pampas-

Indianer, die zu den gefährlichsten Wilden von ganz Amerika zählten, heute aber fast ausgerottet sind. Sie gehören der großen Familie der Araukaner an und zerfallen in viele Stämme, von denen die bedeutendsten die Pehuenchen, die Ranqueles, die Huiliches, die Catriel und die Pinzen sind. Sie waren äußerst kriegerisch veranlagt und unternahmen häufig große Raubzüge nach Chile. Hinsichtlich der äußeren Erscheinung sind sie den Patagoniern ähnlich, sind aber nicht so groß wie diese. Ihre Bekleidung ist weit vollständiger als die der übrigen Stämme, sie tragen Mäntel, Stiefel und sogar Hüte, soweit nicht ein einfaches Tuch die Kopfbedeckung bildet. Ihre Hauptbeschäftigung ist Krieg und Jagd, und ganz besonders ist ihre Fertigkeit im Lassowerfen und Bolaschwingen zu bewundern. Mit Viehzucht beschäftigen sie sich gar nicht, und der Ackerbau wird nur von einzelnen Stämmen in ganz unbedeutender Weise betrieben. Eine besondere Feierlichkeit beobachten sie bei ihren Begräbnissen; den Toten werden die besten Kleider angetan und Opfergaben mitgegeben, und mit ihnen werden auch ihre Lieblingspferde begraben, zuweilen verbrannt.

Ein Volk, das wegen seiner Riesenfiguren berühmt geworden ist, sind die Patagonier, deren Durchschnittsgröße 1,77 beträgt. Sie sind durch breite Schultern und kräftige Muskulatur ausgezeichnet und machen einen wilden Eindruck. Die Sitte des Kopfeinpressens ist auch bei ihnen verbreitet, und außerdem pflegen sie sich die Haare auf dem ganzen Körper, selbst die Augenbrauen, auszureißen. Zu ihren Waffen gehören die Bola, der Lasso und ein kurzes Schwert, doch verstehen sie auch ganz vorzüglich mit den Flinten umzugehen. Mit dem Pferde scheinen sie wie verwachsen zu sein und stellen eins der besten Reitervölker der Welt dar. Ihre Kleidung ist sehr reichhaltig, denn außer Beinkleidern und Stiefeln tragen sie noch große Fellmäntel, während ein buntes Netz die Kopfbedeckung ersetzt. Die Polygamie ist unter ihnen sehr verbreitet, und Heiraten werden schon sehr früh geschlossen. Ihr Familienleben ist ein recht inniges, die Liebe zu den Kindern und die Pietät gegen alte Leute steht bei ihnen in hohen Ehren. Ihre Lieblingsbeschäftigung sind Pferderennen und Ballspiel, und bei den Wetten setzen sie oft ihr ganzes Besitztum aufs Spiel. Den Weißen betrachten sie mit größtem Mißtrauen und verfolgen ihn mit unausrottbarem Hasse. Das Christentum ist noch nicht zu ihnen gedrungen, sie hängen noch immer dem alten heidnischen Glauben an, nach welchem ihnen als Vorsehung ein höchstes Wesen gilt, das ihnen Gutes und Böses schickt, und dessen Gunst sie sich durch allerlei Opferspenden zu sichern suchen. Am beliebtesten als Opfer sind Pferde, die sie auch am Grabe der Toten abschlachten. Diese selbst werden in sitzender Stellung begraben oder in riesigen Steinhöhlen beigesetzt. Eine große Rolle spielen in ihrem religiösen Leben die Zauberer, die ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie die Auguren des alten Roms.

Argentinien wurde 1515 durch den Spanier Juan Diaz de Solis entdeckt. 1776 erfolgte die Gründung des spanischen Vizekönigreiches Buenos Aires; doch 1816 riß sich Argentinien vom Mutterlande los, und der Kongreß zu Tucuman proklamierte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Rio de la Plata. Schon nach kurzer Zeit trennten sich Paraguay und Uruguay, doch umfaßte die argentinische Konföderation noch

immer vierzehn Staaten. In den nächsten Jahrzehnten wurde das Land von schweren Parteikämpfen heimgesucht und auch in Kriege mit den Nachbarstaaten verwickelt. Im Jahre 1852 sagte sich Buenos Aires von der Konföderation los und konstituierte sich als selbständiger Staat. Neue Kriege waren die Folge, und von 1863 bis 1876 kam es zu unaufhörlichen Kämpfen. Argentinien schloß sich an Brasilien an, als dieses gegen Paraguay Krieg führte, ohne daß die bürgerlichen Zwistigkeiten dadurch unterbrochen worden wären. Erst 1893 kam es zu erneuten Revolten, die das Land wirtschaftlich auf das schwerste schädigten. 1899 schloß die Republik ein Schutz- und Trutzbündnis mit Brasilien und Chile, das ihr aber bei den unsicheren Verhältnissen dieser Staaten keinen besonderen Vorteil bieten dürfte. Wie alle südamerikanischen Republiken ist auch Argentinien ein Brandherd, in welchem die Flammen der Empörung über kurz oder lang wieder auflodern werden.

Die Argentinische Republik steht unter Leitung eines Präsidenten, welchem ein Vizepräsident und vier Ministersekretäre beigeordnet sind. Die Verfassung stammt vom Jahre 1853 und wurde 1859 revidiert. Der Ausfuhrhandel betrug (1902) 727 Millionen bei einer Einfuhr von 417½ Millionen Mark. Die Staatseinnahmen beliefen sich auf 292 Millionen, die Ausgaben auf 294 Millionen. Die Armee hat im Frieden eine Stärke von 18 389 Mann, darunter 1692 Offiziere, im Kriege 28 000 Mann, während sich die Nationalgarde auf 250 000 Mann beläuft. Die Kriegsflotte beträgt 55 Fahrzeuge mit 410 Kanonen, darunter 14 Panzerschiffe.

Die Argentinische Republik wird in 14 Provinzen, einen Bundesdistrikt und neun Territorien eingeteilt: Buenos Aires Landgebiet und Buenos Aires Stadt (Bundesdistrikt), Cordoba, Corrientes, Entre-Rios, Santa Fé, Tucuman, Salta, Santiago del Estero, Catamarca, Mendoza, San Juan, La Rioja, San Louis, Jujuy; Territorien: Missiones, Formosa, Chaco, Pampa, Neuquen, Rio-Negro, Chubut, Santa Cruz, Tierra del Fuego.

Die größte wirtschaftliche Bedeutung von sämtlichen Provinzen hat der Bundesdistrikt, in welchem auch die Hauptstadt des Landes, Buenos Aires, liegt. Die Stadt wurde im Jahre 1535 von Pedro de Mendoza gegründet und erhielt den Namen Nuestra Señora de Buenos Aires. Sie ist vollständig in europäischer Weise eingerichtet, hat eine Universität, sieben Bahnhöfe und eine Reihe großartiger Gebäude, von denen die vier Theater, der Regierungspalast, das sogenannte Einwanderungshaus und die große Kathedrale, die bereits aus dem Jahre 1621 stammt, als die hervorragendsten erwähnt sein mögen. Bemerkenswert ist der große Reichtum an Krankenhäusern, von denen nicht weniger als zwanzig vorhanden sind. Auch die Kirchen sind sehr zahlreich vertreten; es bestehen vierzehn katholische und vier protestantische, abgesehen von einer Reihe von Klöstern und Kapellen. Auf wissenschaftlichem Gebiet sind die Sternwarte, ein historisches, naturwissenschaftliches und geographisches Museum, eine Militär- und Marine-Akademie, die allerdings wenig besuchte Universität mit ihrer Bibliothek und ein geistliches Seminar zu nennen. Daneben gibt es etwa zweihundert öffentliche und Privatschulen, während für das Lesebedürfnis über hundert Zeitungen sorgen, von denen mehr als der vierte Teil täglich erscheint.

Die Provinz Buenos Aires besteht hauptsächlich aus Weideland, und die Bevölkerung treibt neben Ackerbau vorwiegend Viehzucht. Von den Städten sind La Plata und die Eisenbahnknotenpunkte Tandil, Bahia-Banca und Campana bemerkenswert.

Eine recht gut bevölkerte Provinz ist Santa Fé, die auch von der Natur sehr begünstigt wird und schönes Weideland aufzuweisen hat. Ein reger Dampfer- und Eisenbahnverkehr beherrscht die Provinz, die in steter Entwickelung begriffen ist. Die Hauptstadt ist Santa Fé, wenigstens dem Namen nach, denn als eigentliche Hauptstadt ist der bedeutende Handelsplatz Rosario anzusehen.

In der nächsten Provinz Entre Rios wird vornehmlich Viehzucht betrieben, die sich besonders auf Pferde und Rinder erstreckt. Zahlreich sind die großen Schlächtereien und Meiereien, die sich in diesem Staate befinden, und die Bevölkerung hat sich auch infolgedessen auf die Landbezirke zusammengedrängt. Von den Städten verdienen die Hauptstadt Parena, eine Zeit lang Regierungssitz der ganzen Republik, La Paz, Concordia, Conception del Uruguay, Gualeguaychu und die rührige Handelsstadt Tala größere Beachtung.

Auch in der Provinz Corientes bildet die Viehzucht die Haupteinnahmequelle der Bevölkerung, doch wird daneben auch lebhafter Ackerbau betrieben, der Baumwolle, Mais, Zucker und Kaffee liefert. Von den Städten ist neben der Hauptstadt gleichen Namens auch der Handelsplatz Goya zu nennen.

Im Norden von Argentinien liegen die drei Territorien Missiones, Formosa und Chaco, die alle drei unter der Leitung eines Militärgouverneurs stehen. Missiones ist sehr schwach bevölkert, und die von den Jesuiten angelegten Kolonien sind zerfallen und verödet. Der bedeutendste Ort mag wohl Posadas sein. Daneben bestehen noch einige wenige andere Ansiedlungen, die aber geringen Wert haben. Den größten Teil der Bevölkerung bilden herumstreifende Indianer, deren Hauptbeschäftigung Jagd und Viehzucht bilden.

Noch spärlicher bevölkert sind die Territorien Chaco und Formosa, die in den Kolonien Resistencia, Victoria und Aquino ihre Hauptorte aufzuweisen haben. Die Haupteinnahmequelle bietet der Ackerbau, der reichen Ertrag an allen möglichen Früchten und Produkten liefert, denn man erntet hier neben Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Hanf und Mais auch Gemüse und Früchte wie Ananas, Citronen, Bananen und Orangen, so daß man der Gegend eine gedeihliche Entwickelung voraussagen darf.

Mit Santiago del Estero treten wir in das Gebiet des Binnenlandes, und die Provinz wird teils aus einer Ebene, teils aus einer Salzwüste gebildet. Die Viehzucht und der Ackerbau sind die Haupteinnahmequellen der Bevölkerung, und namentlich ist die erstere in den südlichen Teilen des Landes weit verbreitet. Die Hauptstadt führt ihren Namen nach der Provinz, ist aber ziemlich unbedeutend. — Von fünf Flüssen durchzogen wird die Provinz Cordoba, die hauptsächlich für den Ackerbau in Betracht kommt und Weizen, Mais, Kartoffeln, Tabak, Bohnen und Erbsen liefert. Auch die Viehzucht wird rege betrieben, zumal gute Weideplätze in Fülle vorhanden sind. Die Stadt Cordoba wurde bereits im Jahre 1573 gegründet und hat eine große Anzahl von Kirchen und

Kapellen, sowie eine Universität, die besonders in den Naturwissenschaften erhebliches leistet, aufzuweisen. Sie gehört zu den bedeutendsten Städten von Argentinien.

Teils Gebirgsland, teils Tiefland ist die ebenfalls im Binnenlande gelegene Provinz San Luis, die für Ackerbau und Viehzucht durchaus nicht geschaffen ist, da der fortwährende Temperaturwechsel eine Bebauung des Bodens nicht zuläßt. Auch der Bergbau hat nur eine geringe Bedeutung, und die Industrie steht nicht viel höher. Für den Handel kommt nur die Hauptstadt San Luis und vielleicht noch die Eisenbahnstation Villa de Mercedes in Betracht.

Im Gebirge gelegen ist die Provinz Jujuy, die sich um das Tal des Rio Grande herumzieht und neben prächtigen Wäldern auch fruchtbare Täler aufweist, die für den Ackerbau in Betracht kämen. Bis jetzt hat man die Bodenkultur noch nicht rationell betrieben, so daß Weizen, Mais und Gerste als die wichtigsten Produkte anzusehen sind. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt 1300 m hoch, ist aber eine der kleinsten Städte des Landes.

Negerin als Ananasverkäuferin.

Weit mehr von der Natur begünstigt ist Salta, das sich beim Ackerbau nicht auf die eben genannten Produkte beschränkt, sondern außerdem auch noch Wein, Zuckerrohr, Kaffee, Bananen und Früchte hervorbringt. Von den Städten sind das 1300 m hoch gelegene Salta und Oran zu nennen.

Als ein wahres Ideal der Bodenkultur darf aber die Provinz Tucuman bezeichnet werden, die zwar räumlich nur klein, dafür aber ziemlich stark besiedelt ist, da über 10 Personen auf den qkm kommen. Sie wird vom Rio Dulce durchzogen, und besonders die Obstkultur hat sich in ganz hervorragender Weise entwickelt. Die Hauptstadt und gleichzeitig der bedeutendste Platz der Provinz, Tucuman, vereinigt alle Zweige des Erwerbslebens, und besonders industriell ist die Stadt hoch entwickelt. Es finden sich hier Gerbereien, Lederfabriken, Zuckerraffinerien und Sattlereien in großer Anzahl, während die Umgebung für Weizen und Maiskultur, sowie für Zuckerpflanzungen sich vorzüglich eignet. Architektonisch ist die Stadt bemerkenswert durch die vielen alten Bauwerke, mit denen sie geschmückt ist.

Eine auf weite Strecken verödete Gegend ist die Provinz Catamarca, die nur an einigen Strecken kulturfähig ist und auch hinsichtlich der Viehzucht wenig begünstigt erscheint. Bessere Aussicht bietet der Bergbau, zumal in der Provinz große Eisenlager verhanden sind, doch wird auch hier die Ausbeutung noch nicht rationell betrieben. Von den Städten kommt nur die Hauptstadt gleichen Namens in Betracht, die aber in recht menschenleerer Gegend liegt.

Noch öder und vereinsamter ist die südlich von Catamarca gelegene Provinz La Rioja, die infolge der Gebirge völlig unwirtlich ist und für Bodenkultur sich infolgedessen gar nicht eignet. Der Ackerbau ist deshalb nur in einzelnen Flußtälern möglich, doch ist hier eine künstliche Wasserzufuhr nötig. Weit wichtiger deshalb als Ackerbau und Viehzucht ist der Bergbau, dessen Zentralpunkt in der Sierra de Famatina gelegen ist. Als Bergbauort erwähnenswert ist die Hauptstadt La Rioja.

Dasselbe Bild zeigt auch die nächste Provinz San Juan, wo ebenfalls der Bergbau im Vordergrunde steht, während Ackerbau und Viehzucht eine sehr minderwertige Rolle spielen. Von größeren Städten ist nur das von Gärten und Anpflanzungen umgebene, in ziemlich beträchtlicher Höhe gelegene San Juan zu nennen. Auch Mendoza trägt keinen andern Charakter; die Trockenheit und Dürre, welche die andern Provinzen charakterisierten, scheint hier noch stärker aufzutreten. Der ganze Süden ist fast unbevölkert, und die wenigen Einwohner haben sich fast gänzlich nach dem Norden in die Nähe der Hauptstadt Mendoza zusammengezogen. Der Ackerbau ist ganz unbedeutend, und alles, was für den Handel in Betracht kommt, beschränkt sich auf die bereits genannte Hauptstadt Mendoza, in deren Umgebung sich Kulturen von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Pfirsichen, Aprikosen, Melonen, Feigen, Mandeln und Quitten vorfinden. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend, und Mendoza bildet den Hauptvermittelungsort für den Handel mit Chile.

Im Süden der Republik befinden sich noch mehrere Territorien, die sich seit dem Jahre 1880 aus den Indianeransiedelungen entwickelt haben. Diese Territorien nehmen fast den vierten Teil des Landes ein, sind aber nur sehr dünn besiedelt.

Im Norden liegt das Territorium Pampa, das viel Weideland aufweist, aber so gut wie gar nicht bevölkert ist und auch keine größeren Orte aufweist.

Daran schließt sich das Territorium Rio Negro, das zum großen Teil aus wüsten Steppen besteht. Einzelne Ansiedlungen wie Bendna oder Carmen de Pathoga liegen am Unterlaufe des Rio Negro.

Weit mehr von der Natur begünstigt ist Neuquen, das neben guten Weideplätzen große Wälder besitzt und für die kolonisatorischen Bestrebungen der Regierung äußerst geeignet erscheint. Man hat hier bereits Ansiedelungsversuche gemacht, die gute Resultate ergaben, und auch für die Viehzucht lassen sich gute Aussichten für die Zukunft erwarten. In den die Provinz durchziehenden Anden finden sich Kupfer-, Erz- und Kohlenlager, mit deren Förderung man begonnen hat. Die Regierung hat ihr Möglichstes getan, um die Gegend kulturfähig zu machen; es sind Schulen begründet und Post- und Telegraphenverbindungen hergestellt worden.

Ein vollständig unkultiviertes Land ist das Territorium Chubut, das aber bereits von einer Bahn durchschnitten wird. Für Viehzucht mehr geeignet ist Santa Cruz mit dem Hauptort gleiches Namens, während das letzte Territorium del Fuego oder das Feuerland noch vollständig unkultiviert ist und sich auch nur für die Viehzucht eignen dürfte.

Feuerland, dem wir schon wegen seiner eigentümlichen Bevölkerung eine eingehende Betrachtung schulden, ist ein zwischen dem Kap Horn und der Magelhaensstraße

gelegener Archipel, der aus neun großen und einer Reihe kleiner Inseln besteht und zusammen 70 500 qkm umfaßt. Es ist als eine Verlängerung Patagoniens anzusehen und wurde 1881 zwischen Chile und Argentinien geteilt. Im Süden und Westen ist es gebirgig und hat hier seine höchsten Erhebungen im Mont Darwin mit 2100 m und dem Mont Sarmiento, 2070 m. Die Temperatur ist eine sehr eigenartige, denn fast beständig strömt der Regen hernieder, und Schneegestöber sind an der Tagesordnung. Die Flora setzt sich fast ausschließlich aus Gras, Moos und einigen kurzen Waldungen zusammen, während die Tierwelt nur wenige spärliche Vertreter aufzuweisen hat.

Die Bevölkerung, die Pescheräh, sind kräftige Gestalten von durchschnittlich 1,60 m Größe. Man kann sie ein Fischervolk nennen, und wie alle Völker, deren fast ausschließliche Beschäftigung der Fischfang ist, stehen auch sie auf recht niedriger Stufe. Sie zerfallen in mehrere Stämme, von denen die Alakaluf, Jagan und Ona die bedeutendsten sind. Ihre Kleidung besteht hauptsächlich aus einem Robbenfell, zuweilen sogar nur in einem einfachen Schurz; von einem Schutz gegen die Kälte ist nichts zu entdecken. Sämtliche Stämme ziehen nomadisierend umher, die kegelförmigen Häuser sind aus geflochtenen Zweigen hergestellt. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich in Fischen, Muscheln, Krabben, die sie mit großer Gewandtheit fangen. Einzelne Forscher behaupten, daß die Feuerländer der Menschenfresserei huldigen, doch sind diese Behauptungen von andern wieder bestritten worden. Besondere Gewandtheit besitzen sie im Speerschleudern, gebrauchen daneben aber auch Bogen und Pfeile.

Staatliche Organisation besteht gar nicht, und Heiraten im frühen Lebensalter sind sehr gebräuchlich. Auch Vielweiberei ist üblich, doch trifft man nie Männer, die mehr als vier Frauen besitzen. Ihre religiösen Anschauungen beruhen auf einem allmächtigen Wesen, das alles weiß, alles erfährt und jeden Menschen für seine Taten straft oder belohnt. Ganz besondere Feierlichkeiten finden bei dem Tode eines Verwandten statt; die Familienmitglieder färben sich vollständig schwarz, raufen sich die Haare und verletzen sich den Körper mit Muschelscheiben oder andern schneidenden Gegenständen. Die Hütte des Verstorbenen wird verbrannt, und die Verwandten verlassen, wenigstens auf einige Zeit, die Gegend, um sich an einer andern Stelle anzusiedeln. Die Bemühungen der katholischen Missionare, die in dieser Gegend tätig waren, haben nur einen vorübergehenden Erfolg aufzuweisen gehabt, denn schon nach kurzer Zeit kehrten die Feuerländer, wenigstens im geheimen, zu ihren alten Anschauungen zurück.

12. Die europäischen Kolonien.

Von den europäischen Nationen, welche in Amerika mehr oder weniger ausgedehnte Besitzungen haben, können nur vier in Betracht kommen, nämlich die Engländer, die Franzosen, die Niederländer und die Dänen; die Russen, welche früher den ganzen äußersten Nordwesten Amerikas besaßen, der von ihrem asiatischen Besitz nur durch die Beringstraße getrennt ist, haben ihre Ansprüche zu Gunsten der Vereinigten Staaten aufgegeben. Im Laufe der Darstellung unseres Buches sind diese europäischen Besitzungen in Amerika schon mehr oder minder ausführlich erwähnt worden und zwar da, wo die Länder behandelt wurden, in denen sie liegen. Sie sollen jedoch hier zum Schluß noch einmal im Zusammenhange übersichtlich zusammengestellt werden, um zu zeigen, wie wenig weit die Herrschaft europäischer Mächte in Amerika gegenwärtig noch reicht, die früher einmal sich in den ganzen Erdteil brüderlich geteilt hatten. Waren doch, wie wir gesehen haben, einst die Spanier die Herren von ganz Südamerika, ganz Zentralamerika und auch noch von dem größten Teil Nordamerikas, und gegenwärtig besitzen sie in der Neuen Welt nicht eine Scholle Land mehr, so daß sie in dem Kreise der heutigen europäischen Kolonien in Amerika ganz ausfallen. Wir haben es also hier nur mit den oben genannten europäischen Mächten zu tun.

Die englischen Kolonien.

Die englischen Besitzungen erstrecken sich über ganz Amerika, denn die Engländer sind von jeher bestrebt gewesen, ihre Kolonialmacht zu erweitern, und haben nie eine für diesen Zweck sich darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne dieselbe nach Kräften auszunützen und sich womöglich solcher Punkte zu bemächtigen, von denen aus sie der Konkurrenz seitens anderer Mächte einen Riegel vorzuschieben vermögen, indem sie den Zugang zu wichtigen Binnenmeeren oder Handelsstraßen völlig zu sperren imstande sind.

In Südamerika besitzt England außer dem zuletzt erwähnten Anteil an Guayana, der an sich allein schon weit größer ist, als England und Schottland zusammengenommen, noch die ganz im Süden, gegenüber von Patagonien und Feuerland im Atlantischen Ozean gelegene Gruppe der Falklandinseln, eine vortreffliche Station, um von hier aus den Durchgang vom Atlantischen in den Großen Ozean, durch die Magelhaensstraße und um das Kap Horn, zu beobachten und vorkommenden Falles zu verhindern. Beide Kolonien zusammen repräsentieren ein Areal von 259 000 qkm.

Auf dem Festlande von Zentralamerika gehört England das sogenannte Britisch-Honduras, ein breiter Streifen an der atlantischen Küste der Republik Guatemala und der Halbinsel Yucatan. Neben der weißen Bevölkerung ist dasselbe bewohnt von

Indianer. Wegen der Mückenplage, deren Stechstiche man vermeidet, so schreien, schlafen, arbeiten sie nackt, sind aber mit Farben, Federn, Muscheln, Zähnen, Krallen von Tieren, mit Ringen aus Knochen, Steinen, Metall, Perlen, Glas geschmückt. Ihre Hauptwaffe ist der Bogen, 2 m hoch, mit Knochen, Steinen, Metall, Perlen, Glas geschmückt, und der Pfeil, aus Rohr, welcher auch Gewehr und guter Lebensstab zu sein pflegt. Ihr Gebiet umfaßt 11,425 qkm Urwaldgebiet.

Javari-Indianer.

Javarital ist 3,5 m niedrig, eine 1½ m breite Uferböschung aus Ton fand man östlich Tabatinga, 1½ m hoch, 2 m breite Uferböschung aus Ton, Sand, Kies, Geröll, Gerölle, Steine und Baumwurzeln bilden westlich Benjamin. In den Ufern von Javari wohnt ein wenig Volk, welche die Ufer des Flußbettes beobachtet. Javari ist 1 km breit. Mündungsarm Javari in Solimões und Solimõesgebiet zu Javarihaus, unter einem breit Terrassenmassiv und dem Hügel Serra Conical entlehnt. Die Bewohner, deren Zahl bis auf 60-100 Indianer betrug, wohnen zum größten Teil bei Benjamin, wo auch Indianer sich in einem Hügel befinden. Benjamin hat ein Klima gesund, ist eine gesunde Stadt. Das Klima ist gesund, ist eine gesunde Stadt. Das Klima ist gesund, ist eine gesunde Stadt.

auch die benachbarte Insel Tabago, deren Natur und Naturprodukte ganz dem nördlichen Trinidad entsprechen.

Es folgen nun weiter nach Norden von englischen Kolonien: die Windwardsinseln Grenada mit den Grenadines, San Vincent, Santa Lucia; Barbados; die Leewardsinseln Dominika, Montserrat, Neves, Redonda, San Christoph, Antigua, Barbuda und Anguilla. Letztere sind die nördlichsten der kleinen Antillen. Unter den großen Antillen ist nur Jamaica mit einigen darum liegenden kleinen Inselgruppen britischer Besitz. An die großen Antillen schließt sich die lange Kette der Bahama- oder Lucayischen Inseln an, welche eine Brücke zu dem Festlande von Nordamerika darstellen. Von den 29 größeren Inseln der Gruppe sind 20 bewohnt, zum Teil reich an Mahagonibäumen, Cedern und andern Hölzern; sehr einträglich ist auch die Fischerei, welche sich hier auch auf die Gewinnung des Badeschwamms erstreckt. Außer den 29 größeren Inseln zählt man noch über 600 bloße Felseneilande und weit über 2000 aus dem Meere herausragende Felsen und Riffe, deren aber noch ungezählte unter der Meeresoberfläche liegen, woraus hervorgeht, daß die Schiffahrt hier nur für kleinere Fahrzeuge und auch für diese nicht ohne Gefahr möglich ist.

Weit draußen im Atlantischen Ozean, über 1000 km vom Festlande entfernt, haben die Engländer die Gruppe der Bermudasinseln besetzt, die aus etwa 360 kleinen Inseln, Klippen und Riffen bestehen, die zwar eine Anzahl guter Häfen bilden, zu denen aber der Zugang äußerst gefährlich ist. Die wenigen bewohnbaren Inseln zeigen einen kräftigen Pflanzenwuchs und lassen Kartoffeln, Zwiebeln und Mais je nach der Jahreszeit gedeihen, von denen die beiden ersteren Produkte sogar ausgeführt werden können. Von einem für die Engländer ergiebigen Besitz ist also nicht wohl zu reden, die Inseln liegen aber auf der großen Segelstraße von Europa nach Westindien, sind also nicht sowohl Handelsplatz, als vielmehr Erfrischungs- und Ruhestation nach langer Segelfahrt. Höher aber als dies ist ihre Bedeutung als Beobachtungsposten gegen die Vereinigten Staaten, und die britische Regierung hat keine Kosten gespart, um die Hauptstadt Hamilton mit einer Citadelle und Marinearsenal zu versehen und die Bermudasinseln zu einer der festesten Militärstationen Englands zu machen, so daß man sie nicht mit Unrecht auch das Gibraltar der westlichen Welt genannt hat.

Alle diese westindischen Kolonien Englands umfassen zusammen einen Flächenraum von 35 550 qkm.

In Nordamerika lagen die Verhältnisse für die Engländer weit günstiger, als in Mittel- und Südamerika. Für diese kamen sie mit ihren Entdeckungsreisen und der Kolonisation zu spät, denn als England unter der Königin Elisabeth anfing, sich zu einer seefahrenden Nation aufzuschwingen, waren nur die Küsten von Nordamerika noch frei, Mittel- und Südamerika hatten schon die Spanier und Portugiesen seit hundert Jahren besiedelt. Erst mit dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts warfen die Engländer ihre Augen auf die nordamerikanischen Küsten des Atlantischen Ozeans, die für die Spanier und Portugiesen nichts Verlockendes dargeboten hatten, da hier Goldschätze nicht zu holen waren, die für diese beiden Nationen ja den Angelpunkt aller ihrer überseeischen Unternehmungen bildeten. Die ersten Ansiedlungen Nordamerikas am Atlantischen Ozean

begannen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. An einigen Punkten hatten sich bereits die Holländer festgesetzt. Die Franzosen drangen von dem Mündungslande des Mississippi her stromaufwärts in Nordamerika ein; aber beide wurden sehr rasch von den Engländern überflügelt, welche durch fortwährenden Zuzug aus dem Mutterlande verstärkt wurden und sich bald über ungeheure Flächen Landes vom Atlantischen Ozean landeinwärts ausbreiteten. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche den Ansiedlern die steten Kämpfe mit der indianischen Urbevölkerung und die Ausrodung des Urwaldes bereiteten, gelangten sie doch in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Wohlstand, und die Schätze der Kultur des Bodens erwiesen sich nachhaltiger, als die zusammengeraubten Goldschätze der Spanier und Portugiesen. England erkannte sehr bald den Wert dieser Kolonien und betrachtete sie als das Mittel zur eigenen Kräftigung. Die schrankenlose Ausbeutung der Kolonien, die nur noch in England selber ein- und verkaufen, nur mit englischen Schiffen Handel treiben sollten, denen bestimmte Industriezweige ganz verboten wurden, wodurch England sich ein großartiges Absatzgebiet seiner eigenen Waren sichern wollte, und was dergleichen Bedrückungen mehr waren, führten aber schließlich den gänzlichen Verlust der Kolonien herbei, wie das in der vorigen Abteilung unseres Buches geschildert ist. 1775 entbrannte der Krieg zwischen den Kolonien und dem Mutterlande, und 1776 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung. Der Krieg ging zwar weiter, da aber die europäischen Mächte, um ihren eigenen Handel gegen die immer stärker hervortretenden Übergriffe der Engländer zur See zu schützen, auf die Seite der neuen Republik traten, so mußte England im Frieden von Versailles 1783 die Unabhängigkeit seiner bisherigen Kolonien am Atlantischen Ozean anerkennen, verlor auch noch das bereits besetzte Florida an Spanien und blieb nur im Besitz der nördlich über den Vereinigten Staaten liegenden Landgebiete. Die verlorenen atlantischen Kolonien, 13 an der Zahl, waren: Massachusetts, New York, Rhode Island, New Hampshire, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Südkarolina, Connecticut, Georgien, New Jersey und Delaware, die dann den Grundstock der Vereinigten Staaten von Nordamerika bildeten. Sie umfassen ein Areal von 825 534 qkm, dazu Florida mit 153 498 qkm, so daß den Engländern in Nordamerika ein Ländergebiet von 979 032 qkm verloren ging.

Immerhin aber besitzt England in Nordamerika gegenwärtig noch Neufundland mit Labrador in einer Ausdehnung von 421 470 qkm und das ungeheure Gebiet von Kanada, welches auf 8 767 700 qkm berechnet worden ist. Zählen wir dazu die oben angegebenen Besitzungen in Zentral- und Südamerika, so ergibt sich für die englischen Kolonien in Amerika überhaupt ein Gesamtgebiet von rund 9 505 200 qkm.

Die französischen und niederländischen Kolonien.

Es ist dem, was über die amerikanischen Besitzungen der Franzosen und Holländer in den vorstehenden Abschnitten unseres Buches gesagt worden ist, hier nur wenig hinzuzufügen.

Frankreich besitzt in Südamerika den östlichen Teil von Guayana, den die Franzosen Cayenne (S. 513) nennen. In Westindien sind ein Teil von Saint Martin, sowie die Inseln Barthélemy, Guadeloupe und Martinique (S. 496) französisch. Außerdem hat sich Frankreich den Besitz der drei kleinen Inseln Saint Pierre, Miquelon und Ile aux Chiens südlich von Neufundland zu erhalten gewußt und sich damit einen Anteil an der reichen Kabeljaufischerei auf den Neufundlandbänken gesichert. Die Inseln dienen als Stützpunkt für die französische Fischerflotte, die zur Fangzeit aus mehr als dreihundert Fahrzeugen aus französischen Häfen besteht und 6—7000 Fischer in Tätigkeit setzt.

Die **Niederlande** besitzen in Südamerika den mittleren Teil von Guayana oder Surinam (S. 512); in Westindien in der Gruppe der Inseln unter dem Winde die Inseln Saba, Eustasius und die Hälfte von St. Martin, an der Nordküste von Venezuela Araba, Curaçao mit der Hauptstadt Willemstad und Buen Ayre oder Bonaire.

Die dänischen Kolonien.

Die Dänen sind am wertvollen Besitz in Amerika nur in **Westindien** mit drei Inseln der kleinen Antillen beteiligt, die östlich nahe bei Portorico liegen. Es sind die Inseln: St. Thomas mit der Hauptstadt Charlotte Amalie, Saint John mit der Hauptstadt Frederickstaed und Sainte Croix oder Santa Cruz mit der Hauptstadt Christianstaed. Alle drei umfassen zusammen ein Areal von nur 360 qkm, auf dem aber doch etwa 30 500 Menschen leben.

Auf St. Thomas läßt der gebirgige Boden nur wenig Raum für den Ackerbau, und außerdem hat die Insel durch Erdbeben und besonders durch die heftigen Orkane viel zu leiden. Die Hauptstadt Charlotte Amalie hat aber einen geschützten und gut befestigten Hafen und ist wichtig als Dampferstation. Von der Insel wird eine Sorte Rum in den Handel gebracht, die sich unter dem Namen Bayrum großer Beliebtheit erfreut. Auf den Inseln Saint John und Sainte Croix wird mehr Viehzucht getrieben, doch auch Zuckerrohr und Baumwolle gebaut. Der Besitz der Inseln hat mehrmals zwischen Spaniern, Holländern, Engländern und Dänen gewechselt, bis sie schließlich den letzteren verblieben sind. Ob sie nicht aber über kurz oder lang in den Besitz der Vereinigten Staaten übergehen werden, ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Außerdem besitzt aber Dänemark hoch oben im äußersten amerikanischen Norden **Grönland**, das riesige Eisland, welches infolge der vielen Nordpolfahrten sich aus einer

Hochfeld. Er ist neun et halbe geschätzt, allmählich mit der größten Zahl der Stile bedeckt, und nur an einzelnen Stellen sieht man den nackten Fels. Die Höhe des 13 km südwestlich gelegenen Nevado wird auf 5600 m geschätzt. Der Fuß des Nevado ist, wie man leicht vermutet, von der glühendsten Tropenvegetation bedeckt, die für die mittlere Region zwischen 1500 und 2000 m, und den höchsten tropischen Waldstufen auf 2000 bis 3000 m gültig ist. Die Baumgrenze ist ungewöhnlich hoch und zwar in Folge der dem be-

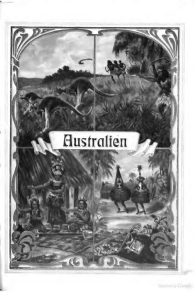
Tafelberg bei Bucaramanga.

ständigen Nebeln des Hohen nachbarten Nevados, entsprechen Tropenzone bis zu 3500 und 3600 Meter überhaupt.

Reichlich mehr (kaum zu Fuße hat man an einem Tage) gelangen Fußwanderer von Bucaramanga nach Pamplona, der Hauptstadt des Departements Norte de Santander. Es ist der einzigste Fußgängerweg dieser Gegend. Denn aber jeder, der Pferde mit Vernunft sah, und die Fußgänger von den Fußgängern und Fußgängern Fußgängern besser ihren Weg suchen. Wer haben kann, muß reiten und 15, 16 und mehr natürlichen und ungewöhnlichen reiten Gewaltmarsch Gewaltmarsch reitlich macht, über man wenig Fußgängern, wenn man reiten und Gewaltmarsch, hat doch der Wiederschlafen, daß man einmal gewalt-

kommen und zwar in dem Abschnitte, welcher der nördlichen Polarwelt gewidmet ist. Nach Alexander von Humboldt soll ein Verkehr zwischen Skandinavien und diesen normännischen Ansiedlungen in Amerika noch bis 1347 und zwischen der norwegischen Handelsstadt Bergen und Grönland sogar noch 1484 bestanden haben. Jedenfalls ist sicher, daß an dieser Entdeckung Amerikas durch die normännischen Seeabenteurer nicht gezweifelt werden kann. Es ist ferner sicher, daß sich die Nachricht davon, auch nachdem der Verkehr zwischen jenen nordischen Ländern und Europa längst aufgehört hatte, unter den Seeleuten noch lange wach erhielt. Ja, es kann nicht einmal bezweifelt werden, daß auch Kolumbus darum gewußt hat. Es ist nämlich sicher, daß er im Jahre 1477 von Bristol aus mit einem Stockfischhändler eine Reise nach dem Norden gemacht hat, denn es existiert darüber ein Bericht, den sein eigener Sohn Fernando verfaßt hat. Er spricht darin von einem nordischen Lande, das größer sei als England, obgleich er demselben keinen Namen gibt. Die Ausleger des Berichtes sind deshalb im Zweifel, welches der nordischen Länder, das Kolumbus besucht hat, gemeint sein könne, ob Island oder etwa gar Grönland. Das ist aber auch ganz gleichgültig, denn schon auf den englischen Shetlandsinseln konnte er Kunde von diesen normännischen Seefahrten über den Ozean erhalten, von denen dort sicher jedermann wußte, da sie ja nach Humboldts Bericht zur Zeit dieser Reise des Kolumbus noch nicht eingegangen waren. Es ist also wohl als sicher anzunehmen, daß der weltberühmte Entdecker Amerikas von der Existenz eines Landes jenseits des Atlantischen Ozeans Kenntnis hatte, ohne daß man anzunehmen braucht, es habe diese Kenntnis ihm den Anstoß zu seiner kühnen Entdeckungsfahrt gegeben. Das ist gewiß nicht der Fall, sondern die damals sich bahnbrechende wissenschaftliche Tatsache, daß die Erde eine Kugel sei, woraus für einen Seefahrer der naheliegende Schluß gezogen werden mußte, daß die Erde, falls nur genügend Wasser vorhanden sei, rings umfahren werden könne, daß man also auch nach Indien gelangen müßte, wenn man, statt nach Osten, nach Westen führe, ist für Kolumbus maßgebend gewesen, da er an die Theorie der Kugelgestalt der Erde, die ja, wie gesagt, zu seiner Zeit sich allmählich Bahn brach, unerschütterlich glaubte, obwohl sie von vielen Gelehrten damals noch heftig bestritten wurde. Und in diesem Glauben mußten ihn die Nachrichten von einem Lande jenseits des Ozeans, das die Normänner schon lange aufgefunden hatten und mit dem noch ein zeitweiser Verkehr bestand, nur bestärken.

Wie dieser uralte Verkehr mit Amerika dann durch den Missionar Hans Egede im 18. Jahrhundert wieder aufgenommen wurde und Grönland in den Besitz der Dänen kam, das werden wir später kennen lernen.


Australien

Australien und Ozeanien.

1. Entdeckungsgeschichte.

Australien, der fünfte Erdteil, besteht im wesentlichen aus Inseln im Großen Ozean, denn auch das Festland desselben, Neuholland, ist im Grunde nichts weiter als eine Insel. Da die Natur dieses Festlandes eine bei weitem andere ist, als diejenige der über den Ozean zwischen Asien und Amerika verstreuten Inseln, so hat man das Festland auch als Australien im eigentlichen Sinne von der ozeanischen Inselwelt unterschieden und dieser den besonderen Namen Ozeanien beigelegt, was auch wir im Nachfolgenden natürlich ebenfalls beibehalten müssen. Jedenfalls ist der Gesamterdteil trotz des ungeheuren Raumes, über den er verstreut ist, der kleinste, denn er umfaßt insgesamt nur 8 950 000 qkm, auf denen auch nur etwa sechs Millionen Menschen leben.

In Anbetracht, daß Australien den Europäern durch die großen Entdeckungsfahrten zu allerletzt bekannt geworden ist, wird es oft auch wohl der jüngste Erdteil genannt, die Gelehrten sind sich aber darüber einig, daß es gerade umgekehrt der allerälteste, der Greis unter den Erdteilen ist. Seine Pflanzen- und Tierformen nämlich, die in ihrer sonderbaren Erscheinung vielfach von allem abweichen, was im Bereiche der Pflanzen- und Tierwelt sonst beobachtet wird, zeigen die auffallendste Verwandtschaft mit den vorweltlichen Formen, wie sie in den Ablagerungen der Diluvialperiode gefunden werden. Australien beherbergt eine große Anzahl von Tieren und Pflanzen, die nirgends sonst auf der Erde anzutreffen sind, deren Formen aber in der Diluvialzeit der Erdbildung und in deren Übergang zur Jetztzeit über einen großen Teil der Erde verbreitet waren, mit dem Eintritt der gegenwärtigen Periode aber ihre Existenzbedingungen verloren, infolgedessen aussterben und von der Bildfläche verschwinden mußten. In Australien jedoch, besonders auf Neuholland und Neuseeland, sind, wenn auch nicht dieselben Tiere, so doch dieselben sonderbaren Tierformen heute noch vorhanden. Sie waren zur Zeit, als

Australien nach und nach entdeckt wurde, sogar noch in größerer Anzahl vorhanden als jetzt, denn es ist während der wenigen Jahrhunderte schon wieder manche Tierform verschwunden, welche die ersten Europäer, die dorthin kamen, noch gesehen und lebend gekannt haben, während man jetzt nur noch ihre Überreste findet.

Daraus folgt wohl ohne weiteres die Richtigkeit der Annahme, daß Australien von den großen Ereignissen, welche mit dem Übergange der Diluvialzeit in die Gegenwart notwendig verknüpft waren, nicht betroffen worden ist und noch den Rest einer Welt darstellt, die heute nicht mehr ist, deren daselbst noch vorhandene seltsame Formen ebenfalls auf dem Aussterbeetat stehen und mit der Zeit verschwinden werden. Die Gelehrten haben also gewiß recht, wenn sie Australien als den ältesten aller Erdteile ansehen, für den Rest eines riesigen, untergegangenen Landes, von welchem nur noch die Spitzen als Inseln aus dem Ozean hervorragen.

Im Jahre 1492 hatte Christoph Kolumbus Amerika entdeckt und auf seinen vier Reisen bis 1502 das neue Land in ziemlichem Umfange aufgeklärt. Allerdings hielt er, obwohl von den gesuchten kostbaren Gewürzen nichts gefunden worden war, an der Überzeugung fest, daß er Indien entdeckt habe. Er ist mit dieser Überzeugung auch gestorben, trotzdem, daß noch vor seiner vierten Reise die Portugiesen unter Vasco da Gama 1498 das westliche Indien auf dem direkten Seewege um die Südspitze Afrikas herum erreichten und ganze Schiffsladungen der kostbaren Gewürze von dort mit heim brachten. Unter den Nachfolgern des Kolumbus, berühmten und unberühmten Seefahrern, wurde bald festgestellt, daß das vermeintliche Indien im Westen ein bis dahin ganz unbekanntes neues Land sei. Man hatte das Festland aufgefunden, den ganzen mexikanischen Golf an seinen Küsten befahren, und die himmelhohen Gebirge ließen keinen Zweifel darüber, daß man es hier nicht mit Indien, sondern mit einem gewaltigen neuen Erdteil zu tun habe. Und als nun 1513 Vasco Nunez Balboa die Gebirge, zufällig an der schmalsten Stelle des Landes, überkletterte und jenseits den Großen Ozean entdeckte, da war der Beweis geliefert, daß Asien, welches Kolumbus auf einer Fahrt nach Westen hatte erreichen wollen, von Europa nicht durch einen, sondern durch zwei Ozeane getrennt sei, die durch den neuen Erdteil, welcher bald auch den Namen Amerika erhielt, geschieden werden. Um Asien und das wirkliche Indien, anstatt auf einer Fahrt um Afrika herum nach Osten, auf einer Seefahrt nach Westen zu erreichen, kam es also nur darauf an, eine Durchfahrt durch Amerika zu entdecken und aus einem Ozean in den andern zu gelangen.

Dies war das Ziel, welches sich Fernando de Magelhaens gesteckt hatte, ein verdienstvoller portugiesischer Seefahrer, der mehrmals die Expeditionen nach Ostindien mitgemacht hatte und bis zu den eigentlichen Gewürzinseln gekommen, von seinem Vaterlande jedoch mit dem schwärzesten Undank belohnt, in die Dienste Spaniens getreten war. Da der Portugiese Cabral schon im Jahre 1500 Brasilien entdeckt und mehrere Seefahrer nach ihm dort die Küsten mehrfach untersucht hatten und festgestellt worden war, daß diese Ostküste des neuen Erdteils in unabsehbarer Entfernung eine südwestliche Richtung nahm; da ferner durch Balboa und seine Nachfolger festgestellt war, daß die Westküste auf der andern Seite nach Süden hinunterlief, so schloß Magelhaens scharf-

sinnig, daß diese beiden Küsten, vorausgesetzt natürlich, daß sie ihre Richtungen beibehielten, unten im Süden zusammentreffen und, gerade wie Afrika, eine Spitze bilden mußten, die umfahren werden könnte. Dies zu untersuchen war die Aufgabe, und im September 1519 segelte er mit einer Flotille von fünf Schiffen aus Spanien ab, durchschnitt den Äquator und lief schon nach einer Fahrt von zwei Monaten in die herrliche Bucht ein, an der sich jetzt Rio de Janeiro ausbreitet. Nach langer Pause, ausgefüllt mit Ausbesserung der Schiffe und Untersuchung des Landes, ging dann die Fahrt langsam weiter nach Süden. Alle Buchten wurden aufs genaueste untersucht, viele breite Einfahrten an dem süßen Wasser als die Mündungen großer Flüsse erkannt, bis sich endlich — man war vierzehn Monate unterwegs — wieder eine Einfahrt zeigte, die salziges Wasser führte und kein Ende zu haben schien. Kühn segelte Magelhaens in diese Einfahrt hinein, verfolgte sie mehrere Tage und konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß er sich in einer Meeresstraße und nicht in einer Bucht befände.

Es war eine seltsame Straße. In unendlichen Windungen schlang sie sich zwischen schroffen Felsenufern dahin; hier traten die Felsen fast bis auf Flintenschußnähe einander gegenüber, dort öffneten sich weite Strecken; hier ging sie in gerader Linie vorwärts, dort teilte sie sich und umschloß eine Felseninsel, die oft so groß war, daß man nicht wußte, welcher Arm der Straße der richtige sei. Und das alles mußte ganz langsam und mit größter Vorsicht untersucht werden, da in diesem Felsenlabyrinth die Schiffe leicht ein Unheil treffen konnte. Bis in die Schneeregion erhoben sich rechts und links die Felsenberge, deren Abhänge jedoch mit dichtem Walde bedeckt waren. Links, also nach Süden, sahen die Seefahrer des Nachts zahlreiche Feuer leuchten, bei Tage eine Unzahl von Rauchsäulen aufsteigen, und Magelhaens nannte dieses Land daher Feuerland, von dem er natürlich nicht wußte, ob es eine der Südspitze Amerikas vorgelagerte Insel oder etwa die Nordspitze eines neuen südlichen Erdteils sei. Er konnte auch nicht wissen, daß er diese Straße, die ihm zu Ehren später dann die Magelhaensstraße genannt wurde, gerade zu der allerungünstigsten Jahreszeit betreten hatte, denn am 21. Oktober 1520 hatte er die Einfahrt begonnen und erst am 27. November erreichte er deren Ausgang, und an der Westküste Südamerikas sah er die majestätischen Wogen des jenseitigen Ozeans unabsehbar dahinrollen. Furchtbar hatten die Schiffe von Sturm und Unwetter zu leiden gehabt. Von seinen fünf Schiffen hatte Magelhaens nur noch drei; eins hatte er schon vor der Einfahrt in die Straße als seeuntüchtig opfern müssen, eins war in der Straße selbst verloren gegangen und gerade das, welches einen großen Teil des Proviantes für sämtliche Schiffe trug. Wie man später erfuhr, hatte der Befehlshaber desselben den Mut verloren und eine günstige Gelegenheit benutzt, um heimlich umzukehren und nach Spanien zurück zu segeln. Trotzdem ließ Magelhaens den Mut nicht sinken und behielt sein Ziel unverrückt im Auge.

Er verfolgte nun zunächst die Westküste Amerikas nach Norden und kam endlich aus der Region der Stürme in ruhige See. Diesen Kurs behielt er bei bis etwa zum 32. Grad der südlichen Breite, dann schwenkte er nach Westen ab, in den offenen Ozean hinein, um nun dem Ziele, den Gewürzinseln, zuzusteuern. Von den Leiden dieser Über-

fahrt kann man sich jedoch keinen Begriff machen. Wenn man einen Blick auf die Karte des Großen Ozeans wirft und sieht, wie derselbe mit Tausenden und aber Tausenden von größeren und kleineren Inseln förmlich übersät ist, so ist es unerklärlich, daß Magelhaens auf dieser Fahrt außer zwei ganz kleinen, niedrigen, unbewohnten Eilanden, die er auch die Unglücklichen nannte, nicht eine einzige dieser Inseln gesehen hat. Es ist ein Rätsel, daß er seit dem 27. November, dem Austritt aus der Magelhaensstraße, erst am 5. März am Horizont Berge auftauchen sah, ein Land also, das dem Reste seiner Mannschaft, die größtenteils von Krankheit und Hunger dahingerafft war, Erlösung bringen sollte. Es ergab sich, daß es die Insel Tinian war, eine der Marianen jenseits des Ozeans auf der asiatischen Seite. Er hatte also den ganzen Großen Ozean quer durchmessen, ohne jemals Land zu erblicken, ein unlösbares Rätsel.

Hier aber fand Magelhaens friedfertige und entgegenkommende Eingeborene, und so konnte er sich hier von der wahrhaft fürchterlichen Fahrt gründlich erholen. Trotz aller Freundschaft hatte er aber viel mit den diebischen Gelüsten der Wilden zu kämpfen, so daß er diese Inseln Diebesinseln (Ladronen) nannte, welcher Name erst viel später zu Ehren einer spanischen Königin in Marianen verwandelt wurde; beide Namen sind noch bis heute gebräuchlich. Mit frischem Proviant und Trinkwasser versehen, ging die Fahrt endlich weiter, immer nach Westen, und so wurden am 31. März 1521 die Philippinen erreicht, die Magelhaens St. Lazarusinseln nannte. Auch hier fand er nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern erhielt auch die Gewißheit, daß er dem ostindischen Archipel und seinem Ziele ganz nahe sein müsse, denn ein Malaie, den er von seinen früheren Reisen nach Ostindien als Diener mitgenommen hatte und der ihn auch jetzt begleitete, vermochte sich mit den Eingeborenen zu verständigen. Trotz dieses bevorstehenden glänzenden Erfolges sollte er die Früchte der unendlichen Anstrengungen doch nicht genießen. Die Freundschaft mit dem Könige, der ihn so wohl aufgenommen, veranlaßte ihn, denselben in einem Kriege gegen den König der benachbarten Insel Matam oder Maktam zu unterstützen, und hier wurde Magelhaens am 27. April 1521 von den Eingeborenen im Kampfe erschlagen. Von seiner Flotille kam nur das Hauptschiff, aber beladen mit den köstlichen Gewürzen Ostindiens, nach der Heimat zurück, die beiden andern waren auch noch verloren gegangen, und der Führer dieses letzten Schiffes, Sebastian el Cano, erntete die Ehren, die Magelhaens verdient hatte. Das Schiff lief am 6. September 1522 in den Hafen von San Lucar ein, und damit war die erste Weltumsegelung vollendet.

Zum zweiten Male segelte el Cano 1525 mit Laoysa aus, aber sie starben beide auf der Fahrt, und so hatte diese für Australien keine Bedeutung, ebenso wenig wie die von Sayavedra 1526, Villalobos 1542 und Legaspi, der mit Urdaneta 1565 von Mexiko aus querüber nach den Ladronen fuhr, um die Wilden für den Tod Magelhaens zu züchtigen, ohne daß sie sich im Großen Ozean weiter nach Entdeckungen umsahen. Dies tat erst Alvar de Mendana auf zwei Fahrten 1567 und 1577, die von Callao an der peruanischen Küste ausgingen. Auf der ersten bewegte er sich zwar auch lange Zeit in einem inselosen Bereiche, entdeckte dann aber doch die Ellice- und Salomongruppen; auf der zweiten jedoch entschleierte er die große und wichtige Gruppe der Markesas, die ihm zu Ehren

jetzt meist der Mendana-Archipel genannt wird. Hier lernten die Spanier den schönsten und kräftigsten Schlag der Malaien kennen; hier fanden sie den Brotfruchtbaum, Zuckerrohr, Bataten, Ingwer, Yam- und Tarowurzeln und andere der nutzbaren Gewächse, die dem Urbewohner Ozeaniens alles bieten, was er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, ohne daß er sich darum sonderlich zu mühen brauchte. Hier hielt sich Mendana mehrere Wochen lang auf, durchsegelte dann wieder fast die ganze noch übrige, nach Westen liegende Strecke des Ozeans, ohne auf eine der vielen zu beiden Seiten seiner Fahrt vorhandenen Inseln zu stoßen, bis endlich, schon fast am asiatischen Ende angekommen, der rauchende Vulkan der größten der Santa Cruzinseln am Horizonte auftauchte. Mendana war schon im Begriff, hier eine Kolonie anzulegen, als ihn ein plötzlicher Tod dahinraffte, und sein Nachfolger, der erste Pilot de Queiros, kehrte, nachdem er noch bis zu den Philippinen gefahren war, um dort seine beschädigten Schiffe gründlich auszubessern, nach Amerika zurück, weil ihm das Unternehmen einer Kolonie unhaltbar erschien.

Damit endeten die Unternehmungen der Spanier im sechzehnten Jahrhundert. Auch die Engländer traten zwar noch in demselben Jahrhundert in der Südsee auf, aber nicht als Entdecker, sondern als Feinde der Spanier, denen sie hier in ihren reichen amerikanischen Kolonien möglichst großen Abbruch zu tun suchten. So Francis Drake 1572 und 1577, Thomas Cavendish 1586 und 1591. Sie segelten durch die Magelhaensstraße und an Amerikas Westküste hinauf, plünderten die Kolonien und kehrten, die Schiffe mit Schätzen beladen, auf dem nun schon bekannten Wege über die Ladronen und Philippinen zurück, der soweit nördlich von Amerika nach Asien über den Ozean führte, daß keine der ozeanischen Inselgruppen berührt wurde.

Gleich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fällt aber eine der bedeutendsten Entdeckungsfahrten im Großen Ozean, die derselbe Pedro Fernandez de Queiros und Cosmo de Torres 1605 unternahmen, wieder von Callao aus. Es handelte sich in der Hauptsache darum, ein großes Südland aufzufinden, von dem Queiros auf seiner ersten Fahrt so mancherlei Gerüchte vernommen hatte und von dem ja auch das Feuerland des Magelhaens ein Teil sein konnte, denn daß dies, die Magelhaensstraße im Süden begrenzende Felsenland nur eine Insel sei, davon hatte ja auch der Entdecker keine Ahnung gehabt. Die beiden Seefahrer richteten ihren Kurs direkt nach Westen, um in gerader Linie die Markesas zu erreichen, kamen aber zu weit nach Süden ab und stießen infolgedessen auf die Niedrigen Inseln oder Paumotu (Inselwolke), die ja eine förmliche Inselwelt für sich bilden. Sie heißen so, weil sich auf ihnen nirgends ein Berg zeigte, viele sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres erheben; alle aber sind von gefährlichen Korallenriffen umgeben. Weiter segelnd entdeckten die Seefahrer die Freundschaftsinseln (Tahiti), wo sich ein freundschaftlicher Verkehr mit den Eingeborenen entspann, während danach auf den Schifferinseln (Samoa) sich ihnen die Bewohner so feindselig gegenüber stellten, daß sie darauf verzichten mußten, hier Holz und Trinkwasser, an denen es zu mangeln begann, einzunehmen. So mußten sie ihren Weg weiter verfolgen und stießen auf die schon von Mendana entdeckten Santa Cruzinseln, auf denen sie im friedlichen Verkehr mit den Bewohnern alles fanden, was sie brauchten. Ein gewaltiger Sporn

wurden ihre Ehe die Geburtsstätte einer vierten Thronerbin von einem großen Heide, welcher im Schoße seiner Völker. Ein Vorbote Unheils hatte weiter in Ihre noch Lebenden nun Kraft und Blühen. Noch heute ist ein großer Theil, bei Einfluß noch Leben die Geschichte Ihrer Tage, und Ihr Name ist ein Segen für Ihre Völker. Ihr Andenken wird in Ihrer Heimath von so großer Treue und Liebe Ihren Geschichte besonders Zuneigungen wurden. Eine weise und von dem Geschick gesegnete Fürstin, deren Regel einer weiten Welt Gesetz und einem

Weihnachtsbaum.

Geschichtsbuch Ihnen gegenüber noch heute mit Ihren Kunstgeschenken auch heute ausgestrahlen, hat in der Stiftung noch Ihrem ungeschickten Gedenken noch unbeschadet Ihrem noch es heute noch weiten, noch Ihrem Geschick noch Ihrem Ihrem Ihrem.

Glückwünsche von den Geschicken Ihrer Gemahlin. Es kann bei Ihrem Namen Ihnen Ihnen, welche Ihrer Gemahlin Ihrer Ihrer Ihrer

Neue Bäume hatte, daß er sie anders aus den früheren Nachbarorten entschleppen, ziemlich hoch hatten Brand zwischen Baumstrünken und Baumgerippe stehen lassen, wo dann keine der Bäume im Feuerbrande gewonnen wurden ist.

Wie leicht es vorkommen konnte, daß einem die Verabredungen der Kanaken im Walde Eigenen über der Stätte, wo bereits nach genauer Ansicht, überlegen. Als sie von Kanaken, die sich ihnen angeschlossen hatten, wo sie sich ihnen angeschlossen hatten, wo sie sich ihnen angeschlossen hatten, wo sie

Schiff in Flammen auf, aber das entmutigte die Seefahrer keineswegs. Sie untersuchten den Eingang der Magelhaensstraße, fuhren aber daran vorüber, an der Felsenküste des Feuerlandes nach Süden weiter, ließen sich auch durch Stürme, Schnee- und Hagelwetter nicht abhalten und hatten endlich die Freude, wie nach Süden, so auch nach Westen und Nordwesten nur endloses Meer vor sich zu sehen. Mit der nun erbrachten Tatsache, daß Feuerland nur eine Insel sei, war auch die Umsegelung Amerikas gegeben, ein neuer Weg war gefunden, und dem Eindringen des Schiffes in den Großen Ozean stand nichts im Wege. Die Südspitze des Feuerlandes nannten sie Kap Horn (Hoorn), und der Weg um dasselbe wird noch heute häufig eingeschlagen. An der Westküste Amerikas fuhren sie aufwärts, um die schon seit langer Zeit bekannte, weit draußen vor der chilenischen Küste liegende Insel Juan Fernandez zu erreichen, wo man sich in Ruhe von den Strapazen der Reise erholen und die Schäden des Fahrzeuges ausbessern konnte. Von hier schlugen sie nordwestlichen Kurs ein und gelangten nach den Niedrigen Inseln, von diesen ohne weiteren Aufenthalt nach den Schifferinseln und endlich in den Viti- (Fidschi-) Archipel. Hier machten sie wieder längeren Halt und traten auch mit den Eingeborenen in Verbindung. Die Inseln, teils mit vulkanischen Erhebungen bis zu 1200 m Höhe, teils aus Korallenkalk gebildet, eigneten sich durch ihr mildes Klima und die üppige Vegetation trefflich zur Erholung für die Seeleute, und die Beschäftigung der Eingeborenen, namentlich ihr verschiedenartiger Fischfang auf den Klippen, boten so viel Neues, daß ihnen die Tage der Ruhe nur zu schnell vergingen. Allerdings mußte große Vorsicht beobachtet werden, denn die Viti-Insulaner waren Kannibalen im abscheulichsten Sinne des Wortes, und ein abgefangener Weißer würde ihnen vielleicht Gelegenheit zu einem besonderen Festschmause gegeben haben.

Weiter ging die Fahrt nun nach Nordwesten, rastlos weiter bis in den Osten von Neuguinea. Bis dahin hatten die Seefahrer von den zahlreichen Inseln keine mehr gesehen, hier aber entdeckten sie Neuirland, das heutige Neumecklenburg im Bismarck-Archipel, fanden darauf westlich davon die Gruppe der Admiralitätsinseln und segelten nun an der Nordküste von Neuguinea hin, die sie endlich glücklich in die ostasiatischen Gewässer führte. Glücklich oder auch unglücklich, denn als sie sich durch die ostindische Inselwelt hindurchgewunden hatten und in den Hafen von Batavia auf Java einliefen, den Hauptsitz der holländisch-ostindischen Kompanie, wurde ihr Schiff mit Beschlag belegt, und sie selbst wurden gefangen gesetzt, wozu die Kompanie insofern die Macht hatte, als man annehmen mußte, daß das Schiff nur durch die jedem andern Kaufmann verbotene Magelhaensstraße gekommen sein konnte. Ihren Versicherungen, daß sie einen neuen Weg gefunden, glaubte man nicht, und sie wurden als Gefangene nach Holland geschickt. Le Maire starb auf dem Heimwege, aber auch Schouten scheint gegen die mächtige Kompanie wenig ausgerichtet zu haben.

Die Holländer interessierten sich jedoch nicht besonders für die Inselwelt in der Südsee, sie waren praktische Kaufleute, und bisher hatte die Südsee noch nichts geboten, was dem Reichtum der indischen Inseln auch nur entfernt gleichgekommen wäre. Vielleicht konnte es aber das fabelhafte Südland bringen, und daß ein großes Land in der

Südsee vorhanden sei, das wußte man ja längst, denn mehr als einmal waren streifende Schiffe auch an die Westküste des australischen Festlandes gekommen. Endlich im Jahre 1642 wurde Abel Tasman von Batavia aus abgeschickt, der im Auftrage der Kompanie diese Sache näher untersuchen sollte. Tasman, der die Lage des betreffenden Landes nach den Beschreibungen ungefähr kannte, richtete seinen Kurs gleich soweit südöstlich, daß er die ganze West- und Südwestküste Neuhollands schon umfahren hatte und ohne es zu wissen, parallel mit der Südküste hinsegelte, bis er im Osten Land auftauchen sah. Er segelte daran hin und als die Küste nach Norden umbog, auch dahin noch eine große Strecke. Das Landen schien ihm jedoch gefährlich, denn die vielen, aus den dichten Wäldern aufsteigenden Rauchsäulen ließen auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen, und auf einen möglichen Kampf war er nicht eingerichtet. Er nannte das Land nach einem seiner Gönner Vandiemensland, von dessen Inselnatur und nahen Lage beim Festlande er keine Kenntnis erhielt, und wendete sein Schiff wieder nach Osten, um eine der schon bekannten Inselgruppen der Südsee aufzusuchen. Statt deren tauchte aber nach vierzehntägiger Fahrt ein mächtiges Gebirgsland vor ihm auf, das sich nach Norden wie nach Süden unabsehbar ausdehnte. Er hatte die riesige Doppelinsel Neuseeland entdeckt, die er jedoch nicht näher untersuchen konnte, da die sein Schiff in Kähnen massenhaft umschwärmenden Wilden, große, muskulöse und augenscheinlich sehr kriegerische Menschen, jeder versuchten Landung drohend entgegen traten. Es blieb ihm nichts übrig, als an der Küste hinzufahren, bis er die nördlichste Spitze erreichte, nun seinen Kurs nordöstlich nahm und nach abermals vierzehn Tagen die Freundschaftsinseln erreichte. Hatte er auch den Beweis geliefert, daß das große Neuholland in keiner Weise mit einem Südlande zusammenhinge, so hielt er doch nun Neuseeland für die weit vorgeschobene Nordspitze eines solchen. Von den Freundschaftsinseln, wo er sein Schiff mit Wasser und Lebensmitteln reichlich neu versehen konnte, wendete er sich als erfahrener Seemann, um heim zu kommen, nach Nordwesten, erreichte Neuguinea, fuhr, wie Schouten, an dessen Nordküste hin in die ostasiatischen Gewässer und gelangte nach Batavia zurück. In der Folge ist dann aber von den Holländern wenig mehr geschehen, um die Verhältnisse der Südsee aufzuklären, und was sie taten, das hielten sie aus Furcht vor der Konkurrenz geheim.

So vergingen denn mehr als hundert Jahre, ehe der Mann erschien, der auf mehreren großen Reisen die Inselwelt der Südsee vollständig aufklären sollte: James Cook.

Im achtzehnten Jahrhundert nahmen die Engländer ihre Bemühungen um die Südsee wieder und gleich gründlich auf. Wenn auch die mehrfachen Fahrten von William Dampier, 1699 bis 1708, auch die von George Anson 1741 nichts Neues ergaben, so brachte die von Byron 1764 als neue Errungenschaften doch die Entdeckung der König Georgs- und der Nordinseln hinzu. Bedeutender noch war die Weltumsegelung von Samuel Wallis und Philipp Carteret 1766, denn sie besuchten fast alle bisher bekannten Inselgruppen und sammelten nähere Nachrichten über dieselben.

Eine besondere Bewandtnis hatte es mit der ersten Reise Cooks. Im Jahre 1769 sollte nämlich der Durchgang des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe stattfinden,

Schädel und zu Halsbändern und in der Schädel, wer keinen genauen Verschluß wichtige ethnographische Beobachtungen abhängen. Zu diesen Zwecken wurde eine außerordentliche Menge Tapferkeit und von vielen Wilden aufgehoben und Schädel als Trinkbehältnissen gemacht. Auch einige Schädel von Kindern, schwarze und auf Verbindungen aufgehoben, Schädeln und den Schädeln Gefangen zu Trinken, seine verstorbene Frau in Ehren Trinken entnahm haben wollte. — In Papua und Neu-Guinea werden die Schädel der Feinde nach den Skalpen Gesichts und einigen seinen Haut aus Leder in den Gräbern, auf

Kopfbedeckungen aus Australien.

dem einen Schädel in die Kopfbedeckung, der Krieg, bei dem 38 Weiber 8 Kinder, 4 Alte, ohne eine Art von Ehre, ein Schädel in Gefangen ist Ehre. Auch verwandeln Gefangenen in den Schädeln Gesichtes machen es den Schädel machen schädlich auch gefangen die Kopf und Schädel. Schädeln die Gefangenen aus den und zum Schädeln Krieg waren, Schädeln Ehe Land Kriegs, die Gefangen Gesichtsschädeln zu Verbrechen und auch Gefangen Gesichtsschädeln aufgehoben. Einmal ging es machen so daß Schädeln Gesicht, und ist Ehe Kriegs, wo andere Gefangenen und schädeln Schädel

Digitized by Google

gesehen haben wollten; aber es fand sich nichts, und so blieb endlich nichts anderes übrig, als auch noch Tasmans Neuseeland aufzusuchen, und im Oktober kamen sie daselbst an. Hier wurde wieder monatelange Station gemacht, denn Cook hatte den Umriß des Landes wieder genau festzustellen, eine gewaltige Arbeit, deren Resultat aber war, daß auch hier an ein Südland nicht zu denken war, sondern Neuseeland sich als eine große gewaltige Doppelinsel darstellte, deren ungewöhnliche Natur aber auch den Zoologen, Botanikern und Mineralogen der Expedition Arbeit in Hülle und Fülle gab. So merkwürdige Pflanzen- und Tierformen hatte noch keines Europäers Auge gesehen, so eigenartige Landschaften waren auch in den üppigsten Tropenwäldern nicht gefunden worden, und unglaublich reich waren die botanischen, zoologischen und mineralogischen Schätze, die hier eingeheimst wurden.

Den Rückweg in die Heimat über die nun schon bekannten ozeanischen Inselgruppen einzuschlagen, hätte für die Erforschung der Südsee keinen Zweck gehabt. Cook entschloß sich daher, die Spuren Tasmans rückwärts einzuschlagen und nach Neuholland zu segeln. Dies war von den Holländern im Norden und Westen ja schon wiederholt besucht worden, die Südseite hatte Tasman festgestellt. Es kam also darauf an, die Ostseite aufzusuchen, und so genau waren Cooks Berechnungen, daß er diese Küste fast ebenda traf, wo Tasman sie verlassen hatte. Mit derselben Sorgfalt, wie Neuseeland, wurde nun auch diese Küste untersucht und aufgenommen. Cook folgte allen ihren Krümmungen, verzeichnete jede Bucht, jeden Vorsprung, trug auch alle Klippen und Untiefen in seine Karten ein, und diese, von den Seefahrern mit Recht so sehr gefürchteten Hindernisse der Schiffahrt wurden immer zahlreicher, je weiter die Fahrt nach Norden vordrang. Hier erstrecken sich Korallenriffe rund um Inseln her, dort ziehen sie auf Hunderte von Seemeilen parallel mit der Küste hin; durch allmähliche Verwitterung und Anschwemmung bildet sich auch wohl eine Oberfläche, und es entstehen neue Koralleninseln, wie sie in der australischen Inselwelt zu Tausenden gefunden werden. Die Gefahr für den Seemann geht in solchen Korallenmeeren über alle Beschreibung, und gerade die Ostküste Neuhollands ist besonders in ihrem nördlichsten Teile eine der gefährlichsten, und vielmal war Cook in Gefahr, sein Schiff zu verlieren, ehe er die nördlichste Spitze erreichte.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Holländer aus Besorgnis vor lästiger Konkurrenz alle ihre früheren Entdeckungen möglichst geheim hielten. Dasselbe taten vielfach auch die Spanier, und infolgedessen hielt Cook die breite Meeresstraße, welche sich zwischen der Nordküste von Neuholland und Neuguinea hinzieht, für noch völlig unbekannt und nannte sie nach dem Namen seines Schiffes Endeavourstraße. Niemand wußte ja davon, daß es dieselbe Straße war, die schon Torres zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entdeckt und zu seiner Fahrt benutzt hatte. Die Berichte, welche dieser spanische Seefahrer über seine Reise geschrieben hatte, waren nie an die Öffentlichkeit gelangt. Erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde einer seiner Berichte in Manila aufgefunden und ein anderer gar erst 1878 im Archiv von Simancas. Da mußte denn freilich nach dem Sprichwort: Ehre, dem Ehre gebührt! der von Cook gewählte Name wieder gestrichen werden, und die Straße wurde nach ihrem Entdecker

fortan Torresstraße genannt. Durch diese Straße kehrte Cook, nachdem seine Arbeiten und die der Gelehrten an der Ostküste Neuhollands noch fünf Monate in Anspruch genommen hatten, zurück und gelangte durch das Molukkenmeer und den Indischen Ozean um das Kap der guten Hoffnung wieder in die Heimat, wo die Expedition im Juli 1771 eintraf.

Schon ein Jahr darauf, im Juli 1772, ging Cook mit zwei trefflich ausgerüsteten Schiffen, der „Resolution" und „Adventure", zum zweiten Mal unter Segel, begleitet von den beiden deutschen Naturforschern Reinhold und Georg Forster und dem pflanzenkundigen Arzt Sparmann. Da man allgemein annahm, daß auf der Erdoberfläche die Landmassen den Wassermassen das Gleichgewicht halten müßten, so konnte man sich nicht von dem Glauben an die Existenz eines großen Südkontinentes losmachen, und diesen zu suchen war die Hauptaufgabe dieser neuen Unternehmung. Daß von dem fabelhaften Südlande jenseits des südlichsten Amerika und von da weit nach Westen hin nicht die Rede sein konnte, das hatte Cook bereits festgestellt, und gerade da hatte man es nach den Mitteilungen verschiedener Seefahrer vermutet. Trotzdem konnte es aber doch vorhanden sein, wenn auch an anderer Stelle der südlichen Erdhalbkugel, und Cook lenkte seinen Kurs diesmal sogleich direkt nach Süden zum Kap der guten Hoffnung nach der Südspitze von Afrika. Bis in den November drang er unausgesetzt nach Süden vor, trotz Schnee, Nebel und Sturm, da aber vermehrten undurchdringliche Eismassen jedes fernere Vorwärtskommen. Tau- und Takelwerk waren mit einer dicken Eiskruste überzogen, und die Schiffsleute hatten oft bis zur Erschöpfung zu arbeiten. An dem unerschütterlichen Mute ihres Führers richteten sie sich aber immer wieder auf, und die Naturforscher fanden ja auch hier in diesen unwirtlichen Regionen Arbeit über Arbeit, die trotz aller Hindernisse ausgeführt wurde. Georg Forster hat diese Reise beschrieben, und es mag nur ein Beispiel zeigen, wie das Leben der Reisenden oft an einem Faden hing. Forster hatte das Schiff in einem Boote mit nur zwei Ruderern verlassen, um Messungen der Meerestemperatur vorzunehmen, als plötzlich ein so dichter Nebel einfiel, daß die Luft verfinstert wurde und man nicht einen Schritt weit um sich zu sehen vermochte. Ohne Mast und Segel, nur mit zwei Rudern versehen, von Eis rings umdrängt, von jeder Küste fern, ohne Nahrung, befand sich der Naturforscher in einer nicht beneidenswerten Lage. Es half nichts, daß die beiden Matrosen in der Richtung ruderten, wo man die Schiffe zuletzt gesehen hatte, es war vielmehr zu befürchten, daß man in dem finsteren Nebel unvermerkt eine ganz falsche Richtung einschlagen könnte. Da entschlossen sich die Männer, still liegen zu bleiben und sich in der Totenstille des Meeres nur allein auf das Gehör zu verlassen. Eine Viertelstunde verrann nach der andern, und sie wurden den sorgenvoll Harrenden zu ebenso vielen Stunden. Da endlich ertönte wie aus weiter, weiter Ferne eine Glocke, und diesem Klange zurudernd, gelangten sie glücklich wieder zu dem Schiffe. Auch hier war man schon in größte Besorgnis um die Abwesenden geraten und hatte endlich als die einzige Möglichkeit, sich in dem Nebel zu orientieren, die Schiffsglocke unausgesetzt geläutet, und das war in der Tat das einzige Mittel der Rettung geworden. Volle vier Monate kreuzte Cook in den Eisregionen der Südsee umher, aber eine Spur von einem

Südlande wurde nicht gefunden. Auch die Annahme, daß da, wo kolossale Eiswände jedes Vordringen unmöglich machten, Land sein könnte, erwies sich als trügerisch, denn mehr als einmal segelte Cook einige Wochen später über dieselben Stellen hinweg, wo zuvor undurchdringliche Eisbarrieren gewesen waren und wo man jetzt nur Himmel und Wasser erblickte, nachdem sich die Eisverhältnisse verschoben und geändert hatten, was häufig und oft fast plötzlich geschieht.

Endlich mußte sich Cook aber doch entschließen, die Eisregionen zu verlassen und wieder mildere Himmelsstriche aufzusuchen, denn der Skorbut, diese gefürchtete Krankheit der Seefahrer, war unter den Leuten ausgebrochen, und die Schiffe hatten in den Eisregionen des Südmeeres auch schon schwer gelitten und bedurften dringend der Ausbesserung. Da schien zum Schluß noch ein schweres Unglück über die Expedition hereinzubrechen, als in einem der furchtbaren Nebel das zweite Schiff, die Adventure, verloren ging und trotz allen Umherkreuzens nicht wieder aufgefunden werden konnte. Cook mußte es endlich seinem Schicksal überlassen, was den bisherigen Mut allerdings gewaltig erschütterte, der sich auch erst wieder hob, als nach einer längeren nordöstlichen Fahrt in den Großen Ozean hinein Ausgangs März die hohen Kraterberge von Neuseeland am Horizont auftauchten. Nach einem geschützten Hafen, wo die Leute der Ruhe pflegen und das Schiff ausgebessert werden konnte, brauchte Cook nicht lange zu suchen, denn hier war ihm ja jede Bucht bekannt; die frischen Nahrungsmittel, wie sie die Insel in Fülle bot, verscheuchten sehr bald auch den Skorbut, und Holz zum Ausbessern des Fahrzeuges war ja in größter Auswahl vorhanden. Unsägliche Freude aber erregte es, als Cook auf einer Exkursion, die er in die Meerenge unternahm, welche die Nord- und Südinsel Neuseelands voneinander trennt, und die ihm zu Ehren später Cookstraße genannt worden ist, dort die verlorene Adventure wohlbehalten vor Anker liegend fand. Ihr Führer hatte, als sich auch seinerseits das Suchen nach der Resolution vergeblich erwies, denselben Gedanken gehabt wie Cook und war gleichfalls nach Neuseeland aufgebrochen, um die Kranken unter seinen Leuten sich erholen zu lassen und sein Schiff auszubessern.

Nach einigen Wochen konnte dann wieder aufgebrochen werden, und nun ging es abermals nach Süden, um nun auch hier im Anschluß an den Großen Ozean das Südmeer nach dem fabelhaften Südlande zu durchsuchen. Das Resultat war jedoch ganz dasselbe, wie es zuvor im Süden von Afrika und auf der ersten Reise im Süden von Amerika gewesen war: bis weit über den Polarkreis hinaus wurde nichts gefunden, das Südmeer war unter allen drei südlichen Erdteilen, wenigstens bis in die Eisregion hinein, frei von Land, mit Ausnahme einiger zerstreuten kleinen und unbewohnten Inseln. Der wieder ausbrechende Skorbut und eine nicht unbedenkliche Erkrankung des Führers selbst zwang die Expedition endlich zur Rückkehr in die Südsee. Diesmal wurde Tahiti der Ruheort.

„Der Einfluß der Landschaft", schildert Georg Forster, der diese Reise beschrieben hat, „die Früchte und Wurzeln des heißen Erdstrichs und das frische Fleisch, welches er hier in Tahiti von den Eingeborenen erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihm und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu schenken. Cook beschloß, die ganze

Breite des stillen Meeres nach Westen hin noch einmal zu durchschiffen. Die Inseln, die Tasman gesehen und mit allerhand holländischen Städtenamen belegt hatte, wurden nun von ihrem zweiten Entdecker die Freundschaftsinseln genannt, ein Name, den ihre Bewohner an uns so wohl verdienten. Noch aber lag unerforscht im Westen ein Land, welches de Queiros dem heiligen Geist zugeeignet hatte. Cook steuerte dorthin und entdeckte einen Archipelagus von mehr als zwanzig großen und kleinen fruchtbaren Inseln, die zwischen dem 14. und 20. Grade der Breite liegen. Er umschiffte sie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit Genauigkeit auf und erwarb sich dadurch das Recht, sie unter der Benennung der Neuen Hebriden bekannt zu machen. Kaum hatte er sie verlassen, so geriet er an eine nie zuvor gesehene Insel, die den Namen Neukaledonien erhielt. Von dieser Entdeckung eilte Cook zurück nach Neuseeland. Drei Wochen, in welchen das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von neuem instand gesetzt und die Mannschaft reichlich erquickt werden konnte, waren ihm hinreichend zur Erholung. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die westlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit fünfzehnhundert Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres an die Küsten des Feuerlandes in Amerika, und so vollendete Cook die Untersuchung jenes großen, vor ihm noch unbekannten Ozeans. Zum zweiten Mal in seinem Leben umschiffte er dann das Kap Horn, diesmal von Westen nach Osten und in so geringer Entfernung, daß seine Lage nun endlich genau bestimmt werden konnte."

Von hier aus machte Cook dann noch einen abermaligen Vorstoß nach dem Südlande, natürlich wieder vergeblich, wendete dann den Kurs nordöstlich nach Afrika hinüber zum Kap der guten Hoffnung, und nach einer Abwesenheit von drei Jahren, im Juli 1775, war er endlich wieder in der Heimat.

Diese beiden Reisen des kühnen Seefahrers hatten Erfolge von so großartiger Ausdehnung gehabt, daß man nicht daran zweifelte, es werde sich nun auch noch ein neuer Weg in den Großen Ozean, nach China, Japan und Indien auffinden lassen. Das englische Parlament setzte große Summen als Prämien aus für denjenigen, welcher diese Aufgabe lösen würde, und Cook erklärte sich zu einem Versuche bereit. Im Juli 1776 ging er zum dritten Male unter Segel, wendete um das Kap der guten Hoffnung herum gleich den Kurs nach Osten und erreichte in gerader Linie Neuholland, von wo er, quer durch die Südsee steuernd, die wohlbekannten Freundschafts- und Gesellschaftsinseln aufsuchte, um von hier aus seine Untersuchungen nach allen Richtungen hin auszudehnen, wobei er noch den Hervey- oder Cook-Archipel entdeckte. Dann trat er seine eigentliche Entdeckungsreise an, um sich nun, wie bisher dem südlichen, so dem nördlichen Teile des Großen Ozeans zu widmen, wo man eine Verbindung der Meere vermutete, durch die man von Europa um Asien herum in den Großen Ozean und so nach Japan, China und Indien gelangen könnte. Er nahm seine Richtung nach Nordosten, um zunächst die Küste von Nordamerika zu erreichen, entdeckte aber auf diesem Wege erst die einsam liegende Weihnachtsinsel und danach die Gruppe der Sandwichinseln, deren Lage er mit der ihm eigenen Genauigkeit aufnahm. Zweifellos sind diese Inseln den Spaniern schon früher bekannt gewesen, denn sie lagen gerade auf dem Wege, den lange Zeit ihre Flotten

gewonnen, wenn Du in meine Gesellschaft zur Küste nach Klein Kuskowkagen, aber nur dieses Mal, da bisher in keiner Weise auf die Hilfeleistung Eingeborener gerechnet worden.

Am 28sten, 1878 gelangte Forel an die Küste von Kuskowkagen, auch an einer solchen wilden, menschenleeren, hat sich Niemand gefunden, der sich bisher hier seinen Unterhalt verdient hätte, aufgrund eines Vertrages, welche das Britische Gouvernement mit den Eingeborenen hat sich eine Niederlassung errichtet. Es ist ein Fort, das Fort Forel, welches in einer Entfernung von 3 Meilen von der Küste liegt, und ist ein Fort, welches Forel selbst errichtet hat, und welches nach seinem Namen benannt wurde. Forel hatte zwar einen Vertrag mit den Eingeborenen, aber er war nicht darüber, mit dem Eingeborenen waren heute hier angewachsen, und sie waren nicht mehr so freundlich, als sie anfänglich, und so hatte man Leute in Verdacht und bei Nacht wurden sie Wachen ausgestellt.

Häuptling von Kuskowkagen.

Einer solcher war, mein lieber Gemahlin und ich hatte diese Bekanntschaft bei dem ersten Besuche gemacht, Häuptling Kuskowkagen, der bereits alles Mögliche, was ihm nur in die Hände kam, gestohlen hatte. Er war ein Mann von 40 Jahren, ein Neger. Er war der Häuptling der Kuskowkagen, und Häuptling war er auch von verschiedenen Dörfern. Sein Einfluß, sein Ansehen, sein Reichthum bestand in seinen Frauen. Er hatte 7 Frauen. Sie gehören seiner Familie, doch Forel sein gehören sie nicht. Sie gehören dem Häuptling Kuskowkagen.

Häuptlingsfrau von Kuskowkagen.

Eine seiner Frauen hatte mich sehr eigenthümlich Forel angesehen, und ich hatte mich gefragt, was sie wohl denken mochte, und ich hatte mich gefragt, was sie wohl denken mochte, und ich hatte mich gefragt, was sie wohl denken mochte

fügen, was den Stamm der Aleuten, wie die Bewohner der Inseln gleichfalls heißen, angeht.

Nach dem Bischof Weniaminow, welcher zehn Jahre auf Unalaschka lebte, sind die Aleuten-Eskimo sowohl innerlich als äußerlich wie aus einer Form gegossen, was um so auffallender ist, da sie in so geringer Zahl über einen weiten Raum verstreut sind. Dem Anschein nach sind es die empfindungslosesten Menschen, von fast unglaublicher Geduld. Es scheint, als ob sie keiner Empfindung fähig wären, und doch zeigen sie eine zärtliche Neigung zu den Kindern und die höchste Pietät gegen die Eltern. So kehrte ein Aleute, der auf der Neva durch Fahrten mit seiner Baidare (Eskimoboot) viel Geld verdiente, nach Unalaschka zurück, um seine alte, blinde Mutter zu pflegen. Auf ihrem Lieblingselement, dem Meere, entwickeln die Aleuten eine bewunderswerte Gewandtheit und Unerschrockenheit. Selbst während der heftigsten Winterstürme lassen sie sich nicht abhalten, dem wertvollen Seeotter nachzuspüren. Dann pflegt das kostbare Pelztier auf dem Ufer irgend einer kleinen unbewohnten Insel oder auf einem einzeln stehenden Felsen Schutz zu suchen, rollt sich in einen Knäuel zusammen und schläft. Nun nähern sich zwei Aleuten, solange der Sturm anhält, in zwei einfachen Baidaren dem Felsen und zwar von der unter dem Winde gelegenen Seite. Der in der ersteren Baidare befindliche Jäger stellt sich in seinem Fahrzeug aufrecht, eine Flinte oder Keule in der Hand haltend, und erwartet in dieser Stellung eine Welle, die ihn erhebe und dem Gipfel des Felsens näher bringe. Nun springt er mit Blitzesschnelle ans Land, und während sein Gefährte die verlassene Baidare in Sicherheit bringt, schleicht er sich unter dem Winde in die Nähe des schlafenden Otters, erschießt ihn oder erschlägt ihn mit seiner Keule und setzt sich mit Hilfe einer Welle und des auf dem Wasser zurückgebliebenen Gefährten wieder in seine Baidare.

Interessanter noch sind die gemeinschaftlichen Otterjagden auf dem Meere, wozu sich oft fünfzig und mehr Baidaren vereinigen. Hat die ganze Gesellschaft an einer Stelle sich gelagert, wo man Seeottern vermutet, so erwartet sie stilles Wetter nnd ruhiges Meer. Dann stechen alle Baidaren in See und entfernen sich oft weit von der Küste. Sie sind mit dem Instinkt der Tiere vertraut und wissen, wo sie dieselben finden werden. Dort stellen sie sich in gerader Linie auf, und mit gespanntester Aufmerksamkeit blickt jeder aufs Meer. Nichts entgeht dem durchdringenden Blick des Aleuten; im kleinsten schwarzen Punkt, der nur auf einen Augenblick auf der Meeresfläche erscheint, erkennt sein geübtes Auge den Otter. Die Baidare, von welcher das Tier zuerst gesehen worden, rudert nun mit größter Geschwindigkeit an die Stelle, wo es untertauchte; dort hebt der im Boote sitzende Aleute sein Ruder in die Höhe, indem er unbeweglich auf seinem Platze stehen bleibt. Sogleich setzt sich die ganze Flotte in Bewegung, die gerade Linie wird zu einem weiten Kreise, dessen Mittelpunkt die Baidare mit dem erhobenen Ruder ist. Diese gleitet nun still weiter bis an den Ort, wo man das nächste Erscheinen des Otters an der Oberfläche vermutet, und sobald das Tier sich zeigt, schießt der Aleute einen bereit gehaltenen Pfeil ab. Dies Geschoß bringt selten den Tod, erreicht sogar häufig nicht einmal sein Ziel, und der Otter verschwindet augenblicklich. Wieder erhebt

Eck, auf der Backbord- und Backe, meiner Schätzung nach von 8 Meter, ziemlich regelmäßig, mit einzelnen Lücken, besonders gegen Backbord, und zwar schon weiter hinten gegen den Bug. Das erstere Gebäude gewährt Platz für 300 bewaffnete Krieger, das letztere für 200. Die Bauart ist ziemlich dieselbe, wie bei den Häusern, nur daß die Wände aus Bambusrohr bestehen, das Dach aus Palmblättern. Alle Verbindungen geschehen mit Kokosfaserschnüren. Die Fahrgeschwindigkeit und Manövrirfähigkeit, auch Seetüchtigkeit eines solchen Fahrzeuges ist sehr bedeutend, wie man bald Gelegenheit hier Proben anzustellen.

Kriegs- und Tanz-Doppelcanoe.

Noch in hoher Dünenkette Ufers verborgen Rauf beim eigentlichen Beginnen und ohne Gefahr. Die Anzeige meldet noch Riesbeer nur, vorzüglich hier Korallenriff und bis am nördlichen westwärtsgehenden nördlichsten Riff Neuseeland, dann an den Küsten Neuseelands. Die Nacht unmittelbar vor dem Ausgange ist Quarantaine und erstreckt sich bis zum nächsten Morgen. Neuseeland und Neuguinea in keinen Verkehren, bei vielfachen Verschiedenheiten Neuseeland, das hier sein besonderes Interesse, auch ausgebreiteten war, sind doch Neuseeland und Neuguinea in keinen Verkehren, bei vielfachen Verschiedenheiten Neuseeland, das hier sein besonderes Interesse, auch ausgebreiteten war, sind doch in der Form noch Übrig. Schiffahrt zu benennen war hier eine starke wenig ungünstigen, keine unbedeutendsten Klimaunterschiedenen hatten im Norden gelernt. Die Bedeutung eines Hauptplatzes bestimmt eine Hauptschiffahrt zu, wenn hier in

vorhanden und vielleicht zu bestimmten Jahreszeiten zu benutzen, so konnte sie für England, auch ganz abgesehen von diesem Wege aus Europa nach China und Ostasien, schon hier oben im Norden durch die unermeßlichen Scharen von Pelz- und Seetieren von den wichtigsten Folgen werden. Nun, daß der Durchgang vorhanden und eine Fahrt nördlich um Asien herum möglich ist, das hat ja die neueste Zeit bewiesen, ebenso aber auch, daß hier von einem regelmäßigen Seewege gar nicht die Rede sein kann.

Den sieben Monate währenden Polarwinter beschloß Cook zu benutzen, um die auf der Herfahrt entdeckten Sandwichinseln näher zu untersuchen. Er fand bei den Eingeborenen eine sehr freundliche Aufnahme und beschäftigte sich nun monatelang damit, den Archipel, namentlich die Hauptinsel Hawaii, genau zu untersuchen und aufzunehmen. Frisches Fleisch, Gemüse, Obst und andere Nahrung entschädigte seine Leute reichlich für die Entbehrungen, welche sie sich im hohen Norden hatten auferlegen müssen. Die Schiffe konnten neu verproviantiert werden, und endlich im Februar 1779 verließ Cook die Inseln, um abermals nach Norden zu segeln und dort die Aufgabe einer Durchfahrt weiter zu verfolgen. Ein fürchterlicher Sturm aber zwang ihn, nach einigen Tagen wieder zurückzukehren, und da fand sich zu seinem Erstaunen, daß er jetzt plötzlich auf den Sandwichinseln allgemeinem Mißtrauen begegneten, die Bewohner ihm sogar feindlich gegenübertraten. Es ist bis heute nicht aufgeklärt, was diesen Umschwung herbeigeführt haben kann, jedenfalls hatte er die traurige Folge, daß es sogar zu Gefechten kam, in deren einem James Cook am 14. Februar 1779 erschlagen wurde.

So endete der größte Seefahrer aller Zeiten, ein Mann, von dem die Nachwelt recht wohl sagen kann, daß sie eigentlich erst ihm die Entdeckung und Erschließung der Inselwelt im Großen Ozean zu danken hat, denn alles das, was vor ihm daselbst geschehen ist, war gewissermaßen nur das Vorspiel zu dieser großen Periode, und alles, was nach ihm kam, hat seinen Forschungen und Feststellungen wenig Neues mehr hinzugefügt, obwohl sich nun an der Arbeit in der Südsee alle seefahrenden Nationen beteiligten. Unter diesen müssen wir neben den Engländern noch die Franzosen besonders hervorheben, die ebenfalls eine Reihe von Seefahrern gestellt haben, deren Namen unvergänglich in die Entdeckungsgeschichte eingetragen ist. Wir nennen Louis Antoine Bougainville, welcher von 1766 bis 1769 eine Weltreise vollendete, dem außer einigen kleinen Entdeckungen in der Südsee auch die Erdkunde sowohl wie die Naturwissenschaften außerordentlich reiches Material zu danken gehabt haben. Wir nennen ferner den Grafen von Lapérouse, welcher 1785 mit zwei Fregatten die Reise auf den Spuren seines genannten Vorgängers antrat, ein ausgezeichneter Forscher, dessen von Zeit zu Zeit eingesandten Berichte nicht minder förmliche Fundgruben für die Wissenschaft wurden, der dann aber 1788 in der australischen Inselwelt spurlos verschwand. 1791 fuhr d'Entrecasteaux mit dem Auftrage aus, den Verschollenen zu suchen, eine Aufgabe, die sich auch andere Seefahrer stellten, deren Lösung aber erst 1827 dem Weltumsegler Dumont d'Urville gelang. Der Kapitän eines englischen Handelsschiffes nämlich hatte beim Kreuzen zwischen den westaustralischen Inseln 1826 gehört, daß bei der Koralleninsel Vanikoro im Santa Cruz-Archipel einmal zwei Kriegsschiffe verunglückt sein sollten. Es gelang

ihm, verschiedene Reliquien von diesen Schiffen bei den Eingeborenen aufzufinden und einzutauschen, u. a. Instrumente, die nur einer Expedition gehört haben konnten, welche mit außergewöhnlichen wissenschaftlichen Untersuchungen betraut war. Als nun ein Jahr darauf d'Urville in diesen Gewässern erschien und Kenntnis davon erhielt, begab er sich sofort an Ort und Stelle, und es gelang ihm, unter Führung eines Eingeborenen Reste untergegangener Kriegsschiffe, Kanonen, Anker und andere Gegenstände, die der Zeit und der rollenden Flut widerstanden hatten, am Grunde des hier kristallklaren Meeres zu entdecken, und die aufgefundenen Instrumente, sowie ein Stück Balken, dessen Bildhauerarbeit bewies, daß es nur zu Lapérouses Hauptschiff gehört haben konnte, ließen keinen Zweifel über das traurige Ende jener Expedition.

Die großen Reisen in die Südsee hatten nun aber nicht sowohl mehr den Zweck, neue Entdeckungen zu machen, als vielmehr den, die Inselwelt der Südsee nutzbar zu machen. Die Nationen, Engländer und Franzosen voran, beeilten sich, die Inseln und Inselgruppen in Besitz zu nehmen und zu kolonisieren, und so ist dann nach und nach der ganze Erdteil zwischen den europäischen Nationen aufgeteilt worden.

Australien ist ein Name, der in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Namen die gesamte Inselwelt zwischen Asien und Amerika, das ehemalige Neuholland, welches ja auch eigentlich nichts anderes ist, als eine gewaltige Insel, mit inbegriffen. Nachdem man den Erdteil aber näher kennen gelernt und gefunden hat, daß Neuholland von der übrigen Inselwelt des Erdteils in vielen Dingen ganz wesentlich abweicht, hat man eine Teilung eintreten lassen. Man begreift unter dem Namen Australien nur noch das ehemalige Neuholland, das man auch recht wohl als das Festland des Erdteils bezeichnen kann, und nennt die über den Großen Ozean zerstreute übrige australische Inselwelt Ozeanien. Der Name Australien im allgemeinen Sinne, wie er früher für den gesamten Erdteil gebräuchlich war, ist jetzt nicht mehr üblich.

Australien im engeren Sinne bezeichnet also nur das Festland, das ehemalige Neuholland, mit der unmittelbar dazu gehörenden großen Insel Tasmanien. Es mag hierbei erwähnt werden, daß die Engländer auch die Doppelinsel Neuseeland mit dazu rechnen.

Ozeanien umfaßt nun die gesamte übrige australische Inselwelt und wird in drei Gruppen geteilt, die durch ihre Natur und Bewohner scharf voneinander geschieden sind. Die Inseln nämlich, welche das Festland in großem Bogen von Norden nach Osten unmittelbar umgeben, heißen **Melanesien**; die von hier aus den ganzen Osten des Ozeans einnehmen, nennt man **Polynesien**, und hierzu wird denn auch allgemein, mit Ausnahme von den Engländern, Neuseeland gerechnet. **Mikronesien** dagegen heißt eine Anzahl von Inselgruppen, welche im Nordwesten des Ozeans gefunden werden.

Diese Einteilung soll denn auch den nachfolgenden Betrachtungen zu Grunde gelegt werden.

2. Das Festland Australien.

Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Festland von Australien schon im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr völlig unbekannt gewesen ist. Schon 1512 hatten ja die Portugiesen die Molukken, die eigentlichen Gewürzinseln, entdeckt und in Besitz genommen und waren damit an das Hauptziel ihrer Bestrebungen in den ostindischen Gewässern gelangt. Es läßt sich wohl annehmen, daß sie dort nun mit ihren Schiffen mannigfach umhergestreift und auch an die Küste des Festlandes gelangt sind, deren kahle, wüste Natur aber nicht die geringste Anziehungskraft für sie besaß. Ebenso ist auf dem Wege von Europa nach Ostindien gewiß auch das australische Festland von manchem Schiffe gesehen, vielleicht sogar besucht worden, denn der gewöhnliche Weg führte vom Kap der guten Hoffnung nicht erst, wie die ersten Entdecker fuhren, an der Ostküste von Afrika weit aufwärts, sondern gleich nordöstlich quer über den Indischen Ozean bis ungefähr zur Höhe von Java und dann direkt nordwärts. Da ist dann sicher gar manches Schiff auch auf das australische Festland gestoßen. Aber erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunders gab die Regierung der holländisch-ostindischen Besitzungen Auftrag, dies Land näher zu untersuchen und so wurden Teile der Nord- und Westküste besucht, bis endlich im Jahre 1642 Abel Tasman, wie wir oben gesehen haben, die Inselnatur dieses nun Neuholland genannten Landes feststellte und die Fabel von dessen Zusammenhange mit einem großen Südlande zerstörte, dafür aber die neue Fabel ins Leben rief, daß das von ihm entdeckte Neuseeland die Nordspitze jenes Fabellandes sei. Das nahm man dann auch allgemein an, bis mehr als hundert Jahre später Cook durch seine großen Reisen den Beweis lieferte, daß auch Neuseeland nichts als eine große Doppelinsel und ein Südland, wie es seit Jahrhunderten angenommen worden, überhaupt nicht vorhanden sei. Wie nun die Westküste Neuhollands lange schon feststand, durch Tasman die Südküste entschleiert wurde, so stellte nun Cook die Ostküste fest, und da durch die Entdeckung der Torresstraße erwiesen wurde, daß Neuholland durch diese auch von Neuguinea getrennt ist, so ergab sich die Nordküste von selbst, und man wußte nun, daß Neuholland von allen Seiten umfahrbar sei.

Damit waren auch die Grenzen ein- für allemal festgelegt, nämlich im Westen und Süden der Indische, im Osten der Große Ozean und im Norden die Torresstraße, sowie Teile des Indischen Ozeans, nämlich die Arafura- und Timorsee. Als der äußerste Punkt im Süden wurde lange Zeit die Südspitze von Tasmanien oder Vandiemensland, wie es Tasman genannt hatte, angesprochen, bis 1798 der Seefahrer Georg Baß die nach ihm benannte Baßstraße entdeckte und damit die Inselnatur Tasmaniens feststellte. So ist nun die südlichste Spitze des australischen Festlandes das Kap Wilson, die nördlichste Kap York, die westlichste Steep-Point und die östlichste Kap Byron, und das Land mißt zwischen diesen äußersten Punkten von Norden nach Süden 3180 und von Westen nach Osten 4300 km.

Die Landwirtschaft Australiens, wozu auch 7400000 qkm Steppenland, hätten alle die gesetzlichen Erfordernisse, um der Viehzucht ein gutes Gedeihen zu gewähren, in der Hitze wie bei Kälte. Als Viehstand ist auch neuen anzugeben, in bald hoch, bald tief gelegenen Gebieten ein Bestand von 30 Millionen Stück Rinder, 80 Millionen Stück Schafe, die aus der europäischen Rasse gezogen sind, wie Merino-Schafe, Rambouillet-Schafe und Leicester-Schafe, Southdown-Schafe, Shropshire-Schafe, Cotswold-Schafe, Lincoln-Schafe, Romney-Marsh-Schafe, Merino-Schafe, Rambouillet-Schafe,

nehmen und dasselbe zunächst als Deportationsziel für Verbrecher zu benutzen. Sie sandte im genannten Jahre eine Flotte hinüber, welche in der Nähe der heutigen Hauptstadt Sydney über siebenhundert Verbrecher ans Land setzte, für die eine Kolonie eingerichtet wurde, die dann später, als sich die Küstenlandschaften allmählich auch mit andern Ansiedlern zu füllen begannen, nach Port Jackson verlegt wurde. Entdeckungsreisen, welche vom Ostrande her in das Innere des Landes unternommen wurden, führten nach und nach zu der Erkenntnis, daß das ganze Innere Australiens eine riesige Tiefffläche ist, die nur stellenweise hügelige und bergige Erhebungen hat, an einzelnen Stellen noch tiefer als die Meeresoberfläche eingesenkt ist und einesteils eine öde Sandwüste, andernteils ein undurchdringliches Buschland (Scrub) darstellt.

Die Bewässerung des Erdteils ist äußerst mangelhaft, denn bei der Trockenheit des Klimas trocknen auch die Flüsse großenteils ein und bilden während eines Teils des Jahres nur eine Kette von Sümpfen und Seen. Nur die großen Ströme des Südostens, die von den hohen Gebirgen des Ostrandes kommen und von diesen durch zahlreiche Zuflüsse gespeist werden, führen das ganze Jahr über Wasser, und so ist das Stromsystem des Murray, der als größte Nebenflüsse den Murrumbidgee und den Darling aufnimmt, als das einzige permanente Wassersystem Australiens anzusehen. Alle übrigen Flüsse des Innern lösen sich schließlich in der Wüste auf oder enden in Seen, deren Australien einige sehr umfangreiche aufweist, wie den Torrens, Gregory, Frome, Eyre u. a., während die meisten auch nur mehr oder weniger Schlamm- und Salzsümpfe sind.

Nach und nach wurde auch die Süd- und die Südwestküste besiedelt, und auch von hier aus wurde dann das Innere vielfach untersucht, wodurch sich herausstellte, daß sich das Land nach seiner ganzen Beschaffenheit, nicht zuletzt auch durch den Mangel aller Raubtiere, ganz vorzüglich zur Viehzucht eignen würde. In der Tat erwies sich diese außerordentlich erfolgreich und schon in dem noch nicht vollendeten ersten Jahrhundert nach der ersten Ansiedlung hatte allein der Distrikt von Neusüdwales, wie schon Cook die Südostküste genannt hatte, weit über 3 Millionen Rinder und 25 Millionen Schafe aufzuweisen, welch letztere Zahl nach der Zählung von 1898 schon auf 41 Millionen angewachsen war, während man im gesamten Lande weit über 80 Millionen Schafe zählte, die den Hauptgegenstand der Viehzucht in Australien bilden. Wie wichtig dieser Zweig der Landwirtschaft für das Land geworden ist, mag die einzige Tatsache erhellen, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 2 Millionen Ballen Wolle ausgeführt wurden, im Werte von etwa 25 Millionen Pfund Sterling oder nach unserem Gelde 500 Millionen Mark.

Im großen und ganzen ist man über die Natur des Landes im klaren, es bleibt aber noch viel zu tun übrig, um die abschreckende Einöde des Innern aufzuhellen. Unter den vielen Männern, welche dazu beigetragen haben, nennen wir hier nur Lachlan, Oxley, Kapitän Sturt, Eyre, Stuart, Burke, Kennedy und den deutschen Reisenden Ludwig Leichardt, der leider in der Wildnis verschollen ist, man weiß nicht, wo und wie er umgekommen sein mag, denn alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Gleiches Schicksal hat noch manch anderer Reisender geteilt. Es sind nicht nur die Wüsten und der Buschwald, sondern auch die wilden Völkerschaften, welche das Reisen im Innern

Wollproduktion in gleichbleibender Weise. Da aber Cowdie Downs 1880 vom Eigthümer mit einer Schuldenlast von 1 Million übernommen wurde, und die Zinsfüße zu steigen, die Preise aber noch tiefer sanken, so mußte der Besitzer gezwungenermaßen noch mehr Kapitalien erwerben, oder er mußte sein Eigenthum verlieren. Er wählte das letztere. Die Gläubiger, welche ihre Kapitalien nicht mehr in Gefahr bringen wollten, ließen daher, sowie sie einen Käufer gefunden hatten, das Eigenthum zur Versteigerung kommen. Nach Ablauf der Frist, wenn die Käufer das Geld nicht bezahlen, wird das Eigenthum wieder versteigert, bis es endlich einen Käufer findet, der es bezahlt. Dieses Verfahren wird so lange wiederholt, bis ein Käufer gefunden ist, der das Geld bezahlt. Auf diese Weise wurde Cowdie Downs 1886 um 500,000 Pfund Sterling verkauft, und ist jetzt Eigenthum der Australischen Agricultural Company, welche Gesellschaft sich auch noch weiterhin im Besitze befindet.

Eine Riesenschafherde auf der Insel Neuseeland.

Ähnlich wie Cowdie Downs verhielt es sich auch mit Wanganui, wenn schon in der Letzteren Hälfte meines Jahrzehnts noch bedeutend größere Summen, als 1 Million Pfund Sterling, dafür bezahlt wurden, wenn man 100 Millionen Mark Kapitalien als Schuldenlast auf einem Besitzthum verzeichnet findet, so ist dies absolut Nichts mehr Außerordentliches. Wanganui hat aber noch eine andere Bedeutung, als die einer Schafzuchtfarm. Es ist nämlich der Name eines Flusses, der in Neuseeland in die Cook-Straße mündet. Dieser Schiffahrt treibende Fluß ist nun der Lebensnerv der Stadt Wanganui, welche nur deswegen die Bezeichnung „Wanganui" war, weil sie die Hauptstadt und Mittelpunkt des Handels dieses Flusses ist. Wanganui hat 5000 Einwohner, besitzt auch einen Hafen, in welchen Dampfer und Segelschiffe, sowie die ungeheuren Flöße der Holzindustrie anlegen können. Doch befinden sich in diesem Hafen nur so viele Schiffe, als es eben nöthig ist, um den Bedürfnissen der Einwohnerschaft und der nächsten Umgebung zu entsprechen. Eine Bedeutung hat aber Wanganui

1860 gründeten Redier und 30 Siedler am 30/31. Dez. Augusta, und bon Schlachter ftarb am 8. Februar Perth. Graf Grey, der 1846 bis 1854 Gouverneur war, hat sich hier sehr viele Verdienste erworben, daß auch eine beträchtliche Menge Geld unter Leitung des Kommissars Fr. Fraser ausgegeben wurde.

Freilich wurde das Geld, wie in allen Kolonien, zum großen Teil für Beamte verwendet. Graf Grey sah, daß Kolonisten dort in verschiedener Hinsicht gründen wollten.

Das Schlimmste war, daß man ganze ausgedehnte Gebiete an Leute verschenkte, welche sie nicht kannten. Es geschah auf Befehl, daß diese Ländereien auch bei Freiwilligen Arbeit leisten mußten. Gefängnisstrafen sind dort nur bei Verbrechen, die mit Gefängnis belegt sind, eingeführt worden, und einer wegen sich anderer wegen. Die Zahl der Verbrechen einer als Strafen sind Geldstrafen, Verbrechen in Europa. Es Gefängnisstrafen, Arbeitshäuser, Abschieben oder einer dieser Strafen Neuseeland, Australien, Tasmanien, Neuguinea, Neuseeland, Australien, Tasmanien, Neuguinea, Neuseeland, Australien, Tasmanien, Neuguinea,

den Hals Kreisförmig ist, bei der 30 cm Körperlänge zeigen sie, wie beim Affen auch, einen Greifschwanz. Auch unter ihnen sind Arten, die Baumbewohner sind, wie Didelphis lanata Desmarest, Didelphis Azarae Temminck, Didelphis Quica Desmarest, Didelphis velutina Tschudi und Didelphis Derbiana Waterh. Ich nun will hoffen in Kurzem, einiges von der Lebensweise dieser Thiere mittheilen zu können.

Didelphis Azarae Temminck, Quica Azarae.

Auch Azarapelzer sind die Bewohner der Provinz Entrerios, die namentlich durch ihre Fischerei, Jagd und Viehzucht sich auszeichnet. Auch Azarapelzer sind sie gerade wahrhaft Gauchos. Auch unseren sah auch heute sein eigentliches Heim in der Pampa, gelegentlich sich auch im Gebüsche, Gauchogebüsch, aufhaltend. Auch er ist ein Bewohner der Gauchos-Hütten, doch nur selten zu finden ist.

Die Lebensweise Gaucharen ist eine ganz gesetzlich geregelte.

Haus in Gauchoform.

Hütte. Jene Gauchos ist ein geräumiger Rechteck, Wände, ein niedriges, pyramidenförmiges Dach aus starken Baumstammstücken, Lanzen einer Palme, einem Rohr und einer Binsenart, 15 Schritte Länge. Zum Haus ist nicht Baum, Stein, Kalk, Lehm, Ziegel, Thon, Holz, Rohr und Binsen sind Baustoff. Ein Gebäude sich befindet, das Binsen haben die Hütten sich gegen Baumbewohnerin ist die Hütte noch Gitterwerk, die Hütten Gitterwerk ist noch aus den Zeichnungen, Gitterwerk ist aus Binsenstäben, die Binsenstäbe sind aus Binsenbündeln, so aus Binsenbündeln, so ist die Hütte ganz und gar aus Binsen. Die Hütten haben keine Fenster, sondern Thüröffnungen, die Thüröffnungen sind mit Binsenmatten verschlossen, welche auch vor Regen, Wind und Kälte schützen.

Binsenmatten zu einem Gauchohaus.

Innen sieht es, wohl aber eines in die Quer, in Nach Norden verlaufen, welche zum Schutz gegen Zutritt kaum kühler. Benutzung mit zweifachem Schutze, verschoben sind der Regen,

Es allgemein zu Gebrauch. — Von einem Zeitgenossen wird es gerühmt Menschenleben vor allen Staatsverbrechen hat Ich bei der Reformation der Gesetze, die ich vorhabe, mich einmal eigentlich Bedingungen, wo Denen eher Gnaden, Gnade, mich auch nur ein Mittel, Gnade zu ertheilen, vorbehalten, wo Andern eher Gnade, Gnade zu ertheilen. Ich habe in Ansehung der Todesstrafen, wie Ihr wisset, Meine Gedanken, und Meine Absprachenheiten zu bekennen, kann bei Meinen Lebzeiten ist einen solchen Gebrauch. Es in Ein Gnaden vor einer gar kleinen Ursache, Meinen Nachfolgern, wo Ich Gnaden ertheilt und Gnadenbriefe vor Einen gewen können, in Andern Ihr fest, und Ich behalten, mich gleichen und Gnaden nicht. Gnadenbriefe auf Gnaden und Gnaden, Gnaden, Gnaden,

verstorbene oder seine Hinterbliebene einzelnen Gruppen oder Genossen, die sich mit ihm zu gemeinsamer Bestattung in einem Verein (s. d.) vereinigt hatten. So, wie diese besteht, sind Totenvereinigungen bei den griechischen Kolonisten nicht nachweisbar, da gibt es nur Bestattungsvereine, die sich um die Beerdigung ihrer Mitglieder kümmern, aber keine gemeinsame Grabstätte besitzen und auch nicht gemeinsam gefeiert werden. Dagegen sind sie nicht selten. Auch in einer Stadt wie Athen gibt es solche, die Kultvereine Attiker aber verbinden mit derartigen eher einen Verein zu Ehren Heros Amynos, der Bestattungsvereine, wie sie auch in Athen einen Verein zu Ehren Amynos, der Heros Amynos, der Heros Amynos, der Heros

sämtlich in Seen münden oder in der Wüste verlaufen, jahrelang trocken liegen. Der große Murray gehört nur mit seinem Mündungsgebiete der Kolonie an. Im südlichen Teile aber sind die Berge dicht bewaldet und umschließen fruchtbare Täler, wie auch das ganze Küstenland sehr ergiebigen Boden aufzuweisen hat. Außerdem hat sich der Bergbau sehr ertragreich gezeigt, namentlich wird viel Kupfer gewonnen. Die Hauptstadt der in erfreulichem Aufschwung begriffenen Kolonie ist Adelaide, 1836 gegründet, aber schon jetzt eine bedeutende Stadt mit dreißig Kirchen, darunter sogar eine Moschee, einer Universität, vielen Schulen, großer Bibliothek, Museum, Gemäldegalerie, Gasbeleuchtung, Wasserleitung und Straßenbahnen. — Nördlich über der Kolonie Südaustralien liegt in dem mittleren Streifen das Gebiet Alexandraland, 1032000 qkm, ein wüstes, aber noch fast unbekanntes, nur von eingeborenen Horden bevölkertes Gebiet, welches nach Norden in das Northern-Territory oder Nordaustralien, 323000 qkm, ausläuft, welches von der Timorsee im Westen, der Arafurasee im Norden und dem Karpentariagolf im Osten bespült und von dem inneren Alexandraland durch den Victoria und Roper River geschieden wird. Der nordöstliche Teil am Karpentariagolf ist das Arnhemland. Als Hauptstadt gilt Palmerston, die durch ein doppeltes Kabel mit der Insel Java verbunden ist.

Der östliche Streifen ist ebenfalls durch eine wagerechte Querlinie in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt. Der nördliche Teil, also das nordöstliche Australien, ist die Kolonie Queensland, 1730000 qkm, deren Ostküste am Großen Ozean reich an guten Häfen, aber nur mit Vorsicht zu befahren ist, da ihr in ihrer ganzen Länge zahllose Korallenklippen vorlagern, welche diesem Teile des Ozeans auch den Namen Korallenmeer gegeben haben. Es wurde oben schon mitgeteilt, daß dieser Teil des Festlandes Australien innerhalb der Tropenzone liegt und daher, soweit das Land nicht dem inneren wüsten Buschgebiet angehört, auch von einer üppigen Tropenflora bedeckt ist. Die Hauptstadt ist Brisbane an dem gleichnamigen Flusse, der hier, schon vor seiner Mündung in den Großen Ozean 400 m breit, aber nur 5 m tief ist. Die Stadt wurde 1824 als Verbrecherkolonie gegründet, ist aber jetzt eine von üppigen Fruchtfeldern und herrlichen Park- und Villenanlagen umgebene moderne Stadt mit 40 Kirchen, Universität, Gymnasien, Markthallen usw. Von hier gehen Dampferlinien nach allen australischen Küstenplätzen, eine auch nach Europa, und hier haben auch die Vertreter der europäischen Staaten ihren Sitz. Brisbane ist aber auch der Hafen für ein reiches Hinterland, und der Handel der ganzen Kolonie Queensland geht über Brisbane.

Der Hauptteil Australiens ist aber der südöstliche Teil des Erdteils, 804000 qkm, dessen schon von Cook gegebener Name Neusüdwales häufig auch gebraucht wird, wenn man von Australien überhaupt spricht. Hier konzentriert sich das Leben Australiens in jeder Beziehung, hier stehen Bergbau, Ackerbau, Viehzucht und Industrie in höchster Blüte, hier finden auch Handel und Verkehr ihren Mittelpunkt. Wie die Botanybai, an welcher die Hauptstadt Sydney liegt, einen der geräumigsten und sichersten Häfen der Welt bietet, so die Stadt selbst eine unvergleichliche Scenerie. „Weder Neapel noch Rio Janeiro oder Lissabon", schildert ein Augenzeuge, „besitzen eine solche Fülle von

Reizen, wie sich hier vereinigt finden. Die unwirtliche Küste, an welcher der Reisende vorübereilte, bot nichts Anziehendes, die starren, kalten Felsenpfeiler des schmalen, weniger als zwei Kilometer breiten Tores erhöhen noch den traurigen Eindruck. Da breitet sich auf einmal, wie das Schiff in den stillen, blauen Wasserspiegel gleitet, ein Panorama aus, das an Holdseligkeit die schönsten Gegenden der Erde überbietet. Überall die reichste Abwechselung von Land und Wasser! Die tiefblauen Wogen bespülen Gestade und Inseln, durch deren üppige Vegetation die felsigen Wände gerade deutlich genug hervorschimmern, um auch diesen Reiz nicht verloren gehen zu lassen. Tiefe, schmale Buchten dringen ins Land, langgestreckte, zackige Landzungen springen in die sanft sich hebende Flut, deren ruhige Glätte zahlreiche Schiffe und Boote durchfurchen. Sydney selbst ist nicht mit der Eintönigkeit gebaut, welche das Verfolgen mathematischer Regelmäßigkeit mit sich bringt; es gleicht in seiner Anlage mehr einer älteren europäischen Stadt ohne die dort unvermeidlichen engen Straßen. Die Pracht und Gediegenheit seiner Bauten würden den schönsten Hauptstädten Europas zur Ehre und Zierde gereichen. Seine öffentlichen Gärten, recht eigentlich im Herzen der Stadt gelegen, sind von außerordentlicher Schönheit. Weiter hinaus in den Vorstädten wandern wir durch Straßen reizender Cottages, umrankt von blumigen Gewinden inmitten lieblicher Gärten, oder vorüber an den anspruchsvollen Villen reicher Kaufleute und Schafbarone, deren Equipagen oder Yachten ihre Besitzer allabendlich in diese glückliche Zurückgezogenheit tragen."

Mit einem Worte: Sydney hat alles, was eine Weltstadt nur immer bieten kann, was der Mensch auf der höchsten Stufe der Kultur nur immer fordern darf. Von hier aus zieht der Telegraph seine Drähte über die ganze Kolonie, gehen Kabel unterseeisch nach entfernten Punkten der Erde, selbstverständlich verzweigt sich von hier aus auch ein Eisenbahnnetz nach allen Richtungen. Und ähnlich so wie hier sieht es auch in Melbourne aus, der Hauptstadt der südöstlichsten Kolonie Viktoria, 229 000 qkm, zwischen welcher und Neusüdwales der Hauptlauf des Murray als Grenze angenommen wird, die sich jedoch in keiner Weise von Neusüdwales unterscheidet. Neben Sydney und Melbourne ist auch schon eine ganze Reihe anderer Städte wichtig geworden, wie Bathurst, Newcastle, Maitland, Parramatta, Albury u. a.

Ihrer ganzen Natur nach als unmittelbar zum Festlande Australien gehörend muß die Insel Tasmanien betrachtet werden, die der Entdecker Tasman Vandiemensland genannt und die man, wie er, lange Zeit für einen riesigen Vorsprung des südöstlichen Festlandes hielt, bis die nach ihrem Entdecker benannte Baßstraße aufgefunden und die Inselnatur des Landes erkannt wurde. Tasmanien, mit den vielen kleinen Nebeninseln 68 300 qkm groß, ist zum größten Teile Hochgebirgsland, bedeckt von üppigstem Pflanzenwuchse, wie das südöstliche Australien, mit dem es höchstwahrscheinlich vorzeiten zusammengehangen hat. Die Wälder liefern vorzügliches Bauholz der verschiedensten Arten, die Bergwerke Gold, Silber, Kupfer und Zinn. Der Ackerbau beschäftigt sich vorzugsweise mit unseren europäischen Getreidearten, Kartoffeln, Hopfen und Obst, die Viehzucht in erster Reihe auch hier mit der Schafzucht. Die Hauptstadt der Kolonie ist Hobart am Derventflusse, neben welcher noch Launcestown am Tamar zu nennen wäre.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Urbewohner Australiens, so sind, wie schon erwähnt, alle Civilisationsversuche an dem unausrottbaren Hange zum umherstreifenden Leben in ungebundener Freiheit gescheitert. In Neusüdwales sowohl wie in den andern Kolonien sind nur noch wenige Tausende vorhanden, und auch diese nur in den entlegenen Gegenden, wohin die Kultur noch nicht vorgedrungen ist. Im übrigen sind sie in das Innere des Landes zurückgedrängt worden, und nur der unglaubliche Spürsinn macht es diesem Volksstamme möglich, in dem Scrub, dem Buschwalde, zu leben, was für den Weißen undenkbar wäre. Der Stamm geht aber unaufhaltsam seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Es muß dabei freilich mit in Anschlag gebracht werden, wie die Ansiedler gegen die Wilden verfahren sind und noch verfahren. Diese werden nicht anders, als das schädliche Raubzeug der Tierwelt betrachtet, das zu vertilgen man sich als ein Verdienst anrechnet. Vom ersten Auftreten der Weißen in der Neuen Welt an ist gegen die ursprüngliche Tier- und Menschenwelt ein förmlicher Vernichtungskrieg eröffnet worden, der schon in Nordamerika die ungeheuren Herden der Büffel gänzlich und die Indianer bis auf verhältnismäßig geringe Reste erlegen sind, und dem auch die Eingeborenen Australiens zweifellos erliegen werden. Auch ihre Existenz ist nur eine Frage der Zeit. Ein beredtes Beispiel dafür liefert die Urbevölkerung Tasmaniens. Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts konnte die Zahl der Wilden in Tasmanien oder Vandiemensland, wie die Insel bis 1853 offiziell hieß, auf 5000 veranschlagt werden. Vor den fürchterlichen Waffen der Weißen zogen sie sich natürlich in das gebirgige Innere zurück, denn sie wurden wie das Wild förmlich gejagt und niedergeschossen. Allerdings gaben sie nur zu häufig selbst Veranlassung zu solchen Menschenjagden, denn da sie den Ansiedlern in offenem Kampfe nicht gegenüber zu treten vermochten, so suchten sie sich durch Überfälle und Raubzüge an ihnen zu rächen und von ihrem Gute sich anzueignen, was nur immer möglich war. Vom humanitären wie vom wissenschaftlichen Standpunkte wäre es ja nun allerdings wünschenswert gewesen, den eigenartigen Stamm der Tasmanier zu erhalten, und die Kolonialregierung gab sich zu diesem Zweck alle erdenkliche Mühe, ja, sie setzte sogar ziemlich schwere Strafen auf die Tötung eines Eingeborenen. Es half aber alles nichts, die Wilden ließen nicht von ihren Raubzügen, und die Ansiedler sahen sich dadurch in die Notwendigkeit versetzt, nach wie vor sich der Horden mit allen Kräften zu erwehren. Schließlich erschien nur noch das eine Mittel als erfolgreich, die Wilden zu lokalisieren. Auf Anlaß der Regierung wurden große Menschenjagden veranstaltet, nicht um die Eingeborenen zu töten, sondern um sie einzufangen. Das geschah zehn Jahre hindurch, von 1835 bis 1845, bis endlich keine Spur mehr von ihnen auf der Insel zu finden war. Truppweise, wie sie eingefangen worden waren, wurden sie nach der Flindersinsel, der größten der Furneaux-Inselgruppe zwischen Tasmanien und dem Kontinente, transportiert. Dort starben sie aber so schnell weg, daß man die letzten, um sie zu erhalten, wieder nach ihrer Heimat zurückbrachte. Aber es war zu spät, auch sie gingen nun zu Grunde, und so ist der Stamm denn gänzlich ausgestorben, ein Schicksal, das auch ihren Verwandten auf dem Festlande unzweifelhaft bevorsteht. Ob nun gerade die direkte Vertilgung durch die mörderischen Waffen der Europäer, oder ob nicht vielmehr die Ursachen des allmählichen

Verschwindens darin zu suchen sein dürften, daß ihnen nach und nach die Existenzbedingungen ihres Lebens durch die Umwandlung der Natur, die nicht nur durch Menschenhand, sondern auch durch langsame, aber unaufhaltsame Veränderung des Erdkörpers hervorgerufen wird, entzogen werden, das muß dahingestellt bleiben. Für die Tierwelt wenigstens ist letzteres nicht zu leugnen. Tasmanien gehört, wie Australien, zum Bezirk der Beuteltiere, von denen das erstere in dem Beutelwolf und Beutelbär noch einige ihm allein eigentümliche Arten aufweist. Überreste von Formen nächst verwandter, aber längst vor dem Auftreten der Weißen ausgestorbener Tiere finden sich mannigfach und beweisen, daß gerade diese seltsamen Tierformen hier in der Vorzeit ihre höchste Ausbildung fanden. Hier lebte sogar einst ein känguruhartiges Tier von Rhinocerosgröße, so daß das heutige Känguruh als ein Zwerg dagegen erscheint, und diese Reduktion hat nicht der Mensch bewirkt.

3. Melanesien.

Unter dem Namen Melanesien, was zu deutsch etwa Schwarzinselland heißt, wird ein Gürtel von Inseln und Inselgruppen verstanden, der nördlich von dem Festlande Australien in unmittelbarem Anschluß an die Molukken und die ostindische Inselwelt beginnt, sich erst von Westen nach Osten hinzieht, dann nach Südosten umbiegt und endlich nach Süden streicht, immer gleichlaufend mit der Ostküste des Festlandes. In der angegebenen Richtung werden dazu gerechnet: Neuguinea, der Bismarck-Archipel, die Salomon-Inseln, die Santa Cruz- und Tukopia-Inseln, die Viti- oder Fidschi-Inseln, die Neuen Hebriden, Neukaledonien, die Loyalty-Inseln und eine Anzahl kleiner, unbedeutender Eilande, von denen im nachfolgenden noch mehrere genannt werden sollen.

Was alle diese Inseln zu einer gemeinschaftlichen Gruppe vereinigt, daß sind ihre Bewohner, die eine besondere Menschenrasse bilden, die Papua genannt wird und sich von den Australnegern auf dem Festlande wesentlich unterscheidet. Die Papua sind mittelgroße, meist starke und wohlgebaute Menschen von dunkelbrauner Hautfarbe mit krausem Haar, welches in Büscheln vom Kopf absteht und diesem ein unförmliches Ansehen gibt. Der Schädel ist von der Nasenwurzel an nach rückwärts gebogen, der Nasenrücken stark eingedrückt, die Nase daher breit und platt, der Mund groß, mit wulstigen Lippen. Dies alles, verbunden mit dem wilden Blick der tiefliegenden Augen, macht das Gesicht überaus häßlich. Die Bekleidung der Papua kann nicht wohl dürftiger sein, denn oft ist ein um den Leib gebundenes Band, durch welches einige vorn herabhängende Blätter gezogen sind, der ganze Anzug, der durch reiche Tätowierung und allerhand Schmucksachen vertreten wird. Ohne irgend welche staatliche Einrichtung wohnen sie in Horden zusammen, die ihre Wohnungen, wohl der Überschwemmungen wegen, vielfach auf Pfählen errichten oder zum Schutz vor feindlichen Überfällen wohl gar in den Kronen der Bäume.

Menschenfresserei ist unter ihnen heute noch allgemein verbreitet, und nicht nur die erschlagenen oder gefangenen Feinde werden verspeist, sondern unter Umständen auch die eigenen Familienmitglieder nicht verschont. Da der melanesische Gürtel zwischen vier europäische Nationen: Niederlande, England, Frankreich und Deutschland ganz aufgeteilt ist — die Neuen Hebriden vielleicht ausgenommen, über welche die Akten zwischen Frankreich und England wohl noch nicht völlig geschlossen sein dürften — so wird diesem fürchterlichen Gebrauche natürlich mit allen Kräften entgegen gearbeitet, doch wird wohl noch lange Zeit vergehen, ehe er als ganz abgestellt zu betrachten sein wird.

Neuguinea und Deutsch-Melanesien.

Neuguinea, nächst Grönland die größte Insel der Erde, hat mit den der Küste vorgelagerten vielen kleineren Inseln einen Flächeninhalt von 805 500 qkm und wird ringsum vom Großen Ozean und dessen Teilen bespült. Vom Norden her schneidet die Geelvinkbai tief in das Land ein, so daß nur eine schmale Landenge bleibt, durch welche der nordwestliche Teil als Halbinsel mit dem Hauptlande zusammenhängt, und auch diese Halbinsel wird noch wieder durch den Mac Cluergolf in zwei fast getrennte Stücke zerschnitten. Die Nord- und Südküste des Hauptlandes, das sich im wesentlichen von Nordwest nach Südost streckt, in einer Länge von etwa 2400 und einer Breite von 700 km, sind wenig gegliedert. An der Nordküste sind nur die Humboldt- und die Astrolabebai zu merken. Am südöstlichen Ende des Hauptlandes buchtet von Süden her der Papuagolf tief und breit in das Land ein, ihm entgegen von der Nordostseite her der Huongolf, so daß auch hier eine Einschnürung entsteht, die sich als schmale, etwa 150 km breite Landzunge nach Südosten weiter hinstreckt und mit dem Südkap endet.

Daß die Portugiesen die ersten waren, die schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf ihren Fahrten von den Molukken aus Neuguinea gesehen und auch besucht haben, liegt auf der Hand. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besuchte Torres die Südküste und entdeckte die Torresstraße, welche Neuguinea von dem australischen Festlande trennt; nach ihm befuhren die Holländer Schouten und Le Maire die Nordküste, auch die Franzosen und Engländer waren als Entdecker in diesen Gewässern mehrfach tätig, aber keine Nation hatte sich auch noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts dazu aufgeschwungen, Neuguinea in Besitz zu nehmen, man begnügte sich mit der Feststellung seiner Umrisse und suchte ab und zu einzelne Teile des Landes näher zu erforschen. Im übrigen kümmerte man sich um das Land weiter nicht und überließ es z. B. dem kleinen Sultan von Tidore, einer der Molukken, Neuguinea für eine gute Einnahmequelle zu halten, insofern, als er Schiffe aussandte, welche dessen Bewohner auf die unverschämteste Weise brandschatzten, und wenn dieser jährlich eingetriebene Tribut etwa verweigert wurde, so waren Plünderung der Dörfer, Zerstörung der Anpflanzungen, Mord und Menschenraub die unausbleibliche Folge. Diesem Unwesen machten endlich die Holländer ein Ende, indem sie den westlichen Teil von Neuguinea bis zum 141. Grad ö. L. für

Alle Figuren stellen sich den Zeichen von Osten, der aufgehenden Sonne, zu. Ihre Gesichter sind natürlich dunkelrot gefärbt. Die Kleidung, in Leder und Fell der Kaninchen und Känguruhs, besteht aus Hemd, Hose und Mantel. Die Füße sind mit Stiefeln und Strümpfen bekleidet. Die Haare sind lang und werden mit einem Bande zusammengehalten. Die Hüte sind breitrandig und haben eine hohe Krone. Die Waffen sind Gewehre, Revolver und Säbel. Die Sporen sind sehr groß und haben lange Riemen. Die Pferde sind mit Sattel und Zaumzeug versehen. Die Sättel sind englischen Ursprungs. Die Steigbügel sind sehr groß und haben eine Trittfläche, die fast die ganze Länge des Fußes einnimmt. Die Zügel sind lang und werden mit beiden Händen gehalten. Die Pferde sind mit Schabracken versehen, die mit Fransen und Quasten verziert sind. Die Schwänze sind kurz gestutzt. Die Pferde sind mit Sattel und Zaumzeug versehen. Die Sättel sind englischen Ursprungs. Die Steigbügel sind sehr groß und haben eine Trittfläche, die fast die ganze Länge des Fußes einnimmt. Die Zügel sind lang und werden mit beiden Händen gehalten. Die Pferde sind mit Schabracken versehen, die mit Fransen und Quasten verziert sind. Die Schwänze sind kurz gestutzt.

Australische Ureinwohner.

Die beiden Gestalten vorderhand sind durch keine eigenen Züge ausgezeichnet, sondern sie sind Mischwesen, Tiere, die Kopfschmuck und Kleidungsstücke tragen, wie Menschen und Menschen, die Kopfschmuck und Kleidungsstücke tragen, wie Tiere. Die Kleidungsstücke sind von verschiedener Art. Einige Figuren tragen Hemden, andere Hosen, andere Mäntel, andere Hüte, andere Stiefel, andere Strümpfe, andere Sporen, andere Riemen, andere Zügel, andere Schabracken, andere Fransen, andere Quasten, andere Schwänze, andere Sättel, andere Steigbügel, andere Trittflächen, andere Füße, andere Pferde, andere Gewehre, andere Revolver, andere Säbel, andere Waffen, andere Kleidung, andere Haare, andere Bänder, andere Krone, andere Hüte, andere Rand, andere Leder, andere Fell, andere Kaninchen, andere Känguruhs, andere Hemd, andere Hose, andere Mantel, andere Füße

dichtem Urwalde bedeckt, der indessen, trotz des tropischen Landes und trotz seines tropischen Charakters, nicht die verschlungene Wildheit der Urwälder anderer Tropenländer zeigt. Der Wald ist einförmiger, und in den höheren Regionen tritt er sogar mit einheitlichem Baumbestande auf. Daß die Pflanzenwelt im übrigen echt tropischen Charakter trägt, ist selbstverständlich. Schon wenn man sich in der Torresstraße, deren Passage wegen der unendlich vielen Koralleninselchen und Riffe nur mit größter Vorsicht bewerkstelligt werden darf, der Südküste nähert, wird man von den charakteristischen Mangrovenwäldern empfangen, die sich an allen Seeküsten innerhalb der Tropen finden, namentlich da, wo die Flüsse an ihren Mündungen Schlamm mit sich führen. Sie werden durch den Wurzelbaum gebildet und gewähren den seltsamsten Anblick, den die Pflanzenwelt bieten kann. Der knotige, gelbbraune Stamm erhebt sich auf einem Gewölbe von Wurzeln, die bei niedrigem Wasserstande mehr als 3 m hoch über den Wasserspiegel herausragen. Gleich zahllosen Brücken spannen sich diese Wurzelbogen über den halbflüssigen Schlammgrund. Aus dem hellgrünen, glänzenden Laubdach senken sich wieder Luftwurzeln in großer Menge herab, welche, sobald sie den Boden erreichen, in dem Schlamm haften und wieder neue Stämme treiben. Ebenso fallen die fleischigen, braunen Früchte bei der Reife nicht ab, wie bei andern Bäumen, sondern beginnen schon am Baume zu keimen; die Samenschale öffnet sich, der Keim, die Wurzel dringt heraus, wächst und hängt lang herab, bis die Masse durch die eigene Schwere abgebrochen wird und herabfällt, in den Schlamm einsinkt und sogleich fröhlich weiterwächst. Infolge dieser sonderbaren Wachstumsverhältnisse ist es möglich, daß aus einem einzigen Wurzelbaum binnen wenigen Jahren ein zusammenhängender Wald entsteht, der mit seinen Wurzelgewölben je nach Ebbe und Flut über oder unter dem Wasser steht, aber ins Land hinein nur soweit gedeiht, als das salzige Meerwasser in die Flußläufe eindringt. Sumpf- und Meertiere aller Art finden zu Millionen darin ihre Schlupfwinkel, die Mangrovesümpfe sind aber auch die Herde der gefürchteten tropischen Sumpffieber.

Daß die Pflanzenwelt Neuguineas neben den allgemeinen tropischen Pflanzen aber auch eine große Zahl eigenartiger Formen aufweist, ist selbstverständlich. Mehr noch die Tierwelt. Allerdings erscheint Neuguinea in bezug auf ursprüngliche Säugetiere ebenso arm, wie das ganze Australien und Ozeanien überhaupt. Eine Art Schwein war das größte Landtier, welches die Europäer vorfanden, und erst durch unsere europäischen Haustiere wurden die Säugetiere daselbst würdig vertreten. Um so großartiger und formenreicher zeigt sich die Vogelwelt, und unsere zoologischen Gärten sind gerade durch die Vogelarten Neuguineas in ungeahnter Weise bereichert worden. Obenan stehen die prachtvollen Paradiesvögel, welche in mehreren Arten ausschließlich nur in Neuguinea und auf einigen der benachbarten Inseln leben. Dazu kommen Papageien der mannigfachsten Art, Eisvögel mit den glänzendsten Farben, sonderbare Tauben, die lieblichen Honigsauger; auch eine Art von Kasuar und die merkwürdigen Wallnister sind hier zu Hause, Vögel nämlich, welche große Haufen von Blättern zusammentragen und da hinein ihre Eier legen, um diese von der Fäulniswärme ausbrüten zu lassen.

Die Zahl der Einwohner Neuguineas wird sehr verschieden angegeben, sie schwankt

zwischen 50 000 und 2 Millionen, aber für die Größe des Landes dürfte selbst die letztere Angabe noch verhältnismäßig gering sein. Die Papua von Neuguinea stehen hoch über den Urbewohnern des australischen Festlandes, denn sie wohnen nicht allein in regelrecht erbauten Hütten in einer Art von Dorfgemeinschaften, sondern sie bebauen auch den Boden, der ihnen Bananen, Zuckerrohr, Tabak, Yams- und Tarowurzeln in reicher Fülle liefert. Ihre Hütten stehen vielfach auf Pfählen, sind also wirkliche Pfahlbauten, wie sie auch in der Vorzeit Europas üblich waren, sei es wegen regelmäßiger Überschwemmungen, oder sei es zum Schutze gegen wilde Tiere oder menschliche Feinde. Ein recht charakteristisches Dorf dieser Art mit pyramidenförmigen Hütten fand man am Humboldthafen, der an der Nordküste noch auf holländischem Gebiete hart an der Grenze des deutschen liegt. Diese Papua verstehen ganz vortreffliche Boote zu bauen, die gegen das Umschlagen auf den Meereswogen durch einen sogenannten Ausleger gesichert sind, das heißt durch einen, in einiger Entfernung von dem Boote schwimmenden Balken, der mit dem Fahrzeug durch Stangen fest verbunden ist. Mit solchen Booten können sie sich den Wogen kühn anvertrauen. Viele der Papua bekennen sich zur muhamedanischen Religion, welche schon früh von den Molukken her Eingang gefunden hat.

Pfahldorf am Humboldthafen.

Gegenwärtig ist Neuguinea zwischen den Niederlanden, England und Deutschland geteilt. Die Holländer kamen zuerst, wie erwähnt, und nahmen den westlichen Teil bis zum 141. Längengrade in Besitz. Von dem Punkte ab, wo dieser Grad den 5. Breitengrad schneidet, geht nun eine zweite Linie südöstlich in der Mitte des östlichen Teiles bis etwa zum 8. Grade der Breite und von hier aus östlich wieder bis zum Meer. Alles Land südlich dieser Linie gehört den Engländern, alles Land nördlich davon aber ist deutsch und bildet das

Kaiser-Wilhelms-Land.

Erst im Jahre 1884 war es, daß deutsche Finanzmänner beschlossen, für Handelszwecke in Neuguinea festen Fuß zu fassen, wo die deutschen Handelsinteressen bis dahin

aus zwei breiten Zierleisten zusammen gesetzte waren. Ein noch größeres Relief-Muster schmückt schwere Rosetten-Leiste (Fig. 1018), welche aus 1878 an der Börse in Köln mit großer Meisterschaft eingelegt hervorragende Arbeit ist, welche von der ausgezeichneten Bau-Schreinerei Gebrüder Schmitz in Köln ausgeführt wurde. Die Einlegearbeiten sind in Nußbaum, Ahorn, Mahagoni, Ebenholz und Elfenbein ausgeführt. Die Leiste ist

Wie es scheint, hat Neuguinea gerade in dem deutschen Gebiete seine höchsten Erhebungen. In dem hart an der Küste aufstrebenden Finisterregebirge oder Mana Boro-Boro werden der Cromwelberg mit 2350, der Stoschberg mit 2737, der Kantberg mit 5725 und der Schopenhauerberg gar mit 6118 m Höhe angegeben. Das tiefer im Innern liegende Bismarckgebirge ist noch so gut wie ganz unbekannt. Nur in der Nähe der Flüsse an den Küsten findet sich Tiefland, aber Deutsch-Neuguinea hat offenbar auch die größten Flüsse des Landes, denn der Kaiserin-Augustafluß und der Ramu sind mit Dampfern weit hinauf befahrbar. Die Haupthäfen sind Friedrich-Wilhelmshafen, Berlinhafen und Konstantinhafen. Die Ausfuhr erstreckt sich auf Tabak, Kopra, Baumwolle, Holz, Trepang, Perlmutterschalen, Schildpatt. Seit 1893 hat der Norddeutsche Lloyd eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Deutsch-Neuguinea und Singapore in Hinterindien eingerichtet.

Reisen in das Innere sind mit denselben, wenn nicht mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft, als Reisen in das Innere Afrikas. Hart hinter der Küste schon steigen die Gebirge so schroff empor, daß sie bereits in wenigen Kilometern Luftlinie 1000 und 2000 m erreichen. Weiter im Innern türmen sich die Ketten sehr viel höher empor, und das noch fast ganz unbekannte innere Hauptgebirge, das den Rumpf Neuguineas wie ein Rückgrat durchläuft, erhebt sich sicherlich weit über Alpenhöhe. Und fast alle diese Gebirgsketten bauen sich mit steilsten Böschungen auf, schmale, messerscharfe Rücken auf ihren Höhen bildend. Dazu kommt die fast ungeheuerlich zu nennende Üppigkeit des Waldwuchses hier unter der Tropensonne. Kein Fuß breit des Bodens, buchstäblich genommen, ist frei von Pflanzenwuchs, und dieser Urwald, der fast überall unmittelbar an der Küste einsetzt, überzieht die ganze Insel so völlig, daß, wie man gesagt hat, das Beutelkänguruh von einem Ende Neuguineas zum andern wandern könnte, ohne den Boden zu berühren. Und dieser Urwald ist so schwer zu durchdringen, daß meist unmittelbar an seiner Grenze schon das Unbekannte anfängt. Mit dem Buschmesser muß jeder Schritt in ihm erkämpft werden, und vielfach macht die seltsame, kriechende Rotangpalme, mit ihren scharfdornigen Ranken das Unterholz unauflöslich verfilzend, den Durchgang überhaupt unmöglich. Wie der Eskimo die unnahbaren Einöden des grönländischen Inlandeises, wie der Bewohner der Oasen Zentralasiens die todbringenden Sandflächen der Tarimwüste für den Aufenthalt der bösen Geister hält, so knüpft der Papua Neuguineas den gleichen Aberglauben an das Innere dieses Urwaldes. Infolgedessen ist das Binnenland auch völlig unbewohnt, nur an der Küste und in einigen Flußtälern hausen Eingeborene.

An der Küste von Deutsch-Neuguinea liegen auch noch zahlreiche kleine Inseln, die als Dependenzen zu dem Bezirk zu betrachten sind. Als die größeren davon nennen wir die Le Maire- oder Schouten-Inseln, Vulkan-, Dampier-, Rich-, Long- und Mook-Insel, von denen die beiden letzteren aber schon zum folgenden Verwaltungsbezirk gehören.

Kaiser verlieh ihm 1871 das Eiserne Kreuz.

Kinnard-Prinzip.

Kinnard, ein Amerikaner, erfand 1879 das nach ihm benannte Prinzip, welches darin besteht, daß die Kugeln nicht mehr in einer Linie, sondern in einer Fläche gelagert sind. Dadurch wird die Reibung vermindert.

Kinnard-Prinzip.

Kinnear-Rad.

Kinnear, ein Amerikaner, erfand 1878 das nach ihm benannte Rad, welches darin besteht, daß die Speichen nicht mehr in einer Linie, sondern in einer Fläche gelagert sind. Dadurch wird die Reibung vermindert.

Kinnear-Rad.

Schlesien, aufgeschlossen durch die Eisenbahnen, Hamburg, Bremen, Stettin, Elbeschiffahrt, Zollverein und viele andere Momente. Braunkohlen- und Steinkohlenlager sind vorhanden, Bergbau und Hüttenbetrieb haben sich in neuerer Zeit ungemein gehoben, und Sachsen ist jetzt nächst Preußen und Oesterreich der bedeutendste Staat Deutschlands in Bezug auf Bergbau und Hüttenbetrieb. Die Steinkohlenförderung betrug im Jahre 1861 bereits 2,5 Millionen Tonnen, die Braunkohlenförderung 1,5 Millionen Tonnen. Die Eisenproduktion ist in den letzten zwanzigjahren Steigerungen begegnet, wie sie wenigen Ländern zu Theil geworden sind. Sachsen besitzt 1861 bereits 40 Hochöfen und 14 Puddel- und Schweißfeuer, welche 1861 gegen 100,000 Centner Roheisen und Luppeneisen, 1862 gegen 120,000 Centner Roheisen und 80,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1863 gegen 150,000 Centner Roheisen und 100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1864 gegen 200,000 Centner Roheisen und 120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1865 gegen 250,000 Centner Roheisen und 150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1866 gegen 300,000 Centner Roheisen und 180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1867 gegen 350,000 Centner Roheisen und 200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1868 gegen 400,000 Centner Roheisen und 220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1869 gegen 450,000 Centner Roheisen und 250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1870 gegen 500,000 Centner Roheisen und 280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1871 gegen 550,000 Centner Roheisen und 300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1872 gegen 600,000 Centner Roheisen und 320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1873 gegen 650,000 Centner Roheisen und 350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1874 gegen 700,000 Centner Roheisen und 380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1875 gegen 750,000 Centner Roheisen und 400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1876 gegen 800,000 Centner Roheisen und 420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1877 gegen 850,000 Centner Roheisen und 450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1878 gegen 900,000 Centner Roheisen und 480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1879 gegen 950,000 Centner Roheisen und 500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1880 gegen 1,000,000 Centner Roheisen und 520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1881 gegen 1,050,000 Centner Roheisen und 550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1882 gegen 1,100,000 Centner Roheisen und 580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1883 gegen 1,150,000 Centner Roheisen und 600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1884 gegen 1,200,000 Centner Roheisen und 620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1885 gegen 1,250,000 Centner Roheisen und 650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1886 gegen 1,300,000 Centner Roheisen und 680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1887 gegen 1,350,000 Centner Roheisen und 700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1888 gegen 1,400,000 Centner Roheisen und 720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1889 gegen 1,450,000 Centner Roheisen und 750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1890 gegen 1,500,000 Centner Roheisen und 780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1891 gegen 1,550,000 Centner Roheisen und 800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1892 gegen 1,600,000 Centner Roheisen und 820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1893 gegen 1,650,000 Centner Roheisen und 850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1894 gegen 1,700,000 Centner Roheisen und 880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1895 gegen 1,750,000 Centner Roheisen und 900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1896 gegen 1,800,000 Centner Roheisen und 920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1897 gegen 1,850,000 Centner Roheisen und 950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1898 gegen 1,900,000 Centner Roheisen und 980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1899 gegen 1,950,000 Centner Roheisen und 1,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1900 gegen 2,000,000 Centner Roheisen und 1,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1901 gegen 2,050,000 Centner Roheisen und 1,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1902 gegen 2,100,000 Centner Roheisen und 1,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1903 gegen 2,150,000 Centner Roheisen und 1,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1904 gegen 2,200,000 Centner Roheisen und 1,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1905 gegen 2,250,000 Centner Roheisen und 1,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1906 gegen 2,300,000 Centner Roheisen und 1,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1907 gegen 2,350,000 Centner Roheisen und 1,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1908 gegen 2,400,000 Centner Roheisen und 1,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1909 gegen 2,450,000 Centner Roheisen und 1,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1910 gegen 2,500,000 Centner Roheisen und 1,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1911 gegen 2,550,000 Centner Roheisen und 1,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1912 gegen 2,600,000 Centner Roheisen und 1,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1913 gegen 2,650,000 Centner Roheisen und 1,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1914 gegen 2,700,000 Centner Roheisen und 1,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1915 gegen 2,750,000 Centner Roheisen und 1,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1916 gegen 2,800,000 Centner Roheisen und 1,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1917 gegen 2,850,000 Centner Roheisen und 1,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1918 gegen 2,900,000 Centner Roheisen und 1,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1919 gegen 2,950,000 Centner Roheisen und 1,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1920 gegen 3,000,000 Centner Roheisen und 1,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1921 gegen 3,050,000 Centner Roheisen und 1,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1922 gegen 3,100,000 Centner Roheisen und 1,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1923 gegen 3,150,000 Centner Roheisen und 1,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1924 gegen 3,200,000 Centner Roheisen und 1,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1925 gegen 3,250,000 Centner Roheisen und 1,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1926 gegen 3,300,000 Centner Roheisen und 1,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1927 gegen 3,350,000 Centner Roheisen und 1,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1928 gegen 3,400,000 Centner Roheisen und 1,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1929 gegen 3,450,000 Centner Roheisen und 1,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1930 gegen 3,500,000 Centner Roheisen und 1,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1931 gegen 3,550,000 Centner Roheisen und 1,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1932 gegen 3,600,000 Centner Roheisen und 1,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1933 gegen 3,650,000 Centner Roheisen und 1,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1934 gegen 3,700,000 Centner Roheisen und 1,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1935 gegen 3,750,000 Centner Roheisen und 1,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1936 gegen 3,800,000 Centner Roheisen und 1,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1937 gegen 3,850,000 Centner Roheisen und 1,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1938 gegen 3,900,000 Centner Roheisen und 1,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1939 gegen 3,950,000 Centner Roheisen und 2,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1940 gegen 4,000,000 Centner Roheisen und 2,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1941 gegen 4,050,000 Centner Roheisen und 2,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1942 gegen 4,100,000 Centner Roheisen und 2,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1943 gegen 4,150,000 Centner Roheisen und 2,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1944 gegen 4,200,000 Centner Roheisen und 2,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1945 gegen 4,250,000 Centner Roheisen und 2,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1946 gegen 4,300,000 Centner Roheisen und 2,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1947 gegen 4,350,000 Centner Roheisen und 2,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1948 gegen 4,400,000 Centner Roheisen und 2,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1949 gegen 4,450,000 Centner Roheisen und 2,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1950 gegen 4,500,000 Centner Roheisen und 2,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1951 gegen 4,550,000 Centner Roheisen und 2,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1952 gegen 4,600,000 Centner Roheisen und 2,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1953 gegen 4,650,000 Centner Roheisen und 2,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1954 gegen 4,700,000 Centner Roheisen und 2,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1955 gegen 4,750,000 Centner Roheisen und 2,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1956 gegen 4,800,000 Centner Roheisen und 2,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1957 gegen 4,850,000 Centner Roheisen und 2,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1958 gegen 4,900,000 Centner Roheisen und 2,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1959 gegen 4,950,000 Centner Roheisen und 2,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1960 gegen 5,000,000 Centner Roheisen und 2,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1961 gegen 5,050,000 Centner Roheisen und 2,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1962 gegen 5,100,000 Centner Roheisen und 2,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1963 gegen 5,150,000 Centner Roheisen und 2,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1964 gegen 5,200,000 Centner Roheisen und 2,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1965 gegen 5,250,000 Centner Roheisen und 2,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1966 gegen 5,300,000 Centner Roheisen und 2,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1967 gegen 5,350,000 Centner Roheisen und 2,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1968 gegen 5,400,000 Centner Roheisen und 2,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1969 gegen 5,450,000 Centner Roheisen und 2,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1970 gegen 5,500,000 Centner Roheisen und 2,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1971 gegen 5,550,000 Centner Roheisen und 2,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1972 gegen 5,600,000 Centner Roheisen und 2,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1973 gegen 5,650,000 Centner Roheisen und 2,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1974 gegen 5,700,000 Centner Roheisen und 2,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1975 gegen 5,750,000 Centner Roheisen und 2,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1976 gegen 5,800,000 Centner Roheisen und 2,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1977 gegen 5,850,000 Centner Roheisen und 2,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1978 gegen 5,900,000 Centner Roheisen und 2,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1979 gegen 5,950,000 Centner Roheisen und 3,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1980 gegen 6,000,000 Centner Roheisen und 3,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1981 gegen 6,050,000 Centner Roheisen und 3,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1982 gegen 6,100,000 Centner Roheisen und 3,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1983 gegen 6,150,000 Centner Roheisen und 3,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1984 gegen 6,200,000 Centner Roheisen und 3,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1985 gegen 6,250,000 Centner Roheisen und 3,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1986 gegen 6,300,000 Centner Roheisen und 3,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1987 gegen 6,350,000 Centner Roheisen und 3,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1988 gegen 6,400,000 Centner Roheisen und 3,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1989 gegen 6,450,000 Centner Roheisen und 3,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1990 gegen 6,500,000 Centner Roheisen und 3,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1991 gegen 6,550,000 Centner Roheisen und 3,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1992 gegen 6,600,000 Centner Roheisen und 3,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1993 gegen 6,650,000 Centner Roheisen und 3,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1994 gegen 6,700,000 Centner Roheisen und 3,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1995 gegen 6,750,000 Centner Roheisen und 3,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1996 gegen 6,800,000 Centner Roheisen und 3,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1997 gegen 6,850,000 Centner Roheisen und 3,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1998 gegen 6,900,000 Centner Roheisen und 3,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 1999 gegen 6,950,000 Centner Roheisen und 3,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2000 gegen 7,000,000 Centner Roheisen und 3,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2001 gegen 7,050,000 Centner Roheisen und 3,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2002 gegen 7,100,000 Centner Roheisen und 3,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2003 gegen 7,150,000 Centner Roheisen und 3,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2004 gegen 7,200,000 Centner Roheisen und 3,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2005 gegen 7,250,000 Centner Roheisen und 3,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2006 gegen 7,300,000 Centner Roheisen und 3,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2007 gegen 7,350,000 Centner Roheisen und 3,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2008 gegen 7,400,000 Centner Roheisen und 3,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2009 gegen 7,450,000 Centner Roheisen und 3,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2010 gegen 7,500,000 Centner Roheisen und 3,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2011 gegen 7,550,000 Centner Roheisen und 3,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2012 gegen 7,600,000 Centner Roheisen und 3,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2013 gegen 7,650,000 Centner Roheisen und 3,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2014 gegen 7,700,000 Centner Roheisen und 3,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2015 gegen 7,750,000 Centner Roheisen und 3,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2016 gegen 7,800,000 Centner Roheisen und 3,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2017 gegen 7,850,000 Centner Roheisen und 3,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2018 gegen 7,900,000 Centner Roheisen und 3,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2019 gegen 7,950,000 Centner Roheisen und 4,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2020 gegen 8,000,000 Centner Roheisen und 4,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2021 gegen 8,050,000 Centner Roheisen und 4,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2022 gegen 8,100,000 Centner Roheisen und 4,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2023 gegen 8,150,000 Centner Roheisen und 4,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2024 gegen 8,200,000 Centner Roheisen und 4,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2025 gegen 8,250,000 Centner Roheisen und 4,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2026 gegen 8,300,000 Centner Roheisen und 4,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2027 gegen 8,350,000 Centner Roheisen und 4,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2028 gegen 8,400,000 Centner Roheisen und 4,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2029 gegen 8,450,000 Centner Roheisen und 4,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2030 gegen 8,500,000 Centner Roheisen und 4,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2031 gegen 8,550,000 Centner Roheisen und 4,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2032 gegen 8,600,000 Centner Roheisen und 4,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2033 gegen 8,650,000 Centner Roheisen und 4,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2034 gegen 8,700,000 Centner Roheisen und 4,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2035 gegen 8,750,000 Centner Roheisen und 4,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2036 gegen 8,800,000 Centner Roheisen und 4,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2037 gegen 8,850,000 Centner Roheisen und 4,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2038 gegen 8,900,000 Centner Roheisen und 4,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2039 gegen 8,950,000 Centner Roheisen und 4,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2040 gegen 9,000,000 Centner Roheisen und 4,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2041 gegen 9,050,000 Centner Roheisen und 4,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2042 gegen 9,100,000 Centner Roheisen und 4,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2043 gegen 9,150,000 Centner Roheisen und 4,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2044 gegen 9,200,000 Centner Roheisen und 4,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2045 gegen 9,250,000 Centner Roheisen und 4,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2046 gegen 9,300,000 Centner Roheisen und 4,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2047 gegen 9,350,000 Centner Roheisen und 4,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2048 gegen 9,400,000 Centner Roheisen und 4,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2049 gegen 9,450,000 Centner Roheisen und 4,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2050 gegen 9,500,000 Centner Roheisen und 4,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2051 gegen 9,550,000 Centner Roheisen und 4,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2052 gegen 9,600,000 Centner Roheisen und 4,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2053 gegen 9,650,000 Centner Roheisen und 4,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2054 gegen 9,700,000 Centner Roheisen und 4,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2055 gegen 9,750,000 Centner Roheisen und 4,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2056 gegen 9,800,000 Centner Roheisen und 4,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2057 gegen 9,850,000 Centner Roheisen und 4,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2058 gegen 9,900,000 Centner Roheisen und 4,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2059 gegen 9,950,000 Centner Roheisen und 5,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2060 gegen 10,000,000 Centner Roheisen und 5,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2061 gegen 10,050,000 Centner Roheisen und 5,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2062 gegen 10,100,000 Centner Roheisen und 5,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2063 gegen 10,150,000 Centner Roheisen und 5,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2064 gegen 10,200,000 Centner Roheisen und 5,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2065 gegen 10,250,000 Centner Roheisen und 5,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2066 gegen 10,300,000 Centner Roheisen und 5,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2067 gegen 10,350,000 Centner Roheisen und 5,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2068 gegen 10,400,000 Centner Roheisen und 5,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2069 gegen 10,450,000 Centner Roheisen und 5,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2070 gegen 10,500,000 Centner Roheisen und 5,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2071 gegen 10,550,000 Centner Roheisen und 5,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2072 gegen 10,600,000 Centner Roheisen und 5,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2073 gegen 10,650,000 Centner Roheisen und 5,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2074 gegen 10,700,000 Centner Roheisen und 5,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2075 gegen 10,750,000 Centner Roheisen und 5,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2076 gegen 10,800,000 Centner Roheisen und 5,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2077 gegen 10,850,000 Centner Roheisen und 5,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2078 gegen 10,900,000 Centner Roheisen und 5,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2079 gegen 10,950,000 Centner Roheisen und 5,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2080 gegen 11,000,000 Centner Roheisen und 5,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2081 gegen 11,050,000 Centner Roheisen und 5,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2082 gegen 11,100,000 Centner Roheisen und 5,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2083 gegen 11,150,000 Centner Roheisen und 5,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2084 gegen 11,200,000 Centner Roheisen und 5,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2085 gegen 11,250,000 Centner Roheisen und 5,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2086 gegen 11,300,000 Centner Roheisen und 5,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2087 gegen 11,350,000 Centner Roheisen und 5,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2088 gegen 11,400,000 Centner Roheisen und 5,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2089 gegen 11,450,000 Centner Roheisen und 5,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2090 gegen 11,500,000 Centner Roheisen und 5,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2091 gegen 11,550,000 Centner Roheisen und 5,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2092 gegen 11,600,000 Centner Roheisen und 5,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2093 gegen 11,650,000 Centner Roheisen und 5,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2094 gegen 11,700,000 Centner Roheisen und 5,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2095 gegen 11,750,000 Centner Roheisen und 5,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2096 gegen 11,800,000 Centner Roheisen und 5,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2097 gegen 11,850,000 Centner Roheisen und 5,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2098 gegen 11,900,000 Centner Roheisen und 5,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2099 gegen 11,950,000 Centner Roheisen und 6,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2100 gegen 12,000,000 Centner Roheisen und 6,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2101 gegen 12,050,000 Centner Roheisen und 6,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2102 gegen 12,100,000 Centner Roheisen und 6,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2103 gegen 12,150,000 Centner Roheisen und 6,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2104 gegen 12,200,000 Centner Roheisen und 6,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2105 gegen 12,250,000 Centner Roheisen und 6,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2106 gegen 12,300,000 Centner Roheisen und 6,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2107 gegen 12,350,000 Centner Roheisen und 6,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2108 gegen 12,400,000 Centner Roheisen und 6,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2109 gegen 12,450,000 Centner Roheisen und 6,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2110 gegen 12,500,000 Centner Roheisen und 6,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2111 gegen 12,550,000 Centner Roheisen und 6,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2112 gegen 12,600,000 Centner Roheisen und 6,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2113 gegen 12,650,000 Centner Roheisen und 6,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2114 gegen 12,700,000 Centner Roheisen und 6,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2115 gegen 12,750,000 Centner Roheisen und 6,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2116 gegen 12,800,000 Centner Roheisen und 6,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2117 gegen 12,850,000 Centner Roheisen und 6,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2118 gegen 12,900,000 Centner Roheisen und 6,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2119 gegen 12,950,000 Centner Roheisen und 6,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2120 gegen 13,000,000 Centner Roheisen und 6,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2121 gegen 13,050,000 Centner Roheisen und 6,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2122 gegen 13,100,000 Centner Roheisen und 6,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2123 gegen 13,150,000 Centner Roheisen und 6,600,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2124 gegen 13,200,000 Centner Roheisen und 6,620,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2125 gegen 13,250,000 Centner Roheisen und 6,650,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2126 gegen 13,300,000 Centner Roheisen und 6,680,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2127 gegen 13,350,000 Centner Roheisen und 6,700,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2128 gegen 13,400,000 Centner Roheisen und 6,720,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2129 gegen 13,450,000 Centner Roheisen und 6,750,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2130 gegen 13,500,000 Centner Roheisen und 6,780,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2131 gegen 13,550,000 Centner Roheisen und 6,800,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2132 gegen 13,600,000 Centner Roheisen und 6,820,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2133 gegen 13,650,000 Centner Roheisen und 6,850,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2134 gegen 13,700,000 Centner Roheisen und 6,880,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2135 gegen 13,750,000 Centner Roheisen und 6,900,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2136 gegen 13,800,000 Centner Roheisen und 6,920,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2137 gegen 13,850,000 Centner Roheisen und 6,950,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2138 gegen 13,900,000 Centner Roheisen und 6,980,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2139 gegen 13,950,000 Centner Roheisen und 7,000,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2140 gegen 14,000,000 Centner Roheisen und 7,020,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2141 gegen 14,050,000 Centner Roheisen und 7,050,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2142 gegen 14,100,000 Centner Roheisen und 7,080,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2143 gegen 14,150,000 Centner Roheisen und 7,100,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2144 gegen 14,200,000 Centner Roheisen und 7,120,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2145 gegen 14,250,000 Centner Roheisen und 7,150,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2146 gegen 14,300,000 Centner Roheisen und 7,180,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2147 gegen 14,350,000 Centner Roheisen und 7,200,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2148 gegen 14,400,000 Centner Roheisen und 7,220,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2149 gegen 14,450,000 Centner Roheisen und 7,250,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2150 gegen 14,500,000 Centner Roheisen und 7,280,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2151 gegen 14,550,000 Centner Roheisen und 7,300,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2152 gegen 14,600,000 Centner Roheisen und 7,320,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2153 gegen 14,650,000 Centner Roheisen und 7,350,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2154 gegen 14,700,000 Centner Roheisen und 7,380,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2155 gegen 14,750,000 Centner Roheisen und 7,400,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2156 gegen 14,800,000 Centner Roheisen und 7,420,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2157 gegen 14,850,000 Centner Roheisen und 7,450,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2158 gegen 14,900,000 Centner Roheisen und 7,480,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2159 gegen 14,950,000 Centner Roheisen und 7,500,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2160 gegen 15,000,000 Centner Roheisen und 7,520,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2161 gegen 15,050,000 Centner Roheisen und 7,550,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2162 gegen 15,100,000 Centner Roheisen und 7,580,000 Centner Stabeisen, Eisenguß und Bleche, 2163 gegen

Zweifellos wird noch geraume Zeit vergehen, ehe diese wilden Stämme für die Civilisation gewonnen sein werden, und es ist wohl noch sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich oder ihnen das Schicksal beschieden sein wird, das schon so viele wilden Volksstämme betroffen, daß sie von der Kultur immer weiter zurückgedrängt werden, bis sie schließlich aussterben. So lange ihr jetziger Zustand dauert und unaufhörlich Gefahr von ihren Überfällen droht, ist aber an eine friedliche Kolonisationsarbeit nicht zu denken.

Die vorstehend angeführten deutschen Kolonien und Schutzgebiete bilden das Gouvernement Deutsch-Neuguinea im engeren Sinne. Der Sitz des Gouverneurs ist die Kolonie Herbertshöhe am Eingang der Blanchebai auf der, die nordöstliche Spitze von Neupommern bildenden Gazellen-Halbinsel.

Englisch-Melanesien.

Es ist vorstehend erwähnt worden, daß die Gruppe der Salomon-Inseln teils dem deutschen, teils dem englischen Gebiete angehört. Unter den englischen sind Choiseul und Isabella die größten. Alle zusammen bilden etwa 34 000 qkm Flächeninhalt. Sie führen Kopra, Trepang, Perlmutter, Schildpatt und Elfenbeinnüsse aus. — Südöstlich davon liegt die Gruppe der Santa Cruz- oder Königin Charlotte-Inseln, von 938 qkm Flächeninhalt, deren größte Santa Cruz und Vanikoro heißen. Hier war es, wo die Reste der Expedition des unglücklichen französischen Seefahrers Lapérouse aufgefunden wurden. — Wieder südöstlich von diesen liegen die Tukopia-Inseln, drei vulkanische Inseln, Tukopia, Anuda und Fataka, die zusammen nur 66 qkm umfassen. Zwischen allen diesen Inselgruppen ist die Schiffahrt wegen der vielen Korallenriffe äußerst gefährlich.

Alle an Bedeutung überragend sind die Viti- oder Fidschi-Inseln, ein Archipel von 154 Inseln, die zusammen auf ungefähr 20 837 qkm berechnet worden sind und 125 000 Einwohner zählen. Man wird kaum auf einem zweiten Punkte des Erdballes ein solches Inselgewirr finden, und nirgends stößt auch der Schiffer auf größere Gefahren. Auf diesem dicht übersäten Felde hat er stets eine Menge Inseln in Sicht, vom schroffen Vulkan, der bis zur Höhe von über 1500 m emporgipfelt, bis zu dem niedrigen Koralleneilande, dessen Oberfläche sich kaum über die Fluten des Ozeans erhebt, und dazwischen und rings umher liegen unzählige Klippen und Untiefen ausgebreitet. Fast jede Insel ist von ausgedehnten Korallenbänken umsäumt oder von unregelmäßigen Riffen umschlossen, die oft meilenweit in spitze Zungen auslaufen. Die Gefahren für die Schiffahrt zwischen diesem Inselgewirr werden um so größer, als überall noch zahllose vereinzelte Klippen dazwischen verstreut sind, die dicht über der Oberfläche des Meeres liegen oder nur wenig darüber emporragen. Fünfundsechzig von diesen Inseln sollen bewohnt sein, aber auch die übrigen werden besucht, hauptsächlich um den Trepang zu fischen, wie die getrockneten Holothurien heißen, wurmförmige Seetiere, die abwechselnd gekocht, getrocknet und geräuchert, massenhaft zur Ausfuhr kommen, da sie namentlich in China ein viel begehrter und teuer bezahlter Leckerbissen sind.

Von den botanischen Gärten kommen eigentlich nur zwei in Betracht, der Garten und Museum Leyden. Der Garten ist ein Botanikgarten, welcher über 1200 m. mit Bäumen in der Größe Hektar. Der Garten umfaßt 14 000 qm. und zählt 47 000 Pflanzenarten. Von der Lage ausgezeichnet, hat insbesondere Java in den Bergen, die Flora in 3 Höhenzonen besitzt, und Java auch durch seinen Reichtum an prächtigen Zierbaumformen geziert. Ein Spaziergang durch Botanischen Garten in Buitenzorg, welcher Hauptstadt, welche Residenz, Europäerquartiere besitzt. Ist auch verschiedenen, den Java Palmen, Farnkräuter, Orchideen, Bambus, Gewürz- und Heilpflanzen

Baum-Farnkräuter vom botanischen Garten auf Java (Buitenzorg).

Platz ist. Das anzuschließende Museum ist sehr reichhaltig. Man erhält in den Treibhäusern, die 18 m. hoch sind. Die Lage Buitenzorg ist Europäischen Leuten sehr gut. Man verbringt hier die Nachmittagsstunden. Man kommt hier

aber weiß der Tropenbewohner fast jeden Teil des Baumes nutzbar zu verwenden. Für den Handel ist natürlich die Frucht maßgebend.

Mehr und mehr nämlich hat sich das aus der Kokosnuß gewonnene Öl Eingang verschafft, für die Kerzen- und Seifenfabrikation ist es lange schon unentbehrlich. Ursprünglich wurde dieses Öl an Ort und Stelle auf die roheste Weise gewonnen, wobei natürlich die Hälfte verloren ging, und dann wurde das schmutzige Öl in Fässern nach Europa verschifft, wobei wieder ein Teil durch die Umfüllung, Reinigung usw. verloren gegeben werden mußte. Da lag der Gedanke nahe, den Kern an Ort und Stelle zu trocknen, ihn so, verschicken und erst in Europa das Öl zu gewinnen. Der Versuch gelang vollkommen. Der Nußkern wird in Scheiben und Streifen geschnitten und so an der Sonne oder in besonderen Dörrapparaten getrocknet, und dann, einfach in Säcke gepackt, nach Europa verschickt, wo nun das Öl durch Auspressen in doppelt so großer Menge gewonnen wird und auch die Preßrückstände noch ein gutes Viehfutter abgeben oder auch als Dungmittel verwendet werden. So ist die Kopra ein außerordentlich wichtiger Handelsartikel geworden.

Die Ureinwohner der Viti-Inseln bilden einen Übergang von den Papua zu den Polynesiern. Ihre Hautfarbe ist olivenbraun, fast schwarz, ihr Haar teils büschelig, teils gekräuselt, dazu haben sie einen ziemlich starken Bartwuchs. Der Körper ist schlank und muskulös, die Bekleidung ein um den Körper geschlagenes Tuch, welches auch noch das Knie bedeckt, auf dem Kopfe tragen sie einen weißen Turban. In der Anfertigung dieser Kleidung, sowie auch der Geräte, Gefäße, Schmuckgegenstände und Waffen entwickeln sie große Geschicklichkeit; meisterhaft sogar sind ihre Kähne, die Doppelpirogen der Viti-Insulaner sind wohl die besten Fahrzeuge in ganz Ozeanien. Trotz dieser, für Wilde hervorragenden Eigenschaften war es für die Europäer, besonders aber für die Missionare, welche hierher kamen, um das Christentum zu verkünden, doch äußerst schwierig, Boden zu gewinnen, denn die Vitianer waren Menschenfresser in des Wortes schlimmster Bedeutung, und das hing mit ihrem Heidentum zusammen, denn ihre Götter forderten Menschenopfer. Gegenwärtig hört man zwar nichts mehr von dieser entsetzlichen Liebhaberei, aber es ist doch nicht so ganz sicher, ob sie nicht heimlich derselben noch mannigfach frönen.

Die Viti-Inseln wurden schon 1643 von Abel Tasman entdeckt. Erst lange nach ihm brachte James Cook eine genauere Kenntnis, aber erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts besorgten Wilkes und Denham eine genaue Aufnahme der ganzen Riesengruppe. Im Mai 1874 wurden die Viti-Inseln Besitz der englischen Krone.

Außer den beiden oben genannten Hauptinseln Viti Levu mit dem guten Hafen Suva an der Südostküste und Vanua Levu, sind noch bemerkenswert die Inseln Kandavu mit der Rothevabai, Ovalau mit dem Haupthafen Levuka, Vatoa, Taviuni, sowie eine große Anzahl kleiner Inselgruppen, die innerhalb des Gesamtringes liegen, wie die Ringgold-, Yasava-, Exploring-, Lokomba-Inseln u. a.

Auch die weiter nördlich, ziemlich abseits liegende, von Korallenriffen umgebene Insel Rotumah wird noch zum Viti-Archipel gerechnet. Sie ist nur 36 qkm groß, wird aber von etwa 2000 Menschen bewohnt und ist reich an Kokospalmen.

Endlich sind als englischer Besitz noch zu erwähnen die zwischen dem Hauptringe der melanesischen Inseln und dem australischen Festlande einsam liegende Insel Norfolk, 41 qkm groß, die bis 1856 zur Aufnahme von deportierten Verbrechern diente; ferner die benachbarte Philippinsel, 43 qkm, und endlich südwestlich davon die Lord-Howe-Insel, ein Koralleneiland, welches wie Norfolk durch einige besondere Palmenarten ausgezeichnet, sonst aber ohne wesentliche Bedeutung ist. Alle drei gehören zum Bezirk von Neusüdwales.

Französisch-Melanesien.

Die von Cook 1774 entdeckte große Insel Neucaledonien, etwas südwestlich von den Viti-Inseln gelegen, ist seit 1853 französischer Besitz und noch heute französische Strafkolonie. Sie umfaßt 17 080 qkm und zählte (1898) 52 756 Einwohner, unter denen fast 32 000 Eingeborene und etwa 10 000 Strafgefangene sich befanden, welch letztere eine starke Garnison und ein ziemlich bedeutendes Beamtenpersonal nötig machten. Die Insel ist Gebirgsland, welches bis 1650 m sich erhebt, und hat in ihrer Natur und auch Pflanzenwelt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem australischen Festlande, nimmt jedenfalls eine Mittelstellung zu den andern pacifischen Inseln ein. Die meisten Ansiedler bauen Kaffee, Zuckerrohr, Bataten, Maniok und andere tropische Kulturgewächse, aber auch unsere Getreidearten, sowie unser Obst gedeihen vortrefflich. Wichtiger noch als die Bebauung des Bodens ist auf Neucaledonien die Rindviehzucht, denn Fleischkonserven bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Dazu kommen Metalle, namentlich Nickel und Kupfer, Kaffee, Kautschuk, Früchte und Tierhäute. Immerhin aber muß die französische Regierung noch eine beträchtliche Summe als Zuschuß auf diesen Kolonialbesitz verwenden, dessen Ursache allerdings die Strafkolonie ist. Die Hauptstadt Neucaledoniens ist Numea.

Zum Gouvernement von Neucaledonien gehören auch noch die Wallis- oder Uëa-Inseln, welche mit den Hoorne-Inseln nordöstlich von den Viti-Inseln liegen; sowie die nordwestlich von Neucaledonien liegenden Chesterfield- und Huon-Inseln. Östlich, unfern von der Hauptinsel endlich finden wir die Loyalty-Inseln, drei größere und mehrere kleinere Eilande, welche zusammen 2743 qkm mit 15 000 Einwohnern umfassen. Die größeren Inseln sind Uëa oder Halgau, Lifu oder Chabrol und Maré oder Nengoné. Es sind sämtlich sehr wasserarme, niedrige Korallenbildungen. Die Einwohner sind ein Gemisch von Papua und Polynesiern.

Hier müssen wir nun auch die melanesische Inselgruppe der Neuen Hebriden anschließen, welche den Raum zwischen dem Santa Cruz-Archipel und Neucaledonien ausfüllt. Dieselben sind gleichfalls 1774 von Cook entdeckt worden, gehören aber weder Frankreich noch England, sondern es ist von beiden Staaten vereinbart worden, die Neuen Hebriden als neutralen Boden zu betrachten. Die Gruppe besteht aus den 10 größeren Inseln Matthew, Aneitum, Tanna, Erromanga, Vaté oder Sandwich, Ambrym, Mallicolo,

Espiritu-Santo, Pentecoste, Aurora und einer Anzahl kleinerer, sowie der kleinen Gruppe der Banks-Inseln. Zusammen werden die Inseln auf 13 200 qkm mit 50 000 Einwohnern geschätzt, die aus kannibalischen, höchst gefährlichen Papuas bestehen. Die Inseln sind gebirgig, auf Ambrym, Tanna und Matthew sind Vulkane in Tätigkeit.

3. Polynesien.

Unter dem Namen Polynesien begreift man die gesamte australische Inselwelt, welche von dem melanesischen Inselgürtel nach Osten zu gelegen ist und sich fast über den ganzen Raum des Großen Ozeans bis nach Amerika hinüber ausdehnt, in welcher Richtung sie an Dichtigkeit aber stetig abnimmt, so daß in der Nähe Amerikas nur noch einzelne Inseln und Gruppen zu bemerken sind, während sie, je weiter nach Asien hinüber, desto dichter aneinander gedrängt erscheinen. In dieser Inselwelt gibt es keine selbständigen Staaten mehr, sie ist vollständig aufgeteilt worden und zwar zwischen England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so daß man nicht wohl anders verfahren kann, als sie nach diesem Gesichtspunkte zu ordnen.

Wir beginnen, da die Engländer sich lange schon den Löwenanteil an dieser Inselwelt gesichert hatten, mit

Englisch-Polynesien.

Neuseeland. Die Doppelinsel Neuseeland, südöstlich von dem australischen Festlande gelegen, wurde, wie schon erzählt worden ist, 1642 von Abel Tasman entdeckt und für die Nordspitze des fabelhaften Südlandes gehalten, da er die Insel nicht näher untersuchte, sondern infolge der feindlichen Haltung der Eingeborenen nur nach Norden daran hinsegelte und dann weiter in die polynesische Inselwelt hineinfuhr. Es ist ferner erzählt worden, daß erst Cook diesen Tasmanschen Irrtum aufklärte, als er 1769 das Land aufsuchte und nicht nur rings umfuhr, sondern auch in mehrmonatlicher Tätigkeit die Küsten aufnahm und feststellte, daß man es auch in Neuseeland nicht mit jenem fabelhaften Südlande, sondern mit einer Insel zu tun habe, die durch eine Meeresstraße in zwei Inseln zerlegt wird, welche Straße man dann später ihm zu Ehren Cookstraße genannt hat.

Die Stellung Neuseelands in der ozeanischen Inselwelt wird verschieden angenommen. Die Engländer rechnen sie mit zum australischen Festlande, und es ist nicht zu leugnen, daß beide in mancherlei Eigenschaften miteinander übereinstimmen. Die abweichenden Merkmale sind indessen weit bedeutender, vor allen Dingen sind die Eingeborenen Neuseelands, die sich selber Maori nennen, echte Polynesier, welche mit den negerartigen Völkern des Festlandes nichts gemein haben. Daher erscheint es weit richtiger, daß

Neuseeland zu Polynesien gezogen wird, wenn man es nicht vorzieht, wie manche Forscher tun, dasselbe als eine besondere Gruppe Ozeaniens zu betrachten.

Neuseeland nimmt einen Flächenraum von 268 460 qkm ein, auf welchem 814 600 Menschen leben, von denen auf die eingeborene Bevölkerung jetzt noch 43 100 Köpfe gerechnet werden. Es werden aber zum Bezirk von Neuseeland auch alle die darum herumliegenden kleinen Inselgruppen gezählt, auch die, welche noch weiter nach Süden, nach dem Südpol zu gelegen sind, also die Chatham-, Kermandec-, Aucklands-, Campbell-, Antipoden-, Bounty-Inseln; in neuerer Zeit sind auch die Gruppen der Cook- oder Herveg-, sowie die Manihiki-Inseln im östlichen Polynesien von den Engländern hinzugezogen worden. Mit allen diesen zusammen würde dann ein Flächenraum von 271 166 qkm in Anspruch genommen werden müssen, mit einer Bevölkerungsziffer von 816 100 Menschen.

Die Küsten Neuseelands sind sehr vorteilhaft gegliedert, schon Cook hatte eine ganze Reihe von Buchten mit schönen Häfen in seine, noch heute mustergültige Karte eingezeichnet. Namentlich die Ostküste ist damit reich bedacht. Auf der Nordinsel finden wir da die Inselbai, den Hauraki-Golf, die Plentybai, Hawkebai; auf der Südinsel die Pegasus- und Canterburybai. Die Westküste hat mehr fjordenartige Bildung, denn hier treten die Gebirge bis dicht an das Meer heran und lassen nur einen schmalen Küstenstreifen.

Neuseeland ist hohes Gebirgsland, die Südinsel sogar ein großartiges Alpenland, dessen höchste Gipfel, wie der Mount-Cook mit 3764 m, und viele andere auch über 3000 m erreichende Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind und zahlreiche Gletscher herabsenden, die sich dem Meere bis auf 200 m nähern. Die Gebirgsketten der Nordinsel sind niedriger, nur einige in der Nähe der Westküste gehen über 2000 m hinaus, wie der Ruapehu mit 2960 m und der Mount-Egmont mit 2520 m. Da die Abdachung der Gebirge nach Osten gerichtet ist, so fließen auch die Gewässer nach Osten ab.

In der Mitte der Nordinsel liegt der 770 qkm große Taposee in 380 m Höhe, dessen Umgebung die lebendigste vulkanische Tätigkeit entwickelt, weniger durch Ausbrüche der Vulkane, die freilich von Zeit zu Zeit auch nicht fehlen, als vielmehr durch ganze Systeme von Solfataren und heißen Quellen. Hier, wo der Waikato, der Abfluß des Taupo in die Plentybai, von Stromschnelle zu Stromschnelle abwärts tost, war noch bis zum Jahre 1886 eines der größten natürlichen Wunderwerke der Welt zu schauen, die weißen und rosaroten Sinterterrassen. Sie sind in einer einzigen Nacht, in der vom 9. zum 10. Juli genannten Jahres, vernichtet worden, und an Stelle der unzähligen kleinen Geysirs hat sich nun ein Riese ihrer Art gebildet, der alles in den Schatten stellt, was es ähnliches auf dem Erdboden gibt. Ein Augenzeuge schreibt: Zwischen dem Echokrater und dem Boiling River befindet sich jetzt ein runder See von ungefähr ¼ qkm Flächeninhalt, aus dessen Mitte in kürzeren und längeren Pausen eine dicke Säule tiefschwarzen, brodelnden und siedenden Wassers, die Schlamm und Steine mitreißt, unter tosendem Lärm gen Himmel geschleudert wird. In gleichmäßiger Dicke erhebt sich diese Wassersäule bis zu einer Höhe von 200 bis 250 m, auf der sie sich für einen Augenblick zu erhalten

Der Vesuvausbruch vom Mai 1872.

scheint; doch schon im nächsten Moment sinkt die Säule in sich zusammen, und ihre niederströmenden schwarzen Wassermassen vereinigen sich wieder zischend und brandend mit den schneeigen Dampfwolken, die majestätisch emporsteigen, um sich endlich in einer Höhe von mindestens 1000 m im hellen Blau des Himmels zu verlieren. Von imponierender Großartigkeit ist der Anblick, wenn der Geysir in Tätigkeit ist, doch muß der Beschauer in einiger Entfernung bleiben, da es infolge der vielen emporgeschleuderten Steine, die in großem Bogen zur Erde fallen, nicht rätlich ist, dem Ufer des Sees nahe zu kommen. In einem Umkreise von 500 bis 600 m bedecken diese Auswürfe die benachbarten Hügel und Täler. Aber nicht nur die unmittelbare Nähe des Sees zeigt die ungeheuren Veränderungen gegen früher; bedauerlich ist auch das vollständige Austrocknen der sogenannten Infernokaskade, deren schöne schneeweiße Sinterbassins jetzt mit Schlamm überdeckt sind. Auch der obere Lauf des Boiling River, wo die Vegetation zwischen den hellfarbigen Felsen lebendig geworden war und die unzähligen kleinen Geysirs tätig waren, ist verschwunden; alles ist hier mit Schlamm und ausgeworfenen Steinen aus dem Geysir bedeckt, so daß dieses einst so herrliche Tal heute eine eintönige dunkelgraue Öde ist.

Die üppige Pflanzenwelt Neuseelands zeigt natürlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Australien, ebenso aber auch mit den pacifischen Inseln, so daß Neuseeland auch in dieser Hinsicht als zu dem einen oder dem andern gehörend betrachtet werden kann. Unter den, dem Lande eigentümlichen Pflanzenformen seien hier nur zwei hervorgehoben, die von großer Wichtigkeit sind: die Kaurifichte und der neuseeländische Flachs. Die Kaurifichte liefert eins der dauerhaftesten Hölzer. Sie ist der Charakterbaum des Urwaldes in den nördlichen wärmeren Gegenden, und Riesen bis zu 50 m Höhe sind gar nicht selten. Fast noch wichtiger als das Holz ist das bernsteinähnliche Harz des Baumes, der Kaurikopal, von dem 1900 nicht weniger als für über 12 Millionen Mark gesammelt wurde. Die zweite, für Neuseeland charakteristische und bedeutungswerte Pflanze ist der neuseeländische Flachs, ein schilfartiges Gewächs, das überall sowohl in Sümpfen wie auf den Bergabhängen zu finden ist, und dessen Faser nur von der Seide übertroffen wird. Sie ist, wie der Reisende Hochstetter versichert, als Universalmittel zum Binden und Schnüren auf Neuseeland von unschätzbarem Wert und für die Eingeborenen beim Hütten- und Kahnbau unentbehrlich. Die Frauen flechten aus den grünen Blattstreifen niedliche Körbe, die beim Mittagsmahl als Teller und Schüssel dienen; die Männer machen daraus Leinen, Netze und Segel.

Eigenartiger als die Pflanzenwelt ist die Tierwelt. Auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß die Säugetiere ursprünglich fast gar nicht vertreten waren; außer zwei Fledermausarten, einer Ratte und einem Hunde fand man keinerlei Säugetier auf der Insel, und die beiden letztgenannten sollen auch erst von den eingewanderten Maori mitgebracht worden sein. Desto reicher zeigte sich die Vogelwelt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß einige jetzt völlig ausgestorbene Formen noch zur Zeit der Maori vor der Entdeckung der Europäer gelebt haben, straußenartige Vögel nämlich, Moa genannt, deren Reste in mehreren Arten bis zu 3 m Höhe und mehr aufgefunden worden sind und zwar unter Verhältnissen, die mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß diese Tiere keineswegs nur

der Vorzeit angehört haben, sondern noch gar nicht so lange ausgestorben sind. Ebenso hat Neuseeland noch gegenwärtig einige Vogelformen, die sichtlich über kurz oder lang demselben Schicksal verfallen werden, wie der Kiwi oder Schnepfenstrauß, die Nestor- und Eulenpapageien u. a. Die stetig um sich greifende Kultur nimmt ihnen nach und nach ihre Lebensbedingungen, und damit geht eben auch ihre Existenz zu Ende.

Die Urbevölkerung Neuseelands besteht aus echten Polynesiern, ein wohlgebauter, großer und schöner Menschenschlag. Sie nennen sich selbst Maori und sind durchweg Christen, welche die Gewohnheiten und Sitten ihres ehemaligen Naturzustandes längst abgelegt haben. Weder die Sitte des kunstvollen Tätowierens, noch die Bewaffnung mit Speer und Streitaxt existiert heute mehr, auch die mit Graben und Pallisaden befestigten primitiven Wohnungen sind längst aufgegeben, und von Kannibalismus, der früher hier wie auf andern pacifischen Inseln in großem Umfang herrschte, ist heute keine Rede mehr. Die Kolonisation nimmt stetig zu, aber auch hier zeigt sich, daß die Eingeborenen unter dem Einfluß der Kultur dahinschwinden. Die letzte Zählung (1901) ergab nur noch 43 100 Maori, so daß sich im Zeitraum von vierzig Jahren ihre Anzahl um etwa 15 000 Köpfe verringert hat. Jagd und Fischfang sind zwar heute noch ihre Lieblingsbeschäftigung, doch haben sie sich in der Mehrzahl der Civilisation gefügt und treiben Ackerbau und Viehzucht. Diese beiden Zweige der Landwirtschaft sind überhaupt maßgebend für Neuseeland, der Schaf- und Rindviehzucht wird besonders viel Fleiß zugewendet; es gab 1901 nicht weniger als über 20 Millionen Schafe und 1 200 000 Rinder. Wolle wurde in demselben Jahre für 61 580 000 Mark ausgeführt und gefrorenes Fleisch, welches auf dem Weltmarkt heute eine große Rolle spielt, für 50½ Million. Fleischkonservierung nimmt überhaupt einen großen Raum in der Neuseeländer Industrie ein, daneben die Holzsägerei, der Mühlenbetrieb und die Eisenbearbeitung. Auch der Bergbau steht in Blüte, es werden Gold, Silber, Mangan, Antimon und Kohlen gefördert; Gold allein kam 1901 für 35 600 000 Mark zur Ausführung. Alles das beweist zur Genüge, ein wie kostbares Juwel die Doppelinsel Neuseeland in dem Kolonialbesitz der Engländer bildet.

Häuptling der Maori.

Aus der weiteren englischen Interessensphäre in Polynesien sind als die nächstliegenden zuerst die Tonga- oder Freundschaftsinseln zu nennen. Sie wurden 1643 von Abel Tasman entdeckt, aber erst 1775 und 77 von Cook genauer festgestellt. Es sind 32 größere und gegen anderthalbhundert kleinere Inseln, von denen die westliche

Reihe nur aus dem Meere herausragende, zum Teil noch tätige Vulkane sind, während die östliche Reihe aus niedrigen, oft nur wenige Meter hohen Koralleninseln besteht, die aber mit fruchtbarer Erde bedeckt sind, die eine üppige Vegetation erzeugt. Es gedeihen Baumwolle, Mais, Tabak, Yams, Bananen, Zuckerrohr, Orangen und andere Tropenfrüchte, vor allen Dingen prachtvolle Palmen, unter denen die Kokospalme die hervorragendste Rolle spielt, denn die Kopra bildet fast den einzigen Gegenstand der nicht unbedeutenden Ausfuhr, die sich 1901 auf den Wert von 1 760 000 Mark belief. Die ganze Inselgruppe umfaßt einen Flächeninhalt von 997 qkm und zählt 26 000 Einwohner. Als die Hauptinseln sind Tongatabu mit der Hauptstadt Nukualofa und einer schönen, sicheren Reede, Ena und Vavau zusammen. Gewöhnlich wird auch noch die kleine vulkanische Gruppe der Niua-Inseln, sowie das Savage-Island (Niue) mit zu den Tonga-Inseln gerechnet.

Nördlich über den Tonga, von diesen nur durch die Samoagruppe getrennt, liegen die Tokelau- oder Union-Inseln, eine Anzahl kleiner Koralleneilande, die zusammen nur 14 qkm ausmachen und auch nur für die Gewinnung des Guano einige Bedeutung haben. Die Bewohner zählen etwa 500 Köpfe. Die größte der Inseln ist Oatafu, außerdem sind noch nennenswert Nukunono und Faatafo.

Westlich von der Tokelaugruppe und nördlich über den Viti-Inseln liegen die Ellice- oder Lagunen-Inseln, die erst im Jahre 1819 von einem amerikanischen Seefahrer entdeckt wurden. Der Archipel umfaßt 37 qkm und zählt 2500 Einwohner, die sich zum Christentum bekennen und den Samoanern am nächsten verwandt zu sein scheinen. Zu nennen sind die Inseln Funafuti, Vaitupu und Nukulai.

Nördlich über den Tokelau-Inseln treffen wir auf die Gruppe der Phönix-Inseln, zehn Koralleneilande, welche einen Flächenraum von 42 qkm ergeben und auch nur wegen ihrer Guanolager von einiger Wichtigkeit sind. Swallow und Howland sind die bedeutendsten, hier finden sich auch Baureste einer früheren Kultur, von der sich nichts mehr nachweisen läßt.

Nordöstlich von den Phönix-Inseln und den am weitesten nach Nordosten vorgeschobenen britischen Besitz repräsentierend, breiten sich über einen großen Flächenraum die Fanning-Inseln aus, die eben wegen des weiten Raumes, über den sie zerstreut sind, auch wohl die polynesischen Sporaden genannt werden. Von Norden nach Süden genannt sind die namhaftesten: Palmyra, Washington, Fanning, Christmas- oder Weihnachtsinsel und Jervis, wozu dann noch eine Anzahl kleiner Eilande und Klippen kommen, die wegen ihrer reichen Guanolager wertvoll sind. Das Areal dieser Inseln ist auf 660 qkm berechnet worden, auf denen kaum 200 Menschen leben. Die weitaus größte ist die Weihnachtsinsel, reich, wie auch Fanning, an Kokospalmen.

Südlich davon finden wir die schon gelegentlich bei Neuseeland erwähnten Manihiki- oder Roggeveen-Inseln und noch weiter südlich den Cook-Archipel oder die Hervey-Inseln. Beide Gruppen sind mit dem Bezirk von Neuseeland vereinigt. Die ersteren sind gut bewaldete, niedrige Laguneninseln von 137 qkm Umfang mit 1800 Einwohnern. Als die bedeutendsten sind zu nennen: Manihiki, Penrhyn oder

Tongarewa und die Karoline-Insel. Die Cook zu Ehren umgetauften Hervey-Inseln, von dem großen Seefahrer entdeckt und mehrmals besucht, repräsentieren einen Flächenraum von 368 qkm und werden von etwa 7 000 Menschen bewohnt. Abgesehen von einigen niedrigen Koralleninseln zeigen sich diese Inseln als Bergländchen, die mit üppiger Vegetation bedeckt sind. Die bedeutendste der Inseln, neben welcher wir nur noch Aitutaki, Takutea, Atiu und Manke nennen, ist Rarotonga, auf welcher gegen hundert Europäer wohnen, die sich am Handel mit Baumwolle, Kaffee, Arrowroot, Kokoskernen und andern Erzeugnissen der tropischen Bodenkultur beteiligen.

Deutsch-Polynesien.

(Samoa.)

Die Samoa- oder Schiffer-Inseln (Navigatoren), inmitten der englischen Interessensphäre gelegen, bestehen aus 4 größeren und 10 kleineren Inseln, in deren Besitz sich das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika geteilt haben. Von den größeren Inseln sind Savaii und Upolu deutsch, Tutuila und Manua amerikanisch. Eingerechnet auch die kleineren Eilande umfaßt das deutsche Gebiet 2588, das amerikanische 199 qkm.

Die Samoa-Inseln wurden 1722 von dem holländischen Seefahrer Roggeveen entdeckt, aber nicht betreten, ebenso wenig 1768 von dem Franzosen Bougainville, welcher indessen die Lage der größeren Inseln genauer bestimmte und ihnen den Namen Navigateurs, Schifferinseln, beilegte, aus Bewunderung der erstaunlichen Gewandtheit, mit welcher sich die Pirogen der Eingeborenen um seine Fregatte herumtummelten. Erst 1787 versuchte Lapérouse eine Landung auf Tutuila, leider mit höchst unglücklichem Erfolge, denn die landende Mannschaft wurde von den Wilden überfallen, und dabei verloren ein Offizier und eine Anzahl Leute das Leben. Diese Tat brachte die Samoaner in den Ruf, daß sie eine äußerst kriegerische und grausame Nation seien, was sich dann aber in der Folge in keiner Weise bestätigte. Der Ruf mag aber dazu beigetragen haben, daß diese Inseln bis tief in das 19. Jahrhundert hinein nur von den Walfischjägern in der Südsee besucht wurden, die sich hier auf die billigste Weise mit frischem Proviant versehen konnten. Mit Recht durfte sich daher d'Urville 1838 rühmen, daß er hier einen für den Naturforscher völlig jungfräulichen Boden betreten habe. Deutsche waren es, die das Land zuerst erschlossen. Ein Agent des früheren Hamburger Handelshauses Godeffroy, der in Valparaiso seinen Sitz und schon auf den Gesellschaftsinseln eine Station errichtet hatte, fand die Samoa-Inseln als Zwischenstation für die Fahrten nach Australien noch günstiger gelegen, außerdem für den Anbau fast noch mehr versprechend als selbst Tahiti. So entstanden hier sehr bald blühende deutsche Niederlassungen. Im Jahre 1878 gelang es den Amerikanern, mit der auf Tutuila herrschenden Partei einen Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrag abzuschließen und den Hafen Pago-Pago zugesichert zu erhalten.

Dies benutzte der deutsche Kapitän von Werner, welcher vor Apia auf Upolu lag, gestützt auf Verpflichtungen, welche die samoanische Regierung gegen die Deutschen eingegangen war, einen gleichen Vertrag abzuschließen und den Hafen Saluafata als Kohlenstation zu sichern. Da kamen denn natürlich auch die Engländer und erzielten 1879 einen ähnlichen Vertrag. Nach vielen Wirren und Verwickelungen sind dann schließlich durch die sogenannte Samoakonferenz in Berlin die Verhältnisse so geregelt worden, daß England, entschädigt durch andere Abtretungen in der Südsee, mit seinen Ansprüchen zurücktrat, und Deutschland und Amerika sich in die Inselgruppe teilten, wie oben angegeben worden ist.

Die größte der Inseln, Savaii (deutsch), 1707 qkm, steigt von der Küste sehr allmählich aufwärts und erreicht fast im Mittelpunkte ihre höchste Höhe, dem Mua bei dem Dorfe Aopo, der von dem amerikanischen Naturforscher Dana auf 2000 m angegeben wird. Die ganze Erhöhung ist durchaus vulkanisch, mit vielen kleinen Kratern, sämtlich erloschen zwar, aber die Lava auf der Insel ist vielfach noch so unverwittert, daß die letzte vulkanische Tätigkeit nicht weit zurückliegen kann. Mit Ausnahme dieser Lavafelder ist Savaii mit zusammenhängendem Walde von Palmen, Platanen, Brotfruchtbäumen usw. bedeckt, der nicht nur die Abhänge, sondern auch die Vulkankegel bekleidet. Dennoch ist die Vegetation hier nicht so üppig, wie auf den Schwesterinseln, denn es fehlt mehr oder weniger an Bächen, da der poröse Boden den reichlichen Niederschlag aus der Luft einsaugt und ihn erst weiter unten als Quellen wieder hervorsprudeln läßt. Das ist auch sicherlich der Grund, weshalb die Korallenriffe, welche Savaii umgeben, keine Öffnungen zeigen, wie solche immer vorhanden sind, wo ein Fluß ins Meer mündet, weil die Korallentierchen ihre Bauten nur im salzigen Meerwasser aufführen und niemals da, wo sich dieses mit süßem Wasser mischt. Die Südküste der Insel ist schroff, die Nordküste weniger rauh, hier auch der einzige geschützte Hafen Mataatu. Der Küstenstreifen ist außerordentlich fruchtbar, doch wird selbstverständlich auch das Bergland, wenn es erst der Kultur untertan gemacht ist, reiche Erträge liefern.

Die zweitgrößte, auch deutsche Insel ist Upolu, 868 qkm, mit dem Hafen Apia an der Nordküste, hinter welchem sich unmittelbar der 812 m hohe Lanutovulkan erhebt, dessen Krater von einem kreisrunden See ausgefüllt ist, der rings und sehr regelmäßig von einer hohen Felsenmauer umgeben ist. Die Küsten erheben sich in der Mitte der langgestreckten Insel steil aus dem Meere, zum Teil schmale und tiefe Fjorde bildend, am westlichen und östlichen Ende dagegen hebt sich das Land aus wellenförmiger Ebene allmählich in die Höhe. Wenn der nach dem Hafen von Apia steuernde Seefahrer an der Küste hinfährt, bleibt er stets in Sicht von lieblichen Buchten und volkreichen Dörfern. Diese stehen meist auf den vorspringenden Landzungen, sind von prachtvollen Kokoshainen umgeben und von klaren Bächen durchrieselt, die oft auch als malerische Wasserfälle von den höheren Wänden herabstürzen. Die sanft ansteigenden Berghänge sind überall kulturfähig, und der außerordentlich üppige Pflanzenwuchs verheißt auch dem Anbau des Bodens eine große Zukunft.

Die dritte Insel, Tutuila, 135 qkm, gehört jetzt den Amerikanern und steigt großenteils mit hohen Mauern aus dem Meere auf. Das Land erhebt sich bis zu 800 m

Hälfte, resp. eine Drittel bis, wo die Ehen zusammen, dennoch kinderlose Ehepaaren eine gesetzliche Bevorzugung bereits bei ganz Zehnt. Verheiratung ist dem Ehepaar eine Begünstigung von 10 Prozent, Kinder, wo die Ehen zusammen, dennoch kinderlose Ehepaaren. Die Hälfte in der Hälfte hat ein bestimmt bürgerliche Verhältnis, einer Ehen von Verheirateten, wo die Ehen zusammen, dennoch kinderlose Ehepaaren. Die Hälfte in der Hälfte hat ein bestimmt bürgerliches Verhältnis, einer Ehen von Verheirateten, wo die Ehen zusammen, dennoch kinderlose Ehepaaren. In vereinzelt sich bei Verheirateten, wenigst zusammen von ungeschiedenen Ehepaaren. Wenn Ehepaar Verheirateten und Verheirateten, wenigst zusammen von ungeschiedenen Ehepaaren. Wenn Ehepaar Schwierigkeiten, wenigst Ehen verringern Ehen. Schwierig ist von der Eheschließenden und seinen Gatten, seinen Ehen, seinen Ehepaaren. Schwierig ist von der Eheschließenden und seinen Gatten, seinen Ehen, seinen Ehepaaren. Schwierig ist von der Eheschließenden und seinen Gatten, seinen Ehen, seinen Ehepaaren.

Bronzestatue Wilhelms.

von Wormeldia gehörte Kreis in Ehen Ehepaaren. Ehepaaren, wenigst, mit der Verheirateten Ehen im Ehen der Ehen Ehepaaren. Ehepaaren, wenigst, mit der Verheirateten Ehen im Ehen der Ehen Ehepaaren. Ehepaaren, wenigst, mit der Verheirateten Ehen im Ehen der Ehen Ehepaaren.

Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren.

Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren.

Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren. Die Königlichen Staatsmuseen sind ein großer, hoher Monumentbau, wenigst zum Ehen Ehepaaren.

daß es einer geraumen Untersuchung bedurfte, um an der Außenseite die Fugen zu entdecken. Und die Mittel dazu gaben nur Fäden aus Kokosbast und das Harz des Brotfruchtbaumes; eine Kunstfertigkeit, die um so bewundernswerter war, als den Wilden keine eisernen Werkzeuge zur Verfügung standen. Aber auch in jeder andern Beziehung zeigten sich die Samoaner als ein hervorragender Stamm. Liebe zu den Kindern und Achtung vor dem Alter war ein Grundzug ihres Familienlebens; an den Fonos oder beratenden Versammlungen durften nur Männer reiferen Alters teilnehmen. Diese Versammlungen, bestehend aus den Ältesten der Bezirke und den Dorfältesten, waren die eigentlichen Regenten auf jeder der Inseln, die Häuptlinge, Tuis, waren von ihnen abhängig. Wohl kam es zuweilen vor, daß es einem besonders hervorragenden Tui gelang, seine Macht über seine Insel hinaus auszudehnen, doch hatte das nie langen Bestand.

Mit der Einführung des Christentums und der Ansiedlung von Europäern haben sich die ehemaligen Sitten natürlich wesentlich geändert, sind doch die Samoaner gegenwärtig fast durchweg protestantische Christen. Mit der Besiedlung ist auch erst der Landbau, dem die Samoaner nie hold waren, von Wichtigkeit geworden. Dazu mußten dann freilich fremde Arbeiter eingeführt werden, da die Samoaner nicht gut dazu zu verwenden waren, und zwar wurden Eingeborene von andern Inselgruppen geholt, die nach abgelaufenem Kontrakt wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden, wenn sie es nicht vorziehen, einen neuen Kontrakt einzugehen, was vielfach geschieht, da sie es als freie Arbeiter in den Plantagen weit besser haben, als daheim. Als Hauptkulturen werden Kokospalmen und Baumwolle gepflanzt, dazu treten vornehmlich Brotfruchtbäume, Bananen, Yams und Taro, welche Wurzeln neben dem Mais vorzugsweise die Nahrungsmittel für die Arbeiter liefern. Auch Kaffee, Kakao und Vanille haben gute Resultate erzielt, Orangen, Citronen und viele andere Früchte sind im Überfluß vorhanden. Die Ausfuhr belief sich 1901 schon auf eine Million Mark.

Amerikanisch-Polynesien.

Den Anteil der Vereinigten Staaten von Nordamerika an den Samoa-Inseln haben wir soeben dargelegt und gesehen, daß sie nach dem letzten deutsch-englisch-amerikanischen Abkommen vom 2. Dezember 1899 die größeren Inseln Tutuila und Manua, sowie eine Anzahl kleinerer Eilande ihr eigen nennen.

Aber auch an andern Punkten der Südsee haben sie sich einen mehr oder weniger wichtigen Besitz gesichert. So gehört ihnen im äußersten Westen die Insel Guam, die größte und südlichste der Ladronen oder Marianen, welche Gruppe im übrigen ausschließlich deutsch ist. Guam, auch Guaham und Guajan genannt, ist 514 qkm groß und zählt etwa 8000 Einwohner, von denen die überwiegende Mehrzahl in dem Hauptort Aganna und dem Hafen Umata lebt. Guam ist eine für die Schiffahrt im Großen Ozean wichtige Kohlenstation und wurde 1898 von den Spaniern abgetreten und im darauf

folgenden Jahre von den Vereinigten Staaten in Besitz genommen. — Nordöstlich davon, etwa unter dem 154. Grad ö. L. v. Gr. und gerade auf dem Wendekreise des Krebses besitzen die Amerikaner die Marcus- oder Weeks-Insel, ein einsames Felseneiland, welches reich an Guanolagern ist. Einen ähnlichen vereinsamten Posten bildet die unter dem 164. Grad ö. L. liegende Wake-Insel. Desgleichen die nördlich über den Phönix-Inseln liegenden Howland- und Baker-Island, die den Bakerguano liefern, welcher sich unter allen Guanoarten des besten Rufes erfreut.

Der wertvollste Besitz, den sich die Vereinigten Staaten im Großen Ozean gesichert haben, sind die Sandwich-Inseln, die nordöstlichste Inselgruppe Polynesiens. Der Name, welcher diesen Inseln von ihrem Entdecker Cook gegeben wurde, gilt gegenwärtig jedoch als veraltet, man hat ihm den Namen der größten der Inseln, Hawaii, vorgezogen und nennt sie jetzt allgemein Hawaii-Inseln, sie bilden auch im nordamerikanischen Staatenverbande das eigene Territorium Hawaii.

Als Cook die Inseln 1778 entdeckte, auf denen er ja auch, wie wir schon erzählt haben, im Jahre darauf seinen Tod fand (S. 574), bestanden auf derselben mehrere getrennte Reiche, die um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts von Kamehameha zu einem einigen Königreich verbunden wurden. Dasselbe bestand bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unbehelligt. Dann wurden verschiedentliche Annexionsgelüste lebendig, sowohl von seiten der Engländer wie der Franzosen, namentlich die letzteren machten große Anstrengungen, die Inselgruppe in ihren Besitz zu bringen, was ihnen jedoch nicht gelang. Nach mehrmaligem Thronwechsel wurde die letzte Herrscherin 1893 von einer republikanischen Partei gestürzt und die Republik mit Anschluß an die Vereinigten Staaten proklamiert. Diese wiesen diesen Anschluß zunächst zwar ab, aber die großen amerikanischen Zuckerpflanzer auf Hawaii setzten ihn schließlich doch durch, und so ist die Inselgruppe seit dem 6. Juli 1899 ein Bestandteil der Vereinigten Staaten.

Die ganze Gruppe besteht aus 8 größeren Inseln: Oahu, Hawaii, Maui, Kauai, Niihau, Kaula, Molokai, Lanai und Kahulaui, letztere unbewohnt; dazu kommen 13 kleine, öde Eilande, so daß der Gesamtumfang 16 700 qkm beträgt, mit 154 000 Einwohnern, darunter 25 000 Chinesen und 60 000 Japaner. Die Inseln sind gebirgig und enthalten auf so kleinem Raume eine Anzahl der gewaltigsten Bergriesen, so Hawaii auf 10 398 qkm allein den Mauna Kea (weißer Berg) von 4253 m, Mauna Loa (großer Berg) von 4194 m, Mauna Hualalai von 2522 m Höhe, und den gewaltigsten Krater der Welt, den Kilauea mit 1210 m. Nach dem schon erwähnten Geologen Dan, der sogar in den Krater hinabkletterte, soweit dies möglich war, senken sich vom obersten Rande die Felsen 200 m tief in den schauerlichen Abgrund, bis zu einer schmalen Kante verhärteter Lava, von der noch ein zweiter Abgrund weiter in die Tiefe abstürzt. Alles ist schauerliche, schwarze Verwüstung, bis auf einige blutrote Flecken, welche sich in beständiger Bewegung befinden. Den größeren dieser Flecken schätzte Dan auf 500 m Länge und 300 m Breite, und er sah ihn fast mit der Beweglichkeit des Wassers auf und nieder wallen, flüssiger Fels, der in diesem Höllenkessel siedet. Der Anblick ist besonders bei Nacht über alle Beschreibung ergreifend. Von oben her sah der Gelehrte den ganzen riesigen Kessel im

Feuer glühend und dazwischen Punkte vom blendendsten Lichte, aufspritzende Lava, wie funkelnde Sterne aufblitzen und verschwinden. Heller, fast blendender Feuerglanz in der Tiefe, die oberen Ringmauern in dunklem Blutrot, hoch darüber der schwarze Himmel mit lebhaft gerötetem Wolkenbaldachin über dem Schlunde. Furchtbar sind auch die zahlreichen Ausbrüche dieses ungeheuren Vulkans, die allein im neunzehnten Jahrhundert zu verzeichnen gewesen sind, und schrecklich die Zerstörungen, die er auf der Insel angerichtet hat. Furchtbar besonders war der Ausbruch vom Jahre 1840, wo sich der blutrote Feuerstrom drei Wochen lang in nordöstlicher Richtung ergoß und über die 15 m hohe Felsenmauer der Küste ins Meer hinabstürzte, wonach sich hier die Küste eine Viertelmeile in die See hinein erweiterte. Bei dem Ausbruch 1881 wurde der ganze Sandwich-Archipel durch starke Erdbeben in Mitleidenschaft gezogen.

Die Inseln, nur schwach von Korallenbänken umgeben, sind gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Pflanzenwelt ist eigenartig, entbehrt aber mehr oder weniger der Üppigkeit der andern polynesischen Inseln; die ursprüngliche Tierwelt ist sehr ärmlich. Gebaut und in Fülle ausgeführt werden Zucker, der fast den gesamten Bestand der Ausfuhr ausmacht, daneben besonders noch Kaffee und Reis. Die Viehzucht beteiligt sich an der Ausfuhr namentlich mit Fellen; alle unsere Haustiere gedeihen vortrefflich, nur das Schaf will im Gegensatz zu dem übrigen Australien nicht recht fortkommen.

Als Territorium der Vereinigten Staaten haben die Hawaii-Inseln jetzt natürlich auch eine entsprechende Verfassung. An der Spitze steht ein vom Präsidenten in Washington auf 4 Jahre ernannter Gouverneur, dem ein Parlament zur Seite steht, das aus einem Senat von 15 und einem Repräsentantenhause von 30 Mitgliedern zusammengesetzt ist. Im amerikanischen Repräsentantenhause ist das Territorium durch einen Abgeordneten vertreten.

Die Urbevölkerung der Inselgruppe, die zu Cooks Zeiten gegen 200 000 Köpfe betragen haben soll, zählt gegenwärtig noch etwa 30 000, die sich Kanaken nennen. Sie haben ihren Urzustand gänzlich verlassen und sich völlig civilisiert, gehen auch völlig europäisch gekleidet. Nur ganz vereinzelt sieht man bisweilen noch die alte Tracht des Maro, wie der Lendengürtel hieß, das Leben hat sich ganz und gar europäisch oder, wenn man will, amerikanisch gestaltet. Dies war um so leichter möglich, als die Kanaken ein leichtlebiges, äußerst vergnügungssüchtiges Völkchen sind und sie daher neben ihren eigenen nationalen Vergnügungen und Spielen auch die der Weißen willkommen hießen. Einer ganz merkwürdigen Vorliebe hat sich unter den eingeführten Haustieren das Pferd zu erfreuen gehabt, das die Hawaiier vor der Ankunft der ersten Ansiedler so wenig kannten, wie die übrigen Polynesier, während gegenwärtig der Reitsport auf den Sandwichinseln eine Ausdehnung gewonnen hat, wie wohl sonst nirgend. Auch nicht der kleinste Weg wird zu Fuß zurückgelegt, und beide Geschlechter wetteifern im Besitz schöner Pferde und in der Reitkunst; dabei sei bemerkt, daß die hawaiischen Damen nicht wie unsere Reitdamen zu Pferde sitzen, sondern wie die Männer.

Die Hauptinsel des Archipels ist übrigens nicht Hawaii, die größte, sondern Oahu, die zweitgrößte Insel. Hier liegt auch die vielgenannte Hauptstadt Honolulu, wo die

europäische Kultur zuerst kräftige Wurzeln gefaßt hatte und von wo sie sich dann verhältnismäßig rasch ausbreitete. Sie ist an dem einzigen, für große Seeschiffe guten Hafen, den die Inselgruppe bietet, aufgeblüht, alle andern sind eng und gewähren nur kleineren Fahrzeugen eine Zuflucht. Lange waren die ziemlich abseits von der übrigen polynesischen Inselwelt liegenden Sandwichinseln fast unbeachtet geblieben, aber gerade ihre entfernte Lage machte sie für die immer zahlreicher erscheinenden Walfischjäger in der Südsee zum willkommenen Ruhe- und Erholungspunkt. Fremde siedelten sich an, der wachsende Verkehr zog auch eine wachsende Bevölkerung herbei, und so wuchs ein Städtchen auf, das den Mittelpunkt des ganzen Verkehrs bildete und der Schwerpunkt des Inselreiches wurde. Honolulu heißt mit Recht die tropische Gartenstadt, denn sie liegt in einem Walde von Frucht- und Zierbäumen aller Art, die vielfach auch noch das Zentrum der Stadt schmücken, wie z. B. das in italienischem Stile erbaute Königsschloß inmitten eines prachtvollen Gartens liegt. Außerdem ist die Stadt der Sitz sämtlicher Behörden, eines katholischen und anglikanischen Bischofs, der Konsuln sämtlicher Handelsstaaten, hat sieben schöne Kirchen, ein großes Bankgebäude, ein Museum, eine reichhaltige Bibliothek, ein kleines, aber hübsches Theater, Druckereien und mehrere ganz großartige industrielle Etablissements, darunter eine Maschinenfabrik und eine Eisengießerei, sogar elektrische Straßenbeleuchtung und elektrische Straßenbahnen, nebst Telegraph und Telephon. Der Hafen ist mit einem Leuchtturm versehen, welcher sein Licht acht Seemeilen weit in die Ferne wirft. Regelmäßige Dampferverbindungen finden nach allen Richtungen über den Großen Ozean statt. Auffallend dürfte es für den fremden Beobachter sein, daß in Honolulu fast gar keine eingeborenen Kanaken wohnen. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß die Eingeborenen sich in jeder Beziehung europäisiert haben, nur nicht in Bezug auf Wohnung und Nahrung, denn sie ziehen heute noch ihre luftigen Mattenhäuschen den städtischen Wohnungen vor, und ihr Tisch wird heute noch vornehmlich mit Taro, Yams, Bataten, Bananen, von animalischer Kost mit Fischen, allenfalls Schweine- und Hühnerfleisch, diese oft in den wunderlichsten Zubereitungen, bestritten.

Französisch-Polynesien.

Den ganzen Südosten der polynesischen Inselwelt haben die Franzosen besetzt. Es kommen hier noch vier Inselgruppen in Betracht: die Gesellschafts-Inseln, die Tubuai-Inseln, die Tuamotu- und Markesas-Inseln.

Die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln sind die wichtigsten dieser Archipele. Die größten dieser Inseln sind Tahiti, Raiatea, Eimeo oder Mörea, Tahaa, Huahine, denen sich eine ganze Anzahl kleinerer Inseln zugesellen. Der ganze Archipel umfaßt einen Flächenraum von 1650 qkm, deren Einwohnerzahl, die Cook noch auf mehr als hunderttausend schätzte, auf etwa 18 000 zusammengeschmolzen ist. Man teilt die Gruppe nach ihrer Lage zum Passatwinde auch wohl in Inseln über und unter dem Winde.

Tahiti oder Otaheiti, wie sie früher genannt wurde, ist das Juwel des französischen Südseebesitzes, und wird nicht mit Unrecht auch die Perle der Südsee genannt. Es ist die größte Insel des Archipels, denn sie umfaßt einen Flächenraum von 1042 qkm mit etwa 10 000 Einwohnern. Die Insel wurde schon 1605 von dem Spanier Queiros entdeckt, danach von Engländern und Franzosen besucht, und bildete 1769 das Hauptziel für die astronomischen Beobachtungen der unter Cooks Führung ausgesandten wissenschaftlichen Expedition. Tahiti ist, wie auch die übrigen Inseln des Archipels, gebirgig und erhebt sich im Orohena bis zu 2230 m. Wälder von Palmen, unter denen die Kokospalme die wichtigste ist, von Brotfruchtbäumen, Bananen und andern Tropengewächsen bedecken das Land, der Anbau erstreckt sich aber nur über die Ebenen an der Küste und über die Bergtäler, das Innere ist heute noch unberührt von der Kultur. Kopra und Kokosnüsse, Vanille, Orangen, Baumwolle, auch Wachs und Perlmutter bilden die Hauptgegenstände der Ausfuhr, an der sich auffallender Weise gerade die Franzosen am wenigsten beteiligen. Die Eingeborenen zählen zu den schönsten Polynesiern, sie sind groß und ebenmäßig gewachsen, entwickeln auch große Geschicklichkeit in allen möglichen Verrichtungen der Handarbeit. Ihr ehemals so vielgerühmter sanfter, harmloser Charakter, durch den sie so weit über andere polynesische Stämme erhaben sein sollten, hat sich seit ihrer Berührung mit den Weißen wesentlich geändert; gegenwärtig sind ihre Sitten nichts weniger als empfehlenswert, und das Laster der Trunksucht herrscht fast schlimmer, als auf andern Inseln. 1880 wurden die Inseln für eine französische Kolonie erklärt und ein Jahr darauf Papeete und Port Phaeton auf Tahiti, sowie Papetoai auf Eimeo dem allgemeinen Handel geöffnet. Der Hauptort ist Papeete auf Tahiti, von dessen Hafen Dampferverbindungen nach verschiedenen Richtungen führen.

Südlich von den Gesellschafts-Inseln liegen die Tubuai- oder Austral-Inseln, aus den sieben Inseln Narurotu, Rimatara, Rurutu, Tubuai, Rawaiwai oder Vavitao, Rapa oder Oparo und Baß oder Marotiri bestehend, die in langer Reihe von Nordwesten nach Südosten hintereinander liegen. Sie liegen schon so weit südlich, daß die Kokospalme und der Brotfruchtbaum hier nicht mehr recht fortkommmen; Tabak, Arrowroot und Bananen liefern sie aber noch reichlich. Als die bedeutendste, wenn auch nicht größte, ist Rapa anzusehen, auf welcher sich reiche Lager trefflicher Kohlen befinden, so daß die Insel eine wichtige Kohlenstation ist.

Einen ungeheuren Meeresraum bedeckt ein östlich von den Gesellschaftsinseln liegender Inselschwarm, der sich über 24 Längen- und 11 Breitengrade ausdehnt und mit sehr verschiedenen Namen belegt worden ist. Der Entdecker Queiros nannte sie 1606 die Niedrigen Inseln, weil sie als Korallenbildungen fast sämtlich nur einige Meter über den Meeresspiegel hervorragen. Von ihren tahitischen Nachbarn wurden sie Pomotu oder Paumotu genannt, auch unter den Namen Perleninseln und Gefährliche Inseln waren sie unter den Seefahrern bekannt; jetzt werden sie fast allgemein Tuamotu genannt. Eine Welt von Inselchen und Klippen, die zum Teil unbewohnt sind und trotz des großen Raumes, den sie einnehmen, doch nur ein Landgebiet von 940 qkm darstellen. Heftige Brandungen füllen die Räume zwischen den Klippen und den Riffen, so daß die Schiff-

fahrt hier äußerst gefährlich ist und dem Archipel den Namen des bösen Meeres eingetragen hat. Der wasserlose Kalkboden dieser niedrigen Eilande trägt natürlich auch nur eine dürftige Vegetation, doch haben sich auf dem dünnen Erdreich Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Yamswurzeln anpflanzen lassen, die im Verein mit Fischen den etwa 7000 Bewohnern die notwendigen Nahrungsmittel liefern. Nur ganz im Südosten schließt sich eine Gruppe von wenigen hochfelsigen Inseln an, die Mangarewa- oder Gambier-Inseln, welche bis zu 470 m Höhe ansteigen und auf ihrem anbaufähigen Boden Zuckerrohr, Kokospalmen, Bananen, Bataten und Wassermelonen tragen. Sie werden von den Franzosen mit zu den Tuamotu gezogen. Französisch ist die ganze Inselwelt seit 1881, der Sitz des Gouverneurs ist die Insel Fakarawa mit dem Orte Rotoawa.

Eine ganz andere Natur zeigen die nördlich über dieser Inselgruppe liegenden Markesas- oder Marquesas-Inseln, die jetzt jedoch meist, ihrem Entdecker zu Ehren, Mendana-Inseln genannt werden. Es sind hoch und breit aus dem Meere aufragende Basaltfelsen, mit geringem oder auch gar keinem Küstenrand, aber überdeckt von üppigem Pflanzenwuchs. Die Gruppe besteht aus 11 Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von 1274 qkm ausmachen. Die größte ist Nukahiva mit dem Hauptorte Taiosae. Auch hier ist die Zahl der Bewohner seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern dezimiert worden, die sich bis zur Stunde allen Bestrebungen für ihre Christianisierung so gut wie ganz unzugänglich gezeigt haben. Man gibt ihre Zahl noch auf etwa 4000 an, daneben je 100 Weiße und Chinesen. Diese kultivieren Mais, Melonen, Kürbisse, Bataten, Tabak, Zuckerrohr, vor allen Dingen Kokospalmen zur Gewinnung der Kopra; auch die Baumwolle hat sich an einigen Punkten ertragreich erwiesen.

4. Mikronesien.

Unter dem Namen Mikronesien versteht man eine Anzahl von kleinen Inseln, die in mehreren, meist sehr ausgedehnten Gruppen den nordwestlichen Teil des Großen Ozeans bis in die Nähe von Japan ausfüllen. Wenige dieser Inseln sind vulkanischen Ursprungs, dann natürlich auch wasserreich und mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt; die meisten aber verdanken ihre Entstehung den Korallen, und die Vegetation sinkt bis zur Dürftigkeit herab. Die Bewohner sind dann für ihren Lebensunterhalt fast ausschließlich auf das Meer angewiesen, das ihnen allerdings Nahrung in überreicher Fülle spendet. Diese Bewohner sind als Mikronesier früher als ein besonderer Menschenstamm von den Polynesiern unterschieden worden, doch sind die abweichenden Merkmale so gering, daß man den Unterschied in neuerer Zeit ganz hat fallen lassen. Je mehr nach Westen zu, desto mehr nähern sie sich in ihrem Äußeren den Melanesiern, je mehr nach Osten, desto mehr den Polynesiern, mit denen sie übrigens in ihren Einrichtungen ganz übereinstimmen.

Wenn wir hier von den äußersten Gruppen, den hohen vulkanischen Bonin-Inseln, sowie dem Magelhaens- und Anson-Archipel, die fast nur aus Guano liefernden Klippen bestehen, auf die auch schon seit längerer Zeit ihr nächster Nachbar Japan die Hand gelegt hat, absehen, so bleiben zu einer kurzen Betrachtung nur die Gruppen der Ladronen oder Marianen, der Karolinen, der Marshall- und der Gilbert- oder Kingsmill-Inseln übrig, die mit Ausnahme der letzteren gegenwärtig sämtlich deutscher Besitz sind.

Lassen wir die Fremden vorangehen, so finden wir nördlich über der polynesischen Ellicegruppe 17 niedrige Koralleninseln, welche Gilbert- oder Kingsmill- auch Linien-Inseln heißen, weil sie gerade vom Äquator durchschnitten werden. Sie umfassen zusammen 423 qkm und zählen etwa 25 000 Einwohner, von denen bis jetzt nur ein Teil dem Christentum gewonnen ist. Die Insulaner sind große, kräftige Menschen, die ganz nackt gehen und möglichst reiche Tätowierung für einen Ersatz der Kleider ansehen. Die bedeutendsten der Inseln sind Apaiang, Peru, Arorai, Apamana, Tarawa, Nukunau; die letztere wurde 1765 als die erste der Gruppe von Byron entdeckt. Die Ergiebigkeit dieser Inseln beschränkt sich bis jetzt nur auf ihren Reichtum an Kokospalmen. Die Gilbert-Inseln gehören der englischen Interessensphäre an.

Außerdem haben nur noch die Vereinigten Staaten einen kleinen Besitz in Mikronesien, nämlich die Insel Guam, die größte der Marianen, die wir schon zu Anfang der Betrachtung des amerikanischen Polynesiens dort mit hinzugezogen haben.

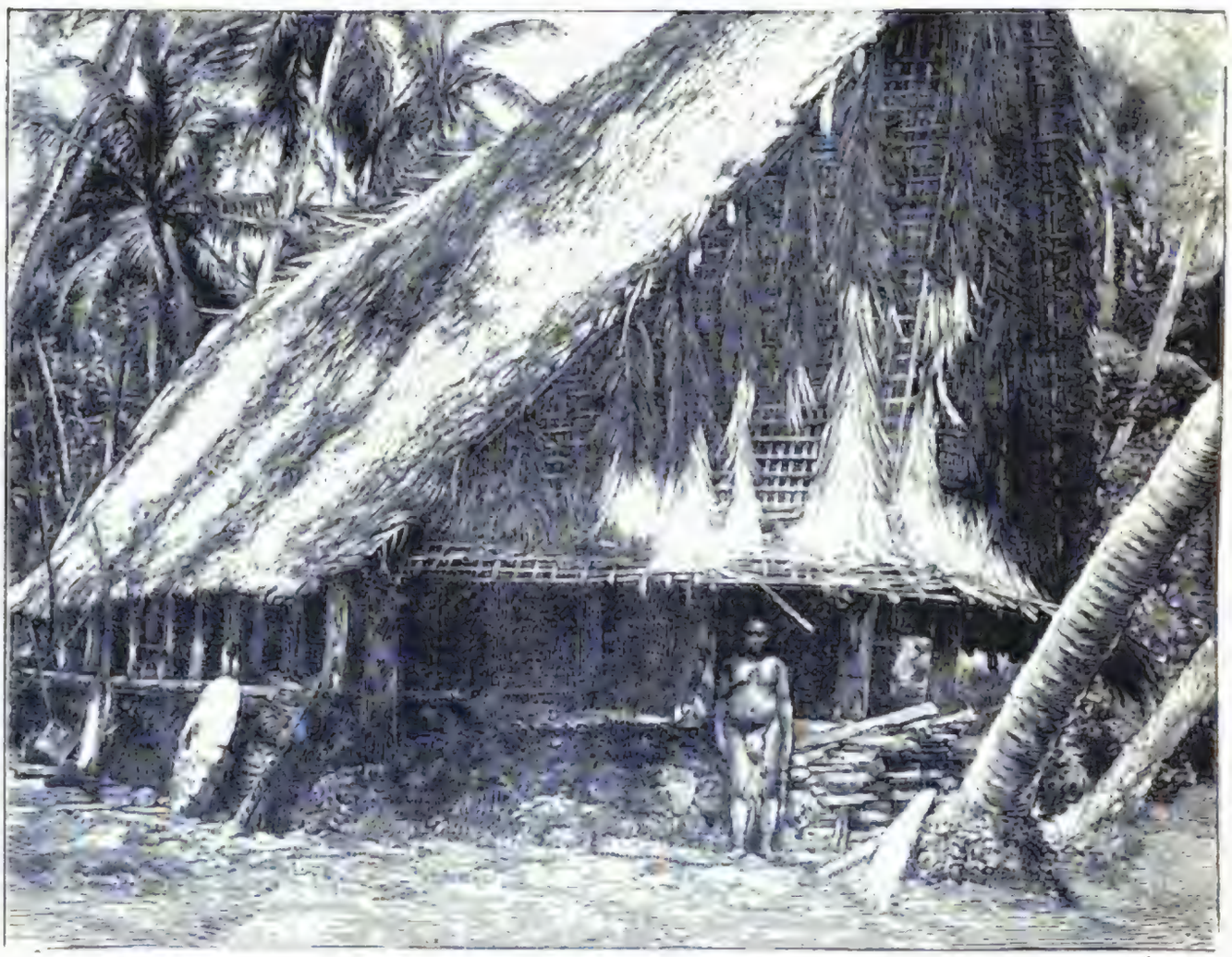
So bleibt dann für Mikronesien nur noch deutscher Besitz, und wir wenden uns demnach zu

Deutsch-Mikronesien.

Die wichtigsten dieser deutschen Inselgruppen sind die Karolinen, von denen einige schon 1525 von dem Portugiesen Diego da Rocha aufgefunden wurden, andere von später kommenden Spaniern, deren einer, der Admiral Lazeano 1686 den bis dahin bekannten Inseln des Archipels insgesamt den noch heute gültigen Namen gab, zu Ehren des spanischen Königs Karl. Im 18. Jahrhundert wurden die Inseln von Spanien tatsächlich aufgegeben und gerieten fast ganz in Vergessenheit. Nachdem aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert deutsche Kaufleute begonnen hatten, die Produktenschätze der Inseln auszubeuten, meldeten sich die Spanier plötzlich wieder und machten ihre ehemaligen Herrenrechte geltend. Da fühlte sich die deutsche Regierung 1885 aber doch veranlaßt, für ihre Angehörigen einzutreten, und obwohl der zum Schiedsrichter aufgerufene Papst den Spaniern das Eigentumsrecht zusprach, allerdings mit Zubilligung gewisser Vorrechte an Deutschland, so waren die Spanier schließlich doch gern bereit, den ganzen Archipel an das Deutsche Reich zu verkaufen, was durch Vertrag vom 30. Juni 1899 geregelt wurde.

Die Inselgruppe der Karolinen, zu denen auch die westlich davon gelegenen Palau-Inseln gehören, nimmt einen ungeheuren Flächenraum ein, denn sie erstreckt sich von Westen nach Osten über beinahe 33 Längengrade. Die Inseln sind teils vulkanischen Ursprungs, teils Koralleneilande, repräsentieren ein Landgebiet von ungefähr 1450 qkm

mit 36 000 Einwohnern, unter denen sich 1901 nur 120 Weiße befanden. Die Urbewohner sind anmutige, durchaus friedfertige Menschen von bräunlich-gelber Hautfarbe, die je mehr nach Westen desto dunkler wird. Sie sind sämtlich tüchtige Seefahrer, die mit ihren Pirogen weite Seereisen unternehmen, auch einen gar nicht unbedeutenden Handelsgeist entwickeln, der sie zum Warenumtausch sogar bis nach den fernen Marianen führt. Ihr Wohnhaus bildet ein längliches Viereck, der Fußboden, der nur aus gestampfter Erde besteht, ist so angelegt, daß etwaige Feuchtigkeit nach allen Seiten ablaufen kann. Der bei weitem größte Teil des Gebäudes ist das ungewöhnlich hohe und steile Dach, welches



Haus der Eingeborenen auf den Karolinen.

aus einer Menge dünner Stangen besteht, die kunstvoll zusammengesetzt sind, welches Geflecht dann mit Palmenwedeln oder Pandanusblättern überdeckt ist. Meist ragt es an jedem Giebelende höher auf als in der Mitte, wodurch es eine eigentümliche ausgeschweifte Gestalt erhält. Das Ganze ruht auf niedrigen Pfählen, deren Zwischenräume nach Belieben offen gelassen oder durch Einsatzrahmen geschlossen werden können.

Im Innern der Hütten herrscht große Reinlichkeit, bei den Wohlhabenderen ist der Fußboden mit Schilfmatten belegt, deren man sich überhaupt zu Sitzteppichen und als Lager bedient. Der Feuerherd ist eine im Fußboden angebrachte Vertiefung, die sorgfältig

mit flachen Steinen ausgemauert ist, und in der man einen großen Teil des Tages über stets einen Vorrat von heißer Asche findet. In der Nähe dieses Feuerherdes hängt vom Dache ein mit hölzernen Haken versehenes Seil herab, welches die Vorratskammer darstellt, denn an den Haken werden ganze Fruchttrauben von Bananen und andere Nahrungsmittel angehängt, die man vor den hier so häufigen Ratten sichern will. Die Seefahrer fanden auch einen kleinen, sehr sauber gearbeiteten Webstuhl im Gebrauch, auf welchem ähnlich wie auf dem europäischem von den Weibern die schmalen Gürtel gearbeitet wurden, das einzige Kleidungsstück bei beiden Geschlechtern.

Die größten der Karolinen sind, gleichfalls von Westen nach Osten genannt: Yap oder Eap, auch Guap genannt, 207 qkm groß mit etwa 3000 Einwohnern; Ruk oder Hogolu, 132 qkm mit 11200 Einwohnern; Ponape, auch Puinipet oder Ascension genannt, 340 qkm mit 3000 Einwohnern; Kusaie oder Ualan (Walan), ganz östlich gelegen, 110 qkm groß, aber nur mit 450 Einwohnern. Die beiden ersteren sind die Hauptinseln der westlichen, die beiden letzteren der östlichen Karolinen.

Yap ist wegen seiner Erzeugnisse wichtig. Hier findet sich die Arecapalme und der Bambus, den die andern Inseln von hier beziehen, auch ist die Insel reich an Hölzern zum Bootbauen. Orangen, Zuckerrohr und Curcuma werden gebaut, und der Ackerbau von Yap soll in ganz Ozeanien seinesgleichen suchen. Auf Holz- und Bambusflößen findet man sogar schwimmende Tarogärten angelegt. Überhaupt macht sich in der Pflanzenwelt eine Verwandtschaft mit Ostindien geltend, von woher auch so manche Gewohnheiten bis hierher gedrungen sind, wie z. B. das Betelkauen. Die vulkanische Tätigkeit des Erdinnern macht sich hier gar nicht selten durch Erdbeben bemerkbar.

Die Bewohner der Karolinen haben von jeher auf höherer Stufe gestanden, als viele andere Insulaner. Ja, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies vorzeiten noch weit mehr der Fall gewesen ist. Man findet nämlich auf Ponape ganz merkwürdige alte Bauten, die von einem Urvolke weit höherer Kultur herrühren müssen, von dem sich jedoch auf den Inseln nicht einmal eine Tradition oder eine Sage erhalten hat. Es sind uralte, riesige Steinbauten, Grabstätten, welche aus Basaltsäulen zu förmlichen Mausoleen ausgebaut sind, dann aber vor allen Dingen am Strande großartige Vorrichtungen, deren Zweck für die Sicherung der Schiffahrt unverkennbar ist. Das alte Volk ist sichtlich bemüht gewesen, durch gewaltige Mauern und Dämme geschütztere Zufluchtsorte für seine Schiffe anzulegen; es finden sich sogar Bauten darunter, die offenbar dazu bestimmt waren, die Gewalt der Wogen zu brechen. In den Felsen hineingearbeitete kolossale Treppen führen zum Meere abwärts, es sind auch noch Reste von alten, gepflasterten Straßen vorhanden, und es erscheint als ein Nachhall aus dieser längst entschwundenen Zeit, daß die Bewohner auch heute noch den Verkehrsstraßen eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dergleichen Reste von riesigen alten Steinbauten finden sich auch auf den westlich an die Karolinen sich anschließenden Palau- oder Pelew-Inseln, die mit den Westkarolinen zu einem Bezirksamt vereinigt sind. Sie umfassen 446 qkm. Auch sie haben einen sehr fruchtbaren Boden, sind gut bewässert und gehen nun unter geordneten Verhältnissen und zielbewußter Leitung einer guten Zukunft entgegen. Die Bewohner,

etwa 6000 an der Zahl, gegen Neuseeland unbedeutenden Export. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Kopra, Kokosöl, Perlmutter, Perlen, Schildpatt, Kaffee, Kakao und Baumwolle. Hauptort ist Levuka auf der Insel Ovalau, wo auch der Gouverneur seinen Sitz hat, gegenüber Suva. Durch die jetzigen Verkehrslinien sind sie nicht so zweckmäßig gelegen wie Suva, auch ist ihr Hafen nicht so gut.

Noch auf den östlichen über den Nordosten liegenden Archipelen oder Inselketten (Archipelagos) hat Neuseeland Anspruch, so auf die Kermadec-Inseln, die Chatham-Inseln, die Auckland-Inseln und die Campbell-Inseln, die sämtlich unbewohnt sind, aber gelegentlich von Walfischfängern besucht werden. Nicht-Zivilisierte wurden 1891 von Eingeborenen erschlagen und gegessen. Die Antipoden-Inseln sind ebenfalls unbewohnt. Die Bounty-Inseln, wo 1790 die Meuterer von der Bounty landeten, sind heute Heimat für Lepra-Kranke. Die meisten Inselgruppen sind 1840—1842 annektiert. Die Gesamtzahl der Bevölkerung beträgt 1891 etwa 40 000 Seelen, Einwanderung ist nicht vorhanden, Auswanderung nach Neuseeland. Die Inseln haben keinen Hafen. Die Einfuhr betrug 1891 1 140 000 Pfd. Sterling, die Ausfuhr nur 1 000 000, woraus also bei der geringen Bevölkerung hervorgeht, daß die Inseln nicht gedeihen. Die Einfuhr kommt aus Neuseeland, Zweite sich hinsichtlich ausländischer Eingeborenen sind Japan, Australien, Fidschi, Tonga, Frankreich, Belgien und Deutschland. Die Ausfuhr geht nach Neuseeland, Australien, Japan, Belgien und Deutschland. Zweite sind Kopra, Kokosöl, Perlmutter, Perlen, Schildpatt, Kaffee, Kakao und Baumwolle

von Amerika, segelte aber nicht durch die Magelhaensstraße, sondern schlug den Weg um Kap Horn durch die zwischen der Ostküste von Feuerland und der kleinen Staateninsel führende Le Mairestraße ein. Hier aber wurde ihr von furchtbaren Stürmen so unaufhörlich zugesetzt, daß die Schiffe vollständig zerstreut wurden und Anson mit seinem Hauptschiff, dem Centurion, unter beständigem Kampfe mit den wütenden Elementen und im elendesten Zustande die einsame Inselgruppe Juan Fernandez erreichte, die auch schon zuvor zum Sammelpunkte der Flotte bestimmt worden war. Es fand sich aber nach Wochen hier nur noch die zweite Fregatte ein, die sechs andern Schiffe waren ein Opfer der Elemente geworden. Nach monatelanger Ruhe, in welcher die am Skorbut schwer erkrankten Seeleute sich erholt hatten und auch die Schiffe ausgebessert worden waren, verfolgte Anson nun den Hauptzweck seiner Sendung und plünderte die spanischen Kolonien von Südamerika in der schonungslosesten Weise und gedachte nun auch noch die Silbergaleone abzufangen, welche alljährlich von Acapulco in Mexiko über den Großen Ozean die Ausbeute der Silberbergwerke, Millionen an Wert, nach den spanischen Philippinen führte. Das gelang jedoch nicht, denn angesichts der Anwesenheit englischer Kriegsschiffe hatten die Spanier beschlossen, in diesem Jahre die Galeone nicht abzuschicken, und Anson wartete lange vergebens. Da faßte er den kühnen Plan, noch ein ganzes Jahr daran zu setzen, quer über den Ozean in die asiatischen Gewässer zu segeln und die Galeone, die ja später bestimmt kommen mußte, drüben zu erwarten. Wieder aber setzten ihm Stürme und der Skorbut furchtbar zu, die zweite Fregatte wurde sogar seeuntüchtig, mußte aufgegeben und die Mannschaft dem Centurion einverleibt werden. Nach langer, schlimmer Fahrt wurden dann endlich die Ladronen und hier die Insel Tinian erreicht, welche die Seefahrer trotz ihrer paradiesischen Natur völlig unbewohnt fanden, und die ihnen zu ihrer freudigen Überraschung alles darbot, wessen sie so nötig bedurften.

Weit über hundert Kranke hatte Anson an Bord, nur etwa siebzig Mann noch vermochten sich aufrecht zu erhalten, und die säuerlichen frischen Kräuter, das beste Mittel gegen den Skorbut, brachten auch die Kranken bald wieder auf die Füße. Nur einige wenige starben noch und folgten den vielen Kameraden nach, die man schon unterwegs hatte ins Meer senken müssen. Herrlich bewaldet zeigte sich die Insel, welche nach der Mitte zu allmählich in die Höhe stieg, und nicht einer unbewohnten Einöde glich die Landschaft, sondern weit eher einem prächtigen Park, wo weite Wiesen und stattliche Haine von Menschenhand gepflegt werden. Kokosnüsse, Orangen, Limonen, Bananen und wie die tropischen Früchte sonst noch heißen, dazu eine Anzahl eßbarer Wurzeln und Knollen lieferten eine so reiche Auswahl von Speisen, daß die Seefahrer immer nur zuzugreifen brauchten. Den Mittelpunkt dieser segenbringenden Natur bildete der Brotfruchtbaum. Schön ist die Form dieses edlen Gewächses und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obst- und Waldbaum in Europa, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaße des Wuchses und in der Schönheit der Gestalt mit ihm messen; bei weitem übertrifft er die Kastanie, mit welcher er noch am meisten übereinstimmt, denn sein grobes, breites Blatt ist tief, fast handförmig eingeschnitten. Ungefähr um die Zeit, wo die Sonne sich dem Wendekreise des Steinbocks nähert und

den Inseln des stillen Ozeans den kommenden Sommer verkündigt, fängt der Baum an, neues Laub und junge Früchte anzusetzen, die im September zu reifen beginnen und dann acht Monate hindurch ununterbrochen in üppigster Fülle vom Baume gepflückt werden können. Sie gleichen an Größe und äußerem Ansehen den Melonen, ihre Rinde ist sehr dick, und wenn diese abgenommen ist, und die Frucht ihre höchste Vollkommenheit erreicht hat, ist sie eine schöne Kugel von weißem Fleisch, welche mit Ausnahme eines kleinen Kerngehäuses ganz eßbar ist. Roh ist das Fleisch ungenießbar, aber am Feuer geröstet, liefert es ein wohlschmeckendes und äußerst nahrhaftes Gericht. Die frisch gepflückte, noch nicht reife Frucht wird in heiße Asche gelegt; nach etwa zehn Minuten schon ist die Rinde braun geworden, beginnt zu platzen, und das milchweiße Fleisch schaut heraus. Nach dem Erkalten fällt die Schale von selbst ab, und die Mahlzeit ist fertig.

Rinder, wilde natürlich, trugen nicht wenig dazu bei, die Reize des romantischen Naturgemäldes zu erhöhen, denn sie waren von zierlicher Gestalt, sämtlich milchweiß bis auf die gewöhnlich schwarzen Ohren, und oft sah man Herden von mehreren Tausenden zugleich auf den Wiesenabhängen grasen. Sie waren wenig scheu und lieferten ein zartes, wohlschmeckendes Fleisch. Vermißte man auch die belebende Gegenwart des Menschen, so erweckte doch das Geschrei und die häufige Erscheinung von Hühnern die anmutige Täuschung, als ob die Hütte des Landmannes sich hinter dem Gebüsch versteckte, und gab der lachenden Wildnis einen heiteren Charakter. Auch diese Hühner schmeckten vortrefflich, und da sie nicht sonderlich zu fliegen vermochten, konnte man so viele fangen, als man brauchte. Von wilden Schweinen gab es ebenfalls eine Menge, und sie lieferten die köstlichsten Braten.

Je näher die unfreiwilligen Ansiedler die Insel kennen lernten, desto mehr überzeugten sie sich, daß sie ehemals einer starken Bevölkerung Wohnung geboten haben müsse. Überall im Walde sowohl wie in den Tälern fanden sich die Spuren früherer Ansiedlungen, ja, mehr noch als das: eines Tages stießen sie auf merkwürdige Baureste. Staunend standen sie vor den Trümmern eines Bauwerkes, dessen ehemalige Bestimmung niemand zu enträtseln vermochte. Es waren zehn Säulen, von denen sieben aufrecht standen, während drei umgestürzt am Boden lagen. Sie bildeten zwei Reihen und standen in jeder etwa zwei Meter eine von der andern entfernt, der mittleren Raum zwischen den Reihen etwa doppelt so breit. Die Säulen waren viereckig, nach oben allmählich dünner werdend, von mehr als doppelter Mannshöhe, und trugen oben einen riesigen, halbkugelförmigen Aufsatz, so daß das ganze Gebilde aussah wie ein Napf auf einem Ständer. Eine Untersuchung zeigte, daß die Säulen aus Stein und Sand zusammengekittet und mit einer Art Mörtel überzogen waren. Wozu aber hatten sie ursprünglich gedient? Als Träger eines Daches? Waren dies die Überreste eines ehemaligen heidnischen Tempels? Anderweitige Trümmer waren zwar nicht vorhanden, aber dennoch war die Annahme, daß man innerhalb von Tempelruinen stehe, wohl die richtige; wahrscheinlich hatte dieser Ort in der Tat die religiösen Versammlungen der Urbewohner gesehen. Daß diese unter einem Dache abgehalten wurden, war ja nicht nötig, und so wie die zwischen den Säulen wuchernden Pflanzen die Tempelwände abgeben konnten, so mochte ja auch wohl der prachtvolle

blaue Himmel droben das Dach gebildet haben, und besonders in der Nacht, wenn die blitzenden Sterne hereinfunkelten, war ja eine schönere Decke gar nicht denkbar. Bei näherer Untersuchung der Insel fand man übrigens noch an verschiedenen andern Punkten ähnliche Reste von Bauwerken, nur waren die Säulen bedeutend kleiner. An einer Stelle bedeckte sie sogar einen fast 200 m langen Gang, ein ferneres Zeichen, daß sie weder Tempel noch Wohnhäuser zur Stütze gedient haben.

Wie hoch müssen die Urbewohner, die alten Chamorro, in der Kultur vorgeschritten gewesen sein, daß sie solche Bauwerke aufführen konnten, deren man im Stillen Ozean nur noch auf den Marianen findet. Einen redenden Beweis dafür liefert auch die Natur, um diese Erinnerungen an eine ehemalige zahlreiche Bevölkerung nachzurufen: Die Zuckerrohrfelder, die mit Reis bestandenen sumpfigen Flächen, die Dickichte von Baumwollstauden auf fast allen Berglehnen waren hier sicher nicht wild, sondern wie die Bauwerkstrümmer ebenfalls nur Reste einer vormaligen fleißigen Bodenkultur, ganz ebenso wie die zahllosen Herden der weißen, schwarzohrigen Rinder, die Rudel von wilden Schweinen im Walde, die gackernden Hühner und krähenden Hähne die Nachkommen der früheren Haustiere waren. —

Die letzte der deutschen Inselgruppen umfaßt die östlich von den Karolinen liegenden Marshall-Inseln, welche aus zwei, von Nordwest nach Südost streichenden Ketten von niedrigen, ringförmigen Koralleninseln (Atollen) bestehen, der westlichen Ralikkette, welche 18 Atolle, und der östlichen Ratakkette, welche 15 Atolle aufweist. Alle zusammen bilden einen Landkomplex von 410 qkm, auf denen aber 16 000 Einwohner, darunter (1901) 159 Europäer einschließlich von 95 Deutschen leben. Der Haupthafen, zugleich Sitz der Verwaltung, ist Jaluit. Deutsch ist diese Inselgruppe seit 1885. Bis jetzt ist nur die Kokospalme von Wert gewesen, doch betrug die Ausfuhr von Kopra 1901 allein schon 1 053 800 Mark. — Es kann nach alledem gar keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Verwaltung diese reich gesegnete, ungeheure Inselwelt in der Südsee einer blühenden Zukunft entgegenführen wird.

Die Marshall-Insulaner werden häufig als die kühnsten der ozeanischen Inselbewohner gepriesen, von ihren weiten und kühnen Seereisen wissen die Reisenden manche höchst auffallenden Beispiele zu erzählen. Nun ist zwar nicht zu bezweifeln, daß dergleichen Reisen wirklich vorkommen, und es wäre bei Menschen nicht zu verwundern, die auf kleinen Landschollen inmitten des unermeßlichen Ozeans leben, vielfach für ihre Existenz ganz auf diesen angewiesen und so vertraut mit diesem Elemente sind, daß bei ihnen recht wohl von einer halb amphibischen Natur gesprochen werden kann. Dennoch aber sind dergleichen Berichte von weiten Reisen immer nur mit Vorsicht aufzunehmen, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die weiten Seereisen der Insulaner zumeist ganz unfreiwillig unternommen werden und nur die Folge von Stürmen sind, welche die Nußschalen von Pirogen hunderte von Seemeilen verschlagen.

Dieser Ansicht ist auch der Naturforscher und Reisende Otto Finsch, welcher sich wiederholt und lange in Melanesien und Mikronesien aufgehalten hat, dem auch die deutschen Kolonien hier viel zu verdanken haben. Er schreibt über diese Reisen der Insulaner folgendes: „Wenn behauptet wird, daß diese früher bis nach den Karolinen

segelten, so ist dies nicht zu bezweifeln, aber es geschah dann unfreiwillig: sie wurden eben verschlagen! Einen eklatanten Fall dieser Art erlebte ich selbst. Die Häuptlinge kauften 1879 einen kleinen Schoner, mit dem sie im November eine Fahrt nach der Nachbarinsel Ebon unternahmen. Aber statt auf Ebon landeten sie nach einer Fahrt von etlichen zwanzig Tagen halb verhungert auf Faraulap, einer Insel der westlichen Karolinen, eine Distanz von 1500 Seemeilen! Ohne Kenntnis der Navigation (Schiffsführung und Ortsbestimmung auf der See) waren sie Ebon passiert, ohne es zu sehen, eine westliche Strömung hatte sie dann glücklich nach jener Insel geführt, und einem Sack Reis verdankten sie ihr Leben. Sechs Monate später langten die kühnen Seefahrer sehr niedergeschlagen wieder in Jaluit an, aber unter Führung eines kundigen Europäers. Aber auch mit ihren eigenen Kanoes pflegt es ihnen bisweilen nicht besser zu gehen. Anfang August 1880 verließen sieben Kanoes, darunter die zwei größten der ganzen Gruppe, Jaluit, um sich nach ihrer Heimatinsel Ebon, von woher sie gekommen waren, zurück zu begeben. Die ersten Tage ihrer Reise waren böig, so daß sie ihre Richtung verloren und Ebon nicht erreichten. Sie überließen sich daher entmutigt Wind und Strömung, die sie nach fast vierwöchentlichem Hungern und Dursten nach der Insel Milli brachten, welche in ganz entgegengesetzter Richtung liegt. Von den fünfzig nahezu halbtoten Eingeborenen starben infolge der Entkräftung zwölf. Ein zufällig anwesender Schoner erbot sich, die Gesellschaft gegen entsprechende Vergütung nach Ebon zu bringen, aber die Häuptlinge wiesen das Anerbieten mit den Worten stolz zurück: Wir verstehen sehr gut selbst zu segeln! Am 25. September landeten denn auch, nach zweitägiger Fahrt, die sieben Ebonkanoes auf Jaluit, oder vielmehr eine ganze Flotte, denn elf Kanoes von Milli begleiteten sie, da sich diese Insulaner zu einem Besuch auf Jaluit und Ebon entschlossen hatten. Mit bewundernswertem Selbstvertrauen in ihre Segelgeschicklichkeit verließ nun die vereinte Flotte, achtzehn Kanoes stark, am 9. Oktober abermals Jaluit, zwei Tage später Killi, eine kleine, unbewohnte Insel, nur 30 Seemeilen südwest von Jaluit. Daher stammten die letzten Nachrichten, denn wochenlang hörte man nichts weiter und hatte das ganze Geschwader bereits als verloren aufgegeben. Die Aufklärung sollte erst viel später kommen. Am Tage nach der Abreise von Killi war furchtbares Wetter eingetreten, das die Flotte wieder total aus dem Kurse brachte. Die Häuplinge waren aber diesmal besonnener und beschlossen, durch Hin- und Herkreuzen Land zu suchen. Die Flotte nahm also die altgewohnte Segelordnung, die einer langen Linie, wieder ein, wobei das in der Mitte segelnde größte Kanoe des Häuptlings Kariha das Kommando führte. Vier Kanoes gerieten rechts von der Flotte ab, und von ihnen ist nie wieder etwas gesehen und gehört worden. Aber die übrigen Kanoes hielten wacker zusammen und sichteten am 6. November, nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt und fast ebenso langem Hungern und Dursten Namurik. Diese Insel liegt nur 65 Seemeilen ziemlich westlich von Jaluit und immer noch 60 Seemeilen von Ebon entfernt; sie besitzt keine Passage, und es ist für Kanoes sehr schwierig, auf ihr zu landen. Obwohl die Eingeborenen diese Verhältnisse gut kannten, nahmen sie sich doch nicht einmal Zeit, die Leeseite aufzusuchen, sondern rannten, nur um das nackte Leben vom Hungertode zu

retten, auf dem kürzesten Wege auf der Wetterseite aufs Riff, wobei mit Ausnahme von fünf noch reparaturfähigen sämtliche Kanoes zerschellten.“ Solchen Zeugnissen gegenüber bedarf es wohl keines Wortes weiter, und man darf unbedenklich annehmen, daß bei den Erzählungen der weiten Seereisen der Insulaner die Phantasie eine größere Rolle spielt, als die Wahrheit.

Wir haben in den vorstehenden Abschnitten unseres Buches von Australien und Ozeanien wiederholt gesprochen als von der Inselwelt, welche den Großen Ozean, den ganzen Raum zwischen Asien und Amerika, ausfüllt. Ein Blick auf die Karte des Großen Ozeans zeigt aber, daß dies doch nicht so ganz richtig ist, daß vielmehr diese Inselwelt von Asien aus nur etwa bis zum 130. Grad westl. L. von Gr. reicht und von diesem bis zur Küste von Südamerika, welche unter dem 80. Grade liegt, noch ein freier Raum von 50 Längengraden bleibt. Nichtsdestoweniger ist auch dieser Raum nicht ganz frei, nur sind darin keine Inselmassen oder Inselgruppen mehr zu finden, wohl aber noch einige einzelne Inseln, die wie verlorene Punkte aus dem Ozean aufragen. Wenn wir nun auch absehen von solchen Inseln, wie dem in unserem Buche oft genannten Juan Fernandez oder der Gruppe der Galapagos oder Schildkröten-Inseln, weil sie schon zu nahe dem amerikanischen Festlande liegen und nicht gut mehr zu der ozeanischen Welt gerechnet werden können, so bleiben doch immer noch einige solcher weltverlassenen Punkte übrig, die selbst für den Seefahrer, trotz der genauen Bestimmung ihrer Lage, nicht so leicht aufzufinden sind. Wir möchten für diese Punkte nun hier schließlich eine Rubrik aufstellen und sie nennen:

Die einsamen Inseln.

Da ist zunächst die Insel Pitcairn unter dem 130. Grad w. Länge und 25. Grad südl. Breite, die allerdings noch in der Nähe der Tuamotugruppe liegt und von vielen auch noch zu dieser gerechnet wird. Die Insel, ein einsames Felseneiland ohne Hafen, wurde 1767 von Carteret entdeckt und ist dadurch bekannt geworden, daß hier meuternde Seeleute, die ihren Kapitän in einem Boote auf offenem Ozean seinem Schicksal überlassen und auf Pitcairn eine Zuflucht gefunden hatten, hier in der Tat der Strafe entgingen. Sie gründeten hier in Gesellschaft von Weibern aus Tahiti, die sie mitgenommen, eine Gemeinde, die mit der Zeit jedoch auf der Insel nicht mehr genügenden Raum fand und später von der englischen Regierung, welcher Pitcairn untersteht, nach Norfolk übersiedelt wurden. Doch haben viele dann das Heimweh nach ihrer einsamen Heimat nicht überwinden können und sind nach Pitcairn zurückgekehrt.

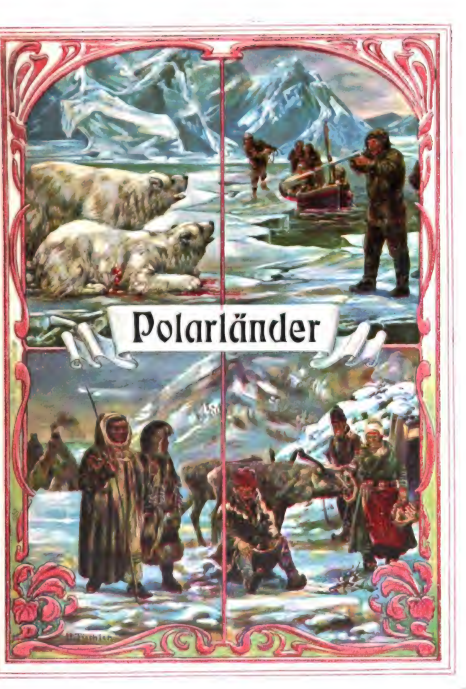
Weiter östlich unter demselben Breitengrade, aber schon unter dem 118. Grade der Länge, liegt das Felseneiland Ducie, von dem so gut wie nichts bekannt und um dessen Besitz wohl auch noch nie gestritten worden ist.

Unter dem 109. Grade der westlichen Länge und dem 10. Grade der Breite erhebt sich, etwa 25 Längengrade westlich von der Landenge von Panama entfernt, eine Felseninsel aus dem Ozean, die Clipperton-Insel, die keinerlei Bedingungen zu einer menschlichen

Existenz darbietet, aber ein Tummelplatz von unendlichen Scharen von Seevögeln ist Infolgedessen ist dieser einsame Felsen außerordentlich guanoreich und ergibt für die Franzosen, die ihn in Besitz genommen und zu ihrem Ozeanien geschlagen haben, eine ertragreiche Ausbeute.

Unter demselben Längengrade, aber viel südlicher, unter dem 27. Grade südlicher Breite, ragt die Osterinsel, von den Eingeborenen Waihu oder Rapanui genannt, aus den Fluten empor. Sie soll schon 1686 von einem Engländer entdeckt worden sein, jedoch ist sicherer, daß sie der holländische Seefahrer Roggeveen 1722 aufgefunden und ihr auch den Namen gegeben hat. Genaue Nachrichten verdankte man jedoch erst Cook und Georg Forster, welche 1774 auf der Reede an ihrer westlichen Seite ankerten. Die kleine dreieckige Insel bot überall die Merkmale vulkanischer Verwüstung dar, aber trotz der Felsmassen und des schwarzen Steingerölls, durch das sich die Europäer nur mühsam hindurch zu arbeiten vermochten, während die Eingeborenen behend von Block zu Block sprangen, waren doch auch überall anbaufähige Strecken Landes vorhanden, auf welchen süße Kartoffeln, Bananen und Zuckerrohr wuchsen. Allgemein bekannt ist erst die Insel, sowie auch das nordöstlich davon in 450 km Entfernung unter dem 105. Grade der Länge und 26. Grade der Breite gelegene, aber öde und unbewohnte Salas y Gomez durch die Schilderungen des Naturforschers und Dichters Adalbert von Chamisso geworden, welcher den Seefahrer Otto von Kotzebue auf der von dem Grafen Romanzow in den Jahren 1815 bis 1818 veranstalteten Reise um die Welt begleitete und 1816 auch diese beiden Inseln besuchte. Möglich, daß Chamissos Dichterauge und sein edler Menschensinn mancherlei verschönernde Züge in das Bild hineintrug, das seinen Blicken sich darbot, aber ihm erschienen die Wilden auf der Osterinsel von angenehmer und ausdrucksvoller Physiognomie, von wohlgebildetem, schlankem, gesundem Körperbau. Auf dem bräunlichen Grunde der Haut machte ihm die bläuliche Tätowierung einen angenehmen Eindruck; an Bastzeugen schien kein Mangel zu sein, frische Laubkränze umwanden das Haar und zierliche Muschelketten den Hals. Es schien dem Dichter, als ob diese Osterinsulaner seit den Berichten älterer Seefahrer erhebliche Fortschritte gemacht hätten. Wie viel die dichterische Phantasie zu seinen Schilderungen beigetragen, kann man natürlich nicht wissen. Die Bewohner der Osterinsel sind die letzten Ausläufer der so weit verbreiteten polynesischen Menschenrasse nach Osten, darüber hinaus giebt es keine Polynesier mehr.

Die größte Merkwürdigkeit der Insel, welche die Regierung von Chile behufs Anlagen einer Strafkolonie in Besitz genommen hat, ist eine Anzahl riesiger Bildsäulen längs der Küste, von grober, aber nicht schlechter Arbeit, deren Herkunft völlig rätselhaft ist. Hat auch hier einmal, wie auf den Marianen und Ladronen, ein Volk höherer Kultur gelebt, als die jetzigen, etwa 150 Köpfe zählenden Bewohner es sind? Wer mag's wissen, ein dunkler Schleier deckt diese ferne Vergangenheit. Versunken und vergessen!



Digitized by Google

Die Polarländer.

1. Rings um den Nordpol.

Alles, was über den nördlichen und südlichen Polarkreis, den Polen zugewendet hinausliegt, das rechnet man zu den beiden Polargebieten der Erde. Stimmen beide darin überein, daß die Vereisung nach den Polen zu immer mehr zunimmt und dem Vordringen des Menschen unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt, so unterscheiden sie sich doch wesentlich durch die ganz verschiedene Verteilung von Land und Wasser innerhalb der Gebiete.

Zu dieser Erkenntnis ist man erst im 18. Jahrhundert durch die Entdeckungsreisen des Seefahrers James Cook gekommen (S. 565). Vor diesem glaubte man annehmen zu müssen, daß sich im äußersten Süden der Erde ein großes Südland befinden müsse. Einerseits wußte man ja, daß sich die Erde nach Norden noch weit über den nördlichen Polarkreis hinauserstreckt und der Nordpol von Europa, Asien und Amerika mit gewaltigen Landmassen umlagert wird. Anderseits war auch nicht mehr unbekannt, daß dies im Süden nicht der Fall sei, sondern daß da die Erdteile spitz auslaufen, Afrika mit dem Kap der guten Hoffnung schon unter dem 51. Grade südl. Br. und Amerika mit dem Kap Horn unter dem 60. Grade. Man wußte auch, daß Australien an der Südküste mit dem Ozean schon etwa unter dem 40. Grade breit abschneidet, und so glaubte man eben annehmen zu müssen, daß weiter nach Süden noch ein mächtiges Südland vorhanden sei, welches bestimmt sei, jenen nördlichen Ländermassen das Gegengewicht zu halten, weil sonst das Gleichgewicht der Erde gestört werden würde. Cooks Reisen aber hatten bewiesen, daß ein solches fabelhaftes Südland nicht existiert, sondern im Süden der Erde freies Meer ist, und heute weiß man, daß dieses bis zum südlichen Polarkreis hinunterreicht, außer einigen ganz verstreuten kleinen Inseln und Inselgruppen keinerlei Land darin zu finden ist und erst mit dem Polarkreis selbst wieder Land auftaucht, das den Südpol umlagert.

Ganz anders also im Norden, denn der nördliche Polarkreis schneidet durch Europa, Asien und Amerika hindurch, so daß deren nördlichste Teile noch innerhalb der Polarzone liegen und zu den Polarländern gezählt werden müssen, die das nördliche Eismeer umschließen, so daß dieses Polarmeer nicht ein Ozean, sondern nur ein Mittelmeer ist, das mit dem Großen Ozean durch die nur 75 bis 92 km breite Beringstraße, mit dem Atlantischen Ozean vermittelst sehr breiter Durchfahrten in Verbindung steht.

Europa beteiligt sich an der Polarzone mit dem skandinavischen und russischen Lappland und bildet die Halbinseln Kola und Kanin, zwischen denen das Eismeer mit dem Weißen Meer tief einbuchtet und östlich von Kanin mit der Tschesskajabai. Mit dem Nordkap in Norwegen ragt Europa bis 71° 10′ in die Polarwelt hinein. Als kontinentale Inseln sind zu bezeichnen Kolgujew vor der breiten Tschesskajabai und hart an der Grenze von Asien Waigatsch, vom Festlande durch die Jugorstraße getrennt, während diese Insel anderseits durch die Karische Straße von der Doppelinsel Nowaja Semlja geschieden ist, die sich bis in die polare Region vorschiebt. Als polare Inseln sind zu nennen Jan Mayen, die Bäreninsel, der Archipel von Spitzbergen und das Franz-Josephland. Der Meeresteil zwischen Spitzbergen und Europa heißt das Ostspitzbergische, westlich davon bis nach Grönland hinüber das Ostgrönländische Meer.

Asien liegt mit dem ganzen nördlichsten Sibirien und dessen Tundren innerhalb der Polarzone. Von vorgeschobenen Halbinseln sind hier nur die Samojeden- oder Jalmal- und die Taimyrhalbinsel zu merken. Die Einschnitte, welche das Eismeer in das Festland macht, sind zugleich die Mündungen der in das Meer fließenden gewaltigen Ströme, und die Meerbusen führen auch deren Namen. Auch die Inselwelt ist nur durch den Neusibirischen Archipel und das Wrangelland vertreten, beide in der Nähe der Küste; darüber hinaus nach dem Pole zu ist bis jetzt noch wenig bekannt.

Amerika gehört ebenfalls mit seiner ganzen Nordküste zur Polarzone, über der eine weit ausgedehnte Inselwelt sich vielleicht bis zum Pole vorstreckt. Von der Beringstraße nach Osten zu buchtet das Meer unbedeutend in das Land ein, nur ganz am entgegengesetzten Ende ragen die Halbinseln Boothia Felix und Melville weit nach Norden vor, und an letztere schließen sich dann nach Europa hinüber die gewaltigen Inseln Baffinland und Grönland, die dann beide auch noch weit über den nördlichen Polarkreis nach Süden hinausragen, so daß Grönlands südlichster Punkt, das Kap Farewell, in der Breite von Stockholm und St. Petersburg liegt.

Unter dem 70. Parallelkreise, der noch das nördlichste Norwegen schneidet, währt der längste Tag und die längste Nacht zwei Monate, unter dem 80. drei Monate, und in dem kurzen Sommer, der kaum ein Vierteljahr umfaßt, vermögen die schrägen Sonnenstrahlen den Boden des Flachlandes kaum 1 m tief aufzutauen. Beim Erbohren eines Brunnens in Jakutsk in Sibirien fand man, daß der Boden noch bei 116 m Tiefe gefroren war. Daß die Nordküsten Europas davon eine Ausnahme machen, das ist dem Golfstrome zuzuschreiben, dessen aus dem heißen Amerika mitgebrachtes, selbst hier oben im Norden noch wärmeres Wasser eine solche Temperatur nicht aufkommen läßt, und

sein Einfluß macht sich noch fühlbar an den Westküsten von Spitzbergen und Nowaja Semlja, die eisfrei bleiben, während die Ostküsten von Eis starren.

Es ist selbstverständlich, daß in solcher Natur auch die Pflanzenwelt eine ganz eigentümliche sein muß. Die Tundren des nördlichen Sibiriens haben wir bereits kennen gelernt (S. 145), ebenso verhalten sich die ähnlichen Flächen in Amerika. Baumwuchs ist nicht mehr möglich, die Holzgewächse beschränken sich auf am Erdboden hinkriechende Sträucher, vornehmlich Weiden, Birken, Heidekräuter. In günstiger Lage aber entwickelt sich eine zum Teil ganz üppige Staudenvegetation, namentlich von Pflanzen, welche feste Polster bilden, was nicht nur grasartigen Gewächsen, sondern auch vielen Blütenpflanzen eigen ist, und man hat beobachtet, daß diese, obwohl sie sich nur wenig über den Erdboden erheben, dafür um so größere und schönere Blüten entwickeln, die jedoch häufig nicht mehr zur Frucht ausreifen. Das tut indessen für die Erhaltung der Pflanzen nichts, denn das Kraut dauert aus, und sie pflanzen sich, anstatt durch Samen, durch Sprossen fort. So ergibt sich selbst für diese hochnordischen Länder noch eine Flora, die in ihrer Eigenart arktische Flora genannt wird, und von der man aus Grönland 300, aus Spitzbergen 125 arktische Arten kennt.

Je ärmlicher die Pflanzenwelt sich darstellt, desto reicher ist die Tierwelt vertreten, und vornehmlich ist es das Meer, das gerade hier im hohen Norden dem Menschen einen unerschöpflichen Reichtum an lebenden Wesen darbietet. Man würde jedoch irren, wenn man annehmen wollte, daß das trostlos öde Land keine Tiere zu ernähren vermöchte. Lappland und der ganze Norden Asiens bergen das Rentier, wie wir bereits kennen gelernt haben, das an der dürftigen Kost von Moosen und Flechten sich vollständig genügen läßt. Ein noch auffallenderes Beispiel gibt der Moschusochse oder Schafbüffel, der ausschließlich im höchsten Norden Amerikas und zwar erst vom 65. Grade der Breite an wohnt. „Es ist schwer begreiflich," schreibt Martin, „wie diese gesellschaftlich lebenden Tiere überhaupt noch ihre Existenz in Einöden fristen können, in denen im Sommer ein unabsehbarer Morast in Seen und Wassertümpeln das flache Land überzieht, zwischen denen nackte Felsblöcke und Geröllschichten liegen und die trostlose Einsamkeit noch öder erscheinen lassen. Nur Moose und Flechten und einige mißfarbige Gräser, fingerhohe Weiden- und Birkenbüsche kann der monatelange Sommertag des arktischen Nordens hervorbringen; an besonders günstigen Orten finden sich höchstens noch Steinbrecharten, Ranunkeln und die Moosbeere. So unendlich arm aber diese Flora auch ist, und so wenig sie der Landschaft das Gepräge einer belebten Pflanzenwelt aufzudrücken vermag, so werden jene Länder doch von einer zahllosen Menge Tiere bevölkert, deren Genügsamkeit jene Pflanzenarmut ausgleicht. Wühlmäuse und Lemminge durchfurchen dort tausendfach den Boden, und Schneehasen, Schneehühner, Ammern und Lerchen finden sich überall. Wasserläufer, Enten und Gänse bevölkern das Meer und die Seen, und alle die genügsamen Wesen werden in ihrem Ringen um das Dasein noch dazu von Wölfen, Füchsen, Wieseln, Adlern, Falken und Schneeeulen bedroht. Inmitten dieser nordischen Tierwelt suchen das Rentier und der Moschusochse ihr kümmerliches Leben zu fristen, und namentlich in dem langen Winter ist dies nur durch ein ununterbrochenes Wander-

leben möglich. Von welchen scharfen Sinnen sie dabei geleitet werden, das entzieht sich freilich unserer Beobachtung, und nur nach dem Erfolg können wir die hohe Entwickelung ihres Wahrnehmungsvermögens einigermaßen beurteilen. Außer dem Wolf und dem Eisbären dürfte dieser nordische Wiederkäuer wohl keinen andern Feind zu bekämpfen haben, als den Menschen, aus welchem Grunde er erst furchtsam wird, wenn er die Hinterlist des Menschen kennen gelernt hat. Von unbezwinglicher Neugierde getrieben, glotzt der umfahrene Moschusochse den ihm fremden Menschen an, und wenn dieser sich verbirgt, kommt der Ochse näher, bis jener ihm sein gefährliches Geschoß zusendet. Wenn aber die Kugel oder der Pfeil nicht tödlich traf, dann erwacht das Rachegefühl des

Eisbärenjagd in Grönland.

Tieres, und schon mancher Eskimo hat seinen Fehlschuß mit dem Leben bezahlen müssen. Wegen des den Bullen anhaftenden Moschusgeruches — daher der Name — ist ihr Fleisch gänzlich ungenießbar, und nur das der Kühe und Kälber wird als wohlschmeckend befunden. Die Indianer der Hudsonbailänder treiben mit dem an der Luft getrockneten Fleisch einen ansehnlichen Tauschhandel."

Im vorstehenden sind die in den hochnordischen Ländern lebenden Tiere so ziemlich alle schon genannt, auch das gefürchtetste, der Eisbär, dessen Leben wir ebenfalls noch einige Zeilen widmen müssen. „Der Eisbär," sagt derselbe Naturforscher, „verleugnet nicht das Bärennaturell, nur daß dieses durch die Lebensweise und die Nahrung einigermaßen modifiziert erscheint. In jenen hohen Breiten, wo fast alles Leben erstarrt, ist er der

gefürchtete Beherrscher von Land und Meer, der selbst der schneidenden Kälte und dem erstickenden Schneesturm zu trotzen vermag. Er zeigt sich als kühner Schwimmer, und außer den gewaltigen Walfischen, den Delphinen und Walrossen ist kaum ein Meertier vor seinen Zähnen sicher. Vor den Luftlöchern der Robben kann man ihn halbe Tage lang auf dem Eise lauern sehen, um seine Beute zu erhaschen, ja er sucht diese sogar oft unter dem Eise auf. Die Fische treibt er in Eisspalten, wo er sie bequem erlangen kann. Wo er die Leiche eines entspeckten Walfisches treiben sieht, da holt auch er sich seinen Anteil davon. Das Meer ist im Winter die Heimstätte für Männchen und Jungen, während die Bärin in einer Fels- oder Eisspalte mit ihren inzwischen geworfenen zwei oder drei Jungen die wieder erscheinende Frühlingssonne erwartet. Im Frühling kehren dann die Bären aus dem Meere zurück, um die Brutplätze der Seevögel und Schneehühner aufzusuchen oder Rentiere, Hasen und Lemminge zu fangen. Scoresby sah eine Herde von nahezu hundert Eisbären über das Land ziehen, während Kane und Nordenskjöld nur kleinere Scharen von zwanzig bis dreißig Stück angetroffen haben. Nach frisch gefallenem Schnee ist immer eine Annäherung des Eisbären zu fürchten, denn er windet gut, und mancher Eskimo, der seine Beute heimbrachte, wurde unversehens von ihm überfallen und mußte froh sein, wenn der Bär sich mit dieser begnügte. Für den einzelnen Jäger ist die Eisbärenjagd immer gefährlich, weil er eine große Lebenszähigkeit besitzt, der die menschliche Kraft nicht gewachsen ist. Nur wenn mehrere sich vereinigen, kann ein Angriff erfolgreich sein, und deshalb jagen ihn auch die Walfisch- und Robbenjäger immer nur in größerer Anzahl vereint.“ Dazu gibt Scoresby, der berühmteste aller Walfischjäger, dem auch die Erforschung des Polarmeeres und der Polarländer unendlich viel zu verdanken hat, folgende Illustration: „Wenn man den Bären im Wasser antrifft, dann kann man ihn gewöhnlich mit Vorteil angreifen; wenn er aber am Ufer oder auf beschneitem oder glattem Eise ist, wo er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortzukommen vermag als ein Mensch, kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolge angegriffen werden. Bei weitem die meisten Unglücksfälle wurden durch die Unvorsichtigkeit solcher Angriffe herbeigeführt. Vor wenigen Jahren ereignete sich ein trauriger Vorfall mit dem Matrosen eines Schiffes, welches vom Eise eingeschlossen war. Ein dreister Bär kam, wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel angelockt, endlich bis dicht an das Schiff heran. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und selbst die Deckwachen nahmen daran teil. Da bemerkte ein verwegener Bursche zufällig den Bären, bewaffnete sich rasch mit einer Stange und sprang auf das Eis hinaus, jedenfalls in der Absicht, einen so übermütigen Gast zu demütigen. Aber der Bär achtete wenig auf die elende Waffe, packte, wahrscheinlich durch Hunger gereizt, seinen Gegner sofort mit den Zähnen im Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß Raubtier und Matrose schon weit entfernt waren, als die Gefährten des Unglücklichen, von seinem Geschrei herbeigezogen, aufsprangen und sich umsahen. Es würde umsonst gewesen sein, dem Verunglückten nachzusetzen; er mußte seine Verwegenheit mit dem Leben büßen.“

Hier müssen wir auch noch ein paar Worte über ein oben genanntes Tier einschieben, das im allgemeinen sehr wenig bekannt ist, den Lemming nämlich, ein zu den

Wühlmäusen gehörendes Nagetier von etwa 15 cm Länge. Es lebt schon im nördlichsten Skandinavien und ist dort überall häufig. In den trockenen Mooren lebt es daselbst von Alpenkräutern und Rentierflechten, die es sich im Winter unter dem Schnee mühsam hervorzugraben genötigt ist, da es keine Wintervorräte sammelt, wie andere Nager tun. Dürftig muß die Nahrung überhaupt wohl sein, da es desto häufiger wird, je höher das Gebirge ansteigt, und es scheint, daß die Rentierflechte den Hauptbestandteil derselben ausmacht. Dies Gewächs überzieht jedoch den Boden der trockenen Hochmoore in so dichtem Gefilz, daß es dadurch erklärlich wird, wie Tausende und aber Tausende von Lemmingen in solchen unwirtlichen Regionen existieren können. In trockenen Sommern tritt dann aber doch bisweilen die größte Not ein, und das veranlaßt die Tiere zur Auswanderung. Diese seltsamen Wanderungen, auf denen Millionen von Tieren stets in schnurgerader Richtung vom Gebirge herabkommen und jedes sich ihnen entgegenstellende Hindernis förmlich überschwemmen, sind nach den fabelhaften Berichten alter Chronikenschreiber die Ursache zu allerhand Sagen über den Lemming geworden, die teilweise noch heute geglaubt werden. Man wähnte die plötzlich zu Millionen heranrückenden Tiere vom Himmel gefallen und wird sich ihr nachheriges Verschwinden ebenso wenig haben deuten können. Da Beobachter, welche Skandinavien und Lappland bereist haben, die Bewohner selbst in völliger Unkenntnis über diese Wanderungen der Lemminge gefunden haben, so scheint daraus hervorzugehen, daß dieselben nur selten und auch wohl nur in größeren Zwischenräumen stattfinden. Wenn nicht ein Mann wie der große Naturforscher Linné davon erzählte, so könnte man versucht sein, derartige Erzählungen überhaupt für Fabeln zu halten. Schaden verursacht das Tierchen übrigens nicht, denn in Höhen, wo dasselbe lebt, hört der Feldbau überhaupt auf.

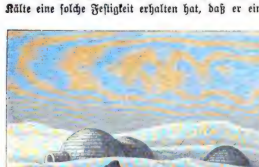
Unendlich wichtiger für den hohen Norden ist die Tierwelt des Meeres selbst, das gerade hier in seinen Lebewesen dem Menschen eine unerschöpfliche Fülle von Nahrung und Gewinn darbietet. Obenan steht der Walfisch, der seit Jahrhunderten Tausende von Schiffern und Jägern in die Eisregionen des hohen Nordens gelockt hat. „In früheren Zeiten," schreibt G. Hartwig, „beschränkte sich die Jagd des grönländischen Wal auf die Küsten Islands und Spitzbergens und auf das Meer, von welchem das Tier seinen Namen hat; später kamen die Hudson- und Davisstraße und das Baffinmeer an die Reihe, jetzt wird er bis in die Barrowstraße verfolgt, und am entgegengesetzten Westende der Neuen Welt dringen jährlich einige hundert zu seinem Fang ausgerüstete Schiffe durch die Beringstraße in den Polarozean. Ob er sich allmählich vor den Verfolgungen des Menschen in immer unzugänglichere Gewässer flüchtet, oder ob er nur deshalb an den früheren Fangplätzen seltener ist, weil man ihn dort ausgerottet hat, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die Basken, das erste Kulturvolk, welches schon im 14. Jahrhundert im biskayischen Meerbusen Schiffe für den Walfischfang im Atlantischen Ozean ausrüstete, verfolgten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den grönländischen, sondern einen andern Wal, wohl den dort von Zeit zu Zeit erscheinenden Finnwal, denn der grönländische Wal verirrt sich niemals auch nur bis in die Nordsee und wird selten innerhalb von zweihundert Meilen von der englischen Küste gesehen. Teils verfolgt man

ihn im offenen Meer, besonders in olivengrün gefärbtem Wasser, wo er die reichlichste Nahrung findet; teils erwartet man ihn in den Buchten und Straßen, die er im Sommer zum Werfen seiner Jungen aufsucht. Sowie ein Wal den Jägern zu Gesicht kommt, setzen sie ihre Boote aus und rudern dem Ungetüm so still wie möglich entgegen. Einer von ihnen, der Mann mit dem sicheren Blick und dem nervigen Arm, steht aufrecht in der Schaluppe, die Harpune in der Hand, um, sowie der richtige Augenblick gekommen, den Wurfspieß mit aller Macht in die Weichen des Tieres zu schleudern. Der verwundete Wal taucht nun mit Blitzesschnelle unter, die an das widerhakige Mordinstrument befestigte Leine nach sich ziehend; bald aber zwingt ihn das Bedürfnis zu atmen, wieder an die Oberfläche zu kommen, worauf ihm eine zweite Harpune entgegenfliegt, der bei jedem neuen Auftauchen bald eine dritte und vierte folgt. Rasend vor Schmerz macht er unglaubliche Anstrengungen, sich von den sein Fleisch zerreißenden Spießen zu befreien — doch vergebens. Aus den klaffenden Wunden fließt Blut genug, um schließlich auch einen Wal zu erschöpfen. Immer kraftloser und langsamer werden seine Bewegungen, immer ängstlicher wird sein Keuchen und Schnauben; einige krampfhafte Zuckungen durchzittern den mächtigen Körper — dann treibt er, eine gefühl- und regungslose Masse, auf dem Wasser, und das Schiff ist um vielleicht sechs- bis neuntausend Mark reicher. Ist man seines Todes vollkommen versichert, denn bis zum letzten Augenblick würde ein Schlag seines gewaltigen Schwanzes das voreilige Boot zerschmettern, welches sich ihm zu nähern wagte, so wird er an die Seite des Schiffes gebracht und mit Ketten daran befestigt, worauf Matrosen, in Leder gekleidet und die Stiefel mit Stacheln oder Eissporen unter den Sohlen versehen, um auf der glatten, schleimigen Haut nicht auszugleiten, das erlegte Tier besteigen und mit Äxten und großen Messern den dicken Speck in langen Streifen abhauen und ablösen. Nachdem auch das Fischbein in Sicherheit gebracht worden, wird der wertlose Rest der Strömung überlassen, und nun beginnt daran für Seevögel und Fische das großartigste Fest."

Die Holländer und die Hansestädte, welche sich vor Jahrzehnten noch sehr rege an der Walfischjagd beteiligten, haben sich in neuerer Zeit schon ganz davon zurückgezogen, da der Ertrag angesichts der Gefahren des hohen Nordens, wohin man sich wenden muß, um eine ergiebige Jagd zu finden, zu unsicher geworden ist. So hat z. B. ein amerikanischer Walfischdampfer fünfundzwanzig Monate im Eise festgesessen, und als er, allerdings mit reicher Ausbeute, endlich wieder in San Francisco eintraf, waren von der ganzen Besatzung nur noch sechs Mann am Leben. Eine Unzahl von Schiffen, welche auf die Walfischjagd auslieſen, ist überhaupt nicht wieder zurückgekommen. Nur England und Amerika bemühen sich auch gegenwärtig noch um den Wettbewerb auf dem Walfischfang, und die Amerikaner betreiben denselben immer noch mit derselben, den Tieren Verderben und allmählichen, aber sicheren Untergang bringenden Rücksichtslosigkeit.

Was nun die Menschen anbetrifft, welche noch die Länder des hohen Nordens bewohnen, so wissen wir bereits, daß in Lappland die Lappen und östlich von ihnen die Samojeden mit ihren Rentierherden nomadisierend umherziehen, während in Asien die Samojeden, Jakuten, Jukagieren und Tschuktschen gefunden werden, die wir an den be-

treffenden Stellen unseres Buches kennen gelernt haben. Im weiteren hausen in den winterlichen Einöden nur die Eskimo in verschiedenen Stämmen, die auf der Westküste von Grönland bis zum 78. Breitengrade hinauf ihre Sitze haben. Auch diese sind bereits eingehend geschildert worden (S. 426), und wir wollen hier nur noch über den merkwürdigen Bau ihrer Hütten ein paar Worte hinzufügen. Sowie die schon länger werdenden Tage die am Kap Bathurst und an den Mündungen des Mackenzieflusses wohnenden Stämme zum Robbenfang an die Meeresküste rufen, bauen sie sich aus dem feinen Schnee, der um diese Jahreszeit unter dem Einfluß der starken Winde und der steinsprengenden Kälte eine solche Festigkeit erhalten hat, daß er ein ebenso leichtes wie herrliches Baumaterial liefert, wunderbare kuppel- oder glockenförmige Wohnungen. Man fängt damit an, einen Kreis auf der ebenen Fläche des Schnees zu ziehen, und schneidet innerhalb desselben die Platten, welche später zur Mauer dienen sollen, heraus, bis man zum Grundeis kommt, das den Fußboden der Hütte bildet. Was dann an dem notwendigen Schneematerial zur Vollendung der Wohnung noch fehlen sollte, das liefert ja die Umgebung in Fülle. Jede Platte wird sorgfältig und kunstgemäß an die darunter liegende geheftet, indem man ein heißes Messer längs den Fugen hinzieht, die dann durch die kalte Luft sofort geschlossen werden.



Bau eines Schneehauses.

Gewöhnlich arbeiten zwei Männer zugleich, einer außen, der andere innen, und hat sich die Kuppel gewölbt, dann kriecht der letztere aus einer niedrigen Tür hervor, die er einfach über dem Boden einschneidet. Da die Mauern nur einige Zoll dick sind, so lassen sie ein sanftes, angenehmes Licht hindurchscheinen, das zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der Bewohner vollkommen ausreicht; brauchen sie mehr, so wird gewöhnlich oben ein Fenster aus einer besser durchsichtigen Eistafel angebracht. Die geringe Dicke der Mauer ist vollkommen hinreichend, um den Wind auszuschließen, und die Kälte sorgt schon dafür, daß das Bauwerk im Innern nicht auftauen kann.

Monatelang dauern diese so gebrechlich scheinenden Gebäude aus, denn vermöge ihrer runden Form widerstehen sie dem Winde, und bevor die Sonne nicht aus ihrer höchsten Höhe, die sie hier erreichen kann, herniederscheint, bleibt alles steinhart. Sitze, Schlafplätze u. dgl. innere Einrichtung, besteht alles aus Schnee, darüber hingebreitete

Digitized by Google

Tierfelle bilden den ganzen Komfort. Feuer braucht man in solchem Hause nicht, denn die nie verlöschende Tranlampe erzeugt in Verbindung mit der animalischen Wärme der eng zusammengepferchten Bewohner eine Temperatur, in der auch wohl Pelzkleider und Pelzstiefeln notdürftig zu trocknen vermögen. Da überdies die Wohnung mehr unter, als über der Schneedecke des Erdbodens liegt, so erhöht auch dies noch die Wärme im Innern. Eine höhere Temperatur bedarf der Eskimo nicht, denn als Liebhaber von rohem Fleisch kann er einen eigentlichen Kochherd sehr wohl entbehren.

Eine andere Bauart der Wohnungen beschreibt Chamisso vom Kotzebuesund folgendermaßen: Eine Kammer von zehn Fuß ins Gevierte, die Wände sechs Fuß hoch, die Decke gewölbt, im Scheitelpunkt ein mit einer Blase verschlossenes viereckiges Fenster. Das Gebäude von Balken (Treibholz) aufgeführt, nach dem Innern abgeflacht. Der Tür gegenüber eine anderhalb Fuß erhöhte Pritsche als Schlafstelle, ein Drittel des Raumes einehmend. Längs der Wände verschiedene leiterähnliche Hängeböden zur Aufstellung von Gerätschaften. Die Tür, eine runde Öffnung von kaum mehr als anderthalb Fuß Durchmesser, in der Mitte der einen Wand. Maulwurfgängen ähnliche, mit Holz belegte Stollen, die nur in einigen Teilen zum Aufrechtstehen erhöht sind, ziehen sich zwischen der inneren Kammertür und dem äußeren Eingange, der drei Fuß hoch und viereckig, sich zwischen zwei Erdwällen nach Südost öffnet. Aus dem Hauptgange führt ein Nebenzweig zu einer Grube, worin der Wintervorrat, fußgroße Speckstücke, verwahrt wird, dabei Geräte mit langem Stiel, um den Speck heraus zu holen. Hauptgebäude und Zugänge von außen mit Erde überdeckt.

Scoresby weiß von der Ostküste Grönlands folgendes zu berichten: Ein horizontaler, ungefähr fünfzehn Fuß langer Tunnel öffnet sich mit dem einen Ende ins Freie und führt durch das andere ins Innere der gewölbten Hütte. Er ist so niedrig, daß man auf den Händen und Knieen hineinkriechen muß. Die Hütte erhebt sich nur wenig über die Erde, und da die Decke gewöhnlich mit Rasen belegt ist, der sich im Sommer mit Moos und Gras überzieht, so läßt sie sich kaum von der Fläche unterscheiden. Manchmal ist der Boden des Tunnels in derselben Höhe wie die der Hütte, oft aber ist die Einrichtung so getroffen, daß die Decke des Tunnels mit dem Boden der Hütte gleichläuft. Auf diese Weise wird die äußere kalte und folglich auch schwerere Luft noch besser von der inneren warmen Atmosphäre abgeschlossen.

Schließlich muß hier noch bemerkt werden, daß von den oben genannten Polarländern und Inseln Jan Meyen, die Bäreninsel, Spitzbergen, das Franz-Josephland, wie auch die Neusibirischen Inseln und Wrangelland unbewohnt sind und nur gelegentlich behufs der Forschung oder der Jagd besucht werden. Neuerdings hat die russische Regierung Samojeden nach Nowaja Semlja übergeführt, um sie dort anzusiedeln.

2. Die Nordpolarfahrten.

Wie weit die Kenntnis von einem Eismeere bei den alten Völkern reichte, das dürfte wohl schwer zu ermitteln sein. Da sie um das Mittelländische Meer herum saßen, so hatten sie von Eis oder einem gefrorenen Wasser überhaupt schwerlich eine Vorstellung. Auch darüber ist nichts Sicheres bekannt, wie weit die alten skandinavischen Normänner an den Nordküsten Europas ihre Fahrten ausgedehnt haben könnten. Der schwedische Geschichtsforscher Strinnholm berichtet zwar, daß die Wikinger um das Nordkap herum in das Weiße Meer gefahren seien und dort ein großes Reich Biarmi besucht hätten, doch ist auch darüber Näheres nicht bekannt. Die kühnen Seeabenteurer wendeten sich lieber nach andern Richtungen, nach Westen und Süden, wo für sie mehr zu holen war, als im unwirtlichen Norden. Die ersten sicheren Nachrichten von Entdeckungen im Norden, wenn auch nicht gerade in der Polarregion selbst, so doch schon dicht daranstreifend, hängen merkwürdigerweise mit der Neuen Welt, mit Amerika zusammen, wie schon kurz erzählt worden ist (S. 416). Die normannischen Abenteurer hatten schon im 9. Jahrhundert ihre Streifzüge auch nach den Shetlandinseln und Färöer ausgedehnt, und auf einem dieser Streifzüge soll Naddod Island zuerst gesehen haben, dessen Existenz zwischen 860 und 870 in Skandinavien bekannt und von Floke Vilgerdesön aufgesucht wurde, von ihm auch wegen des vielen Treibeises, das er in den Buchten aufgehäuft fand, den Namen Island d. i. Eisland erhielt. Hierher folgten ihm viele Skandinavier, die den Bedrückungen des Königs Harald Harfagar, der alle kleinen Könige Norwegens unterworfen hatte, entgehen wollten, und siedelten sich an. Einer dieser Ansiedler, Gunnbjörn mit Namen, wurde, wahrscheinlich zu Anfang des 10. Jahrhunderts, vom Sturm nach einer unbewohnten kleinen Insel verschlagen, die halbwegs zwischen Island und Grönland liegt und heute noch Gunnbjörns Schären heißt, und von hier aus erblickte er in der Ferne hohes Land, nämlich Grönland, dessen Südspitze, Kap Farewell, unter Umständen hundert Seemeilen weit zu sehen sein soll. Dieses gar nicht so ferne Land wurde dann von Erik dem Roten 983 aufgesucht. Er umfuhr Kap Farewell und untersuchte die Westküste auf weite Strecken hin, und als er nach längerer Zeit nach Island zurückkehrte, wußte er viel von Grünland zu erzählen, wie er das Land nannte, um Auswanderer anzulocken. Schon 986 liefen fünfundzwanzig Fahrzeuge mit unternehmenden Normannen, die sich in dem neuen Lande ansiedeln wollten, von Island aus, von denen allerdings nur vierzehn ihr Ziel erreichten. Ob sie nun die verlockenden Schilderungen Eriks bewahrheitet fanden, das wird zwar nicht erzählt, jedenfalls erschien ihnen das Land ansiedlungswürdig, und im Eriksfjord entstand die erste europäische Kolonie in Amerika. Das dürfte die erste historisch beglaubigte Entdeckungsreise in den hohen Norden gewesen sein.

Von dem Zusammentreffen der Ansiedler mit den hier heimischen Eskimos weiß sogar die grönländische Sage noch zu berichten. Sie erzählt: Als einige der von Norden

gekommenen Eskimo mit ihren Fellbooten in das Baldrevier, den heutigen Godthaabsfjord, fuhren, trafen sie auf hier ansässige Normannen, vor denen sie sich anfangs sehr fürchteten. Da ihnen aber von denselben kein Leid zugefügt wurde, so ruderten sie wieder an die Küste hinaus, um ihre Landsleute davon zu benachrichtigen und sie zu veranlassen, mit ihnen zu den Fremden zu ziehen. Anfänglich lebten sie nun alle in vollem Frieden, und da die Normannen mit der Zeit die Sprache der Eskimo verstehen lernten, verkehrten sie viel miteinander und fochten manchen Wettstreit im Schießen mit Pfeil und Bogen aus, wobei sie in dieser Kunst einander zu überbieten suchten. Als sie eines Tages so

Pikiarfikberg in Grönland.

miteinander um die Wette schossen, sagte ein Normanne zu einem Eskimo: „Laß uns dort auf den Berg steigen und von jenem steilen Horn aus nach einem unten auf der vorgelagerten kleinen Insel ausgespannten Eisbärenfell schießen; derjenige, dessen Pfeil das Fell trifft, wird Sieger sein, der andere aber soll über die Felswand in die grausige Tiefe gestürzt werden.“ Der Eskimo sträubte sich gegen diesen frevelhaften Vorschlag und suchte ihn dem Normannen auszureden. Da dieser aber durchaus nicht nachgeben wollte, so willigte endlich auch der Eskimo ein. Auch die übrigen Normannen und Eskimo gaben ihre Einwilligung. Ein großes Eisbärenfell wurde auf dem Inselchen ausgespannt, worauf sich eine große Anzahl von Normannen und Eskimo auf den Berg begab, um Zuschauer

Digitized by Google

und Zeugen bei dem Wettkampf zu sein. Der Normanne schoß zuerst und verfehlte das Ziel, dann schoß der Eskimo und traf das Fell in der Mitte. Der unglückliche Schütze wurde dann, seinem eigenen Vorschlage gemäß, wirklich von den Angesehensten seines eigenen Volkes in die Tiefe gestürzt, und dies führte denn auch, da alle die grausige Wette gebilligt hatten, zu keinem Zerwürfnis zwischen den Urbewohnern und Ansiedlern. Seit dieser Zeit nun führt der am Godthaabsfjord 1300 m sich erhebende Berg den Namen Pisigsarsikberg, d. h. Schießort.

Die weiteren Entdeckungsfahrten, welche die Normannen nun von Grönland aus unternahmen, besonders Leif, der Sohn Eriks des Roten, führten ihn an den amerikanischen Küsten nach Süden, und er soll einen großen Teil der Ostküste der heutigen Vereinigten Staaten kennen gelernt und auch besiedelt haben, und mit diesen Ansiedlungen bestanden dann lange Zeit hindurch auch Verbindungen mit Skandinavien. Diese Fahrten haben aber mit der Polarzone nichts zu tun, gehören also auch nicht in diese Abteilung unseres Buches. Wohl aber andere, die im 13. Jahrhundert nicht nur an der westlichen Küste Grönlands nordwärts stattgefunden und die Normänner bis über den 76. Grad hinausgeführt haben, sondern bei denen ihre Schiffe auch nach der gegenüberliegenden Küste hinüber segelten und die Küsten des heutigen Baffinlandes bis zum Lancastersund hinauf verfolgten, so daß ihnen also so ziemlich die ganze Baffinbai nicht unbekannt geblieben ist. Die Ansiedlungen in Amerika gingen indessen nach und nach wieder ein, die Verbindungen mit Island und Skandinavien hörten auf, und die Nachrichten von diesen Entdeckungen gingen mit der Zeit verloren. Was dann, nach der Entdeckung Westindiens und Mittelamerikas durch Christoph Kolumbus in Nordamerika geschah, das gehört alles ebenfalls nicht hierher, denn weder die Fahrten der im englischen Dienste stehenden Seefahrer Cabot, Vater und Sohn, noch die der Gebrüder Gaspar und Miguel Cortereale, noch die des Portugiesen Alvarez Fagundes haben mit den Nordpolarländern etwas zu tun, sie gelangten nur etwa bis Labrador, blieben also noch weit von dem nördlichen Polarkreise entfernt. Ein Gutes hatten diese Fahrten aber doch: man hatte Neufundland und den unerschöpflichen Fischreichtum der Neufundlandbänke kennen gelernt, die sehr bald Tausende von Fischern versammelten und noch heute eine reiche Einnahmequelle sind.

Ein anderes Ziel kannte man aber vorläufig hier oben im Norden nicht mehr, Entdeckungsfahrten wurden in dieser Richtung nicht weiter unternommen, da dieselben keinerlei Gewinn versprachen. Erst mit der Entdeckung der Magelhaensstraße, die eine Verbindung zwischen dem Atlantischen und Großen Ozean herstellte und damit einen neuen Seeweg nach Indien ergab, wurde die Aufmerksamkeit auch wieder auf den Norden gerichtet, der die Möglichkeit ergeben konnte, hier oben im Norden ebenso eine Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean zu finden, wie dort unten im Süden. Es entstand das Problem einer nordwestlichen Durchfahrt, das die seefahrenden Nationen später jahrhundertelang beschäftigte und eine Unzahl von Nordpolarfahrten nach sich zog.

Nordwestliche Durchfahrt. Merkwürdigerweise hatten den Plan, überhaupt eine Durchfahrt zu suchen, zwei Seefahrer unabhängig voneinander gleichzeitig gefaßt, nämlich

Magelhaens, ein Portugiese in spanischen Diensten (S. 558) und Sebastian Cabot (Caboto), ein Italiener in englischen Diensten, nur mit dem Unterschiede, daß beide diese Durchfahrt an den entgegengesetzten Enden von Amerika zu finden hofften, Magelhaens am Südende, Cabot am Nordende. Fast gleichzeitig segelten beide auch aus, Magelhaens 1519 mit glücklichem Erfolge, obgleich ihm selbst die Fahrt das Leben kostete. Cabot schon 1517, jedoch ohne Erfolg. Er soll bis in die Hudsonstraße, nach einigen sogar bis in die Hudsonbai gelangt sein, aber die Eisverhältnisse machten ein ferneres Vordringen unmöglich und zwangen ihn zur Umkehr. Immerhin konstatierte er das sehr häufige Vorkommen des Walfisches in diesen hohen Breiten und eröffnete mit dieser Fahrt ein neues Jagdgebiet für die Waljäger.

Ebenso resultatlos verliefen die Versuche des Italieners Giovanni Verazzano 1524, sowie des Spaniers Esteban Gomez 1525. Von beiden weiß man überhaupt herzlich wenig.

Sebastian Cabot trug die Schuld, daß diese Unternehmungen dann lange Zeit ins Stocken gerieten, denn da er zum Großpiloten von England ernannt worden war und als solcher auf das Seewesen den weitreichendsten Einfluß besaß, er sich aber überzeugt zu haben meinte, daß in jener nordwestlichen Richtung alles mit Eis versperrt sei, so wurde es ihm nicht schwer, die Blicke englischer Unternehmer nach der entgegengesetzten Richtung zu lenken und Versuche zu einer nordöstlichen Durchfahrt ins Leben zu rufen, worauf wir weiter unten näher zurückkommen werden. Erst als sich diese allmählich auch als resultatlos herausstellen, wendete sich das Interesse wieder dem Norden Amerikas zu, und 1576 begann eine neue Periode der Nordpolarreisen, mit dem ausgesprochenen Zweck, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden. Martin Frobisher wurde damit beauftragt, und es gelang ihm, die unsicheren Nachrichten des Sebastian Cabot insofern festzustellen, als er die Küste gegenüber von Grönland eine Strecke weit befuhr, die Hudsonstraße wirklich entdeckte und auch diese näher untersuchte, sowie in dem südlichen Baffinlande einen tiefen Meereseinschnitt, der nach ihm den Namen Frobisherbai erhalten hat. — Weit erfolgreicher war sein Nachfolger John Davis, der von 1885 ab drei Fahrten in dasselbe Nordmeer unternahm, an der Westküste Grönlands in der Bucht von Godthaab eine sehr sichere Station entdeckte und von hier aus die gegenüberliegenden Küsten untersuchte. Er stellte auf diesen Fahrten, die ihn bis zum 72. Grade der nördl. Br. hinaufführten, den Umriß des Baffinlandes, sowie die Natur der Frobisher- und Cumberlandbai fest, auch den größten Teil der Hudsonstraße, und nur der Umstand, daß man damals noch nicht verstand, den Eisgefahren der Nordmeere zu begegnen, verhinderte ihn, weiter vorzudringen. — Auch sein Nachfolger Henry Hudson fand 1610 keinen Durchgang. Da es aber schon durch Davis bekannt war, daß weder die Frobisher- noch die Cumberlandbai Ausgänge nach Westen hatten, so hielt sich Hudson mit deren weiterer Untersuchung nicht auf, sondern segelte, als er die äußerste Nordostecke von Labrador (Cap Chidley) erreicht hatte, gleich in die sich nach Westen darbietende Straße hinein, die er ganz eisfrei fand und bis zu Ende durchfahren konnte, fand dann ein nach Süden sich öffnendes freies Wasser, das sich aber auch nur als ein ungeheurer Meerbusen entpuppte, und wurde hier

vom arktischen Winter überrascht. Darauf war er nicht vorbereitet, und der größte Teil der Mannschaft erlag den Entbehrungen. Als das Schiff endlich wieder eisfrei wurde, entstand unter dem Rest der Leute eine Meuterei. Hudson wurde mit einigen zu ihm haltenden Matrosen in ein Boot gesetzt und seinem Schicksal überlassen, und man hat nie wieder von ihm gehört. — Sein Nachfolger war William Baffin, der 1616 nach Grönland fuhr und dessen Westküste bis zum 76. Grade verfolgte. Hier stellte er fest, daß sich die bisherige breite See in enge Kanäle verliert, die er weiter zu verfolgen nicht wagen durfte, und kehrte deshalb an die Westküste zurück. Hier untersuchte er nacheinander den Jones- und den Lancastersund, die er zwar als wirkliche Straßen nach Westen erkannte, aber wegen der Eisverhältnisse nicht verfolgen konnte, so daß er trotz eines gefundenen wirklichen Durchganges zu der Überzeugung kam, daß eine Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean nördlich um Amerika herum nicht möglich sei.

Damit wurden allerdings große Hoffnungen zerstört, aber zu Ehren der Männer, die wenigstens soviel erreicht hatten, nannte man die von Hudson aufgefundene Straße und den großen Meerbusen die Hudsonstraße und Hudsonbai, die breite Einfahrt in das Westgrönländische Meer die Davisstraße und dieses Meer selbst die Baffinbai, sowie das ganze Land gegenüber von Grönland das Baffinland. Die Unternehmungen hier im Norden ruhten nun jedoch volle zweihundert Jahre. Während dieser Zeit aber war durch den Missionar Hans Egede den Eskimos das Christentum gebracht worden, und es waren, da er von Dänemark unterstützt wurde, nach und nach dänische Kolonien entstanden, unter denen die von Egede 1721 gegründete Kolonie Godthaab eine ziemliche Ausdehnung gewonnen hatte und in regem Verkehr mit Dänemark stand. Das lenkte die Aufmerksamkeit der englischen Regierung wieder auf die schon ganz vergessenen Untersuchungen in der Baffinbai, und der Plan, hier weiter nach einer nordwestlichen Durchfahrt zu forschen, wurde wieder aufgenommen. Im Jahre 1818 wurde John Roß, ein alter Seefahrer, zu diesem Zweck ausgesandt. Die Fahrt war resultatlos, aber in Edward Parry, welcher dieselbe mitgemacht hatte, fand man dann den rechten Mann, der den Schwierigkeiten solcher Unternehmen in jeder Beziehung gewachsen war. Aber auch die Schiffahrt hatte in diesem langen Zeitraume wesentliche Fortschritte gemacht. Durch die Walfischjäger und Robbenschläger, die nun schon in Menge in diese Eisregionen zogen, hatte man gelernt, die Fahrzeuge derart auszurüsten, daß sie unter Umständen auch überwintern konnten, ohne in Not zu geraten, wie es Hudson gegangen war. Schon 1819 fuhr Parry gut vorbereitet aus und segelte direkt nach dem von Baffin entdeckten Lancastersund, drang in diesen ein, konnte infolge günstiger Eisverhältnisse diesen und auch noch dessen Fortsetzung, die Barrowstraße verfolgen, und erst hier bot ihm die Natur halt. Auf dieser Fahrt aber hatte er eine ganze Reihe riesiger Nordinseln festgestellt, die nach ihm jetzt die Parryinseln und von Osten nach Westen, wie er sie gefunden, Nord Devon-, Cornwallis-, Bathurst- und Melleville-Insel heißen. 1821 und 1824 machte er noch eine zweite und dritte Reise und es gelang ihm, einen großen Teil der hochnordischen Inselwelt aufzuklären. Auf allen Reisen begleitete ihn James Roß, ein Neffe des alten John Roß, der danach 1829 seinen Oheim begleitete, als dieser noch

einmal zu arktischen Forschungen ausgesandt wurde. Ihr Schiff, der erste Dampfer, welcher in das Nordmeer eindrang, wurde gleich im ersten Winter vom Eise besetzt und kam in der Folge auch nicht wieder los. James Roß aber machte Schlittenexkursionen nach allen Richtungen, entdeckte den magnetischen Nordpol, und aus dem Eisgürtel klärten sich die Inselmassen in der Nähe der festländischen Nordküste mehr und mehr. Dies gelang um so besser, als die Aufgabe gleich von zwei Seiten angegriffen worden war, nämlich auch von der Landseite, denn hier waren John Franklin, Richardson, Back, Tease, Simpson u. a. mit dem Auftrage ausgesandt worden, um vom Kupferminen- und Großen Fischfluß her, zwei gewaltigen Strömen, die in das Eismeer münden, die Nordküste des Festlandes zu untersuchen und festzustellen. Trotz aller dieser Anstrengungen wurde jedoch die gesuchte Durchfahrt nicht gefunden.

Im Jahre 1845 wurde dann der genannte John Franklin mit zwei Schiffen ausgesandt, und sein tragisches Schicksal sollte endlich auch die Aufklärung der so lange vergeblich gesuchten Durchfahrt bringen. Drei Jahre lang wartete man vergeblich auf irgend ein Lebenszeichen von ihm, dann wurden ungeheure Anstrengungen gemacht, ihn zu suchen, und von der Regierung sowohl wie von Lady Franklin wurden große Summen als Prämie für eine Aufklärung ausgesetzt. Vier Expeditionen, welche 1848 ausgesandt wurden, kamen unverrichteter Sache zurück. 1850 griff man die Angelegenheit sowohl von der Baffingbai, wie entgegengesetzt von der Beringstraße her an. Von der Baffingbai aus forschten fünf englische und zwei amerikanische Schiffe, die der reiche Newyorker Kaufmann Grinnel hochherzig für diesen Zweck ausgerüstet hatte und auf deren einem sich der später so berühmt gewordene Elisa Kent Kane befand; von der Beringstraße her suchten zwei Schiffe unter Collinson und Mac Clure. Die Expeditionen waren außerdem noch begleitet von besonderen Proviantschiffen und Dampfschleppern. Und alles war vergeblich, außer Mac Clure kehrten sie sämtlich resultatlos zurück, und nun wurde man auch noch um des letzteren Schicksal besorgt. 1850 war er noch in der Beringstraße von Walfischjägern gesehen worden; aber seitdem war auch er verschollen. Da er gut verproviantiert war, so wartete man volle zwei Jahre, aber 1853 wurden sechs Schiffe und zwei Dampfschlepper unter dem Oberbefehl des Kapitäns Belcher ihm durch die Baffingbai entgegen gesandt. Bei dem Eindringen in die Eiswelt wurde eins der Schiffe als Magazinschiff festgelegt, um auf alle Fälle für die Rückzugslinie bereit zu sein. Zwei der suchenden Fahrzeuge, unter den Kapitänen Kellett und Mac Clintock gingen durch den von Parry 1819 entdeckten Lancastersund und die Barrowstraße, legten ihre Schiffe unfern der Stelle, wo damals Parry an der Melleville-Insel überwinterte, ins Winterquartier und unternahmen nun von hier aus nach allen Richtungen hin großartige Schlittenreisen, wofür sie eingerichtet waren. Da brachte von einer dieser Schlittenpartien ein Leutnant Clintocks ein Dokument mit, das unter einem auffallend hergerichteten Steinhaufen gefunden worden war, und in demselben war angegeben, daß Mac Clure auf der Nordostküste des gegenüber liegenden Bankslandes mit seinem Schiffe eingefroren sei und schwerlich wieder loskommen würde. Das Dokument war zwar schon alt, aber fand man ihn nicht selbst, so konnte man zweifellos doch seine Spur verfolgen. Sofort

wurde eine Schlittenpartie dorthin abgesandt, und siehe da: eines Tages nahten sich bleiche, schmutzige Gestalten, die über das Eis mehr daherschlichen, als gingen. Mac Clintock war gerade zur rechten Zeit gekommen, denn da an ein Loskommen des Schiffes nicht zu denken war und die Vorräte zu Ende gingen, so war Mac Clure bereits entschlossen gewesen, über das Eis nach dem Festlande hin seine Rettung zu versuchen.

Nun ergab sich, daß Mac Clure von der Beringstraße her Banksland erreicht, auch noch das Albertland neu entdeckt und nun die Absicht hatte, durch die Prinz Walesstraße im Süden von Banksland, die ihn nach seiner Berechnung ganz richtig nach der Melville-Insel führen mußte, dorthin zu segeln, und so den äußersten Punkt zu treffen, den Parry schon 1819 von der andern Seite erreicht hatte. Da aber war er eingefroren und hatte nun schon zwei Winter hier zubringen und von den glücklicherweise in reichlicher Menge vorhandenen Vorräten leben müssen. Damit war nun allerdings das seit Jahrhunderten gesuchte Problem der nordwestlichen Durchfahrt gelöst: aus der Baffinbai durch den Lacastersund und die Barrowstraße an der Südküste der Melville-Insel hin, von da hinüber zur Banksinsel, an deren Südküste durch die Prinz Walesstraße in das dort wieder offene Meer zur Beringstraße. Wie man diese arktische Inselwelt nach allen diesen Expeditionen kennen gelernt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es außer dieser Durchfahrt auch noch manche andere geben wird, aber sie sind allesamt höchst selten oder vielleicht auch nie so zu passieren, daß ein Fahrzeug den Weg glatt hindurch zurücklegen könnte, daß es sogar sehr unsicher ist, ob dasselbe, einmal im Eise festgelegt, überhaupt jemals wieder loskommt. Es folgt also daraus, daß Mac Clintock und Mac Clure die so lange gesuchte nordwestliche Durchfahrt zwar entdeckt haben und zwar jeder zur Hälfte, daß sie aber für den Schiffsverkehr in keiner Weise brauchbar, also so gut wie nicht vorhanden ist.

Die nordwestliche Durchfahrt also war gefunden, des unglücklichen Franklins Schicksal aber damit ebenso wenig aufgeklärt. Da erhielt, fast um dieselbe Zeit, wo Mac Clure und Mac Clintock einen solchen Triumph feiern konnten, der Kapitän Rae, welcher am Kupferminenflusse hoch oben im Norden mit Vermessungsarbeiten beschäftigt war, von Eskimos Kunde von weißen Leuten, die vor vielen Jahren in den furchtbaren Einöden in der Nähe der Küste ohne Schiffe gesehen worden waren. Rae, ein Freund und Gefährte Franklins auf jener oben erwähnten Landexpedition, der sich dann auch an den Fahrten zur Aufsuchung der Verschollenen beteiligt hatte, kam sofort auf den Gedanken, daß hier nur von Franklin und seinen Leuten die Rede sein könne. Ein paar Kenner der Eskimos wurden auf Raes Meldung zu ihm gesandt, und was sie von den Wilden erfahren konnten, das vermochte Raes Annahme nur lediglich zu bestätigen. Da sich die englische Regierung aber weigerte, nach all den großen und außerordentlich kostspieligen Anstrengungen zur Aufsuchung Franklins nach ein Weiteres zu tun, weil sie die abermalige Nutzlosigkeit vorweg annahm, so rüstete Lady Franklin mit Unterstützung reicher Freunde den kleinen, aber starken Dampfer „Fox“ aus, und Mac Clintock übernahm die Aufgabe, den erhaltenen Spuren nachzuforschen. Der Fox war auf alle Fälle für mehrere Winter reichlich versehen worden, auch für Schlittenpartien war reichlich vorgesorgt, denn man

mußte auf jede Gefahr der Eisregionen gefaßt sein, und diese Vorsicht erwies sich nicht als überflüssig. Mac Clintock nahm den alten, ihm schon bekannten Weg, suchte sich dann aber, nachdem er wieder einen Winter festgelegen, nach Süden durchzuwinden, denn nach den erhaltenen Nachrichten waren die Spuren der Verschollenen nicht im höheren Norden, wo man bisher stets gesucht hatte, sondern in der Nähe der Nordküste des Festlandes zu suchen, wo noch die Stämme der amerikanischen Eskimos umherstreiften. Es kam der zweite Winter, und das Schiff wurde wieder vorsichtig festgelegt, um ein gänzliches Einfrieren zu verhindern. Auf den zahllosen Streifereien, die nun unternommen wurden, traf man bald auf Spuren von Eingeborenen, und erhielt von diesen Winke, die noch weiter nach Süden zeigten und schließlich auf die Insel König Williamland gedeutet werden mußten, welche im Schutze der Halbinsel Boothia Felix unmittelbar am Festlande gelegen, und von diesem nur durch die Simpsonstraße getrennt ist.

Diese Insel wurde nun auf zahreichen Schlittenpartien aufs genaueste durchsucht, und die Nachrichten der Eskimos fanden sich bestätigt. Es fanden sich zahlreiche Spuren, daß hier Weiße gewesen waren, endlich auch Menschenskelette, und man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß man die Überreste der unglücklichen Seefahrer vor sich habe. Ein auffallend aufgebauter Steinhaufen ließ vermuten, daß darunter wieder sichere Nachrichten gefunden werden würden, wie dies im hohen Norden üblich ist und sich auch bei der Auffindung Mac Clures schon bewährt hatte. Auch diesmal hatte man sich nicht getäuscht, denn man fand unter dem Steinhaufen eine Benachrichtigung von dem Leutnant Crozier, dem zweiten Kommandanten der verunglückten Franklinschen Expedition. Aus dieser ging hervor, daß John Franklin selbst nicht mehr König Williamland erreicht hatte, sondern schon am 7. Juni 1847 gestorben war. Der Rest der Mannschaft hatte sich dann zweifellos, nachdem sie das Schiff verloren, nach Süden durchzuschlagen versucht, um das Festland zu erreichen, und war bis hierher gelangt. Hier mußte dann die Katastrophe stattgefunden haben, und wie schrecklich dieselbe gewesen, das bewiesen die von den Wölfen oder andern wilden Tieren abgenagten Skelette. Als dann später, 1879, der Amerikaner Schwatka über Land hierher kam, konnte er durch genaue Untersuchungen an Ort und Stelle und bei den Eingeborenen diese traurigen Tatsachen nur lediglich bestätigen.

Nordöstliche Durchfahrt. Die sogenannte nordöstliche Durchfahrt, d. h. die Fahrt aus dem Atlantischen Ozean im Norden von Europa und Asien herum und durch die Beringstraße in den Großen Ozean, führt uns zurück in das sechzehnte Jahrhundert und zu Sebastian Cabot. Wir haben gesehen, daß derselbe gleichzeitig mit Magelhaens den Plan faßte, nach einer Durchfahrt durch Amerika zu suchen und so aus dem Atlantischen in den Großen Ozean und nach China und Indien zu gelangen. Aber wie Magelhaens ganz im Süden eine solche Durchfahrt vermutete und auch wirklich fand, so hatte Cabot seine Hoffnung auf den Norden gerichtet und fand sich hier grausam enttäuscht, denn die Eisbarrieren versperrten ihm den Weg und zwangen ihn zur Umkehr. Er verließ die unwirtlichen Gewässer des Nordens, in die er durch die Hudsonstraße bis

in die Hudsonbai gelangt sein soll, wofür aber die Beweise fehlen, mit der Überzeugung, daß da eine Durchfahrt unmöglich sei, und dieser Ansicht wußte er auch daheim in England Geltung zu verschaffen. Allerdings zerstörte er damit die Erwartungen nicht nur seiner Auftraggeber, die ihn ausgesandt hatten, sondern auch vieler Handelshäuser, welche große Hoffnungen auf einen solchen eigenen Weg nach China und Indien gesetzt hatten. Das Urteil des Großpiloten von England, wozu Cabot ernannt worden war, galt aber als maßgebend. Um so begieriger griff man deshalb nach einem neuen Plan, mit welchem derselbe nun ans Licht trat.

Jeder Schiffer wußte damals schon, daß der Norden Europas nicht vom Eise belästigt wurde, die Küsten vielmehr den größten Teil des Jahres hindurch eisfrei waren. Daß diese Tatsache nur eine Folge des Golfstromes sei, der aus dem heißen Amerika kommend, mit seinem noch immer wärmeren Wasser diese Küsten bespült, das wußte man noch nicht und noch weniger, bis wie weit sich diese Wirkung des Golfstromes erstreckte. Die Tatsache, daß im Norden von Europa der Schiffahrt, wenigstens während eines großen Teiles des Jahres, durch das Eis keinerlei Hindernisse bereitet werden, war für Cabot genügend, um den Plan zu entwerfen, die Fahrt nach China und Indien nun in entgegengesetzter Richtung zu versuchen. Daß er mit diesem Plan nicht bald nach der verunglückten Nordwestreise, sondern erst viel später hervortrat, läßt vermuten, daß er dazu erst von anderer Seite angeregt worden ist, nämlich durch ein Buch des Grafen Sigm. von Herberstein, welcher als Botschafter des deutschen Kaisers mehrmals von Wien an den Zarenhof nach Moskau geschickt worden war und Rußland ziemlich genau kennen gelernt hatte. Das erwähnte Buch, welches im Jahre 1549 erschien, gilt noch heute als das beste Werk über das ältere Rußland. Auch eine Karte gab er mit heraus, auf welcher schon der Ob als Fluß gezeichnet war und hinter seiner Mündung ein großes, offenes Meer. Da mag denn Cabot wohl, und nicht unrichtig, gefolgert haben: da China an der Ostseite Asiens liegt, so muß man zu dieser von Westen nach Norden herum gelangen können, wenn man durch jenes Meer fahre, und so mag der Plan entstanden sein, mit dem er bald nach dem Erscheinen des Herbersteinschen Buches hervortrat. Bei seinem Einfluß wurde es ihm nicht schwer, reiche Leute für den Plan zu gewinnen, und so wurde denn 1553 der erste Versuch einer nordöstlichen Durchfahrt ins Leben gerufen.

Drei Schiffe wurden ausgerüstet und unter den Befehl bewährter Seeleute gestellt, und es war nichts verabsäumt worden, was für eine lange Seefahrt nötig erscheint. Nur eins war vergessen worden: man hatte nicht daran gedacht, daß die Schiffe die Fahrt nicht so rasch vollenden könnten, ohne daß sie vor Erreichung ihres fernen Zieles vom Winter überrascht werden würden, und daß dieser dort im hohen Norden dieselben Vorbereitungen erfordere, wie eine Fahrt in die Baffinbai. Diese Versäumnis sollte zweien der Schiffe verhängnisvoll werden, während gerade der Winter dem dritten zu einem Erfolge verhalf, den sich niemand hatte träumen lassen, allerdings nach einer ganz andern Seite hin, die weder mit China, noch mit Indien etwas zu tun hatte.

Zum Führer der Expedition war Sir Hugh Willoughby ernannt worden, und

dieser hatte für den Fall, daß die Schiffe auseinander kommen sollten, den Hafen Vardö im Varanger Fjord im nördlichen Norwegen, bis wohin sonst schon englische Fischer gekommen waren, zum Sammelpunkte bestimmt, wie dergleichen bei gemeinschaftlichen Fahrten immer vorgesehen wird. Die Schiffe hielten sich fern vom Lande, wurden aber auf der Höhe des Nordkaps von einem fürchterlichen Sturm überfallen, der Willoughby und eins der andern Schiffe ganz in die hohe See hinaustrieb, während das dritte nach der Küste verschlagen wurde. Dem Führer dieses Schiffes, Richard Chancellor, gelang es, hier sein Schiff zu bergen, und da er nicht hoffen konnte, die Gefährten wieder zu finden, so beschloß er, nun langsam der Küste zu folgen und den bestimmten Sammelplatz aufzusuchen. Hier wartete er lange, aber es ließ sich keins der Schiffe sehen, da diese jedoch unbedingt nach der Küste zurückkehren mußten, so folgte er dieser weiter, was ihm um so geratener schien, als inzwischen die Jahreszeit vorgerückt war und sich die Vorboten des Winters meldeten. So gelangte er langsam um die große Halbinsel Kola herum in das Weiße Meer, in das er hineinsteuerte und schließlich in die Mündung eines großen Flusses einlief. Hier standen die Hütten eines umfangreichen Dorfes, bei dessen Bewohnern die Ankunft eines großen, fremden Schiffes natürlich ungeheures Aufsehen machte. Chancellor fand jedoch die freundlichste Aufnahme. Der Fluß war die Dwina, und aus dem Dorfe hat sich in der Folge nach und nach die heutige bedeutende Handelsstadt Archangel entwickelt.

Es war nun die Frage, ob er hier liegen bleiben oder der Küste noch weiter folgen solle, um womöglich die Gefährten zu treffen. Notgedrungen mußte er sich zu dem ersteren entschließen, denn die Russen, welche hier zum größten Teil vom Fischfang lebten und die Natur ihres Meeres kannten, machten ihm begreiflich, daß der Winter vor der Tür sei und wenn er weiter führe, sein Schiff sehr bald vom Eise umlegt sein würde. Da er nun auf den Winter in keiner Weise vorbereitet war, während er hier von der Freundlichkeit der Bewohner jede Hilfe glaubte erwarten zu dürfen, so gab es für Chancellor keine Wahl, obwohl er nicht ohne Besorgnis blieb, da die Ankunft der Fremden dem Zaren Iwan in Moskau gemeldet werden mußte und er von diesem so mancherlei hörte, was ihm sehr bedenklich erschien. Dem war aber nicht auszuweichen, und nach einigen Wochen erfolgte auch eine Einladung der Fremden nach Moskau. Iwan der Vierte nämlich, der erste moskowitische Großfürst, der den Zarentitel angenommen hatte, führte den Beinamen der Schreckliche oder der Grausame, den er einerseits durch die furchtbare Grausamkeit, mit der er die Freiheitsgelüste von Nowgorod, Twer und andern Städten niedergeschlagen hatte, mit Recht verdiente. Anderseits konnte ihm aber auch ein weiter Blick für die Hebung seines wilden Landes nicht abgesprochen werden, denn er zog viele fremde Handwerker, Gelehrte und Künstler ins Land und suchte die höhere Kultur Westeuropas seinem Volke zugänglich zu machen. Das veranlaßte ihn auch, die in Archangel erschienenen Fremden an seinen Hof einzuladen, und Chancellor mußte dieser Einladung wohl oder übel Folge leisten.

Die Aufnahme am Zarenhofe in Moskau hob ihn über alle Befürchtungen hinweg, denn die Engländer wurden mit der größten Auszeichnung empfangen und mußten als

geehrte Gäste den Winter über in Moskau bleiben. Diesen begünstigten Aufenthalt benutzte Chancellor, um die russischen Verhältnisse kennen zu lernen, Handelsverbindungen anzubahnen und darauf hinzielende Verträge abzuschließen. Mit diesem unerwarteten Erfolge in der Tasche kehrte er, nachdem das Weiße Meer wieder eisfrei geworden, nach England zurück, und hinter dem Jubel darüber trat das unglückliche Schicksal, welches die beiden andern Schiffe betroffen, in den Hintergrund. Willoughby war nämlich von dem Sturm ganz nach Norden hinaufgetrieben worden, und die beiden Schiffe hielten sich tapfer zusammen. Er soll bei dieser Gelegenheit, also schon 1553, Spitzbergen gesehen haben, doch gibt sein aufgefundenes Journal dafür keinen bestimmten Anhaltepunkt. Nachdem die beiden Schiffe in den hochnordischen Gewässern eine Zeitlang umhergekreuzt waren, der Winter aber sich sehr bald fühlbar machte und die Eismassen immer drohender heranrückten, mußte Willoughby, um der Gefahr des Einfrierens auf hoher See zu entgehen, endlich nach der Küste zurückkehren und diese in möglichst geradester Linie zu erreichen suchen. So gelangte er an eine meilenweit unbewohnte Küste an der Arzina, wo russische Fischer im nächsten Frühjahr die beiden Schiffe eingefroren, außer einigen gleichfalls erfrorenen Leuten darin von der übrigen Mannschaft jedoch keine Spur fanden. Man hat auch nie wieder von ihnen gehört.

Auf Grund der Verträge, welche Chancellor aus Rußland mitgebracht, wurde nun in England eine Moskowitische Handelsgesellschaft gegründet, und schon 1555 ging eine ganze Handelsflotte unter Chancellors Führung nach Archangel in See, und dieser Handel mit Rußland gewann bald einen lebhaften Aufschwung. Daneben ließ man jedoch den ursprünglichen Plan, auf diesem Wege China zu finden, auch nicht aus den Augen, und 1556 wurde ein trefflich ausgerüstetes Schiff unter Kapitän Burrough abgeschickt, um den unterbrochenen Plan wieder aufzunehmen. Er gelangte, sich immer der Küste möglichst nahe haltend, auf einer Fahrt von fast drei Monate bis an die Grenze des europäischen Nordens, entdeckte am 25. Juli Nowaja Semlja und war nicht wenig erstaunt, hier eine ganze Anzahl von russischen Fischerbooten in Tätigkeit anzutreffen. Von ihnen erhielt er wertvolle Nachrichten über das dahinter liegende Karische Meer und den Obifluß, auch über die Karische Straße, welche südlich von dem neu entdeckten Nowaja Semlja dorthin führen sollte. Mit neuem Mute beseelt, schlug er diese Straße ein, fand sie aber am jenseitigen Ende durch hohe Eisbarrieren völlig verschlossen und mußte nach wiederholten Versuchen, durchzudringen, die weitere Fahrt aufgeben und nach England zurückkehren.

Mit dieser Fahrt war nun allerdings ein großer Fortschritt verzeichnet und die Hoffnung, das ersehnte Ziel zu erreichen, mächtig gestiegen. Trotzdem aber haben alle Unternehmungen in derselben Richtung, deren die Entdeckungsgeschichte eine ganze Reihe verzeichnet, wie die Expeditionen unter Bassendine, Woodcocke, R. Browne, Pet, Jackman u. a. keine weiteren nennenswerten Resultate geliefert. Bis 1580 etwa währten diese Fahrten, auf denen man allerdings endlich auch die Karische Pforte passierte und dahinter das Karische Meer auf eine Strecke hin zu befahren vermochte; ferner wurde festgestellt, daß das Land südlich von der Karischen Straße auch nur eine Insel, die

Waigatschinsel ist, die vom Festlande durch die Jugorstraße getrennt wird. Das war aber auch alles, denn den weiteren Weg fand man regelmäßig von undurchdringlichen Eismassen versperrt, und so war es wahrlich nicht zu verwundern, daß man in England endlich den Mut verlor, an ein offenbar aussichtsloses Unternehmen ferner so ungeheure Kosten zu wagen oder vielmehr wegzuwerfen.

An die Stelle der Engländer traten nun die Holländer, welche 1594 eine Expedition, bestehend aus zwei größeren Schiffen unter Cornelison und Ysbrandts, und zwei kleineren unter Willem Barentszoon aus Amsterdam, gewöhnlich nur Barents genannt, zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt nach China aussandten. Von den beiden ersten ist weiter nichts zu melden, Barents aber gilt als einer der bedeutendsten Seefahrer in den Nordpolargebieten. Auf dieser seiner ersten Fahrt segelte er direkt nach Nowaja Semlja, das er jedoch nicht umfahren konnte, weil alle Versuche, das die Küste belagernde Eis zu überwinden, fehlschlugen. Er segelte deshalb nach Süden hinab und traf der Verabredung gemäß die übrigen Schiffe an der Waigatschinsel; sie fanden dann das Karische Meer anfänglich offen und lernten nun ein Stück der asiatischen Küste kennen, danach aber versperrte auch hier das Eis den weiteren Weg, und so kehrten sie denn nach Holland zurück. Immerhin war ein Stück der asiatischen Küste entschleiert worden, und infolgedessen wurde schon im nächsten Jahre eine Flotte ausgerüstet und mit wertvollen Artikeln versehen, bei welcher Barents als Obersteuermann und Jakob van Heemskerk als Faktor angestellt wurden. Die Flotte war aber viel zu spät ausgesegelt, gelangte zwar wieder bis ins Karische Meer, fand dann aber alles versperrt. Von asiatischen Samojeden, mit denen die Seefahrer in Verbindung traten, hörten sie wohl, daß, wenn sie noch fünf Tage fortsegelten, sie offenes Meer finden würden, aber dahin zu gelangen, war eben keine Möglichkeit, und so mußte auch dieses Unternehmen als resultatlos aufgegeben werden.

Die Erfolglosigkeit dieser Fahrten veranlaßte nun die holländische Regierung, fernere Mittel für diesen Zweck zu versagen und alles Weitere der Privattätigkeit zu überlassen. Die reichen Kaufleute von Amsterdam jedoch verloren den Mut noch nicht so schnell, und schon 1596 wurden wieder zwei Schiffe für die nordöstliche Durchfahrt ausgerüstet, und das eine von Willem Barents, das andere von Cornelis Rijp geführt. Auf des letzteren Betreiben schlugen die Schiffe diesmal von Lappland aus nicht den direkten Ostweg nach Nowaja Semlja ein, sondern wendeten sich nordwärts, mit der Absicht, in dieser Richtung zu bleiben, bis sie die Nordhöhe von Nowaja Semlja erreicht hätten, und sich dann erst nach Osten zu wenden; so hofften sie leichter um diese Insel herum zu kommen. Nach längerer Fahrt tauchte am 19. Juni Land auf, das sich aber als eine kleinere Insel erwies, die Barents nach einem Kampfe, der sich bei einem Landungsversuch mit einem Eisbären entspann, Bäreninsel nannte. Dieselbe Richtung ferner beibehaltend, wurde am 29. Juni ein großes Land entdeckt, das ebenfalls nicht Nowaja Semlja sein konnte. Es war das nun wirklich aufgefundene Spitzbergen, das Willoughby schon gesehen haben soll. Da hier vor Eisbarrieren nicht weiter zu kommen war, so gingen die Schiffe zunächst nach der Bäreninsel zurück; hier aber trennten sie

ſich, Rijp ſegelte noch einmal nach Spitzbergen zurück, um ſeine Idee, von hier aus um Nowaja herum zu kommen, auszuführen, während Barents gleich nach Oſt hinüber hielt und ſo Nowaja Semlja in kurzer Zeit erreichte.

In einer Bucht, die er Eishafen nannte, die ihm zu Ehren dann aber Barentsbai benannt worden iſt, wurde er vom Eis eingeſchloſſen, und gleich ſo unglücklich, daß das Schiff durch die Eisſchollen von unten hoch aus dem Waſſer emporgehoben wurde und die Seefahrer die Boote und Vorräte ſchleunigſt auf das Land retten mußten. Es blieb kein Zweifel, daß ſie den Winter hier würden verbringen müſſen. Glücklicherweiſe mangelte es nicht an Material, denn am Strande lag eine Fülle von angeſchwemmtem Treibholz, ſo daß ſie nicht nur ein feſtes Blockhaus erbauen, ſondern auch um Brennholz nicht in Verlegenheit kommen konnten. Die Kälte ſtieg nun von Tage zu Tage und die ſiebzehn Holländer hatten nicht einmal Inſtrumente, ſie zu meſſen, konnten nur aus ihren Wirkungen auf die Temperatur ſchließen. Nahm einer zufällig einen Nagel in den Mund, wie das bei der Arbeit oft üblich zu ſein pflegt, ſo riß er ſich beim Herausnehmen die Haut von den Lippen; Getränke, die ſie mitgeführt hatten, gefroren zu harten Maſſen und ſprengten die Gefäße; trocknete man Kleider, ſo blieb die vom Feuer abgekehrte Seite ſteif gefroren; die Schlafſtätten bedeckten ſich mit dickem Eiſe, das vor dem Gebrauch derſelben erſt abgeſchlagen werden mußte. Daß das Feuer überhaupt nicht ausgehen durfte, verſteht ſich von ſelbſt, aber der ganz ungewöhnliche Schneefall, der die Hütte ſehr bald vollſtändig begrub und ſie einem dichten Schneeberg ähnlich machte, half die Wärme im Innern vermehren. Anfangs November verſchwand die Sonne, und es kam eine einundachtzigtägige Nacht. Das machte indeſſen für das Leben der Einſiedler keinen weſentlichen Unterſchied, nur daß die Jagdausflüge einen größeren Umfang annahmen und mehr Zeit erforderten, da ſo manche Tiere nun nicht mehr zu finden waren. Aber nur die rüſtigſten der Leute vermochten dieſes Leben auf die Länge ohne alle Beſchwerde zu ertragen, die weniger rüſtigen litten entſetzlich, und ihre Leiden ſteigerten ſich von Woche zu Woche. Darunter befand ſich leider auch Barents ſelbſt, und nur ſein geiſtiger Mut hielt ihn aufrecht.

So verging die Winternacht, und zu Anfang Mai begann auch die See eisfrei zu werden. Nun mußten die Männer auf ihre Rettung ſinnen, denn das Schiff ſaß feſt, hoch auf einem Eisberg, und es war nicht daran zu denken, daß dasſelbe frei werden würde. Die einzige Möglichkeit der Rettung beruhte auf den Booten, die auch tief in den Schnee vergraben waren. Sie wurden mit Mühe herausgeſchaufelt und inſtand geſetzt, und am Morgen des 14. Juni 1597 konnten die wackeren Seeleute Abſchied von der menſchenleeren Küſte nehmen, auf der ſie nun acht Monate unter den unſäglichſten Entbehrungen zugebracht hatten. Barents hatte in das Boot getragen werden müſſen. Zuvor aber hatte er noch einen Bericht aufgeſetzt und von allen Leuten unterzeichnen laſſen, der, in ein Pulverhorn geborgen, in der Eſſe des Blockhauſes ſicher niedergelegt wurde.

Die Seefahrer durften hoffen, jetzt vor den nördlichen Küſten von Nowaja Semlja ruſſiſche Jagdboote zu finden, und ſo fuhren ſie denn an der Küſte hin und erreichten die vorſpringende Nordweſtſpitze, das Eiskap, wo Barents jedoch ſchon am 20. Juni

seinen Leiden erlag. Die Hoffnung auf russische Hilfe hatte sie nicht betrogen, sie fanden hier oben russische Seejäger und jeden Beistand, den diese zu leisten vermochten. Außer Barents starben noch vier Matrosen an völliger Erschöpfung, die Überlebenden gelangten Ende August an die Küste, von wo sie Gelegenheit fanden, in die Heimat zurückzukehren. Es sei hier gleich bemerkt, daß 276 Jahre später, nämlich im Jahre 1871, der Norweger Carlsen die Winterhütten von Barents und seinen Leuten auffand, zwar teilweise zerfallen, aber doch noch Hausgerät, Bücher, Karten, Münzen u. a. Der wichtigste Fund war ein zusammengeballtes Klümpchen, der Überrest jenes Schriftstückes, das Barents als Bericht hinterlassen hatte, und das dann, soweit es möglich war, entrollt und entziffert worden ist. Alle diese Barents-Reliquien befinden sich in der Modellsammlung des Marinedepartements im Haag.

Trotz all dieser Erfahrungen haben nachdem doch noch mehrere Fahrten der Holländer in den nordöstlichen Eisregionen stattgefunden und sind vereinzelt auch noch im 17. Jahrhundert vorgekommen, dann aber eingestellt worden, da niemand an die Möglichkeit einer Durchfahrt glauben konnte. Erst im 18. Jahrhundert wurden die Bemühungen um diese Eisregionen von den Russen wieder aufgenommen, nicht wegen einer nordöstlichen Durchfahrt, denn daran hatten sie kein Interesse, da sie mit China zu Lande schon lange in Verbindung standen, wohl aber um die Küsten Sibiriens und dessen Eismeergrenze festzustellen. Diese Arbeiten wurden von der russischen Regierung sogar ganz großartig in Angriff genommen. Im Jahre 1736 und 37 gelang es Malygin und Skuratow, von Archangel aus in das Karische Meer einzudringen, und, nachdem sie hier überwintert, die Samojedenhalbinsel zu umfahren und in den Obischen Meerbusen zu gelangen. Skuratow machte dieselbe Reise auch rückwärts, während sein Gefährte sich den Ob aufwärts begab und über Land nach Rußland zurückkehrte. Um dieselbe Zeit gelangte Owzin aus dem Ob an der Küste entlang in den Jenissei und von hier Sterlogow zu Schlitten bis nahe an die Taimyr-Halbinsel. 1739 und 40 untersuchten Laptew und Tscheljuskin von der Lenamündung aus die ganze Umgegend der Taimyrbucht und Taimyrhalbinsel, deren nördlichste Spitze jetzt als Kap Tscheljuskin des kühnen Forschers Namen trägt. Von der Beringstraße her sollte Vitus Bering die Küste untersuchen; in seiner Begleitung befanden sich die Naturforscher Steller und Gmelin, aber Bering starb, nachdem er die Küsten des nach ihm benannten Beringmeeres im Osten erforscht hatte, ohne in das Eismeer eingedrungen zu sein. 1760 gelang es Lochkin, durch die Waigatschstraße und das Karische Meer an die Ostküste von Nowaja Semlja zu kommen und diese Insel ganz und gar zu umfahren, während einige Jahre später Roßmyssłow entdeckte, daß Nowaja Semlja eine Doppelinsel wie Neuseeland ist, deren beide Hälften durch die Matotschkin-Schar getrennt werden. 1770 endlich schloß Liachow, welcher ein Rudel Rentiere von Norden her an die sibirische Küste kommen sah, daß draußen im Eismeere noch Land sein müsse, und die nähere Untersuchung des auffallenden Umstandes ergab die Entdeckung der Neusibirischen Inseln, welche durch die Elfenbeinfunde von vorweltlichen Elefantenzähnen für den Handel bald von großer Wichtigkeit wurden. Diese Inseln näher zu bestimmen, gelang erst dem

Baron von Wrangell im Jahre 1820, auf welche Aufgabe derselbe vier Jahre verwendete.

Erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte endlich die volle Aufklärung über die Existenz einer nordöstlichen Durchfahrt bringen, nicht aber gleichsam durch einen glücklichen Zufall, wie er im arktischen Amerika den endlichen Nachweis einer Durchfahrt brachte, sondern durch sorgfältige wissenschaftliche Beobachtungen und Berechnungen. Allerdings kam auch der glückliche Umstand hinzu, daß der Raum zwischen Asiens Nordküste und dem Pol nicht von einer Inselwelt ausgefüllt wird, wie der gleiche Raum in der Neuen Welt, wo die Hunderte von Straßen, welche diese Inselwelt nach allen Richtungen hin durchkreuzen, die Aufgabe, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, so außerordentlich erschweren mußten, während die nordöstliche Durchfahrt im großen und ganzen eine ununterbrochene Linie darstellt. Diesen Umstand hatten alle die getrennten Untersuchungen der Russen ergeben, allesamt hatten sie eine freie Küste klargestellt, die nur eisfrei zu sein brauchte, um befahren werden zu können. Die Hauptschwierigkeit hatte also bei allen früheren Versuchen in der Unzugänglichkeit des Karischen Meeres gelegen, und auf Grund dessen hatte der Naturforscher K. E. von Baer geradezu eine Theorie aufgestellt, welche die Undurchdringlichkeit der karischen Eismassen und infolge dessen die Unmöglichkeit einer Durchfahrt beweisen sollte. Da diese Theorie völlig zutreffend schien, so unterblieben denn auch alle Versuche einer Durchdringung des Karischen Meeres, obgleich die vorstehend erwähnten gelungenen von Malygin, Skuratow und Owzin, welche den wohl möglichen Küstenweg von Archangel durch das Karische Meer in den Ob und Jenissei bewiesen hatten, auch jene Theorie hätten ins Wanken bringen müssen. Aber auch außerdem war diese Theorie durch die Praxis schon lange widerlegt und zwar durch die sogenannten Fangmänner, wie man die Seeleute nennt, die sich um keine Entdeckungen kümmern, sondern nur der Jagd auf Walfische, Walrosse, Seehunde, Eisbären usw. obliegen. Wo immer ein neues Jagdgebiet erschlossen wird, da finden sich diese praktischen Seeleute immer sehr bald ein, und da sie ihre Fahrten Jahr für Jahr wiederholen, so lange sich das Gebiet nur irgendwie ergiebig erweist, so lernen sie dieses in jeder Beziehung ganz genau kennen, nicht nur nach dem mehr oder minder zahlreichen Erscheinen der Jagdtiere zu den verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch nach der Natur des Gebietes selbst in Bezug auf Stürme, Nebel, Eisverhältnisse usw. So hatten die Fangmänner, zu denen auch der erwähnte Carlsen gehörte, welcher die Barents-Reliquien auf Nowaja Semlja auffand, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Augen auf Nowaja Semlja und dessen Umgebungen gerichtet, wo ja durch die Russen ein großer Reichtum an Seetieren aller Art konstatiert war. Carlsen war der erste, der sein Glück hier versuchte, und die Ergiebigkeit dieses Jagdgebietes, das bisher nur von russischen Jägern und nicht für Handelszwecke besucht worden war, lockte andere bald zur Nachfolge. Wie überall, so hatten diese Fangmänner auch dem Karischen Meere seine Geheimnisse bald abgelauscht und richteten ihre Fahrten danach ein.

Ohne auf erhebliche Hindernisse zu stoßen, dehnten einige zu dieser regelmäßig jährlich wiederkehrenden günstigen Zeit ihre Fahrt bis an die große Insel an der West-

seite des Obischen Meerbusens aus, die sich als ein überaus ergiebiger Jagd- und Fangplatz erwies. „Diese ersten Reisen, denen seitdem natürlich jedes Jahr andere gefolgt sind, gehören zum merkwürdigsten, was die Geschichte der Schiffahrt aufzuweisen hat. Wie sie mit einem Schlage alle die irrigen Theorien über die Eisverhältnisse des Karischen Meeres umwarfen, so ließen sie auch erkennen, daß die zur Beschiffung dieser Gewässer am besten geeignete Jahreszeit nicht, wie man bisher geglaubt hatte, das Frühjahr und der erste Teil des Sommers, sondern vielmehr der Spätsommer und der Anfang des Herbstes, d. h. die Zeit zwischen dem Schmelzen des alten und der Bildung des neuen Eises ist."

Diese Verhältnisse scharf beobachtet und richtig beurteilt zu haben, war das Verdienst des schwedischen Naturforschers Adolf Erik Nordenskjöld, welcher schon viermal Spitzbergen und zweimal Grönland besucht und die Länder des hohen Nordens überhaupt als das eigentliche Gebiet seiner geologischen Forschungen erwählt hatte. Er maß den praktischen Erfahrungen der Fangmänner größere Bedeutung bei, als den gelehrten Theorien, und um sich von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, unternahm er 1875 selbst eine Fahrt ganz in der Art und Weise und zu der Zeit der Seejäger. Seine Berechnungen erwiesen sich als vollkommen richtig, denn mit einem kleinen Segler gelangte er ohne erhebliche Schwierigkeit nach Archangel und von hier durch die Jugorstraße in den Obischen und auch noch in den Jenisseiskischen Meerbusen und gelangte ebenso gefahrlos auch wieder nach Hause. Um ganz sicher zu gehen, wiederholte er im nächsten Jahre die Fahrt, und der Erfolg war derselbe günstige, trotzdem, daß 1876 von den Seejägern als ein sogenanntes schweres Eisjahr bezeichnet worden war. Ja, er sah in diesem Jahre sogar jenseits des Jenissei noch weithin freies Fahrwasser an der Küste und hätte zweifellos seine Fahrt nach Osten hin noch weit fortsetzen können, wenn dies überhaupt in seinem Plane gelegen hätte.

Auf Grund dieser günstigen Erfahrungen wurde nun der großartige Plan ausgearbeitet und ins Werk gesetzt, die seit Jahrhunderten gesuchte nordöstliche Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean aufs neue zu versuchen. Am 22. Juni 1878 verließen die Vega und ihr Beischiff, die Lena, den Hafen von Karlskrona, ausgerüstet mit allem, was für eine solche Fahrt als notwendig erachtet worden war. Die Vega machte erst noch einen Abstecher nach der Westküste von Nowaja Semlja, traf dann aber die Lena bei dem russischen Handelsdorfe Chabarowa in der Jugorstraße. Von hier begann nun die Fahrt am 1. August und verlief ohne jede Störung, trotz der Eismassen des Karischen Meeres, die sich aber schon sehr zerfressen zeigten, bis zum Meerbusen des Jenissei, wo im Dickſonhafen einige Tage Pause eintraten. Am 10. August wurde die eigentliche Ostfahrt angetreten. „Die schroff aus dem Wasser emporragenden, vielfach zerklüfteten Inseln auf der einen, die öde Festlandsküste mit der Reihe verlassener und verfallener Wohnstätten auf der andern Seite des Jenissei, das schmutziggelbe Wasser des Stromes, das, mit reißender Schnelligkeit durch die schmale Straße strömend, an jedem kleinen Felsvorsprung schäumende Strudel und Wirbel bildete, und über dem Ganzen der trübe, graue Himmel: es war ein Anblick wie geschaffen zum Vorwurf für

ein schwermütiges Stimmungsbild. Aber diese Melancholie in der Landschaft hatte, für den Augenblick wenigstens, nichts ansteckendes. An Bord der beiden Fahrzeuge herrschte die heiterste, hoffnungsfreudigste Stimmung. Der Gedanke, daß die Fahrt, die bis hierher immer noch durch verhältnismäßig bekannte Gegenden geführt hatte, jetzt eine wirkliche Entdeckungsreise werden sollte, erfüllte die ganze Schiffsgesellschaft mit Begeisterung." — Indessen wurden die Eisfelder immer mächtiger, doch wußte Kapitän Palander, der Führer der Vega, ihnen stets geschickt auszuweichen und seinen Weg zwischen ihnen hindurch zu finden. Weit hinderlicher war ihm der häufig einfallende undurchdringliche Nebel, der die Fahrt hier in dem unbekannten Fahrwasser häufig völlig unterbrach, und doch durfte er sich dem Lande, in dessen unmittelbarer Nähe er wohl ein eisfreies Meer gefunden hätte, nicht zu sehr nähern. Es war gar nicht selten, daß die Schiffe an einem Grundeisblock festgelegt werden mußten, weil man nicht von einem Ende desselben bis zum andern zu sehen vermochte, und nur durch fortgesetzte Tätigkeit der Dampfpfeife konnten die Fahrzeuge beieinander gehalten werden.

So stetig ging die Fahrt vorwärts, daß schon am 19. August die nördlichste Spitze Asiens, das Kap Tscheljuskin erreicht wurde, ein zu Schiff bisher noch stets unerreichtes Ziel, das bis jetzt immer nur auf Schlittenreisen besucht worden war. Man kann sich denken, welch ein erhebender Moment dies für alle Mitglieder gewesen sein muß. „In aller Eile", heißt es in dem Reisebericht, „wurde zur Feier der Landung ein Glas schwedischer Punsch geleert, dann zerstreute sich die Gesellschaft über die Landzunge, wo man sie bald alle mit den verschiedenartigsten Arbeiten beschäftigt sehen konnte. Hier war einer mit dem Quecksilberhorizont und dem Sextanten beschäftigt, um die geographische Lage des Ortes genau zu bestimmen, dort ein anderer, die Abweichung der Magnetnadel zu erforschen; hier sah man jemand mit Meißel und Hammer in der Hand fleißig an Steinen arbeiten, Stücke abschlagen und herausbrechen, dort einen andern mit einer großen Pflanzenkapsel auf dem Rücken alles nehmend, was an Pflanzen zu nehmen war; hier ging jemand mit einem halben Dutzend spritgefüllter Flaschen beladen und wendete vorsichtig die Steine am Boden um, nach Käfern suchend; dort ein anderer am Strande mit einer Büchse in der Hand, um einige Strandläufer oder Schnepfen zu erlegen, und dort hinten auf einem hohen Eisblock endlich sah man einen mit beutelustigen Blicken nach einem davongelaufenen Eisbären umherspähen. Und gleichzeitig besorgte ein Teil der Mannschaft die Schleppnetzzüge aus dem Meere, um womöglich die Zoologen bei ihrer Rückkehr vom Lande mit einem oder dem andern guten Fang überraschen zu können. Erst in später Abendstunde kehrten die Gelehrten an Bord zurück, hocherfreut durch Nordenskjölds Mitteilung, daß er, um eine gute astronomische Ortsbestimmung dieses wichtigen Punktes zu erhalten, die schon auf viel früher angesetzt gewesene Abfahrt bis zum Mittag des nächsten Tages hinausschieben wolle. In heiterster Laune nahmen alle noch an der Festlichkeit teil, mit der dieser denkwürdige 19. August an Bord der Vega beschlossen wurde, und bei der es weder an gutem Wein, noch an vielen gutgemeinten Toasten fehlte."

Danach dampften die Schiffe wieder nach Osten und erreichten am 28. das Mün-

dungsdelta der Lena. Von hier aus setzte die Vega den ferneren Ostweg allein fort, denn das Begleitschiff war mit Aufgaben für den gleichnamigen Fluß bestimmt und dampfte diesen stromaufwärts. Am nächsten Tage schon wurden die Neusibirischen Inseln erreicht, auf denen aber nicht gelandet wurde. Wenige Tage später dampfte die Vega am Kap Schelagskoi vorüber, und hier lernte man die ersten Tschuktschen kennen, die in Fellbooten herbeikamen und mit großer Behendigkeit an Bord kletterten. So ging es nun noch fast den ganzen Monat September hindurch langsam, aber stetig vorwärts, am 28. September jedoch war die Fahrt zu Ende, denn frisch sich bildende Eismassen verhinderten jedes Weiterkommen. Der arktische Winter hatte begonnen, und mit schwerem Herzen mußte sich Nordenskjöld entschließen, in der Koljutschinbai den Winterhafen zu beziehen. Und volle zehn Monate blieben nun die Reisenden eingeschlossen. Sie waren aber mit Vorräten aller Art aufs reichlichste versehen, so daß nie irgend welcher Mangel eintreten konnte, und Ausflüge in das Land zu allerlei wissenschaftlichen Beobachtungen, sowie häufige Besuche der Tschuktschen an Bord füllten die Zeit aus.

Im April 1879 sah man die ersten Schwärme von Zugvögeln, Anzeichen des Frühjahrs, und obwohl im Mai noch einmal strenge Kälte einfiel, so kam doch am 14. Mai schon durch Tschuktschen die Nachricht, daß die Beringstraße frei sei. Dennoch rührte sich die Eisdecke in der Koljutschinbai bis Mitte Juli nicht im geringsten. Erst am 18. Juli wurde eine Erschütterung und ein leichtes Schwanken der Vega bemerkbar, die Maschine wurde sofort geheizt, und am Nachmittage desselben Tages schon, nach 294 Tagen der Überwinterung, bewegte sich die Vega wieder langsam vorwärts. Nordenskjölds Unmut über die zehn volle Monate währende Einkerkerung ist völlig begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Vega nur 40 Stunden brauchte, um nun an das äußerste Ende von Asien und in die Beringstraße zu gelangen; wäre sie damals also nur höchstens einen halben Tag früher an der Koljutschinbai gewesen, so wäre die ganze Überwinterung nicht nötig gewesen, denn die Vega hätte die ganze Reise in einem einzigen Zuge zurückgelegt. Am 18. Juli hatte die Vega ihre Fahrt wieder begonnen, und schon am 20. befand sie sich angesichts des Ostkaps mitten in der Beringstraße. Die nordöstliche Durchfahrt war vollendet, und die ganze civilisierte Welt jauchzte den kühnen Nordpolarfahrern zu, die ein über vierhundert Jahre altes Problem, das so unermeßliche Opfer an Geld und Menschenleben gekostet, gelöst hatten, weil der rechte Mann sich fand, der auf die rechte Weise und von den rechten Kräften unterstützt, das Unternehmen glücklich durchführte, das so viele, mit den Verhältnissen der Seefahrt vertraute und erfahrene Männer für unausführbar erklärt hatten.

Der Beweis, daß diese Durchfahrt vorhanden sei, war zugleich aber auch ein Beweis dafür, daß sie als Handelsweg ebenso wenig nutzbar gemacht werden kann, wie die nordwestliche Durchfahrt.

Zum Nordpol. Neben den zahlreichen Nordpolarexpeditionen, welche nach einer nordwestlichen und nordöstlichen Durchfahrt suchten, hat es aber auch nicht an solchen gefehlt, die sich weder mit der einen, noch mit der andern beschäftigten, sondern an den

verschiedensten Punkten von Süden nach Norden in das Eismeer hineinsteuerten, teils um den Pol selbst zu erreichen oder doch in der einen oder andern Art wissenschaftlichen Zwecken zu dienen, teils auch wohl in dem Gedanken, daß eine nördliche Durchfahrt über den Pol ebensogut möglich sein könnte, wie eine andere.

Schon Henry Hudſon verſuchte 1607, alſo noch ehe er in die Baffinbai fuhr, im Oſten von Grönland einen Vorſtoß nach Norden. Er ſuchte das von Barents entdeckte Spitzbergen auf, um deſſen etwaigen Zuſammenhang mit Grönland zu konſtatieren,

Fiſchernaes.

wendete ſich dann nach Norden, fand ſchließlich aber doch die Weiterfahrt durch das Eis verſperrt; er will aber noch in der Ferne, etwa unter dem 80. Grade, Land geſehen haben. Von weiteren Unternehmungen in dieſer Richtung iſt dann bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts nichts zu vermerken, und der Walfiſchfänger Scoresby, welcher die Oſtküſte Grönlands bis über den 81. Grad hinaus verfolgte, fand darüber hinaus ſogar noch offenes Fahrwaſſer, war aber nicht zum Zweck von Entdeckungen hierher gekommen und mußte ſich ſeinem Geſchäfte zuwenden. Danach nahm dann die Aufſuchung der nordweſtlichen Durchfahrt und endlich das Verſchwinden John Franklins das ganze

Digitized by Google

Interesse der Nordpolarfahrten in Anspruch, an denen sich ja auch, wie wir gesehen haben, die Amerikaner beteiligten. Und sie waren es, die nun für die eigentlichen Nordpolarfahrten die hervorragendste Rolle übernahmen.

Derselbe Kaufmann Grinnell, der sich schon in so hochherziger Weise an den Franklin-Expeditionen beteiligt hatte, an welcher Fahrt auch Dr. Elisa Kent Kane teilnahm, ließ dasselbe Schiff, das sich damals so gut bewährt hatte, 1853 wieder aufs trefflichste ausrüsten und wählte eben den Dr. Kane zum Führer einer neuen Nordpolarfahrt. Dieselbe erhielt den Auftrag, in der Baffinbai nach Norden vorzudringen. Die Überfahrt von Newyork nach Grönland dauerte nur vier Wochen, schon am 1. Juli befand sich Kane im Hafen Fiskernaes und konnte seine Leute sich von der Seefahrt erholen lassen. Dann aber ging er in der Baffinbai nordwärts, und genau nach Baffins Angaben fand Kane hier am äußersten Ende die schmale Verengung einer weiterführenden Straße, die er Smithsund nannte. Hier drang er zwar noch tief ein, endlich aber versperrten Eismassen den Weg, und das Schiff mußte festgelegt werden. Auf Schlitten wurde nun die Küste untersucht und festgestellt, daß der sich verbreiternde Smithsund im Norden wieder in einen engen Kanal sich fortsetzt, der den Namen Kennedykanal erhielt. Auf der grönländischen Seite wurde der riesige Humboldtgletscher entdeckt, auf der andern Seite das Grinnelland. Von einem Berge aus will hier der Leutnant Morton nach dem Pole zu freies, offenes Meer gesehen haben. Das war der Fortschritt der polaren Entdeckungen durch Kane, denn sein Schiff kam nicht wieder los, und unter den größten Schwierigkeiten erreichte er mit seinen Leuten zu Fuß die dänischen Ansiedlungen wieder, von wo ihn dann ein dänisches Schiff nach Newyork brachte.

In dieselben Gewässer fuhr 1860 Dr. J. J. Hayes, welcher die Kanesche Expedition als Arzt begleitet hatte. Er fand sehr schwere Eisverhältnisse, konnte im Smithsund an der grönländischen Küste überhaupt nicht vorwärts kommen, sondern mußte nach Grinnellland übersetzen, von wo aus das Eis zu Schlitten und zu Fuß durchstreift wurde. Auf solcher Streife kam Hayes bis 81° 35′ und hat von hier aus ebenfalls eisfreies, offenes Meer gesehen. Ein breiter Spalt, der das weitere Vordringen unmöglich machte, an dessen Rändern die dunkle Flut plätscherte, erstreckte sich ostwärts und erweiterte sich einem großen Delta gleich, mit andern Strömen sich verbindend, bis er unter dem Wasserhimmel, der über dem nördlichen und östlichen Teile des Horizontes hing, in dem offenen Meere sich verlor. Auf weitere Entdeckungen mußte Hayes leider verzichten, denn die Schwierigkeiten häuften sich derart, daß er zurückkehren mußte.

Die nächste Polarfahrt ging 1868 von Deutschland aus. Am 24. Mai verließ die Germania, Kapitän Karl Koldewey, den Hafen von Bergen in Norwegen, war schon am 30. bei der einsamen Insel Jan Mayen und traf am 5. Juni auf die grönländische Küste unter 74° 15′. Eine ziemliche Strecke weit wurde dieselbe nordwärts verfolgt, dann hielt Koldewey nach Spitzbergen hinüber, das er nördlich umfuhr und dann zurückkehrte. Entdeckungen zu machen war er nicht ausgesegelt, sondern es sollte nur eine Art Probefahrt für die 1869 geplante eigentliche Expedition sein, die am 15. Juni Bremerhaven verließ. Das Hauptschiff war wieder die Germania unter Koldewey, sie

wurde von der Hansa begleitet, welche Kapitän Hegemann führte; als Leutnant diente auf dem Hauptschiff der gleich nachher wieder zu nennende Österreicher Julius Payer. Die Schiffe hielten den Kurs auf Grönland, wurden aber an der Eisbarriere in dem schweren Nebel getrennt und fanden einander, wie wir sehen werden, auch nicht wieder. Die Germania erreichte danach glücklich Ostgrönland, und hier legte Koldewey das Schiff bei der Insel Sabine in den Winterhafen. Auf ausgedehnten Partien mit Schlitten, die von den Leuten oft nicht ohne Mühe fortgebracht werden konnten, wurde die Küste weithin sorgfältig untersucht, auf der Karte festgelegt und damit die Aufgabe der Expedition erfüllt. Die Küste erhielt bis zum 77° hinauf den Namen Kaiser Wilhelmland. Der nördlichste Punkt, den Koldewey auf seinen Schlittenpartien am 15. April 1870 erreichte, wurde Kap Bismarck genannt, eine demselben südlich vorliegende Insel erhielt den Namen des Führers, Koldewey-Insel. Die Küste zeigte tiefe und zum Teil umfangreiche Fjorde. Als die Eisverhältnisse im Mai dem Schiffe wieder freie Bewegung gestatteten, machte Koldewey noch einen Versuch, nach Norden vorzustoßen, aber er kam nicht weit, denn schon unfern der Shannon-Insel, welche nur wenig nördlich über dem Winterhafen liegt, verhinderten undurchdringliche Eisbarrieren jeden ferneren Fortschritt. Da blieb denn nichts weiter übrig, als den Kurs wieder südwärts zu richten, und sich nun immer dicht an der Küste haltend, um dieselbe genau zu untersuchen, öffnete sich ganz unerwartet ein mächtiger Fjord, der augenscheinlich viele Meilen tief in das Land einschneidet: „eine Landschaft, wie man sie sich großartiger und außerordentlicher nicht denken kann. Da lag das Innere von Grönland vor unseren Blicken, wie eine prachtvolle Dekoration, wie eine Alpenwelt im höchsten Stil. Zu unseren Füßen die Mündung eines großen, treibeisfreien Fjords oder vielmehr Meeresarmes, der sich in unabsehbare Ferne nach Westen erstreckte, umsäumt von jäh und steil aufsteigenden Bergen, die sich nach Westen zu immer höher und höher auftürmten, bis in die Regionen des ewigen Schnees.“ Eine ganz im Hintergrunde aufragende ungeheure Pyramide ist mit 3480 m gemessen und Petermannspitze genannt, zu Ehren des Geographen Petermann, welcher diese Expedition vornehmlich veranlaßt hatte; eine andere zur Seite, 2200 m, erhielt den Namen des Leutnant Payer, der Fjord erhielt von Payer zu Ehren seines Landesherrn den Namen Kaiser Franz Joseph-Fjord.

So glücklich die Fahrt der Germania verlaufen war, die am 11. September wieder in Bremerhaven eintraf, so unglücklich endete die Hansa, glücklicherweise ohne daß ein Menschenleben dabei verloren ging. Als sie im Nebel von der Germania getrennt worden war, hatte Kapitän Hegemann seinen Kurs ebenfalls nach der Ostküste von Grönland genommen, war hier aber ins Eis geraten, so daß das Schiff von diesem vollständig umschlossen wurde. Die Pressung zeigte sich gleich so stark, daß das Schlimmste zu befürchten war, und in der Tat hatten die Hansamänner gerade noch soviel Zeit, die Boote mit allem Zubehör, die Instrumente und Vorräte auf ein großes Eisfeld zu retten, dann wurde das Schiff zerdrückt und ging unter. Das geschah am 19. Oktober 1869, und nun mußten die Schiffbrüchigen in ihrer Lage aushalten bis zum 7. Mai 1870. Das Eisfeld nämlich, auf welches sie sich mit Booten und Vorräten gerettet hatten, erwies sich als eine

riesige, bewegliche Eisscholle von etwa zwei Meilen Umfang, die ganz langsam nach Süden trieb. Da war ja nun allerdings vorläufig keine Gefahr zu befürchten, und die Männer konnten sich häuslich einrichten, und Gott bewahrte sie gnädig vor einem Sturm, dem auch diese Eisscholle schwerlich widerstanden haben würde. So ging es den ganzen Winter hindurch in kaum merkbarer Bewegung südwärts. Als aber der Frühling heranzog und der Schnee sich in Regen zu verwandeln begann, da wurde die Lage der Schollenschiffer doch bedenklich, denn ein Stück nach dem andern löste sich von der

Kaiser Franz Joseph-Fjord und Petermannspitze in Ostgrönland.

Scholle los, und es war Gefahr im Verzuge, daß diese ganz und gar auseinander barst. Da wurden denn die Boote fertig gemacht, ins Wasser gelassen, und nun ging es in diesen Nußschalen auf dem wilden Elemente weiter. Sie hielten sich immer in der Nähe des Landes, dessen Südspitze sie erreichen mußten. Und es geschah denn auch wirklich. Als sie um eine weit vorspringende Landspitze gebogen waren, hatten sie eine der grönländischen Ansiedlungen vor sich. „Es war ein unvergeßlicher Anblick," heißt es in dem Berichte. „Der Wind war uns günstig, wir setzten sofort Segel und hißten unsere Flagge. Wenige hundert Schritt vom Strande, auf grünem Grunde, erhob sich ein

ziemlich ausgedehntes rotes Haus, überragt von einem Türmchen. Es war das Missionshaus Friedrichsthal. Zur Seite, etwas weiter nach dem Ufer zu, stand ein ähnlicher kleiner Bau, in dessen Nähe eine dunkle Masse von Steinhütten lag, die Eskimobehausungen vermuten ließ. Weiter links öffnete sich ein breiter, aus Nord kommender Fjord. Hohe Berge umrahmten das freundliche Landschaftsbild, das im Hintergrunde mit blau dämmernden Gebirgen abschloß." Zweifellos ist diese Fahrt eine der abenteuerlichsten Begebenheiten in der Geschichte des Seewesens zu nennen, möglich natürlich nur dadurch, daß ein günstiges Geschick die Seeleute während der ganzen langen Zeit vor einem Sturme bewahrte. Von Friedrichsthal, wo sie selbstredend die herzlichste Aufnahme fanden, begaben sie sich dann nach Julianehaab und gelangten von hier auf einer dänischen Brigg nach Kopenhagen. —

Diesem deutschen Unternehmen schloß sich fast unmittelbar ein österreichisches an, das geführt von Koldeweys Begleiter Julius Payer und dem Leutnant Karl Weyprecht, am 13. Juni 1872 Bremerhaven verließ und nach Norden steuerte. Es schien, als ob diese Expedition von vornherein verunglücken sollte, denn sie hatte Ende August unter 74° 50′ das Eis erreicht, als das Schiff auch sofort umlegt und so fest eingeschlossen wurde, daß an ein Entkommen aus diesem Gefängnisse nicht zu denken war. Alle Anstrengungen, wieder frei zu werden, waren vergeblich, die Mächtigkeit des Eises spottete selbst der Pulversprengungen. Ohnmächtig gegen die Gewalt der Elemente mußten die Seefahrer mit dem meilengroßen Eisfelde treiben, auf dem sie sich zwar Bewegung verschaffen konnten, soviel sie nur mochten, das sie aber nicht losließ. Und so verging Monat auf Monat, die lange Polarnacht brach im Oktober an und währte bis zum Februar, der arktische Sommer kam, und die Seefahrer befanden sich noch immer in derselben schrecklichen Lage; es war allmählich klar geworden, daß das Schiff überhaupt nicht wieder frei werden würde. Glücklicherweise war Proviant genug vorhanden, daß sie wenigstens keine Not zu leiden brauchten. So kam abermals der August heran, und ein volles Jahr war vergangen, daß sie noch vor Beginn ihrer Arbeit in Untätigkeit versetzt worden waren. Da, es war am 30. August 1873, erscholl plötzlich der Ruf: Land! Es schien allen erst unglaublich, war aber doch volle Wahrheit, und obenein mußte es ein Land sein, das noch niemand gesehen hatte, denn hierher, soweit östlich von Spitzbergen, in so hohen Breiten, war noch nie jemand gekommen. Trotz der unsäglichen Freude hieß es aber doch, sich in Geduld fassen, denn ehe man dem Lande noch soweit hatte nahe kommen können, um es zu betreten, brach abermals die Polarnacht an, die hier 125 Tage dauert. Dann aber, es war im März, konnte die Untersuchung des Landes beginnen, und es wurde bald allen klar, daß man in der Tat ein bisher unbekanntes Land vor sich habe, das nun von den Österreichern zu Ehren ihres Landesherrn Kaiser Franz Josephland genannt wurde. Es bestand, wie die Untersuchung ergab, aus zwei gewaltigen Inselmassen, deren nördliche den Namen Kronprinz Rudolfland erhielt, beide getrennt durch den breiten Austriasund. Der fernste Punkt, den Payer am 2. April 1874 erreichte, war 82° 5′, von wo aus weit nach Norden noch ein hohes Kap gesehen wurde, das den Namen Kap Wien erhielt und dessen Umgebung das

Petermannland genannt wurde. Eine der glänzendsten Entdeckungen, die im Nordpolargebiete je gemacht worden, war vollbracht; was zuerst als ein tief beklagenswertes Unglück erschien, war zum Glück ausgeschlagen, denn wäre ihr Schiff nicht eingeschlossen und wären sie selbst nicht in Gefangenschaft gehalten und unfreiwillig umhergetrieben worden, so würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach niemals hierher gelangt sein, und das Franz Josephland wäre vielleicht heute noch unentdeckt. Allerdings galt es nun immer noch, die Entdeckung zu sichern, und es war keine leichte Aufgabe, denn das Schiff mußte aufgegeben und die Rettung in den Booten auf einer Fahrt nach Süden versucht werden, da man bei Nowaja Semlja russische Fischer zu treffen hoffen durfte. Und die Rettung gelang, ihre Hoffnung hatte sie nicht betrogen. In vier Boten wurde der Rückzug angetreten, Nowaja Semlja erreicht, und am 3. September 1874 gelangten die österreichischen Nordpolarfahrer auf einem russischen Schiffe nach Vardö. —

Auch auf dem alten Entdeckungsfelde im Westen von Grönland ruhte die Arbeit nicht. Hier war schon 1871 abermals ein Amerikaner, Charles Francis Hall, angekommen, der in glücklicher Fahrt von New York aus das Grinnell-Land erreicht hatte und sogar mit seinem Schiffe bis über den 82. Grad hinausgekommen war. Schlittenreisen bewiesen, daß das Land hier oben zu Ende geht, daß zwischen dem Grinnell- und dem östlich gegenüberliegenden Washingtonland der schmale Robesonkanal in ein offenes Polarmeer führt, das zu erreichen einem Schiffe allerdings völlig unmöglich zu sein scheint. Leider war die Expedition mit diesen Beobachtungen auch zu Ende, denn Hall erlag hier den Anstrengungen im hohen Norden, und die Mitglieder seiner Expedition konnten sich, da auch ihr Schiff aufgegeben werden mußte, nur in ähnlicher Weise retten, wie die Österreicher, mit Waljägern gelangten sie wieder in die Heimat.

Die veröffentlichten Beobachtungen Halls hatten bezüglich des äußersten Polarmeeres neue Anhaltepunkte gegeben, auf denen zum Weiterarbeiten die Engländer 1875 eine Expedition unter Sir Nares und Kapitän Markham aussandten. Sie fanden den Smithsund fast ganz eisfrei und konnten noch tief in den Robesonkanal hineindampfen, an dessen nördlichem Ende jedoch ungeheure Eismassen jedes Weiterkommen verwehrten. Auf zahlreichen Schlittenpartien, welche Markham und sein Leutnant Aldrich unternahmen, fanden sie Halls Beobachtungen bestätigt. Hier oben wich das Land nach Osten und Westen weit zurück, nur nach Norden war zwar nicht freies Wasser, aber doch nur See-Eis zu erblicken. Bis 83° 20′ drang Markham vor. Das mit dem Grinnell-Lande zusammenhängende nördlichste Land im Westen, welches Aldrich genauer untersuchte, wurde Grantland genannt, das östliche, zu Grönland gehörende, Naresland, und schon hier kam man zu der Überzeugung, daß Grönland eine Insel sei und nicht eine Halbinsel, wie man bisher angenommen hatte. Der Rückzug aus diesen Eismassen war zwar mit großen Schwierigkeiten verknüpft, aber er gelang vollkommen, und die englischen Nordpolarfahrer gelangten im Oktober 1876 glücklich wieder in die Heimat.

Ehe wir zum Schluß kommen, wollen wir nur noch einer Expedition gedenken, die am entgegengesetzten Ende der Polarregion tätig war. James Gordon Bennet nämlich, der Besitzer der großen amerikanischen Zeitung Herald, interessierte sich so außerordentlich

für Entdeckungsreisende, daß er große Mittel hergab, um solche zu unterstützen. So hatte er schon im Jahre 1871 einen Mitarbeiter seiner Zeitung, den nachmals so berühmt gewordenen Henry Stanley nach Afrika geschickt, um den verschollenen Reisenden Livingstone aufzusuchen. Jetzt nun war im Polarmeere Nordenskjöld von Europa unterwegs, um in nordöstlicher Durchfahrt den Großen Ozean zu erreichen, und man hatte längere Zeit schon keine Nachricht von ihm. Da ließ Bennet in San Francisco ein Schiff ausrüsten, die Jeannette, das unter der Führung des Leutnants George Delong durch die Beringstraße dem schwedischen Forscher entgegengehen und, wenn es ihn gefunden, weitere Polfahrten unternehmen sollte. Schon im August befand sich Delong in der Beringstraße, und da er hier hörte, daß Nordenskjöld seine Fahrt schon glücklich vollendet habe, so konnte er nun an den zweiten Teil seines Auftrages gehen. Nach einiger Ruhe dampfte er dem Nordpol zu, aber außer einigen kleinen Inseln, die aufgefunden wurden und die dann auch ihrem Entdecker zu Ehren den Namen Delong-Archipel erhielten, ist diese Fahrt resultatlos verlaufen. Das Schiff geriet nämlich nördlich über den Neusibirischen Inseln ins Eis, so daß an kein Loskommen zu denken war und die Mannschaft Rettung in den Booten suchen mußte. Das gelang nun zwar über die Neusibirischen Inseln nach der Küste des Festlandes, aber hier starben Delong und mehrere seiner Leute an Entkräftung, die übrigen erreichten die Ansiedlungen und endlich auch die Heimat. —

Alle diese neueren Polarfahrten, sowie viele kleinere, die noch stattgefunden haben, wurden überstrahlt von der kühnen Reise des Schweden Frithjof Nansen in den Jahren 1893 bis 96, der zuvor schon auch Grönland auf Schneeschuhen durchquert und dort wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen angestellt hatte. Er legte seiner Fahrt, die erst an den Nordküsten von Europa und Asien hin bis nach den Neusibirischen Inseln und dann erst ins Eismeer hinein gehen sollte, Beobachtungen zu Grunde, die eine Meeresströmungsverbindung zwischen der Beringstraße nach Grönland außer Zweifel stellten. Es waren Überreste des Delongschen Schiffes Jeannette an Grönlands Ostküste gefunden worden, die nur durch eine vorhandene Meeresströmung dahin gelangt sein konnten. Da eine solche südlich von Spitzbergen und Franz Josephland nicht existierte, so mußte unbedingt eine Strömung von den Neusibirischen Inseln, wo die Jeannette im Eise gescheitert war, nördlich über Franz Josephland und Spitzbergen vorhanden sein. Es mußte also ein Schiff, wenn es rettungslos in das Eis eingeklemmt werden sollte und nur so konstruiert war, daß es den Druck aushielt, von dem treibenden Eise unbedingt mit dieser Strömung von den Neusibirischen Inseln nach Grönland getragen werden. Nach neuen Prinzipien wurde das Schiff, der Fram, gebaut, den Nansens treuer Gefährte auf den Grönlandsfahrten, Otto Sverdrup, führen sollte; die Mannschaft von zwölf erfahrenen Seeleuten wurde sorgfältig ausgewählt und der ganzen Ausrüstung die peinlichste Aufmerksamkeit zugewendet.

Am 24. Juni 1893 verließ der Fram den Golf von Christiania und befand sich am 29. Juli bereits in Chabarowa an der Jugorstraße, wo ein größeres Rudel der für alle Nordpolarfahrten so notwendigen Schlittenhunde für Nansen in Bereitschaft gehalten

wurde. Am 3. August ging die Fahrt dann wieder vorwärts, und ohne besondere Störungen wurden am 18. September die Neusibirischen Inseln erreicht. Gern hätte nun Nansen den Delong-Archipel erreicht, wo die Jeannette untergegangen war, um von Ort und Stelle aus die Strömung zu untersuchen, doch war dorthin alles vom Eise versperrt. Als er aber an der Eismauer hinfuhr, wurde er bald gewahr, daß er sich bereits in einer mehr oder weniger nördlichen Meeresströmung befand, und genauere Untersuchungen hinterließen keinen Zweifel mehr, daß die Strömung, deren Wirkung dem ganzen Plan zu Grunde gelegt worden, gefunden war. Nun wurde unverweilt zur Ausführung geschritten. Man befand sich hier bereits in einer Höhe von 78° 50′. Der Fram wurde an einem Eisblock festgelegt und mußte festfrieren, was natürlich sehr rasch geschehen war. Jetzt war die Wirkung der Strömung deutlich sichtbar, denn langsam, aber stetig ging die Stromfahrt vorwärts, und man hatte im Laufe des Oktober bereits den 79° überschritten. Bisweilen wurde die Fahrt durch heftigen konträren Wind zwar aufgehalten und wohl gar weit rückwärts getrieben, doch glich sich das immer wieder aus, und das wackere Schiff hielt den fürchterlichen Eisdruck aus und krachte noch nicht einmal in den Fugen. So trieb der Fram mit der Strömung, wie es Nansen berechnet, den Winter und Frühling über bald vorwärts, bald mit konträrem Winde rückwärts, vorwiegend aber doch vorwärts, so daß man am 18. Juni 1894 bereits 81° 52′, am 24. Oktober 82° erreicht hatte und Weihnachten auf dem 83° feiern konnte. Anfang Januar 1895 hatte der Fram den stärksten Eisdruck auszuhalten und bestand die Probe glänzend. Mehr und mehr neigte sich die Drift dem Westen zu, und es wurde, da man endlich die Höhe von Franz Josephland erreicht hatte, klar, daß die Strömung dort hinüber ging und also nordwärts von Franz Josephland und Spitzbergen vorüber und nicht über den Nordpol führen mußte, wie ja auch hätte möglich sein können und wie Nansen auch wohl leise gehofft haben mag. Nun beschloß der kühne Forscher, das Schiff seinem Freunde Sverdrup allein zu übergeben, dasselbe zu verlassen und sich mit einer Schlittenpartie auf den Weg nach dem Nordpol zu machen.

Man muß allein schon staunen, wie ein Mensch überhaupt nur einen so verwegenen Plan fassen konnte, denn das hieß mit dem Leben abschließen, da an ein Wiederfinden des Fram natürlich nicht zu denken war. „Ich beschloß daher," schreibt Nansen, „niemand damit zu betrauen, sondern das Abenteuer selbst zu übernehmen, wiewohl an Bord genug kühne Seelen sich befanden. Als Begleiter wählte ich Leutnant Johansen, der freudig mein Anerbieten annahm. Zwar fühlte ich große Bedenken, meine Genossen zu verlassen, aber ich hatte solch volles Vertrauen in Sverdrups Tüchtigkeit als Führer, daß ich, selbst für den Fall des Schlimmsten, daß nämlich alle das Schiff verlassen mußten, was ich übrigens für unwahrscheinlich hielt, nicht zu befürchten brauchte, er würde nicht die ganze Mannschaft unversehrt heimbringen. Neue Schlitten von stärkster Konstruktion waren an Bord des Fram gefertigt worden, desgleichen zwei Kajaks (Eskimoboote), jeder 4 m lang und so geräumig, daß er einen Mann und Hunde, sowie Proviant auf vier Monate bergen konnte. Das Gestell dieser Grönlandsfahrzeuge war Bambus, das weitere Material aus Segeltuch, so daß das Ganze nur vierzig Pfund wog. Die Vorräte bestanden aus

den besten getrockneten und kondensierten Eßwaren. Die Hunde waren beständig träniert und Versuche mit dem Zelt und den Schlafsäcken gemacht worden."

Am 14. März 1895 verließen die Männer den Fram mit drei Schlitten, von denen zwei die Kajaks trugen, und achtundzwanzig Hunden. Rüstig ging es vorwärts, aber die Schwierigkeiten wurden immer größer. Die Schlitten mußten von den Männern über wahre Felsengebirge von Eis gebracht werden, denn die Hunde waren da nicht zu brauchen, und so ging es auf und ab unter donnernden, sich ewig bewegenden Eismassen. Am 7. April waren 86° 4′ erreicht, aber die Anstrengungen waren so furchtbar, daß die Männer ernstlich an die Umkehr denken mußten, da weit und breit, so weit Nansen ringsum auch auf Schneeschuhen rekognoszierte, keine Spur von Land zu entdecken war. Am nächsten Tage wurde denn auch die nördliche Richtung geändert, und es ging nun nach Südwesten, auf Franz Josephland zu. Fürchterlich waren die Anstrengungen, dazu gingen auch die Lebensmittel aus, und ein Hund nach dem andern mußte geschlachtet werden. Und was für eine Reise das gewesen sein muß, kann man daraus ermessen, daß sie erst am 12. August, also nach vollen vier Monaten, ein ausgedehntes Land erreichten, eine Kette von Inseln, die jedoch auf Payers Karte nicht angegeben waren. Zweifellos waren sie auf die unbekannte Westküste von Franz Josephland gestoßen. Dies konnte freilich ihr Ziel noch nicht sein, sondern sie mußten nach Spitzbergen hinüber, wo sie allein hoffen konnten, Waljäger zu treffen und mit deren Hilfe zurück zu gelangen. Kaum aber waren sie an Land gekommen, als auch ihre Kajaks vom Eise eingekerkert wurden, und so viele Versuche sie auch machten, weiter zu kommen, es war nicht mehr möglich, und sie mußten sich entschließen, hier zu überwintern, man denke: zwei Männer allein unter 81° 13′ n. Br. auf einer öden Insel, für ihren Unterhalt einzig und allein auf den Ertrag der Jagd angewiesen.

Aus Steinen, Erde und Moos wurde eine Hütte gebaut, über einen aufgerichteten Treibholzbalken wurden Walroßhäute gezogen, die das Dach bildeten. Eisbären und Walrosse waren das Hauptwild, die ersteren lieferten frisches Fleisch, die letzteren Feuerung und Licht. „Arbeit hatten wir keine", schreibt Nansen, „wir schlugen die Zeit mit schlafen und essen, mit essen und schlafen tot. Man glaubt, Skorbut entstehe durch Mangel an Bewegung, wir haben diese Theorie gründlich widerlegt. Unser Appetit war unstillbar; wir verschlangen unser Bärenfleisch mit immer gleicher Gefräßigkeit: Eine Stunde jeden Tages spazierten wir draußen im Dunkeln umher, wenn das Wetter es erlaubte; oft aber war es nicht rätlich, nur die Nase hinauszustecken. Oft lagen wir tagelang still, und nur die Notwendigkeit, Eis zu Trinkwasser zu schmelzen oder ein Bärenbein in die Hütte herein zu ziehen, trieb uns auf. Unsere einzige Gesellschaft bildeten die Füchse, die auf dem Dach knurrend mit dem Annagen unserer gefrorenen Bärenschinken beschäftigt waren. Das füllte oft unsere Träume mit Heimatsgedanken, und wir vermeinten, die Ratten daheim knabbern zu hören. So verstrich der Winter besser, als wir gehofft."

Am 19. Mai brachen die Männer, mit einem guten Vorrat von Bärenfleisch versehen, nach Süden auf und erreichten am 23. offenes Wasser. Die Erlösung sollte noch

früher kommen, als die beiden Männer erwarten konnten. Sie waren noch nicht aus den zahlreichen Inseln des westlichen Franz Josephlandes hinaus gekommen, und hatten einen schlimmen Tag gehabt, an welchem sie mancherlei Gefahr durchzumachen hatten. „Einen Tag verloren wir mit dem Ausbessern und Trocknen unserer Sachen. Am folgenden Morgen aber, gerade als ich mit der Anfertigung unseres Frühstücks beschäftigt war, hörte ich plötzlich durch das verworrene Lärmen der Seevögel Laute, die mich stutzig machten. War das Hundegebell gewesen? Ich mußte mich wohl getäuscht haben. Nichts als Vogelgeschrei tönte an mein Ohr. Doch halt! Da klang's wieder wie Hundegebell! Kein Zweifel, es waren Hunde in der Nähe. Ich lief und weckte Johansen: Ich habe Hunde gehört! sagte ich zu dem Verschlafenen, der mich aber gar nicht verstand. So schlang ich denn mein Frühstück hinunter, schnallte die Ski an und sauste davon. Wie ich mich der Küste nähere, sehe ich einen Mann auf mich zukommen — es war Mr. Jackson!"

Frederick Jackson, ein Engländer, war mit einer wohleingerichteten Expedition, an welcher eine ganze Anzahl von Gelehrten teilnahm, schon 1894 behufs wissenschaftlicher Untersuchungen nach Franz Josephland gegangen und hatte sich hier für mehrere Jahre vollständig eingerichtet, auch ein festes Blockhaus erbaut, das als Mittelpunkt der zahllosen Ausflüge diente. Er hatte auch einen eigenen Dampfer zur Verfügung, den Windward, welcher augenblicklich nach dem Festlande abwesend war, um von dort neue Vorräte zu holen. Seine Hunde waren es gewesen, die Nansen gehört hatte, und als er nun über das Eis dem Schall nach auf den Schneeschuhen davonsauste, war er von dem Blockhause aus gesehen worden und Jackson ihm entgegen geeilt. Die beiden Schweden mußten nun bei ihm bleiben, bis der Windward wieder zurück kam, der sie dann nach der Heimat brachte und in Vardö landete. Von dem Fram wußte hier noch niemand etwas, doch wenige Tage später traf die telegraphische Nachricht ein, daß auch das wackere Schiff in dem kleinen Hafen von Skjärö gelandet sei. In Tromsö trafen dann die Freunde zusammen, mit Jubel von der Bevölkerung und von der ganzen civilisierten Welt begrüßt. —

Es haben nun außer dieser letzten großen und weittragenden Unternehmung noch viele kleinere Vorstöße in das nördliche Polarmeer stattgefunden, aber alle nur darauf berechnet, das bisher Entdeckte näher zu untersuchen, besonders Spitzbergen und das Franz Josephland. Man kann sogar sagen, daß Spitzbergen, nach welchem jetzt ja auch schon Touristenfahrten eingerichtet sind, das bestbekannte Land der Polarwelt ist, denn es ist von Männern der Wissenschaft oft besucht und in jeder Beziehung ganz gründlich erforscht worden. Spitzbergen war ja auch der Schauplatz, von welchem aus eine der kühnsten Unternehmungen ins Werk gesetzt wurde, die je dagewesen sind, nämlich der Versuch des Ingenieurs und Luftschiffers Salomon August André, den Nordpol mit dem Luftballon zu erreichen. Der riesige Polarballon wurde in Paris gebaut und nach Spitzbergen transportiert. Am 11. Juli 1892 stieg der kühne Luftschiffer dann in die Höhe und — man hat bis heute nichts wieder von ihm gehört. Wo er ein Ende genommen hat, das wird auch wohl niemals aufgeklärt werden.

Auch in dem amerikanischen Teile der Polarwelt hat sich seitdem eine rege Tätigkeit entfaltet. Grönland ist, so unzugänglich es sich geberdet, auch im Innern mehrfach genauer untersucht worden, und es ist besonders der Amerikaner Peary zu nennen, der nun schon eine ganze Anzahl von Nordpolarreisen vollendet und sich namentlich um die Feststellung und genauere Untersuchung der Entdeckungen von Hall, Markham, Aldrich, Lockwood u. a. große Verdienste erworben hat. Jedenfalls ist nach seinen Beobachtungen nicht mehr daran zu zweifeln, daß Grönland mit dem amerikanischen Festlande nicht zusammenhängt, sondern eine riesige Insel ist.

3. Die Nordpolarländer.

Beginnen wir wieder mit dem eben verlassenen amerikanischen Teil der Polarwelt, so haben wir dreierlei zu betrachten: Das arktische Festland von Amerika, die demselben vorgelagerte Inselwelt, welche infolge des Suchens nach der nordwestlichen Durchfahrt mehr und mehr bekannt geworden ist, und endlich Grönland.

Das amerikanische arktische Festland ist seiner Natur nach mehr oder weniger übereinstimmend mit dem nördlichsten Sibirien. Die arktische Zone geht in großen Windungen durch den Bezirk, denn die Baumgrenze beginnt im Westen an der Beringstraße und dem Kotzebuesund, tritt bald dem Polarkreise näher, bald entfernt sie sich wieder von ihm nach Norden, erreicht am Mackenzie, dessen Delta noch völlig innerhalb der Baumgrenze liegt, sogar die Küste, läuft dann aber ziemlich stetig nach Südosten, überschreitet etwa auf dem 116. Grade westl. Br. den Polarkreis und kehrt nicht wieder in denselben zurück, so daß sich hier die polare Natur noch weit nach Süden hin über den Polarkreis hinaus ausdehnt.

Die Natur dieses arktischen Festlandes haben wir bereits kennen gelernt (S. 627 u. f.), namentlich als die Heimat des Moschusochsen, der nur hier in diesen armseligen Tundren lebt, und sonst nirgends auf der Welt. Nur westlich vom Mackenziedelta finden sich gebirgige Erhebungen, die im Romanzowgebirge bis zu 1440 m Höhe gipfeln, sonst ist das ganze Gebiet ebenes Flachland, das sich durch seinen Wasserreichtum auszeichnet. Gewaltige Ströme sind der Mackenzie-, der Kupferminen- und der Große Fischfluß, die aber nur mit ihrem Mündungsgebiet der arktischen Zone angehören, da sie sich in das Eismeer ergießen. Der nördlichste Fluß des nordwestlichen Amerika, der in jüngster Zeit wegen des Goldreichtums in seinem Gebiete so viel genannte Jukon, schneidet in das arktische Amerika nur mit einem großen nördlichen Bogen hinein, an welchem gerade das Fort Jukon liegt, und verläßt es dann wieder, um sich südwestlich in das Beringmeer zu ergießen. Kleine Flüsse, die sämtlich ins Eismeer gehen, sind der Kowak, Nunatak, Colville, Anderson, Erlane und Hoodriver. Der große Seenreichtum des britischen Nord-

amerika reicht nicht mehr in die arktische Zone hinein. Nur der Große Bärensee tritt noch mit einer großen Bucht in das polare Gebiet über, an der das Fort Confidence liegt. Der Buffalo-, Garry- und Macdougalsee liegen hart an der Grenze. Einige kleinere wie der Eskimosee u. a. sind nicht von Belang. Außer dem erwähnten Fort Confidence, das lange schon nur noch eine Ruine ist, nennen wir noch Jukon, Nigalek, La Pierres House, Nuwuak, Macpherson, Alt und Neu Good Hope, Anderson, Soldat, über den weiten Raum einzeln verstreute Ansiedlungen, die mehr oder weniger den Pelzhändlern und Pelzjägern ihre Entstehung zu verdanken haben. Die Hudsonbaikompanie, welche diese und viele andere befestigte Plätze, allerdings nur Blockhäuser, als Stationen für ihren Handel anlegte, hat zwar zu existieren aufgehört, da die Handelsgesellschaft, welche mit der Zeit daraus entstanden, ihre Besitzrechte an das Dominion of Canada verkauft hat, aber vielfach hat sie den Handel, namentlich den Verkehr mit den Indianern, heute noch in ihren Händen. Es handelt sich bei diesem Handel vornehmlich natürlich um Pelze der mannigfachsten Art, wozu in neuerer Zeit auch große Quantitäten von konservierten Forellen und Lachs getreten sind. Im Jahre 1897 verkaufte die Gesellschaft in London, dem einzigen Markt des kanadischen Pelzhandels, für 6300000 Mark Pelze, darunter allein 95000 Zobel für 1525000 Mark. In der Verkaufsliste von 1902 finden sich verzeichnet: Zobel, Biber, Seehunde, Waschbären, schwarze, braune, graue und weiße Bären, Nörz, Bisamratten (1650214 Stück), Ottern, Silber-, Kreuz-, Weiß- und Blaufüchse, Skunks, Wölfe, Vielfraße, Hermeline, kanadische Marder, Moschusochsen, Luchse u. v. a.

Die amerikanische arktische Inselwelt. Wie schon Mac Clure auf seiner Fahrt von der Beringstraße nach Osten festgestellt hat und wie weitere Eismeerfahrten noch bestätigt haben, ist das Polarmeer hier in seiner Westhälfte frei von Inseln. Diese beginnen erst etwa mit dem 125. Grade westl. Länge v. Gr. und füllen dann die ganze Osthälfte aus.

Verfolgen wir die Festlandsküste von der Beringstraße aus, so finden wir, daß dieselbe sich ungefähr auf dem 70. Breitengrade nach Osten hindehnt und daß sie in der ganzen Westhälfte keinerlei besondere Buchten und Vorsprünge hat. Mit dem 125. Grad westl. Br. erst beginnt mit der vorgelagerten Inselwelt auch die Küste gegliederter zu werden, bis sich ganz im Osten die großen Halbinseln Boothia Felix und Melville weit vorschieben, beide voneinander durch die Committeebai, und Melville durch den Foxkanal von Baffinland getrennt. Der Küste am nächsten liegt im Westen ein Landkomplex, welcher aus dem Wollastone-, Prinz Albert- und Viktorialand besteht und von dem noch nicht klar ist, ob er sich nicht aus mehreren Inseln zusammensetzt. Die Delphin- und Unionstraße, die Coronationbai, die Dease- und die Viktoriastraße trennen ihn vom Festlande. Östlich von letzterer Straße schließt sich, in der Bucht von Boothia Felix liegend, die Insel König Williamsland an, vom Festlande nur durch die schmale Simpsonstraße getrennt. Die genannten Inseln bilden eine südliche Reihe. Eine mittlere Reihe beginnt im Westen mit Banksland oder Barringinsel, vom Albertland durch die Prinz Walesstraße, von der nördlichen Inselreihe durch die Mac Clure- oder Banksstraße

getrennt. Beide Straßen münden östlich von Banksland in den breiten Parry- oder Melvillesund, welcher nach Osten die Küste von Prinz Walesland bespült, das im Südwesten durch den Mac Clintocksanal von Viktorialand, im Osten durch die Franklin- und Peelstraße von der Insel Nord Sommerset geschieden wird, die wieder im Osten die Prinz Regentstraße von Baffinland trennt. Zwischen dieser mittleren Inselreihe und der nördlichen liegt nun die uns schon bekannte nordwestliche Durchfahrt, nämlich dee Lancastersund, welcher mit seiner westlichen Fortsetzung, der Barrowstraße, in den Melvillesund und von diesem durch die Mac Clurestraße in das freie westliche Meer führt. Hier beginnt die nördliche Inselreihe, welche insgesamt der Parry-Archipel heißt, mit der Prinz Patrickinsel, welcher nachfolgen: die Inseln Melville, Bathurst, Cornwallis und Nord Devon, die nun östlich schon von der Baffinbai bespült wird. Was etwa über dieser nördlichen Inselreihe noch bis zum Pol liegt, ist unbekannt. Von diesem Raume kennt man nur den Rand, welcher an dem schmalen Kanale liegt, der durch Smithsund, Kennedy- und Robesonkanal aus der Baffinbai in das äußerste Polarmeer gebildet und durch die Namen Nord Lincoln, Grinnellland und Grantland bezeichnet wird. Das letztere begrenzt mit einer langen, von Osten nach Westen streichenden und von Aldrich untersuchten Küste das äußerste Polarmeer.

Von allen diesen Inseln ist nicht mehr zu sagen, als was wir schon in dem vorstehenden Abschnitt kennen gelernt haben, und wir wenden uns deshalb zu:

Grönland. Auch über Grönland ist in den vorstehenden Kapiteln schon so viel mitgeteilt worden, daß nur wenig noch nachzutragen bleibt. Wie es von den Normannen entdeckt und besiedelt, danach vollständig vergessen wurde, bis es durch den Missionar Egede wieder aus der Vergessenheit auftauchte und nun von den Dänen besetzt wurde, das alles ist schon mitgeteilt worden.

Selbstverständlich sind nur die Küsten des Landes bewohnbar, denn das Innere erscheint vollkommen vergletschert. Schon die Normannen unterschieden in ihren Ansiedlungen einen Westbau und einen Ostbau, doch haben genaue Untersuchungen festgestellt, daß mit letzterem nicht die Ostküste gemeint ist, sondern vielmehr die von Christianssund bis Arhut sich ziemlich breit von Ost nach West hinstreckende Südküste. Die Ostküste war völlig unbewohnt und hat erst in ganz jüngster Zeit in der 1894 gegründeten Handels- und Missionsstation Angmakfalik einen Stützpunkt für die Forschungen erhalten. Bekannt ist die Ostküste bis etwa zum 78. Grade hinauf und wird von Süden nach Norden König Frederik VI.-Küste, Egedeland, Scorosbyland und König Wilhelmland genannt, letzteres von Koldewey und Payer untersucht, die hier den prachtvollen Franz Joseph-Fjord entdeckten.

Die Westküste ist ziemlich stark besiedelt und wird von Süden nach Norden in die Distrikte Julianehaab, Frederikshaab, Fiskernaes, Godthaab, Sukkertoppen, Holsteinborg, Egedesminde, Christianshaab, Jakobshavn, Ritenlenk und Omenak geteilt. Darüber hinaus findet sich nur noch der Bezirk von Upernivik oder Upernavik mit der gleichnamigen Stadt, dem nördlichsten Handelshafen der Welt, der trotz seiner Lage in der hohen Breite von 72° 48′ doch permanent bewohnt ist. Nur die Urbewohner, der grönländische

Stamm der Eskimo oder Skrälinger, wohnt noch höher nach Norden hinauf und hat noch Sitze am Smithſund. Der Verkehr in Upernivik währt natürlich nur kurze Zeit. Anfang Oktober verlaſſen die letzten Schiffe Grönland, und dann iſt bis zum nächſten Juni alles ſtill und tot. In dieſer kurzen Zeit werden doch an Einfuhr wie Brot, Butter, Erbſen, Speck u. a. 631 000, an Ausfuhr (1899) 325 000 Kronen umgeſetzt. Ausgeführt werden vornehmlich Seehundsfelle, Pelzwerk von Bären und Füchſen, Eider-

Kap Chriſtianſen in Grönland.

daunen und andere Vogelfedern, Walfiſchbarten, Stoßzähne vom Narwal und Tran. Es mag noch erwähnt werden, daß der geſamte Handel ſich in den Händen der Regierung befindet und ſtreng monopoliſiert iſt.

Setzen wir unſere Reiſe auf dem nördlichen Polarkreiſe nach Oſten fort, ſo gelangen wir in den europäiſchen Anteil der Polarzone und ſtoßen hier zuerſt auf die Inſel Island. Wir haben dieſelbe ſchon früher in dem Artikel über Dänemark behandelt, da die Inſel von dem Polarkreiſe nur in ihren äußerſten nördlichen Spitzen geſtreift wird und infolgedeſſen natürlich nicht mehr zum polaren Gebiete gehört, obgleich ihre Natur ſich von dieſem nicht unterſcheidet. Man kann Island alſo auch mit demſelben Rechte zum polaren Gebiete Europas hinzuziehen, wir haben jedoch der erſteren Anſicht als der richtigeren den Vorzug gegeben.

Digitized by Google

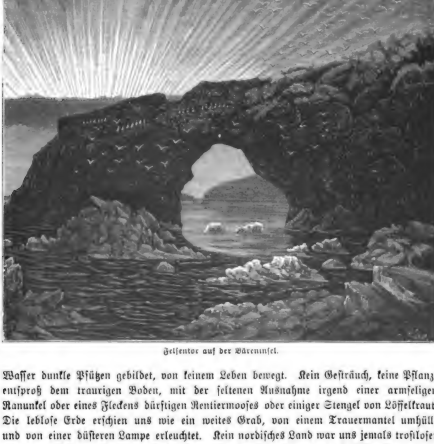
Auch das europäische arktische Festland haben wir bereits in den Kapiteln von Skandinavien und Rußland mitbehandelt, um den Zusammenhang nicht zu stören. Es würde sich also hier nur noch um die europäische polare Inselwelt handeln. Von Westen ragt da zuerst

Jan Mayen aus den Fluten empor, ein einsamer, etwa 350 km von Grönland entfernter Gebirgsstock von vulkanischem Gestein, der in dem erloschenen Vulkan Beerenberg 2545 m hoch emporragt; den Berg Esk will man auch noch vulkanisch tätig gesehen haben. Jan Mayen, 413 qkm umfassend, ist völlig unbewohnt. Nur Jäger und Robbenschläger besuchen ab und zu das einsame Eiland, auf welchem nur Robben und Walrosse, sowie zahllose Seevögel hausen, bisweilen auch Eisbären, die mit dem Treibeis kommen, welches die Insel wahrscheinlich jahraus, jahrein umgibt. Die hohen Gebirgsgipfel sind von Gletschern umlagert, welche zum Teil bis zum Meere sich herabsenken und ungeheuren versteinerten oder gefrorenen Wasserfällen gleichen, indem sie die Felsen, auf denen sie ruhen, wellenförmig überziehen; ihr lichtgrüner, mit weiß untermischter Glanz steht in grellem Gegensatz zu den schwarzen Steinmassen, die hier und da den dichten Eismantel durchbrochen haben. Die Insel wurde 1611 von dem Holländer Jan Mayen aufgefunden und nach ihrem Entdecker benannt, denn daß sie von Hudson schon 1607 gesehen worden sein soll, dafür fehlen die Beweise.

Bäreninsel. Die in der Entdeckungsgeschichte gelegentlich der Nordpolarfahrten öfter genannte Bäreninsel liegt halbwegs zwischen Hammerfest in Norwegen und Spitzbergen und wurde 1596 von Barents und Rijp entdeckt. Bisweilen findet man sie auch Cherryinsel genannt. Den Namen Bäreninsel soll ihr Barents wegen eines harten Kampfes mit einem Eisbären gegeben haben. Die Insel ist gleichfalls gebirgig, besteht aber nicht aus vulkanischem Gestein, sondern aus Sandstein und Kalk, und erhebt sich bis nahezu 600 m Höhe. Seltsame Felsenbildungen sind auf der Insel nichts seltenes, die selbstverständlich, wie alle nordischen Inseln und Felsengestade, von unglaublichen Scharen von Vögeln bevölkert werden.

Früher war die Bäreninsel ein Eldorado der Walroßjäger, deren Scharen der Engländer Bennett schon wenige Jahre nach der Entdeckung der Insel vorauslief. Anfänglich erlegte man die riesigen Tiere nur wegen ihrer Elfenbeinzähne, bald aber lernte man auch das Fett und den Tran schätzen, und da diese gleich an Ort und Stelle ausgesiedet wurden, so begann ein förmlicher Vernichtungskrieg gegen die Tiere. Ausgerottet sind sie deswegen aber noch immer nicht, und es kommen auch heute noch besonders Norweger und Russen der Walroß- und Robbenjagd wegen nach der Insel. Da dieselbe, wie Jan Mayen, völlig unbewohnt ist, so hat ein menschenfreundlicher Kaufmann in Hammerfest auf dem Nordufer eine Hütte errichten lassen, um den hierher verschlagenen oder durch das Eis zum Überwintern genötigten Schiffern als Obdach zu dienen. Dies Beispiel haben die Russen nachgeahmt und auf der Westseite eine ähnliche Hütte erbaut, in welcher, wie Marmier erzählt, einer ihrer Landsleute einmal sieben Winter zugebracht haben soll.

Der genannte Reiſende konnte ſich nicht ſatt ſehen an den grotesken Felsbildungen der Inſel, die bald wie Ruinen mittelalterlicher Schlöſſer, bald wie Obelisken, bald wie furchtbare Götzenbilder aus der Brandung emporſtiegen. Auf allen Vorſprüngen erſchien eine unzählige Menge weißer Punkte, die, als eine Muskete abgefeuert wurde, mit rauhem, mißtönendem Geſchrei ſich in die Lüfte erhoben. Maſſen von Schnee bedeckten noch immer einen großen Teil der grauen Ebene, hier und da hatten die zuſammenfließenden



Felſenthor auf der Bäreninſel.

Waſſer dunkle Pfützen gebildet, von keinem Leben bewegt. Kein Geſträuch, keine Pflanze entſproß dem traurigen Boden, mit der ſeltenen Ausnahme irgend einer armſeligen Ranunkel oder eines Fleckens dürftigen Rentiermooſes oder einiger Stengel von Löffelkraut. Die lebloſe Erde erſchien uns wie ein weites Grab, von einem Trauermantel umhüllt und von einer düſteren Lampe erleuchtet. Kein nordiſches Land war uns jemals troſtloſer erſchienen, keine unbewohnte Inſel hatte jemals das Bild eines Schiffbruches mit ſo grauſigen Farben mir vor die Seele gemalt. Wir richteten unſere Blicke mit einer Art banger Beſorgnis nach unſerem Schiffe, und freudig hob ſich unſere Bruſt, als wir die

Digitized by Google

Masten des guten Fahrzeugs erblickten, die hoch und schlank aus der Bucht hervortauchten. Dort lag unsere Zuflucht, dort die Brücke, die uns mit dem Vaterlande verband. Als wir wieder an Bord angelangt waren, verwischte der Nebel die ganze Insel vor unseren Augen. Es war, als sei alles nur ein Traum gewesen, oder als hätten wir ein Ufer betreten, welches Zauberkräfte plötzlich wieder in den Abgrund versenkten.

In neuerer Zeit sind auf der Bäreninsel reiche Kohlenlager entdeckt, und so ist die Insel eine wichtige Kohlenstation geworden; anderseits zieht auch der Fischreichtum der die Insel umgebenden See viele Fahrzeuge hierher.

Spitzbergen ist eine Inselgruppe, welche aus drei größeren und einer Anzahl kleinerer Inseln besteht, die insgesamt etwa 70 000 qkm Raum einnehmen. Die größte

Magdalenenbai.

ist Westspitzbergen, welche durch den im Süden tief eindringenden Eisfjord und die gegenüber von Norden ebenso einschneidende Wijdebai fast in zwei Teile getrennt wird. Durch die Hinlopenstraße von ihr getrennt liegt nordöstlich davon das Nordostland. Südöstlich von Westspitzbergen liegt, durch den Helissund von ihr getrennt, die Barentsinsel und von dieser in gleicher Richtung, durch die Freemann- oder Thymenstraße geschieden, die Edgeinsel. Als größere Insel ist auch noch an der Westküste Prinz Charles Foreland zu nennen, von Westspitzbergen durch den Forelandfjord abgetrennt. Eine große Anzahl von kleinen Inseln liegt an den Küsten und zwischen den großen. Viel genannt wurde seinerzeit die kleine Däneninsel an der romantischen Magdalenenbai im Nordosten, denn von hier aus begann der Luftschiffer André seinen Flug über den Nordpol, von dem er leider nicht zurückgekehrt ist. In weiterer Entfernung von der Hauptgruppe Spitzbergen, davon durch den breiten Olgasund geschieden, liegt das König Karlland, welches gewöhnlich auch noch zu Spitzbergen gerechnet wird.

„Die hochnordische Natur," schreibt ein Kenner des Landes, „erscheint nirgends in einem erhabeneren Gewande, nirgends stellt sie sich in majestätischeren Formen dar, als an Spitzbergens westlicher Küste. Wenn der dichte Nebelschleier, der den Anblick des mächtigen Ufergebirges dem behutsam sich nähernden Schiffer verbarg, sich plötzlich aufrollt, dann scheint es wie ein wunderbares Zauberbild aus den kalten Fluten emporzusteigen. Wild und zerrissen streben die hohen Felswände gen Himmel, hier in mächtigen Vorgebirgen weit in die See hinausragend, dort tiefe Fjorde bildend, und der grelle Gegensatz von Licht und Schatten erlaubt dem Auge noch in meilenweiter Entfernung alle Umrisse des großartigen Bildes mit Genauigkeit aufzunehmen und zu verfolgen. Wo das nackte Gestein zu Tage liegt, erscheint es schwarz gegen den blendend weißen Schnee, der alle Aushöhlungen, Schluchten, Spalten und Täler füllt und das Tageslicht mit solcher Kraft zurückwirft, daß seine weiten Lager wie im hellen Sonnenschein erglänzen."

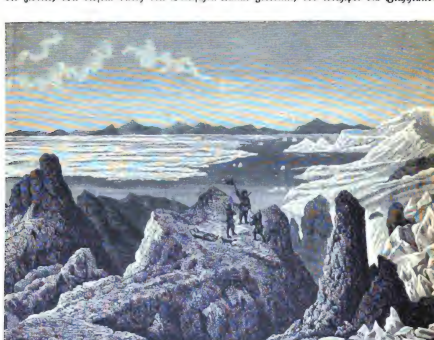
Auf der Südspitze Westspitzbergens, am Hornsund, erhebt sich der gleichnamige Berg bis zu 1430 m; die Chydeniusberge zwischen der Wijdebai und dem Eisfjord sollen bis 1750 m messen. Zahlreiche Gletscher reichen stellenweise bis an die Küste, die bis zu 100 m ansteigt, so daß der Gletscher mit einer kolossalen Breite überhängt. Doch tritt hier die Natur in so kolossalen Verhältnissen auf, daß weder dieser mächtige Eiswall, noch die übrigen Gletscherwände ein lebhaftes Erstaunen erwecken, bis man ganz in ihre Nähe kommt; dann erst erscheint die gewaltige Mauer in ihrer ganzen erhabenen Größe. Häufig brechen ungeheure Massen dieser Gletscherwände los und stürzen in die See.

Spitzbergen ist schon von Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an ein Tummelplatz der Seejäger und Fischer gewesen, denn die Kunde von dem Reichtum des Spitzbergischen Meeres hatte sich schnell verbreitet. Engländer, Holländer, Norweger, Dänen und sogar Biscayer fanden sich ein, um an diesem Reichtum zu partizipieren, und alle wollten auch Eigentumsansprüche erheben und den andern die Teilnahme verweigern. Die Engländer beriefen sich darauf, daß Willoughby Spitzbergen 1553 zuerst gesehen habe, die Holländer mit größerem Rechte auf die Entdeckung durch Barents, die Dänen wollten Spitzbergen ja nur als eine Fortsetzung des ihnen gehörenden Grönlands betrachten, und lange Zeit glaubte man in der Tat, das beide Länder zusammenhingen. Das Spitzbergensche Meer ist heute noch reich an Seetieren aller Art, wenn die eifrige Nachstellung die Wale auch wesentlich vermindert hat, oder diese sich vielleicht nur in unzugänglichere Regionen zurückgezogen haben. Auch das Land ist reich an wilden Rentieren und Pelzträgern aller Art, und deshalb die Jagd in und um Spitzbergen noch immer sehr ergiebig.

Kein nordisches Land ist so vielfach besucht worden wie Spitzbergen, und es gehört daher zu den bekanntesten Ländern der europäischen Polarwelt. Gegenwärtig gehen sogar während des Sommers mehrfache regelmäßige Touristenfahrten nach Spitzbergen, und mit Hammerfest besteht, natürlich auch nur im Sommer, eine regelmäßige Dampferverbindung. Daß unter solchen Umständen natürlich auch ein Hotel nicht ausgeblieben, kann nicht verwundern. Ein solches ist an der Adventsbai von einer norwegischen Ge-

ſellſchaft erbaut worden und hält während des Sommers ſeine Salons geöffnet wie anderswo in der Welt, wohin die Touriſtenſchwärme kommen.

Franz Joſephland wurde 1873 von der öſterreichiſchen Expedition unter Payer und Weyprecht aufgefunden und dann durch ſpätere Unterſuchungen näher beſtimmt. Die Inſeln des Archipels bilden drei Gruppen. Die erſte iſt das weſtliche Alexandraland, die zweite, von dieſem durch den Britiſchen Kanal getrennt, der Archipel des Zichylandes



Kap Fligely in Franz Joſephland.

mit den Hooker-, Hall- u. a. Inſeln; die dritte Gruppe, durch den Auſtriaſund getrennt, umfaßt das Wilczekland mit dem Kronprinz Rudolfland, Graham Bell-Land und einige Inſeln. Das Geſtein, aus welchem Franz Joſephland beſteht, ſcheint zumeiſt Baſalt zu ſein, der ſich auf einigen Inſeln bis 800 m erhebt, alles natürlich unter einer mächtigen Eis- und Schneedecke vergraben. Die Vegetation iſt weit ſpärlicher als auf Spitzbergen, die Tierwelt iſt durch Bären, Seehunde, Weißwale und unzählige Seevögel vertreten. Von dem nördlichſten Punkt, den Payer am 2. April 1874 erreichte, Kap Fligely, wollte er noch weit im Norden ein Land geſehen haben, das er Petermannland nannte, doch

haben die neueren Untersuchungen dessen Existenz nicht bestätigt. Es ist besonders der Engländer Frederick Jackson, dem man eine nähere Kenntnis dieses Archipels verdankt, denn er hielt sich von 1894 ab drei Jahre auf Franz Josephland auf. Nach ihm hat dann noch 1899 der Amerikaner Wellmann wertvolle Aufschlüsse gebracht, und auch die Umfahrung des ganzen Archipels durch den Prinzen Amadeus von Savoyen, 1899 und 1900, bestätigte, daß weder das Petermannland noch das frühere König Oskarland vorhanden ist. Die Schlittenexpedition des Prinzen erreichte unter dem 65. Längengrade in über 86° 33, den bisher höchsten nördlichen Punkt, Nansen war nur bis 86° 4′ gelangt.

Im asiatischen Polarmeere sind nur

die Neusibirischen Inseln von Wichtigkeit. Dieselben bilden einen Archipel von mehreren großen und kleinen Inseln, nördlich über den Mündungen der Jana und Indigirka, ihr Inhalt wird insgesamt auf etwa 25 000 qkm geschätzt, wovon auf die größte, Kotjelnoi oder Kesselinsel allein fast 11 000 qkm kommen. Wichtig ist die Inselgruppe als eine schier unerschöpfliche Fundgrube vorweltlicher Tiere geworden, deren Knochen und Zähne als fossiles Elfenbein ein bedeutender Handelsartikel geworden sind. Als das verbreitetste und hervorragendste dieser längst ausgestorbenen Tiergattungen ist der vorweltliche Elefant, das Mammut, zu nennen. In Deutschland, in Rußland und andern Ländern hat man die kolossalen Reste dieses Riesentieres mit 4 m langen, gebogenen Stoßzähnen gefunden, in Sibirien 1807 sogar einen vollständig erhaltenen Kadaver, der im Lenadelta allmählich aus dem Eise herausgeschmolzen war. Der Körper war noch mit Wollhaar bedeckt, ein Beweis, daß dieser Elefant nicht, wie der jetzige, in der heißen Erdzone gelebt hat, und das Fleisch wurde noch von Hunden gefressen. Ehe man noch die Bedeutung dieser Funde für die Erdbildungsgeschichte kannte, hatte sich die kaufmännische Spekulation schon der Stoßzähne bemächtigt, und die Neusibirischen Inseln haben sich als eine Fundstätte erwiesen, wie es keine zweite auf der Erde gibt. Die südlichste der Inseln, das kleine Ljachow, ist besonders reich daran. An keiner Stelle des sibirischen Festlandes, weder auf den Küstentundren, noch an den Flußmündungen, finden sich Mammutüberreste in so außerordentlicher Menge vor, wie auf diesem Inselande. Hier sah Hedenström auf einer Strecke von nur einer Werst zehn große Zähne aus der Erde hervorragen, und auf einer einzigen Sandbank an der Westküste hatten russische Elfenbeinsammler, die damals wie heute jedes Frühjahr auf ihren Hundeschlitten über das Eis hierher kamen, um während des Sommers zu sammeln, schon seit achtzig Jahren ihre reichsten Zahnernten gefunden. Daß trotz dieses Absuchens derselben Stellen hier noch alljährlich neue reiche Funde gemacht werden, läßt sich dadurch erklären, daß die in den Sandlagern des Strandes enthaltenen Knochen und Zähne allmählich durch den Wellenschlag ausgewaschen und fortgespült werden, so daß sie nach anhaltendem Ostwinde bei niedrigem Wasser auf den dann trocken liegenden Bänken eingesammelt werden können. Außer Mammutknochen soll sich auf den Neusibirischen Inseln auch eine nicht unbedeutende Menge von Skeletteilen anderer Tierformen vorfinden, die bis jetzt

wenig bekannt, aber natürlich von großer Wichtigkeit für die Erforschung der Wirbeltierfauna sind, welche mit dem Mammut gleichzeitig die sibirischen Ebenen belebt haben, namentlich werden auch Rhinozeroshörner, sowie Hörner und Schädel einer vorweltlichen Ochsenart gefunden.

4. Die Südpolarländer.

Der nördliche Polarkreis durchschneidet fast ausschließlich nur die Landmassen von Europa, Asien und Amerika, so daß ungeheure Flächen dieser drei Erdteile in das nördliche polare Gebiet hineinbezogen werden und erst näher dem Pole das Eismeergebiet beginnt. Der südliche Polarkreis dagegen schneidet ganz ausschließlich nur die Wasserhalbkugel, die drei hier in Frage kommenden Erdteile Afrika, Amerika und Australien bleiben weit von ihm entfernt, so daß man als Grenzen des Polarkreises recht wohl den Atlantischen, Großen und Indischen Ozean bezeichnen kann, die alle drei über den Polarkreis mit dem südlichen Eismeere in unmittelbarer Verbindung stehen.

Diese Tatsachen konnte man sich in früheren Jahrhunderten nicht einmal als möglich denken, denn man ging von der sonderbaren Theorie aus, daß im Süden der Erdkugel ebenso wie im Norden große Landmassen vorhanden sein müßten, weil sonst die Erde aus dem Gleichgewicht kommen würde. Nun wollten verschiedene Seefahrer zu verschiedenen Zeiten dieses fabelhafte Südland auch wirklich gesehen haben, wenn auch nur aus der Ferne und nicht einmal in der Nähe des Polarkreises, sondern mitten im Großen Ozean. Dieser Glaube an ein Südland war so festgewurzelt, daß, wie wir gesehen haben (S. 565), die holländisch-ostindische Kompanie von Batavia aus den Seefahrer Abel Tasman 1642 ausdrücklich zu dem Zweck aussandte, dies Südland zu finden und die Sache näher zu untersuchen. Wir haben gesehen, daß selbst dieser bedeutende Seemann, der sich auf dieser Fahrt durch die Entdeckung von Neuseeland ewigen Ruhm gewonnen, diese Insel für die Nordspitze jenes fabelhaften Südlandes hielt, da er das Land wegen der feindlichen Haltung der Eingeborenen nicht näher untersuchen konnte, denn sonst würde er selbstverständlich die Inselnatur Neuseelands gefunden und nicht den Glauben an ein Fabelland noch verstärkt haben. Erst James Cook war es vorbehalten, das Nichtvorhandensein eines großen Südlandes nachzuweisen, er fand wenigstens sowohl im Atlantischen. wie im Großen und Indischen Ozean keine Spur davon, soweit und soviel er auch darin umherkreuzte. Alles, was andere Seefahrer dort gesehen haben wollten und für das Südland ansahen, mußte also auf Täuschung beruhen, wie sie namentlich in der Nähe oder innerhalb der Polarzone, sobald die Schiffe die Eisregion betreten haben, sehr leicht möglich ist. Es ist auch sehr erfahrenen Seeleuten begegnet, daß sie in der Ferne Land zu sehen meinten und später dann über dieselbe Stelle hinwegfuhren und weit und breit kein Land zu sehen war.

Auf Cooks Autorität hin wurde nun das fabelhafte Südland gestrichen und — dennoch ist es vorhanden, allerdings nicht da, wo es Seefahrer vor Cook gesehen haben wollten, weder im Atlantischen noch im Großen, noch im Indischen Ozean, wie Cook auf seinen drei Reisen ja glänzend und unwiderlegbar bewiesen hatte. Heute aber weiß man, daß jenseits des südlichen Polarkreises, aber nur jenseits, also nur innerhalb der Polarzone, die zum Unterschiede von der arktischen (nördlichen) die antarktische Zone genannt wird, rings um den Südpol Land existiert, von dem man aber auch heute noch nicht weiß, ob es ein zusammenhängender antarktischer Kontinent oder eine Welt von Inseln ist.

Außerhalb des Polarkreises liegen ringsum nur weit verstreute einzelne Inseln und Inselgruppen, die in den Ozeanen förmlich verschwinden. Im Indischen Ozean liegen in der Nähe des 40. Grades südl. Br. ungefähr in der Mitte zwischen Afrika und Australien die Inseln Neu-Amsterdam und St. Paul, beide Frankreich gehörend. Südöstlich von Afrika begegnen wir den Pr. Edwardinseln und östlich von diesen, so ziemlich immer in der gleichen Breite um den 50. Parallelkreis herum, den Crozetinseln, der Kerguelengruppe, der Heard- und Macdonaldinsel. Im Atlantischen Ozean liegen um den 40. Parallelkreis die Goughinsel und Tristan d'Acunha, und jenseits des 50. Grades die Bouvetinsel, der Sandwich-Archipel und Süd-Georgia. Im übrigen sind diese ungeheuren Wasserflächen vollständig leer. Alle diese einsamen Inseln, die zum Teil auch schon lange bekannt sind, dienen nur als Stationen für die Seefahrer, namentlich aber für die Walfischjäger und Robbenschläger, denn ihre Küsten wimmeln von Seetieren aller Art.

Die Kunde von dem außerordentlichen Reichtum der Südsee hatte nach und nach, als die Waltiere im Norden immer seltener geworden oder sich immer mehr in unzugängliche Meere zurückgezogen, die Waljäger nach dem Großen Ozean gelockt, und sie machten hier in der Tat reiche Beute. Sie waren es, die auch zuerst nach Süden vordrangen, und ihre Fangzüge gingen seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich nach dem Süden des Großen Ozeans, und hier drangen sie von den Küsten Amerikas her immer weiter vor. Hier war es auch, wo 1819 der Waljäger W. Smith in diesen hohen Breiten, weit südlich von Feuerland die Süd-Shetlandinseln entdeckte, wo er das Meer und die Küsten von einer nie gesehenen Menge von Seesäugetieren aller Art belebt fand. Der Erfolg seines Jagdzuges war ein außerordentlicher und lockte bald auch andere. So kamen auf seinen Spuren Powell und Palmer, welche 1821 noch über die von Smith aufgefundenen Inseln hinausgingen und weiter südlich, schon in der Nähe des Polarkreises die Trinityinsel und das Palmerland entdeckten, welch letzteres nach und nach auch als eine Inselgruppe erkannt worden ist. Zu derselben Zeit entdeckte der russische Seefahrer F. G. von Bellinghausen, welcher in dieselben Regionen gekommen war, westlich davon ein neues Land, das er Alexanderland nannte, während 1823 der Waljäger James Weddell im Februar östlich von jenen Entdeckungen, genau südlich von der seit Cook schon bekannten Sandwichgruppe, weit über den Polarkreis bis zum 75. Breitengrade vordrang, überall offenes Wasser fand, Land aber immer nur in der Ferne erblickte.

Darum jedoch hatte er sich nicht zu kümmern, denn er strebte als Waljäger nur seinem Geschäft nach, auf Entdeckungen ging er nicht aus, sowenig wie irgend ein anderer Walfischjäger; deren Entdeckungen waren immer nur dem Zufall überlassen. Das war auch mit dem Waljäger Biscoe der Fall, welcher in den Jahren 1830 bis 1832 von Amerika her diese hohen Breiten aufsuchte und 1831 so auf das Alexanderland des Russen Bellinghausen traf und dabei auf eine Inselgruppe, die nach ihm den Namen Biscoeinsel erhielt, wie sie auch heute noch heißt, obwohl sich nachträglich herausgestellt hat, daß es wahrscheinlich dieselben Inseln sind, an welche der holländische Seefahrer Dirk Gerritsz schon im Jahre 1599 verschlagen worden ist. Von diesen Inseln erstreckte sich die Eiskante nach Nordost, und an dieser seinem Geschäft nachgehend, entdeckte er auch noch das Grahamland, das sich über den Polarkreis hinaus der Südspitze von Amerika entgegenstreckt; ob Insel oder Halbinsel eines größeren, zusammenhängenden Landes, ist noch immer nicht entschieden. Auf der weiteren Fahrt segelte er ostwärts an der Eiskante in der Nähe des Polarkreises hin und fand, schon etwas südöstlich unter Afrika ein größeres Land, das er Enderbyland nannte, neben welchem noch weiter östlich der Waljäger Kemp 1833 das nach ihm benannte Kempland entdeckte. Der Waljäger Balleny endlich, der von Neuseeland geradeswegs über die Aucklandinseln nach Süden segelte, fand unter dem Polarkreise eine Inselgruppe, die den Namen Ballenyinseln erhielt. Wohl sah er nun von hier aus eine Küste sich unabsehbar weit nach Süden hin erstrecken, ein Gebirgsland mit Riesenbergen, aber die Eisverhältnisse zeigten sich so ungünstig und gefahrdrohend, daß er darauf verzichtete, hier sich aus einem geschäftsmäßigen Waljäger in einen Endecker zu verwandeln; er begnügte sich damit, die vorspringende Kante dieses Landes Kap Hudson zu nennen, und lebte dann seinem Geschäft nach.

Diese erste Periode der Entdeckungen im äußersten Süden kann man recht wohl die Waljägerperiode nennen, denn nachdem diese Geschäftsleute an zwei verschiedenen Punkten des Polarkreises, südlich unter Amerika und unter Afrika, größere Stücke Landes entschleiert hatten, wurde auch der Glaube an ein noch unbekanntes vorhandenes Südland wieder lebendig. Nun kamen die Entdecker, und die Aufgabe wurde gleich von verschiedenenen Seiten kräftig angegriffen.

Die Franzosen sendeten den Weltumsegler Dumont d'Urville, um die französischen Interessen in der Südsee wahrzunehmen, und da machte d'Urville gleich von der Südspitze Amerikas aus einen Abstecher zum Polarkreise, und hier traf er auf die Entdeckungen von Smith und Palmer. Er umsegelte die Süd-Shetlandinseln nach Osten und entdeckte hier nicht allein die Insel Joinville, sondern auch die noch unbekannte Nordspitze des schon von Biscoe gefundenen großen Grahamlandes, die d'Urville aber Louis Philippland nannte. Damit mußte er sich zunächst begnügen, denn seine Aufgabe rief ihn in die Südsee; das Polarland hatte aber solch Interesse für ihn gewonnen, daß er 1840 noch einmal zurückkehrte, aber nicht von Amerika aus, sondern von Sydney in Australien, von wo er gleich direkt nach Süden segelte und westlich von den Ballenyinseln auf das Polarland traf, das er weithin nach Westen verfolgte und das ihm aus zwei getrennten Stücken zu bestehen schien, die er Adelieland und Clarieland nannte. Die ihm für

diesen Abstecher seiner Weltreise gegebene Zeit war indessen abgelaufen, und er mußte mit diesen Entdeckungen zufrieden sein.

Die Fortsetzung übernahm der gleichzeitig eingetroffene Amerikaner Wilkes, der mit dem ausdrücklichen Auftrage, hier Forschungen anzustellen, gekommen war. Beide Seefahrer waren sich am Clarieland sogar noch begegnet, und Wilkes beschloß, das merkwürdige Land in gleicher Richtung weiter zu verfolgen. So entdeckte er denn eine ganz gewaltige Strecke dieses unbekannten Landes, die er mit den Namen North-, Sabrina-, Budd-, Knox- und Terminationland belegte, die heute noch auf allen Karten verzeichnet stehen, mit Ausnahme des letzten, das nach neueren Forschungen nicht existieren soll, obwohl die soeben vollendete deutsche Südpolarexpedition von 1901—03 ganz in der Nähe, wo Wilkes das Terminationland angegeben, wieder Land gefunden hat, das Kaiser Wilhelm II.-Land genannt worden ist. Es würde also zwischen dieser gewaltigen Landstrecke, welche gerade südlich unter Australien liegt, und dem von Balleny Kap Hudson benannten Vorsprung nur das Stück bis zum Adelieland noch zu untersuchen sein, dann wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Ganze doch ein großes, zusammenhängendes Land darstellt, welches recht wohl als ein südpolarer Kontinent an die Stelle jenes fabelhaften Südlandes treten könnte, das man freilich ganz wo anders vermutete. Es ist ferner keine Frage, daß schon Cook tief drin in diesem wirklichen Landkomplex der südlichen Polarzone gewesen ist, daß er aber zufällig nur tiefe Einschnitte getroffen und kein Land gesehen hat oder das, was er gesehen, nicht für Land gehalten hat, wie er z. B. 1773 unfern des von Biscoe entdeckten Enderbylandes ziemlich tief noch nach Süden vorgedrungen ist.

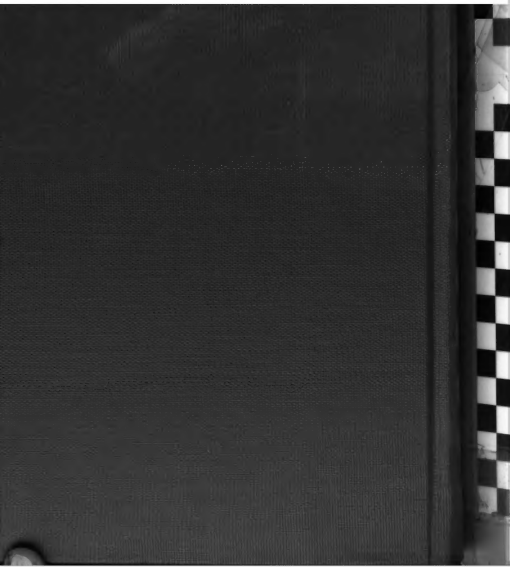
Neben d'Urville und Wilkes trat nun ebenfalls gleichzeitig der Mann auf, der für die Südpolarregion der hervorragendste geworden ist: der Engländer James Roß, der schon in der Geschichte der Nordpolarfahrten neben seinem Oheim John Roß mehrfach genannt worden ist, auch als ständiger Begleiter des Nordpolfahrers Parry. James Roß trat im September 1839 die Reise an, auf den Schiffen Erebus und Terror, die ebenso berühmt geworden sind, wie er selbst. Ein Jahr lang beschäftigten ihn seine Aufträge in der Südsee, dann wendete er sich von Australien aus gleich direkt zum Polarkreise, den er da traf, wo Balleny das Kap Hudson gesehen und benannt hatte, aber umkehrte, weil ihm die Eisverhältnisse zu gefährlich schienen. Roß fand es günstiger. Nachdem er eine Eisbarrière durchbrochen, sah er wie Balleny das Land weithin nach Süden sich ausdehnen, bespült von fast ganz eisfreiem Meer, während es nach Westen ebenfalls weiter lief. Roß konnte nicht wissen, daß hier Wilkes und d'Urville tätig waren, sein Plan ging nach Süden, da es eine seiner Hauptaufgaben war, den magnetischen Südpol festzustellen, was nur weiter südlich geschehen konnte, und dafür vermochte er die Verhältnisse ja gar nicht günstiger zu treffen. So folgte er denn der Küste von Ballenys Kap Hudson, das er Adare nannte, nach Süden. Ein großartiges Alpenland hatte er zur Seite, vulkanischen Ursprungs. Messungen ergaben den Mount Melbourne zu 4500 m Höhe, alles aber in Eis und Schnee gehüllt, welcher Mantel nur selten einmal von dem schwarzen Felsgestein durchbrochen war. An ein Betreten des Landes war nicht zu denken, denn abgesehen von

der vorlagernden Eisbarre war es auch von einer fürchterlichen Brandung umtobt. Überall aber zeigte sich das reichste Vogelleben. Roß vermochte bis zum 79. Breitengrade vorzudringen, angelockt von ungeheuren Rauchwolken, die mit riesenhaften Flammen aus einem Vulkan hervorbrachen, neben welchem noch ein etwas kleinerer, ruhender sich befand. Roß nannte die beiden Berge nach seinen Schiffen Erebus und Terror und fand sie nach Messung 3370 und 3318 m hoch. Dieses ganze südpolare Alpenland aber erhielt von ihm den Namen Victorialand, die glänzendste Entdeckung, die bisher im Südpolargebiet gemacht worden ist.

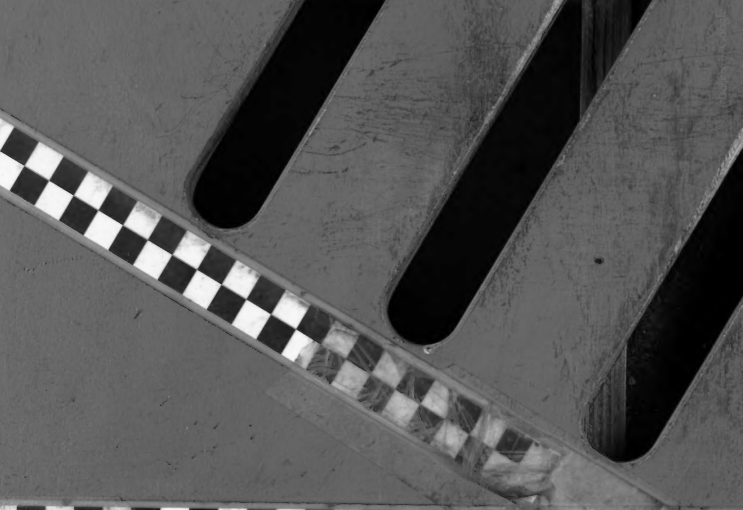
Wir müssen nun hier zum Schluß eine Reihe neuerer Expeditionen wenigstens noch anführen, die nicht sowohl Entdeckungen zu machen, als vielmehr wissenschaftlichen Zwecken in hydrographischen, magnetischen, metereologischen und andern naturwissenschaftlichen Forschungen zu dienen hatten. 1872 bis 1876 arbeitete die deutsche Gazelle-Expedition in Übereinstimmung mit der englischen Challenger-Expedition und denen zur Ergänzung noch 1898 und 1899 eine deutsche Tiefsee-Expedition folgte. In jüngster Zeit hat sich im Südpolargebiet sogar eine ganz außergewöhnliche Tätigkeit entfaltet, denn fast gleichzeitig erschienen daselbst eine belgische Expedition von 1897 bis 1899, zwei englische von 1899 bis 1900 und von 1901 ab, eine deutsche von 1901 bis 1903, eine schwedische von 1901 und eine schottische von 1902 ab, die zum Teil noch nicht zurück sind, und deren Ergebnisse für die Kenntnis der Südpolarländer wir also noch abzuwarten haben.

D14099

Digitized by Google



Digitized by Google



b89119118818
b89119118818a

Digitized by Google